183

CANADIAN OFFICE, 21 DUNDAS ST.
TORONTO

2176

CANADA INT. O.P.
5
CENSORED

183

Aug. Vogt.

2176

183

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Serie.

Erster Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Eine Mutter.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

LG
G383mu

Eine Mutter.

Roman

im Anschluß an „die Colonie"

von

Friedrich Gerstäcker.

TORONTO LIBRARY
CANADA INT. O.P.
5
CENSORED

[Dritte Auflage.]

467032
20.10.47

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

1.

Fürchtegott Pfeffer.

Ein gar reges und geräuschvolles Leben und Treiben erfüllte heute die überhaupt nicht unbedeutende und besonders viel von Fremden besuchte Provinzialstadt Haßburg.

Schon die Lage des alten Ortes war eine reizende, und eine große Zahl von wohlhabenden Leuten hatte sich deshalb sogar in oder nahe bei der Stadt bleibend niedergelassen, so daß sie mit ihren freundlichen Villen und Wohnhäusern die Anlagen wie die Hänge der daranstoßenden Hügelkette bunt und prächtig überstreuten.

Heute füllte aber noch eine ganz besondere Veranlassung sowohl die engen und etwas winkeligen Straßen des Weichbildes, wie auch die Anlagen und freien Plätze mit einer Unzahl geputzter Menschen, denn es war Jahrmarkt wie zugleich Haßburger Vogelschießen, wozu sich dann natürlich die ganze Nachbarschaft herbeidrängte. Besonders die Bauern kamen in hellen Schwärmen zu Markt gezogen, und in den Hauptverbindungsstraßen wimmelte es wie bei einer Völkerwanderung.

Unmittelbar vor der Stadt, auf einem großen, freien Platz, der sogenannten „Schützenwiese", stand denn auch eine große Zahl von Buden aufgeschlagen, während dicht daneben in einem niedern, langen Gebäude die „Altschützen" auf ver-

schiedenen Ständen unermüdlich nach ihren dahinter aufgestellten Scheiben knallten.

Der Verkehr war hier draußen auch der stärkste, wenngleich selbst die innere Stadt nicht von Buden verschont geblieben, und während eine Zahl von Drehorgeln mit ihren grausig gemalten Mordgeschichten, böhmischen Musikbanden, Gymnastikern in schmutzig-weißen, phantastischen Anzügen und anderen Meßkünstlern geringeren Grades die Promenaden überschwemmten, sammelte sich hier das Volk besonders, und oft wurde selbst die Passage durch die verschiedenen Aufzüge für kurze Zeit gehemmt und unterbrochen.

An diesen Theil der Promenade stieß übrigens unmittelbar die Stadt, mit ihren hohen, schmalen, gedrängten Häusermassen, und während die Front der hier sichtbaren Reihe in eine enge, dumpfige Straße hinaussah und auch dort ihren Haupteingang hatte, genossen die Wohnungen der Hintergebäude (so eingeschränkt die Miethsleute dort auch vielleicht wohnen mußten) doch wenigstens freie Aussicht auf grüne Bäume und blauen Himmel, und jetzt auch, als Zugabe, auf das ganze wilde Gedränge des Markttrubels, der unmittelbar vor ihren Fenstern auf und ab wogte.

In der zweiten Etage eines dieser schmalen Gebäude wohnte der am Haßburger Theater angestellte Komiker Fürchtegott Pfeffer mit seiner Schwester und deren achtzehnjährigen Tochter Henriette in einem kleinen und sehr beschränkten Logis. Aber eben so klein und beschränkt war auch seine Gage, und Pfeffer, wenn auch sonst ein wunderlicher und excentrischer Kauz, doch ein ziemlich guter Haushalter und — sonderbarer Weise — fast der Einzige oder doch einer der Wenigen vom ganzen Theaterpersonal, der in Haßburg keine Schulden hatte.

Das ganze Logis bestand nur aus zwei neben einander liegenden Stuben, jede mit einem kleinen Alcoven versehen, dann einer etwas engen und nur nothdürftig erleuchteten Küche, und einer kleinen Holzkammer.

Die eine Stube hatte Pfeffer selber zum Studir- und Wohnzimmer inne, in dem daranstoßenden Alcoven schlief er. In dem andern Zimmer wohnten Mutter und Tochter, und

es wäre kaum möglich gewesen, sich zwei sonst ganz gleiche Räumlichkeiten verschiedener zu denken, als diese zwei sich zeigten.

Das Zimmer der Frauen glich einer Puppenstube. Die allerdings sehr zerwaschenen Gardinen waren schneeweiß; ebenso der sorgsam gescheuerte Boden. Kein Stäubchen lag auf irgend einem der sauber polirten Erlenmöbel. Ueberall herrschte die größte, ja, fast peinliche Ordnung, und nur auf einem schmalen Arbeitstisch am Fenster, an dem Henriette saß und einen geschmackvollen Kranz von künstlichen Veilchen und Schneeglöckchen zusammenstellte, lagen die verschiedenen zu ihrer Arbeit nöthigen Ingredienzen ebenso durcheinander, wie es die Arbeit gerade mit sich bringt.

An Allem sah man, daß hier sorgliche und ordnungsliebende Frauenhände walteten — und wie lag dagegen das Nachbarzimmer!

Dort wirthschaftete Onkel Pfeffer, und zwar als unumschränkter Gebieter der Räumlichkeit, über welche man aber nicht gleich beim ersten Betreten des Zimmers einen vollkommenen Ueberblick bekam, da eine permanente Wolke von Tabaksqualm den überhaupt nicht sehr hellen Raum in ein ewiges, geheimnißvolles Halbdunkel hüllte. Hatte man sich aber erst daran gewöhnt und war nicht gleich beim ersten Betreten dieses künstlerischen Heiligthums über einen Haufen dicht an der Thür liegender Broschüren, Bücher und Schriftstücke gestolpert, so erschien Fürchtegott Pfeffer, wie der heraufbeschworene Geist eines Zauberers, mit in Papilloten rund herum fest eingewickelten Haaren, in einem sehr schmutzigen, langen, wattirten Schlafrock, die lange Pfeife in der Linken, eine offene „Rolle", aus der er memorirte, in der rechten Hand, und blieb dann jedesmal — beide Arme vor sich haltend und mit einer Bewegung etwa mitten in der Stube stehen, als ob er hätte sagen wollen: Na, wer stört mich *nun* wieder?

Die Stube selber befand sich nicht allein in einer künstlerischen, sondern sogar in einer künstlichen Unordnung, gegen die aber weder Schwester noch Nichte einschreiten durften. Pfeffer behauptete nämlich — und vielleicht nicht ganz mit

Unrecht —, sobald einmal bei ihm aufgeräumt würde, fände er nie mehr, was er suche, und es sei nachher eine Heidenarbeit, sein Studirzimmer wieder in den Stand zu setzen, wie er es allein brauchen könne, das heißt: in ein wahres Chaos von lauter benutzten und unbenutzten Dingen.

Die Gardinen waren jedenfalls, als sie am Ersten des Monats aufgemacht worden, eben so rein und weiß gewesen, wie in der Nachbarstube; wenn aber auch erst drei Wochen dazwischen lagen, so sahen sie doch jetzt schon entsetzlich aus. Ein schwarzer Reif schien auf sie gefallen zu sein — wie ein Trauercouvert mit schwarzen Rändern hingen sie von der Decke nieder, und noch immer zog der dicke Qualm zu ihnen empor und setzte sich den vorangegangenen Rußtheilchen an.

An den Wänden hingen eine Menge Bilder von theatralischen Größen, alle jedoch nur in einfach braunen oder schwarzen Rahmen. Was aber die Kunst *getrennt*, hatte die Kunst hier wieder vereint, denn über dem kleinen, mit bunten Kattun bezogenen Sopha nahmen Bogumil Dawison und Emil Devrient den Ehrenplatz ein, ja, *ein* Lobeerkranz verband sogar Beide mit einander.

Dort hingen auch Ludwig Löwe und Laroche, dort hingen die Charlotte Ackermann, die alte Schröder und eine Menge berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen; dort hingen Schiller, Göthe, Lessing, Iffland — aber kein einziges Bild eines Tenoristen oder einer Primadonna, und noch viel weniger eins, das nur im Entferntesten auf die *Posse* Bezug gehabt hätte.

Pfeffer haßte nicht allein die Oper, sondern auch die Posse, und war vielleicht gerade deshalb ein so ausgezeichneter Komiker, weil er seine Rolle mit einer solchen Erbitterung — ja, mit einem wahrhaft tödtlichen Haß abspielte, gewissermaßen, um sie nur los zu werden.

Außerdem stand in der Stube noch ein alter Schreibtisch aus Nußbaumholz, aber von oben bis unten mit Büchern, Rollen, Costümbildern, Zeitungsblättern wie allen nur erdenklichen Rauchapparaten, als Tabaksfasten und Beutel, Pfeifenröhren, Cigarrenspitzen ꝛc., bedeckt. Den Nipptisch in der Stube bildete aber die Commode mit einem Photographie-

Album im Centrum.. Rechts davon stand ein unbenutzter Mahagoni-Tabakskasten mit gestickten Seitenwänden, neben ihm ein gesticktes Uhrgehäuse, links eine eben solche Cigarrentasche, wie ein mit Silber beschlagener, guter Meerschaumkopf in geöffneter Kapsel — Alles mit dichtem Staub bedeckt, denn abwischen durfte es Niemand.

Zwischen den beiden Fenstern, über einem kleinen Wandschrank, war auch ein Spiegel angebracht, der Vorhang aber von beiden Seiten so gesteckt worden, daß er den obern, also benutzbaren Theil desselben vollkommen bedeckte und nur den untern sichtbar ließ, den Pfeffer brauchte, wenn er sich rasirte.

Zwischen den beiden Stuben die er und seine Schwester bewohnten, bestand eine Verbindungsthür, aber sie schien cassirt zu sein. Es hing wenigstens auf *seiner* Seite eine dicke wollene Decke davor, und ein kleines Büchergestell war so angebracht, daß es den untern Raum vollkommen ausfüllte. Aber nicht deshalb war es etwa geschehen, weil sich Bruder und Schwester nicht vertragen hätten — im Gegentheil, es gab kaum zwei Geschwister, die sich zärtlicher liebten, wenn sich auch Pfeffer selber etwas Derartiges nie merken ließ. Wäre aber die Thür benutzt gewesen, so hätte der fortwährende und furchtbare Tabaksqualm auch unfehlbar in das andere, von den Damen bewohnte Zimmer hineinziehen müssen, und Pfeffer selber that da Einspruch.

So verkehrten sie denn, wenn auch nicht so rasch, doch eben so häufig durch den kleinen Vorsaal mit einander, der draußen auf die Treppe ausmündete und dadurch dem Tabaksrauch einen freien Abzug gab, ohne in das Zimmer der Schwester zu dringen. Nach einem stillschweigenden Uebereinkommen betrat er deshalb auch nie das Nachbarzimmer mit seiner Pfeife — wenigstens nie, wenn die Fenster geschlossen waren. An warmen Sommertagen, wenn diese weit geöffnet standen, kam er aber doch auch manchmal einen Moment „als Schornstein", wie er es selber nannte, hinüber, blies den Qualm ein paar Minuten dort in's Freie hinaus und kehrte dann in sein „Rauchnest" zurück — oftmals, ohne auch nur eine einzige Silbe gesprochen zu haben. Heute Morgen

war er in besonders schlechter Laune, denn die zahlreichen Musikbanden, von denen manchmal zwei zu gleicher Zeit verschiedene Melodien unter seinem Fenster bliesen, hatten jedes Memoriren unmöglich gemacht. Was half es ihm, daß er die Fenster fest verschlossen hielt und die Rouleaux selbst herunter ließ, um so wenig als möglich von dem Treiben da unten zu hören und zu sehen! Die schrillen Töne drangen doch hindurch, und der Tabaksqualm wurde zuletzt so dicht und arg, daß er es selber nicht mehr darin aushalten konnte.

Mit einem halb verbissenen Fluche zog er die Rouleaux wieder in die Höhe, stieß die Fensterflügel auf und ging dann, sein Zimmer auch durch die geöffnete Thür lüftend, einen Augenblick zu seiner Schwester hinüber, wo er an eins der weitgeöffneten Fenster trat.

„Du kannst wohl heute bei dem Lärm nicht arbeiten, Onkel?“ fragte ihn das junge Mädchen, das in einfach bürgerlicher, fast etwas dürftiger Tracht an einem kleinen Tisch am Fenster saß und künstliche Blumen zusammenstellte. Sie sah ihm wohl an, daß er mürrisch und verdrießlich war, konnte aber in solchen Fällen noch immer am besten mit ihm auskommen.

„Arbeiten,“ knurrte Pfeffer an seiner Pfeifenspitze vorbei und schoß erst eine Anzahl von Rauchringeln in die blaue, sonnige Luft hinaus — „arbeiten, bei dem Skandal? Es ist ordentlich, als ob sie Einem das Gehirn auseinander trieben. Das halte ich auch nicht länger aus. Gott straf' mich, morgen kündige ich das verwünschte Logis und ziehe an's andere Ende der Stadt! Lieber doch oben auf einem Thurm und eine Meile vom Theater wohnen, als hier in diesem Sodom und Gomorrha!“

Henriette lächelte leise vor sich hin, denn den nämlichen Entschluß faßte der Onkel an jedem solchen Markt, hütete sich aber wohl, ihn je auszuführen; denn die Wohnung lag ihm selber viel zu bequem und nahe beim Theater, um sie leichtsinnig aufzugeben. Er war eben verdrießlich heute, und da mußte man ihn austoben lassen; er wurde auch schon von selber wieder gut.

Jetzt freilich leuchtete sein Gesicht wie eine Wetterwolke mit seinen finster zusammengezogenen Brauen, die Stirn in tiefen Falten und einen Ausdruck in den Zügen, als ob er die Welt hätte vergiften können. Da plötzlich, als ob eine Garbe von Leuchtkugeln die dunkle Nacht erhellt, nahm er die Pfeife aus dem Munde — sein Gesicht strahlte von Freundlichkeit, und mit einer tiefen Verbeugung und dem verbindlichsten Lächeln vom Fenster aus Jemanden grüßend, der gerade unten vorbeiging, sagte er mit seiner wohlwollendsten Miene: „Daß Du den Hals brächest, Du verdammter schiefbeiniger Halunke Du — Du Leuteschinder — empfehle mich Ihnen gehorsamst!"

„Wer geht denn da vorbei?" sagte seine Schwester, eine Frau vielleicht hoch in den Dreißigen, aber ein liebes, freundliches, matronenhaftes Wesen, die leidend schien und auf dem Sopha lag.

„Der Herr Director," lächelte Henriette.

„Wie der Schuft die Beine spreizt," sagte Pfeffer, der wieder seine alte, finstere Miene angenommen hatte, sobald der Director von unten nicht mehr heraufsah — „breitspuriger Musenkutscher — grüßt auch noch der — Heuchler!"

„Ach, Onkel, sieh nur, was da für reizende Kinder in der Equipage sitzen!" rief Henriette, die von ihrer Arbeit aufgeblickt, während Pfeffer noch immer giftig seinem Vorgesetzten oder Chef nachschaute. „Das sind gewiß Fremde, denn ich erinnere mich nicht, sie schon hier gesehen zu haben."

Unten vor dem Fenster fuhr in diesem Augenblick ganz langsam, da die Pferde in dem Menschengewühl nur im Schritt gehen konnten, eine leichte, sehr elegante Equipage vorüber. Ein Kutscher in Livrée führte sie, und im Fond derselben saßen ein Herr und eine Dame in Reisekleidern, während auf dem Rücksitz ein junges Mädchen — wahrscheinlich die Bonne — die größte Mühe hatte, zwei allerliebste Kinder, einen Knaben von etwa vier und ein kleines Mädchen von vielleicht drittehalb Jahren, ruhig auf ihren Sitzen zu halten. Und das schien in der That kein kleines Stück Arbeit, denn das lebendige Pärchen entdeckte in der neuen,

regen Umgebung eine solche Menge von Merkwürdigkeiten, daß sie mit den kurzen Aermchen nur immer da- und dorthin deuteten und Vater und Mutter das gerade Bemerkte auf frischer That auch zeigen, ja, am liebsten hinaus und näher hinan wollten.

Die Eltern aber, die dem sie umwogenden Treiben kaum einen Blick schenkten, lächelten über die fröhliche Unruhe der Kinder und mußten nur selber mit beschwichtigen und ermahnen helfen, um ihren unruhigen Eifer zu zügeln.

„Ja, das sind Fremde," sagte Pfeffer, der einen mürrischen Blick nach der bezeichneten Richtung hinunterwarf; „es wimmelt ja von denen jetzt in Haßburg — vornehmes Pack — hochnasige Gesellschaft — was kümmern die uns!"

„Was das für eine reizende Frau und was für wundervolle Haare sie hat!" fuhr Jettchen fort.

„Ja, wie Deine Tante, Fräulein Bassini — ein ächter Goldfuchs — wie nur ein Mensch an rothen Haaren Freude finden kann."

„Aber sie sind doch nicht roth, Onkel — es ist das herrlichste Goldblond, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe."

„Goldblond," brummte Pfeffer verächtlich vor sich hin — „Rothfuchs — was Du für einen Begriff von goldblond hast."

„Du bist einmal verdrießlich heute, Onkel," lächelte Henriette, „und in der Stimmung hättest Du selbst am Himmelsblau 'was auszusetzen."

„Hätt' ich?" brummte Pfeffer und qualmte stärker — „was die Jungfer Naseweis nicht Alles bemerkt. — Das da unten sind auch ein paar goldblonde Pferde, nicht wahr?"

„Das ist die Equipage des reichen Monford," sagte Jettchen, die wieder einen Blick hinausgeworfen hatte, aber zugleich auch, verlegen erröthend, ohne daß der Onkel jedoch etwas davon bemerkte, nach unten irgend Jemanden dankend grüßte.

„Die wälzen sich ordentlich in Gold," sagte Pfeffer — „Herr Gott, ist das nun Gerechtigkeit? Das Volk weiß nicht, wie es die Tausende, nur um sie los zu werden, zum

Fenster hinauswerfen soll, und bei uns langt's manchmal knapp zu Kartoffeln und Häringen!"

„Und wer weiß, ob sie so glücklich sind, wie wir!"

„Glücklich — was sollte denen an ihrem Glück fehlen? Alles, was sich ein Mensch nur möglicher Weise wünschen kann, wenn er recht unverschämt ist, haben sie: eine große, reiche Familie, Sohn und Tochter, gesund und vornehm — bah, geh mir mit den Redensarten, die sich recht hübsch von der Kanzel herunter oder auf dem Theater ausnehmen: „Reichthum macht nicht glücklich" — aber im wirklichen Leben — alle Teufel," unterbrach er sich plötzlich und nahm rasch die Pfeife aus dem Mund, „schnüffelt da unten nicht schon wieder unser siebenundzwanzigster Liebhaber, unser Herr Rebe mit seinem classischen Vornamen herum? Horatius Rebe — Horatius Cocles — jedenfalls Geschwisterkind mit einander — daß Dich die Milz sticht!"

„Aber, bester Onkel," lächelte Henriette, dabei doch etwas verlegen und jedenfalls mehr erröthend, als eigentlich nöthig gewesen wäre — „was kann denn ein Mensch für seinen Vornamen? Er hat ihn sich doch nicht selber gegeben."

„Unsinn, selber gegeben — natürlich hat er ihn sich nicht selber gegeben, sondern irgend ein eben so verrückter Pathe; aber er kann ihn doch zum Teufel werfen, sowie er nur einmal so viel Verstand hat, um eine Nachtmütze von einer Lichtscheere zu unterscheiden!" rief der Onkel, der heute wirklich entschlossen schien, sich über Alles zu ärgern. — „Horatius — Horatius! Jeder anständige Mensch auf der Welt hat doch wenigstens zwei oder drei verschiedene Vornamen, von denen er berechtigt ist, sich den auszuwählen, der ihm am besten gefällt. Warum thut er das nicht auch? — aber denkt gar nicht dran. Wahrscheinlich ist er auch noch stolz auf seinen Horatius; daß Dich der Henker hole — ich wollte Dich behoratiussen, wenn Du mein Sohn wärest!"

„Aber, Onkelchen," lachte Henriette still vor sich hin, „wenn Dir nun seine anderen Namen auch nicht besser gefielen, wie der da?"

„Ach, Schnack," rief Pfeffer, „und was weißt Du überhaupt von seinen anderen Vornamen, heh? Was sagst Du?"

„Oh, nichts, Onkelchen, ich zählte nur eben hier die Blätter zu dieser weißen Rose ab.“

„Und beim Himmel,“ fuhr Pfeffer auf, der, während er sprach, den jungen Menschen nicht aus den Augen gelassen hatte, „da kommt er schon wieder auf's Haus zu! Jettchen, Jettchen, ich will Dir 'was sagen — ich fange an Verdacht zu schöpfen, daß sich der junge Springinsfeld die Schuhsohlen hier nicht umsonst alle Tage vor dem Fenster abläuft — ich hätte Dich für vernünftiger gehalten.“

„Aber, Onkel!“

„Die Posse laß Dir vergehen,“ fuhr Pfeffer fort; „Du hast nichts, als was Du Dir mit Deiner Hände Arbeit sauer genug verdienst, und er hat gar nichts, als seine „Liebe zur Kunst“, wie er's hochpoetisch nennt, und die ihn bis jetzt nicht viel höher gebracht hat, als Stühle heraus zu tragen und höchstens einmal einen Ritter anzumelden! Darin paßt Ihr nun allerdings zu einander, daß Ihr Beide nichts habt, aber das Ende vom Liede wäre auch, daß Ihr Euch Beide unglücklich machtet und Euer Leben verdürbet!“

„Aber, Onkel, er denkt gar nicht daran!“

„Denkt nicht daran? — Lehr' Du mich Menschen kennen! — Uebrigens weiß ich schon, daß er nur wieder unter dem Vorwande heraufkommt, mich zu besuchen. Na, die Freude will ich ihm dieses Mal machen — arbeiten kann ich außerdem heute nichts — daß Ihr ihn mir aber nicht hier herüber laßt — das sag' ich Euch!“ — Und damit nahm er seinen Schlafrock vorn zusammen und ging wieder über den Vorsaal in sein eigenes Zimmer hinüber.

Henriette blieb schweigend an ihrer Arbeit sitzen, und die Mutter war aufgestanden und nahm ihr jetzt gegenüber am Fenster Platz.

„Der junge Rebe ist die letzte Zeit recht oft hier gewesen, Kind,“ sagte sie endlich, während ihr Auge über die bunten Gruppen vor dem Fenster glitt, ohne sie zu sehen.

„Liebe Mutter...“

„Ich glaube, der Onkel hat Recht, Kind,“ fuhr die Frau aber wehmüthig fort — „nicht, daß ich etwas gegen den jungen Mann selber einzuwenden hätte; er scheint brav und

ordentlich zu sein, und man hört über sein ganzes Betragen nur immer Gutes, aber — das Theater ist ein gefährlicher Boden für junge Leute, und — kein Mensch weiß außerdem, ob er auch wirklich Talent hat und es je zu etwas bringen wird."

„Er studirt so fleißig!" sagte Henriette leise.

„Ja, mein Kind," seufzte die Frau, „das allein macht es nicht, und darin steht der Künstler weit gegen den Gelehrten im Nachtheil. In jedem andern Fache kann es ein wirklich tüchtiger Mann durch Fleiß und Ausdauer erzwingen, vorwärts zu kommen, wenn er auch nicht übermäßig begabt sein sollte; in der Kunst aber nicht, und nicht allein das Talent hilft ihm da, er muß auch Glück haben, wenn er es je zu etwas bringen — wenn er je ein erstes Fach bekleiden will. Kann er das aber nicht, dann wäre es viel vernünftiger, er lernte eher das einfachste Handwerk, als daß er sich seine Lebenszeit bei kleinen Bühnen herumtriebe, um da zweite oder dritte Rollen zu spielen. In dem Fall, mein Herz, ist der Schauspielerstand ein elendes und trauriges Leben, glaube mir!"

„Aber Du warst selber beim Theater, Mama," sagte Henriette, „der Onkel ist dabei, Deine selige Mutter, wie Du mir oft erzählt, soll ebenfalls eine brave Sängerin gewesen sein, ja, Deine eigene Schwester spielt jetzt noch Komödie!"

„Das Alles ist wahr, Herz," nickte die Mutter, „unsere ganze Familie gehört dem Theater an, und doch danke ich Gott, daß Du Dir Dein Brod, so spärlich es auch sein mag, auf andere Art verdienen kannst. Ja, wer eins der ersten Fächer bekleidet, wer bei einer großen Bühne der Liebling des Publikums geworden, der nimmt wohl eine ehrenvolle Stellung ein und kann auch ganz seiner Kunst leben; die Direction braucht ihn und seine Zukunft ist gesichert — aber wie Wenigen unter Tausenden ist das beschieden, und sich in untergeordneten Fächern bald hier, bald da herumtreiben, jetzt hier mit einer kleinen Gage angestellt, dann wieder im Lande nach einem Engagement herumsuchend, das, mein liebes Kind, sei versichert, ist ein trauriges Brod, und schlimmer, weit schlimmer, als Holzhacken und Tagelohn!"

„Aber verdienen die Leute nicht, was sie zum Leben brauchen?"

„Ja — vielleicht. — So lange sie allein stehen und gesund bleiben, schlagen sie sich durch, und der Leichtsinn, der ein glückliches Erbe dieses Standes ist, hilft ihnen über manches Schwere hinweg. Verheirathen sie sich aber und kommt Familie dazu, dann tritt nur zu häufig der furchtbare Ernst des Lebens an sie heran und sie leiden oft, ohne eine Stätte, wohin sie ihr Haupt legen können, die bitterste Noth. — Aber ich brauche Dir das gar nicht weiter zu bestätigen; Du siehst es selber hier fast jede Woche, denn keine vergeht, wo nicht Einer oder der Andere hier durchkommt und sein Leben mit Collectenmachen fristet — nur um den nagenden Hunger zu stillen, nur um der dringendsten Noth abzuhelfen. Jeder Thaler aber, der ihnen gereicht wird, ist doch nur ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein und ihres Jammers kein Ende — kannst Du es mir und dem Onkel verdenken, wenn wir Dich vor einem solchen Schicksal bewahrt wissen wollen?"

„Liebe Mutter!"

„Aber wir schwatzen und schwatzen hier," brach die Frau plötzlich ab, „und es wird indessen spät; da schlägt es wahrhaftig schon zehn Uhr — Kind, Du mußt nach dem Mittagessen sehen, sonst wird der Onkel nachher böse, wenn es nicht zur rechten Zeit auf dem Tisch steht."

„Ja, ja, Mama," rief Henriette, schob ihre Arbeit rasch bei Seite und ging hinaus in die Küche. Die Mutter sah ihr sinnend nach, stützte dann den Kopf in die Hand und seufzte leise, aber recht aus tiefster Seele herauf:

„Oh, daß wir so arm sind!" —

Pfeffer hatte indessen sein unter der Zeit vollständig gelüftetes Zimmer wieder betreten und die Thür geschlossen, als es anklopfte.

„Guten Morgen, Herr Pfeffer," sagte in diesem Augenblick der junge Rebe, welcher auf der Schwelle erschien, „ich störe doch nicht?"

„Woher vermuthen Sie das, mein sehr verehrter Herr Horatius Rebe, wenn man fragen darf?" brummte Pfeffer, dessen Laune sich noch nicht im Geringsten gebessert hatte.

„Weil ich Sie so deutlich erkennen kann," lächelte der junge Mann, „denn wenn Sie tüchtig arbeiten, haben Sie auch gewöhnlich eine dem entsprechende Wolke um sich her."

„Das Rauchen ist Ihnen doch nicht unangenehm?" fragte Pfeffer verbindlich und mit einer Bewegung, als ob er seine Pfeife gleich in die Ecke stellen wollte.

„Mein guter Herr Pfeffer," sagte Rebe mit einem wehmüthigen Zug um die Lippen, „ich weiß sehr wohl, daß mir nichts unangenehm sein darf — übrigens würde ich selber wieder rauchen, wenn meine Gage nur ein klein wenig höher wäre."

„So — und was verschafft mir da heute die Ehre Ihres Besuches?"

„Ich sehe, Sie sind heute nicht in glücklicher Stimmung," sagte Rebe — „kann ich vielleicht die Damen sprechen?"

„Nein," brummte Pfeffer — „meine Schwester ist krank und Jettchen pflegt sie."

„Doch nicht ernstlich?"

„Allerdings, sie pflegt sie ganz ernstlich."

„Nein, ich meine..."

„Wünschen sie sonst noch etwas?"

„Mein lieber Herr Pfeffer, sagen Sie mir nur, weshalb Sie mich heute so schrecklich ablaufen lassen," bat Rebe herzlich, indem er auf ihn zuging und seine Hand zu ergreifen suchte, die Pfeffer aber in die Tasche steckte — „habe ich Ihnen etwas zu Leide gethan?"

„Nein — noch nicht — aber Sie wollen es!" brummte mürrisch der Mann.

„Ich will es?"

„Ja — Sie verdrehen dem Mädel, dem Jettchen, den Kopf!"

„Aber, bester Herr Pfeffer!"

„Können Sie eine Frau ernähren?"

„Noch nicht, aber ich hoffe..."

„Hoffe — alberne Redensart — hoffe, hoffe — dafür giebt Ihnen kein Mensch einen Pfifferling, viel weniger eine ganze Haushaltung! Wie lange sind Sie schon beim Theater?"

„Seit einem Jahre — seit ich hier bin!"

„Hm — und was waren Sie früher?"

„Ich habe studirt."

„Nun ja, das dachte ich mir ungefähr, und nachdem Sie Ihren Eltern das schwere Geld gekostet, laufen Sie zum Theater — nein, es ist ganz unglaublich, wie verrückt manche Menschen sind, studirt bis in die blaue Pechhütte hinein, nur um nachher die Geschichte an den Nagel zu hängen und in der Welt herum zu fahren! Wofür haben Sie nun studirt?"

„Und glauben Sie wirklich, daß mir das als Schauspieler verloren wäre?" lächelte Rebe. „Hier gerade kann es mir bedeutend nützen, und wenn meine Liebe zur Kunst..."

„Jetzt hören Sie auf," schrie Pfeffer — „Liebe zur Kunst — wenn ich den Blödsinn nur nicht mehr hören müßte — Liebe zur — ich hätte bald 'was gesagt, Herr Horatius! — Apropos, ist der Horatius etwa Ihr Theatername, und glauben Sie, daß er sich besonders hübsch auf dem Zettel ausnehmen soll, wenn es zum Beispiel heißt: Horatio Herr Horatius Rebe?"

„Ich bin so getauft," lächelte der junge Mann, „und — möchte mich doch auch nicht gern wieder umtaufen."

„Aber Sie haben doch, zum Teufel, auch noch andere Namen!" rief Pfeffer. „Weshalb nehmen Sie nicht einen von denen?"

„Allerdings, Herr Pfeffer," sagte Rebe etwas verlegen, „aber die anderen klingen eben auch nicht besser. Ich heiße mit meinem vollen Namen Horatius Scipio Quintus."

„Nanu bitt' ich aber zu grüßen!" rief Pfeffer erstaunt. „Weiter nichts?"

„Mein Vater war ein armer Schullehrer," fuhr Rebe fort, „der für die Alten schwärmte — er ist lange todt," fügte er leise hinzu, „und ich mochte ihn nicht dadurch noch im Grabe kränken, daß ich den ihm einst lieb gewesenen Namen verwarf."

„Sehr ehrenwerth, Herr Horatius Cocles — Rebe, wollt' ich sagen," brummte Pfeffer, „aber ich glaube, Sie haben Ihren todten Papa noch viel mehr damit gekränkt, daß Sie unter die Komödianten gegangen oder, wenn Ihnen der Ausdruck besser gefällt, Mime geworden sind. Keinesfalls hätten

Sie zu studiren gebraucht, um ein schlechter Schauspieler zu werden."

„Aber ich hoffe ein guter zu werden, Herr Pfeffer."

„Da haben wir wieder die Hoffnung, und indessen beschäftigen Sie sich mit Hinaustragen von Stühlen und Ableiern von kleinen Rollen!"

„Weil ich keine größeren bekommen kann!" rief Rebe. „Ist denn der Director auch nur dazu zu bewegen, mir einmal einen Versuch zu gestatten? Erlaubt er mir denn nur ein einziges Mal, zu zeigen was ich wirklich kann? Ach, mein bester Herr Pfeffer, wenn Sie es nur ein einziges Mal dahin bringen könnten, daß ich..."

„Bleiben Sie mir vom Leibe," rief Pfeffer; „ich habe mit der ganzen Schmiere nichts zu thun! Ich spiele meine Rolle ab, und damit Basta — wenn Ihnen eine von denen zusagen sollte, mit dem größten Vergnügen — in das Andere mische ich mich nicht. So viel sage ich Ihnen aber: — hier — wenn Sie wirklich Talent hätten — kommen Sie zu nichts; Handor spielt Alles, also eine Aussicht bleibt Ihnen nicht, und deshalb bitte ich Sie sehr ernstlich, daß Sie dem armen Mädchen, dem Jettchen, keine weiteren Sparren in den Kopf setzen!"

„Aber, bester Herr Pfeffer!"

„Ich glaube, Sie haben mich verstanden?"

„Vollkommen!"

„Schön, dann brauchen wir auch weiter nichts darüber zu reden, und ich..."

Er wurde hier unterbrochen, denn in dem Moment flog die Thür auf und herein stürzte in größter Eile und mit einem „Allerseitigen Guten Morgen" Fräulein Bassini, Pfeffer's älteste Schwester, ebenfalls Mitglied des hiesigen Stadttheaters — mit einem riesigen Toupet von hochrothen Locken, dabei decolletirt und sehr phantastisch angezogen. Sie machte auch nicht viel Umstände.

„Fürchtegott," rief sie, „ich habe meine Dose vergessen und muß in die Probe — borg' mir die Deinige."

Fräulein Bassini — wie sie mit ihrem Theaternamen hieß, da ihr der Name Pfeffer zu prosaisch klang — spielte

Charakter- und Anstandsdamen. Sie war aber „jeder Zoll eine Schauspielerin" und, wenn auch schon im Anfange der Vierzig — was sie übrigens hartnäckig leugnete —, doch noch so liebenswürdig kokett, wie ein junges Mädchen von siebzehn Jahren.

„Schon wieder einmal," sagte Pfeffer, wie es übrigens schien, nicht sehr erbaut von dem Ueberfall; „merkwürdig, daß Du nie etwas von Deiner Auftakelei vergißt. Frauenzimmer, wie siehst Du heute Morgen wieder aus — gerad' wie ein Pfingstochse!"

„Du bist und bleibst ein Grobian!" rief Fräulein Bassini, indem sie ohne Weiteres die auf dem Tisch stehende Dose an sich nahm und einsteckte — „was müssen denn nur andere Leute von Dir denken. — Guten Morgen, Herr Rebe!"

„Und willst Du nicht einmal zu Deiner Schwester hinübergehen? Sie ist nicht recht wohl."

„Es hat schon zehn Uhr geschlagen, und ich komme im ersten Act," rief Fräulein Bassini, und damit war sie aus der Thür verschwunden.

Als sie dieselbe öffnete, sah Rebe draußen in der Küche Henriette stehen.

„Also, mein lieber Herr Pfeffer?"

„Nun, ich denke, Sie haben auch Probe; Sie machen ja wohl einen von den Ballgästen?"

„Leider," seufzte der junge Mann, „aber ich komme erst am Schluß des zweiten Actes."

„War mir sehr angenehm," sagte Pfeffer mit einer Miene, als ob er ihn eben so lieb wie nicht zur Thür hinausgeworfen hätte.

Rebe machte eine Verbeugung und verließ das Zimmer. Wie er die Thür hinter sich zudrückte, traf er vorn in der kleinen, halbdunkeln Küche, die ihr Licht nur durch ein Thürfenster des Vorsaales erhielt, Jettchen.

„Mein liebes Fräulein, ich danke meinem Schicksal, daß ich Ihnen wenigstens Guten Morgen sagen kann."

„Guten Morgen, Herr Rebe," erwiderte Henriette leise.

„Ihre Frau Mutter ist nicht wohl?"

„Hoffentlich nur eine Erkältung."

„Hoffentlich — und Sie arbeiten so fleißig?"

„Ich muß ja wohl."

„Sie glauben nicht, wie lang mir der gestrige Tag geworden ist — wie lang mir mein übriges Leben werden wird."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Jettchen leise.

„Ihr Onkel hat mir mit ziemlich deutlichen Worten das Haus verboten — und ich fühle selber, daß er dabei in seinem Rechte ist. Zürnen Sie mir nicht, mein liebes Jettchen, wenn ich seinem Befehl gehorche — ich sehe ein, daß es sein muß."

Drinnen im Zimmer klingelte es.

„Die Mutter verlangt nach mir," rief das junge Mädchen.

„Leben Sie wohl," Jettchen, sagte Rebe und reichte ihr die Hand, die sie schüchtern nahm — aber wieder klingelte es — und sich losreißend, flog sie in das Zimmer zurück. Horatius Rebe aber sah ihr wehmüthig nach und verließ dann in einer recht gedrückten und traurigen Stimmung das Haus, welches er kurz vorher so freudig betreten hatte.

2.

Unter den Buden.

Der Wagen mit dem jungen Paar und den Kindern, der vorhin Henriettens Aufmerksamkeit erregt, fuhr noch eine Strecke durch das Menschengewühl im Schritt, bis er einen freieren Platz erreichte. Dort ließ der Kutscher die Pferde ein wenig austraben, und bald hielt das leichte Fuhrwerk vor einem nicht sehr großen, aber außerordentlich freundlich gelegenen herrschaftlichen Haus, an dessen Gartenpforte schon verschiedene dienstbare Geister standen, um die erwartete Herrschaft in Empfang zu nehmen.

Der junge Mann war, wie nur der Wagen hielt, rasch zuerst hinausgesprungen, und seine beiden Kleinen aufnehmend und den herbeieilenden Mädchen übergebend, half er der jungen Frau ebenfalls aus dem Wagen — aber sie bedurfte kaum seiner Hülfe.

Es war eine reizende, schlank gewachsene Gestalt, mit wundervollen goldblonden Haaren und lebendigen, aber doch so seelenvollen Augen, die aber kaum ihre Hand auf seinen Arm stützte, so leicht sprang sie selbst von dem Wagen herab. Aber unten blieb sie stehen, und einen halb neugierigen, halb ängstlichen Blick umherwerfend, sagte sie mit leiser, fast zitternder Stimme:

„Und sind wir denn wirklich hier in Haßburg, Felix? Haben wir endlich unser lang ersehntes Ziel erreicht?"

„Haßburg gewiß," lächelte ihr Gatte, indem er ihren Arm in den seinen zog und, von den Kindern und den Dienern gefolgt, dem Hause zuschritt — „und alles Andere wird sich auch wohl fügen. Jetzt aber, herziges Frauchen, zeige ich Dir vor allen Dingen unsere neue Heimath, und hoffe gewiß, daß Du mit mir zufrieden sein sollst."

„Mein guter Felix — Du sorgst so für Alles!"

„Du wirst mir bezeugen müssen," lächelte ihr Gatte, „daß ich mich diesmal selbst übertroffen habe."

Und in der That hatte er nicht zu viel versprochen. Das freundliche Haus, das mitten in einem reizenden, wohlgepflegten Garten stand, glich einem kleinen Paradies. Alles war dabei wohl reich und ihrem Rang entsprechend, aber auch so einfach und geschmackvoll hergerichtet, daß, wie er mit seiner Gattin die Räume durchschritt, Helene, die junge Gräfin Rottack, kaum Worte fand, ihm dafür zu danken.

So durchwanderten sie das ganze Haus, und endlich, als sie so ziemlich Alles besichtigt hatten, traten sie hinaus auf einen kleinen eisernen Balkon. Hier aber eröffnete sich ihnen ein wunderliebliches Landschaftsbild nach den, Haßburg umschließenden Hügeln und Hängen hinüber, und Helene, von der Aussicht wirklich entzückt und überrascht, flüsterte, indem sie ihr Haupt an des Gatten Schulter schmiegte:

„Wie soll ich es Dir danken, Felix, daß Du so meinen

kleinsten, vielleicht thörichten Wunsch erfüllt? Wie soll ich überhaupt je im Leben das wieder gut machen, was Du schon in den wenigen Jahren für mich — für das arme, freundlose Kind — für die Waise gethan? — Ich weiß es nicht — mein ganzes Herz ist nur erfüllt von dem Einen Gefühl des Dankes, der Liebe für Dich, Du guter Mann!"

„Meine Helene — mein liebes Herz!" rief Graf Rottack, sie an sich pressend — „wer von uns ist dem Andern denn mehr zu Dank verpflichtet, Du mir, oder ich Dir? Was anders habe ich gethan, als nur die Liebe erwidert, die Du mir entgegenbrachtest, während Du Dein ganzes Glück, Dein ganzes Leben vertrauensvoll in meine Hände legtest!"

„Mein Felix!"

„Was wäre aus mir geworden," fuhr der junge Mann fort, sie immer noch in seinem Arm haltend, „wenn Du Dich damals meiner nicht angenommen? In einer Stimmung, die mich der tollsten Streiche fähig machte, wäre ich vielleicht zu Grunde gegangen. Du allein hast mich dem Leben erhalten, und gebe nur Gott, daß ich Dir, armes Herz, auch den Frieden wiedergeben könne, nach dem Du Dich sehnst — daß ich Dir das Einzige verschaffe, was bisher nicht in meinen Kräften stand — die Liebe Deiner Mutter!"

„Und hast Du jetzt nicht den Schritt gethan, der uns ihr näher bringen mußte?" sagte Helene herzlich.

„Ja, mein Schatz," erwiderte Graf Felix, indem er sie losließ und sich mit der Hand wie verlegen durch die dunkeln Locken fuhr — „aber — ich möchte nicht, daß Du Dich dadurch zu großen Erwartungen hingäbst, und ich — fürchte — wir sind jetzt gerade noch so weit von unserem Ziel entfernt, wie früher."

„Du hast kein Vertrauen zu ihr..."

„Aufrichtig gesagt, nein," erwiderte ihr Gatte. „Du weißt, daß die Gräfin Monford, als wir vor fünf Jahren aus Brasilien zurückkehrten, mit ihrem Gatten auf Reisen war und sich drei Jahre lang in Italien, Griechenland und Egypten amüsirte. Dann kehrten sie auf wenige Monate zurück und gingen wieder nach Paris und London, so daß eben kein Halt an sie zu bekommen war. Jetzt endlich haben sie sich seit

etwa sechs Monaten hier bei Haßburg auf ihrem alten Stammsitz niedergelassen, und ich war im Stande, die genauesten Erkundigungen über sie einzuziehen."

„Und was können fremde Menschen über sie sagen?"

„Fremde Menschen wissen genau, wie sie sich fremden Menschen zeigt," sagte Graf Rottack achselzuckend, und wir selber müssen vollkommen darauf gefaßt sein, als Fremde von ihr behandelt zu werden."

„Die eigene Tochter?"

„Liebes Kind, Du vergißt, daß sie Dich nicht öffentlich anerkennen darf, wenn sie sich nicht in den Augen der Welt vollständig compromittiren will. Graf Monford ist dabei nicht allein ein sehr reicher, sondern auch entsetzlich stolzer Herr, der an seinem Stammbaum mit einer Verehrung hängt, als ob ihn Gott der Herr damals dem Altvater Noah mit den ersten Weinreben in den Garten gepflanzt hätte. Einen Flecken darauf, sobald er nur eine Ahnung davon bekäme, würde er für mehr als ein Unglück, er würde ihn für das Verderben seines ganzen Hauses halten, und erhielte er die Gewißheit des Geschehenen, so zerrisse er — glaube mir, ich kenne dergleichen Herren — nachsichts- und erbarmungslos die Bande, die ihn an seine Gattin fesseln. Und seine Gattin weiß das, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Aber das Gefühl muß ja doch in ihr sprechen," sagte Helene weich und herzlich.

Graf Rottack wollte etwas darauf erwidern, aber bezwang sich. Er hatte die Arme gekreuzt und starrte einen Augenblick sinnend auf die sonnenbeschienenen Hänge hinaus. Endlich wandte er das Antlitz wieder der ängstlich zu ihm aufschauenden Gattin zu und sagte, ihr freundlich in die Augen sehend: „Du weißt, meine Helene, daß ich bis jetzt Alles gethan habe, Deinen Wunsch zu erfüllen, Deinen Plan zu fördern. Es ist Alles geschehen, um uns dem näher zu bringen — die Entfremdung von Deiner Mutter zu heben; so laß uns aber, ehe wir den letzten Schritt dazu thun, auch die Sache vorher ruhig besprechen, damit Dich eine doch mögliche Enttäuschung Deiner Hoffnungen nachher nicht zu unerwartet faßt und erschüttert."

„So glaubst Du wirklich..."

„Von Glauben kann noch keine Rede sein, mein Herz, aber Du weißt, wie Deine Mutter, nach jenem Fehltritt ihres Lebens, sich von Dir lossagte und von da an eigentlich weiter gar nichts für Dich that, als daß sie jener nach Brasilien gehenden Frau, der sie Dich vollständig überließ — ein Kostgeld für Dich zahlte. Du entdecktest das Geheimniß und verließest jene Frau. Fest aber darfst Du davon überzeugt sein, daß diese Madame Baulen Deiner Mutter die Flucht ihres Kindes nicht angezeigt hat, sondern nach wie vor das Geld für Dich noch regelmäßig fortbezieht. Deine wirkliche Mutter muß Dich also noch immer in Brasilien glauben."

„Ich bat Dich immer, ihr einmal zu schreiben," sagte Helene leise.

„Um Gottes willen keinen Brief, Schatz!" rief ihr Gatte lächelnd. „Eine Sache, die man wirklich als Geheimniß wahren will, darf man nie einem Papier anvertrauen, denn kein Mensch kann wissen, wem ein solches Blatt einmal durch Zufall in die Hand geräth. Denke nur daran, wie Du selber das Geheimniß Deiner Geburt erfahren: nur dadurch, daß Deine Mutter diese nöthigste aller Vorsichtsmaßregeln versäumte, durch einen in Deine — also in unrechte Hände gerathenen Brief. Nein, alles Derartige muß entweder mündlich oder gar nicht abgemacht werden, mündlich und ohne Zeugen, schon Deiner Mutter und deshalb auch Deinetwegen, und einmal habe ich den Versuch schon gemacht."

„Du hast sie gesehen, Felix?" rief Helene rasch und geängstigt, „und mir kein Wort davon gesagt," setzte sie leise und fast vorwurfsvoll hinzu, „war das recht?"

„Weil ich Dir nicht unnöthiger Weise weh thun wollte, Schatz."

„Und was sagte sie?"

„Ich hatte mich ihrem Gatten und ihr, als ich damals das Haus kaufte, an einem dritten Orte vorstellen lassen und benutzte dann die Gelegenheit, nachdem der Kauf abgeschlossen, mich bei ihnen als Nachbar, in ihrer eigenen Wohnung, einzuführen. Natürlich war es nur eine Formvisite, aber es sollte auch zugleich eine vorläufige Probe sein, ob die Gräfin bei meinem Erscheinen irgend eine Bewegung zeigen

würde. War das der Fall, so hätte Madame Baulen in Santa Clara ihr doch, und wider alles Erwarten, Mittheilung gemacht."

„Und was sagte sie?"

„Ich hatte mich in unserer alten brasilianischen Freundin nicht geirrt," lachte Felix. „Die Gräfin Monford konnte keine Ahnung haben, denn sie zuckte mit keiner Wimper, mein Name rief keine Erinnerung in ihrer Seele wach. Ich war ihr ein vollkommen fremder Mensch."

„Und war sie gut, war sie freundlich?" fragte Helene, und ihr Blick hing angstvoll an den Lippen des Gatten.

„Sie war sehr vornehm und sehr stolz," sagte Felix nach einigem Zögern; „ich konnte nicht warm bei ihr werden. Aber laß Dir das keine Sorgen machen, Kind," fuhr er herzlich fort, als er den schmerzlichen Zug in ihrem Antlitz bemerkte, „gegen einen vollkommen fremden Menschen konnte sie ja auch kaum anders sein. Nur dürfen wir nichts übereilen und müssen vor allen Dingen erst einmal bekannt mit der Familie werden. Sie soll Dich erst sehen und lieb gewinnen, und dann findet sich einmal eine Gelegenheit, wo Du sie, am besten hier bei uns, ohne Zeugen sprechen und Dich ihr entdecken kannst. Willst Du das mir überlassen?"

„Von Herzen gern, Felix," sagte Helene mit tiefem Gefühl. „Wem auf der Welt könnte ich lieber den heißesten Wunsch meiner Seele anvertrauen, als Dir, der Du schon so oft bewiesen hast, wie lieb ich Dir bin, wie gut Du es mit mir meinst."

„Schön, meine Puppe," lachte da Felix wieder in der alten muntern Laune und schloß sie in die Arme. „Dann aber mach' auch jetzt wieder ein freundliches Gesicht und laß Kummer und Sorgen fahren. Was geschehen kann, geschieht, dann haben wir uns wenigstens selber keine Vorwürfe zu machen. Und nun, Schatz, nimm Dich vor allen Dingen einmal Deiner Kinder an, denn die kleine Gesellschaft macht ja draußen einen Heidenlärm."

„Ich kann sie nicht mehr bändigen, Herr Graf!" rief in diesem Augenblick die Bonne, die mit ihnen aus dem Nebenzimmer kam. „Günther will absolut hinaus auf den Markt

unter die Buden, und Helenchen verlangt ebenfalls zur Musik!"

„Vortrefflich, dann gehen wir unter die Buden," lachte Felix, dem es ganz erwünscht kam, etwas gefunden zu haben, was seine junge Frau für den Augenblick zerstreuen konnte, und ein Jubelgeschrei der Kinder antwortete ihm.

Helene war nicht recht damit einverstanden, aber das kleine Volk hatte einmal die Zusage und nahm den Papa beim Wort, und die nöthigen Anordnungen waren bald getroffen.

Es mochte jetzt etwa zwei Uhr sein; das Diner, welches das junge Paar stets mit den Kindern und der Bonne einnahm, war auf fünf Uhr bestellt, und mit dem jubelnden Knaben an der Hand, während Helene das Töchterchen führte, von der Bonne und einer Magd begleitet, die mitgenommen wurde, um die Kleinste von Zeit zu Zeit zu tragen, schritten sie in das Treiben hinaus, das selbst bis hierher seine Trabanten gesandt hatte. Die Schützenwiese lag aber auch gar nicht weit von dort entfernt, und man konnte das Hämmern der Pauken, wie einzelne Trompetenstöße und ebenso den scharfen, kurzen Krach der Büchsenschüsse, wenn auch durch die Entfernung gemildert, doch deutlich bis hier herüber hören.

Und die Kinder waren selig, denn überall bot sich ihnen Neues, Ungeahntes.

Hier stand eine Polichinell-Bude mit den kleinen, beweglichen Figuren und der geheimnißvollen, aus dem Kattunkasten herausklingenden Stimme. Dort auf einem großen, runden Tische, von zahlreichen Zuschauern umdrängt, gab eine bunt gekleidete Affenfamilie ihre Vorstellungen. Da drüben wurde nach einer Reihe von aufgestellten Scheiben und Sternen mit Bolzenbüchsen geschossen, und wenn man das Ziel traf, so sprang plötzlich ein bunt gemalter Mann mit einer spitzen Mütze heraus, oder ein lauter Knall kündete den Treffer.

Und dann die Carroussels! Wie jubelte das kleine Pärchen, als es die bunt beflaggten schwebenden Pferde und Wagen sah, und natürlich gaben sie keine Ruhe, bis sie mitten darin saßen und, von der Bonne und Magd bewacht, ihren Rundritt machen durften. Der kleine Günther ließ aber richtig nicht nach, bis er auch auf eins der kleinen Pferdchen

gesetzt wurde, wo er versprach, sich tüchtig festzuhalten. Er faßte auch mit beiden Händchen die Eisenstange, als ob sein kleines Leben daran hinge.

Die Mutter war erst ängstlich, daß er herunterfallen könnte, denn wenn sie selber auch das wildeste Pferd nicht scheute, sorgte sie sich doch um den kleinen Liebling. Der Vater ließ ihn aber lächelnd gewähren, und wie stolz saß jetzt der kleine Bursch auf seinem gemalten Pferd, dessen Seiten er mit den Hacken bearbeitete, bis sich die Reihe an zu drehen fing. Dann aber klammerte er sich fest und ängstlich an, denn so rasch hatte er sich die Bewegung doch nicht gedacht.

Und nun kamen die Buden selber mit ihren zahmen Ponies und kreischenden Papageien, mit ekelhaft fetten Menschen, die sich für Geld sehen ließen, mit angestrichenen Indianern und gezähmten Hyänen, mit Taschenspielern, Feuerfressern, Bauchrednern und wie diese Unnatürlichkeiten alle hießen. Die Kinder sehen allerdings nur das Wunderbare und den Flittertand daran, während die Erwachsenen gewöhnlich ein Gefühl des Ekels oder Mitleids beschleicht, wo derartige Charlatanerien zu einem Broderwerb benutzt werden, die doch das Elend nicht verbergen können, das hinter all dem Tand und Putz sich birgt.

Das junge Paar ekelte auch dieses wüste Treiben an, das sie nur den Kindern zu Liebe wieder einmal durchkosteten. Diese ließen aber keine Ruhe, bis sie auch wenigstens ein paar der Buden betreten hatten, und am meisten jubelten sie bei einem Marionettenspiel, aus dem sie fast nur mit Gewalt wieder entfernt werden konnten.

„Bleib nur ein klein wenig sitzen, Mama," rief Helenchen, als der Vorhang endlich fiel, „er geht gleich wieder in die Höh'!" Lachend nahm Graf Rottack die Kleine auf den Arm, um sie durch das Gedränge hinaus in's Freie zu tragen, und athmete ordentlich hoch auf, als er endlich wieder den blauen Himmel über sich sah. Hier draußen preßte aber gerade eine solche Masse von Menschen vorüber, daß er der Bonne Acht auf den Knaben befahl und, seine Frau an den Arm nehmend, über die Straße hinüber zu kommen suchte, wo er freieren Raum sah.

Die Marionettenbude war die letzte in der Reihe, und dicht daran führte die breite Promenade, welche sich um die Stadt selber herumzog und gewöhnlich zu Spazierfahrten der haute volée benutzt wurde. Eben jetzt kam eine Equipage, langsam im Schritt durch die Menschenmenge sich Bahn suchend, vorüber, und die aus dem Wege Drängenden hemmten jede Passage in diesem Augenblick so, daß Graf Rottack mit den Seinen stehen bleiben mußte, um sie erst vorüber zu lassen.

Helene fühlte, wie Felix ihren Arm fest an sich drückte, und von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, flüsterte sie rasch und erschreckt: „Wer ist das?"

„Sei stark, mein braves Frauchen, und verrathe keine Bewegung," ermahnte sie ihr Gatte, „es sind Monfords!"

„Meine..."

„Bst, mein Schatz," warnte Felix rasch, „wir können ihnen nicht mehr ausweichen. Hänge Dich nur fest an meinen Arm."

Der Wagen hatte sie erreicht und fuhr unmittelbar an ihnen vorüber. Nur der Graf und die Gräfin saßen im Fond desselben. Er, der Graf, mochte ein Herr hoch in den Sechzigen sein, mit weißem, vollem Haar und einem wohlgepflegten Schnurrbart.

Seine Frau, eine Dame von vielleicht einigen vierzig Jahren, stattlich und vornehm, in eleganter, aber nicht überladener Toilette, während der Graf selber nur eine Jagdjoppe mit grünem Kragen trug, lehnte nachlässig neben ihm und betrachtete die an ihrem Wagen vorbeidrängenden Menschen durch ihre Lorgnette.

Graf Rottack, der noch immer sein kleines Töchterchen auf dem Arm trug, grüßte, und Helene, die zitternd an seinem Arme hing, verneigte sich ebenfalls. Graf Monford, den jungen Mann erkennend, dankte freundlich, während die Gräfin nur eben die Lorgnette von ihrem Auge entfernte und langsam das Haupt neigte.

Die Gräfin mußte einmal bildschön gewesen sein — sie war es selbst jetzt noch und schien das auch zu wissen — aber der Wagen passirte, und Graf Rottack, der sich erst umsah, ob er auch die Seinen bei einander habe, schritt jetzt mit He-

lenen über die Straße, um aus dem Menschenschwarm hinaus zu kommen. Dort übergab er sein kleines Töchterchen der Wärterin.

„Kanntest Du den Herrn?" sagte im Wagen Graf Monford zu seiner Gattin, als sie vorübergefahren.

„War das nicht der Graf Rottack, der uns einmal vor einiger Zeit besucht?"

„Ganz recht, mit seiner jungen Frau wahrscheinlich. Er hat sich ja hier angekauft. Ein hübsches Paar."

„Aber die Frau scheint sehr kränklich, sie hatte keinen Blutstropfen im Gesicht."

„Möglich, vielleicht angegriffen von der Reise. Es kann auch sein, daß er sie gerade aus Gesundheitsrücksichten hierher gebracht. So viel ich weiß, ist es eine Amerikanerin."

„Aus Amerika?"

„Er war ja selber lange dort..."

Die Unterhaltung wurde hier abgebrochen. Die Gräfin hing ihren eigenen Gedanken nach, und der Graf richtete sich auf, um nach den Pferden zu sehen, indem das Handpferd vor einem vorüberziehenden Kameel scheute und nur schwer wieder beruhigt werden konnte.

Sprachlos hing indeß Helene an des Gatten Arm und mußte ihre ganze Geistesstärke zusammennehmen, um der Bewegung Herr zu werden, die sie beim ersten Anblick der Mutter ergriffen.

„Oh, wie kalt, wie stolz sie aussah!" flüsterte sie endlich leise vor sich hin.

„Beruhige Dich, mein Herz — wie bleich Du nur geworden bist — sei mein starkes Kind. Es wird ja noch Alles gut werden."

„Laß mich nur einen Augenblick, Felix!" bat die junge Frau, „es war nur der erste Moment, die erste Ueberraschung. Sieh', jetzt geht es wieder besser, ich bin ja nur ein thöricht Kind, daß ich mir über das Aussehen der stolzen Frau Sorge machen sollte. Konnte sie denn ahnen, wer an ihrem Wagen stand? Und ihr Antlitz war so lieb und schön — Du hast Recht, Felix: es wird noch Alles gut werden."

Mitten im Weg kam ein kleiner, dicker Herr auf sie zu,

der, die Hände in den Taschen, einen sehr hohen Cylinderhut auf hatte und, obgleich er sehr anständig und einfach gekleidet ging, doch durch seine Beweglichkeit, mit welcher er den kleinen, runden Körper schwenkte, und durch sein entschieden vergnügtes Gesicht Rottack's Auge für einen Moment auf sich zog. Aber bei solchen Gelegenheiten, wie Jahrmarkt und Vogelschießen, kommen ja oft gar wunderliche Leute zusammen, und er wollte eben mit der Gattin vorübergehen, als des Fremden Blick auf sie fiel.

Merkwürdig war die Veränderung, die da in dessen Zügen vorging. Im Nu war der kleine vergnügte Mann ganz ernsthaft geworden, ja, sah ordentlich erstaunt aus, riß aber auch im nächsten Augenblick die rechte Hand aus der Hosentasche und den Hut vom Kopf, wobei er eine ordentlich blendende Glatze zeigte, und ging tief grüßend, aber wie verdutzt vorüber.

Graf Rottack konnte kaum ein Lächeln über den wunderlichen Menschen unterdrücken, aber er dankte freundlich und schritt jetzt in dem hier freier werdenden Weg der gar nicht mehr so fern liegenden Wohnung zu.

Auch von Helenens Antlitz war jetzt der Schatten gewichen, der sich über ihre lieben Züge gelegt, und die Farbe in ihre Wangen zurückgekehrt. Sie hatte ihr kleines Mädchen, das nicht länger getragen werden wollte, an die rechte Hand genommen, und die Kleine trippelte munter nebenher und zeigte mit dem freien Händchen, fortwährend jubelnd, bald da-, bald dorthin, wo sie etwas Neues und Auffallendes entdeckte.

„Bitte um Entschuldigung," sagte in diesem Augenblick, dicht an Graf Rottack's Seite, eine Stimme. und als er den Kopf danach umdrehte, bemerkte er zu seinem Erstaunen den komischen kleinen Fremden, der wieder mit entblößtem Kopf neben ihm stand, oder vielmehr neben ihm herging und, zu ihm aufsehend, fortfuhr: „Ich habe doch das Vergnügen, den Herrn Grafen Rottack zu begrüßen?"

„Mein Name ist Rottack," sagte Felix erstaunt, „aber ich weiß nicht..."

„Und kennen Sie mich nicht mehr? Und die Frau Gräfin auch nicht? Und das?" rief er, indem er seinen Hut wieder

aufstülpte, die Füße auseinander spreizte und beide Hände auf die eingebogenen Kniee drückte — „Hurrjeh, das ist schon die kleine Familie?"

„Jeremias!" rief in dem Augenblick erstaunt Helene aus.

„Jeremias, bei Allem, was lebt!" lachte jetzt Rottack gerade hinaus, indem er dem kleinen, noch vor den Kindern kauernden Mann die Hand entgegenstreckte. „Mensch, wo kommen Sie auf einmal hergeschneit?"

„Direct von Brumsilien, Herr Graf," sagte der kleine Mann mit dem ernsthaftesten Gesicht, indem er sich wieder aufrichtete, die dargebotene Hand derb und herzlich schüttelte und dann eben so ungenirt Helenens freundlich gebotene Rechte nahm — „direct von Santa Clara, aus dem alten Nest, und wahrhaftig, keinem Menschen auf der Welt hätte ich lieber begegnen mögen, als Ihnen Beiden! Der Anblick thut kranken Augen wohl. Und das ist die kleine Familie? Jemine, meine Güte, was für ein paar Puppen; und so geschwinde!"

Ein Zug von Schmerz war über Helenens Antlitz gezuckt, als der Anblick des Fremden aus der fernen Colonie ihr rasch wieder schon fast vergessene trübe Bilder vor die Seele rief; aber wie eine leichte Wolke strich es darüber hin, und bald lag wieder lichter Sonnenschein auf dem holden Angesicht.

Sie hatte auch Jeremias immer gern gehabt und wohl gefühlt, daß dem komischen, hastigen Wesen des Mannes ein guter Kern zu Grunde lag, der es treu und ehrlich meinte. Rottack selber war aber hoch erfreut, dem kleinen Manne wieder begegnet zu sein, der ihm Nachricht von vielen Menschen bringen konnte. Uebrigens sah er recht gut, daß sich Jeremias, wenn er auch sonst vielleicht noch der Alte geblieben, in seinen Verhältnissen und seinem ganzen Leben sehr gebessert haben mußte.

Er war nicht allein sehr anständig gekleidet, sondern sah auch adrett und sauber aus. Er trug keinen Goldschmuck irgend welcher Art an sich, aber seine Kleider vom besten Tuch, und schneeweiße Wäsche. Nur in die Glacé-Handschuhe hatten sich die arbeitsharten Hände nicht gewöhnen können, möglich auch, daß vielleicht keine passende Größe aufzufinden

gewesen, denn im Innern der Hand waren schon beide aufgeplatzt. Aber seine Bewegungen blieben frei und unbefangen, wie immer.

„Nun sagen Sie mir aber vor allen Dingen, Jeremias," rief Rottack endlich, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen über dieses plötzliche Begegnen erholt, „wie kommen Sie gerade nach Haßburg? Stammen Sie aus dieser Gegend, oder hat Sie nur der Zufall hierher geführt?"

„Keins von Beiden," erwiderte der kleine Mann, der aber sonderbarer Weise wie etwas verlegen bei der Frage wurde; „das ist übrigens eine lange Geschichte, Herr Graf, die sich nicht so auf der Straße erzählen läßt."

„Dann kommen Sie mit uns, Jeremias," rief der Graf rasch, „und essen Sie mit uns — wir gehen gerade zum Diner!"

„Aber, Herr Graf!" rief Jeremias, ordentlich verblüfft.

„Machen Sie keine Umstände," lachte Felix, der seelenfroh war, gerade jetzt etwas zu finden, das Helene zerstreuen und ihr die frohe Laune wiedergeben konnte; „wir sind ganz unter uns und können da nach Herzenslust plaudern. Ich habe eine ordentliche Sehnsucht danach, wieder einmal etwas von Brasilien zu hören."

„Na, wenn Sie es denn nicht anders haben wollen," lachte Jeremias, dem man es aber ansah, wie schmeichelhaft ihm die Auszeichnung war — „mir kann's recht sein. Jemine, es geht aber doch eigentlich nirgends curioser zu, als in der Welt!"

„Also Sie kommen mit?" lächelte Helene, die selber schon zu lange in den transatlantischen Colonien gelebt hatte, um darin etwas Außerordentliches zu finden, daß ein Mann, der früher sogar in einem dienenden Verhältniß zu ihnen gestanden, jetzt auch einmal ihr Gast sein sollte, ja, es drängte sie selber, Neues aus dem alten Leben zu hören, mit dem sie jetzt freilich vollkommen abgeschlossen.

„Ob ich mitkomme," lachte aber Jeremias, „mit dem größtmöglichsten Vergnügen, und die kleine Erbprinzessin werde ich mir indessen ausbitten," und damit wollte er das kleine Helenchen von der Erde und auf den Arm nehmen.

Das aber war für Helenchen zu viel Vertraulichkeit auf einmal — den fremden Mann kannte sie ja noch gar nicht, und mit einem: „Du, das darfst Du nicht!“ fuhr sie zurück und wehrte ihn mit ihren kleinen Händchen von sich ab.

„Steckt im Blute,“ lächelte Jeremias, während er, den Kopf seitwärts gehalten, nach ihr hinabsah — „bin der kleinen Comtesse noch nicht vorgestellt worden; aber ich weiß, wie man's macht — bitte, warten Sie nur einen Augenblick!“ und ehe Graf Rottack und Helene nur etwas entgegnen konnten, drehte er sich ab und schoß mit langen Schritten auf eine gerade dort gelegene große Conditorei los, in die er eintauchte und wenige Minuten später wieder mit einer riesigen, goldpapiernen Zuckerdüte zum Vorschein kam.

„Na, und jetzt, mein gnädiges Fräulein,“ rief er, indem er dem lachenden Kinde die Düte offen hinhielt, „was sagen wir nun? Zugegriffen, versteht sich — Kinder sind sich doch alle gleich, allgemeine Menschennatur. Und jetzt wollen wir zum Essen gehen, wenn die Frau Gräfin nichts dagegen haben.“

Damit nahm er die Kleine, die es sich, eifrig mit der Düte beschäftigt, jetzt auch ruhig gefallen ließ, ohne Weiteres auf den Arm und unterhielt sich, während Felix mit der Gattin voran und ihrem Hause zuschritt, unterwegs mit der ihm erst erstaunt und dann lachend zuhörenden Bonne.

3.

Das Rendezvous.

Mild und erwärmend lag die Nachmittagssonne auf dem schönen Land und warf einen ordentlich magischen Schein über die rothblinkenden Stämme eines Tannenwaldes, der, dunkel und dicht gedrängt, die nächste Hügelkette deckte, und über das

breite, wohlgepflegte Wiesenthal, das sich am Fuße desselben hinzog. Ein kleiner, schmaler Fluß schlängelte sich hindurch, helle Weidenbäume mit ihrem graugrünen Laube faßten ihn ein, während einzelne hochstämmige Erlen mit den knotigen, oft behackten Stämmen dazwischen standen und malerische Gruppen bildeten. Der Fluß aber sprang murmelnd und rasch zwischen ihnen hin und warf die Sonnenstrahlen wie spielend in blitzenden Lichtern zurück.

Seitwärts aber erhob sich ein kleiner, sorgfältig mit Blüthenbüschen bepflanzter Hügel, aus dessen Strauch- und Baumwerk, von einzelnen schlanken italienischen Pappeln überragt, die Mauern eines stattlichen Schlosses oder Herrenhauses hervorleuchteten, während rechts durch einen tiefen Einschnitt der Hügelkette die Ziegeldächer von Haßburg und der eine Thurm des Domes sichtbar wurden.

In dem Wiesenthale selber, bald dicht am Ufer des kleinen Flusses, bald mitten darin, lagen zerstreute Gruppen von Birken, knorrigen Eichen, Linden und Blutbuchen, als ob sie der Zufall dort hätte keimen lassen. In der That aber waren sie künstlich angelegt und gepflegt, und dienten auch nur dazu, um der ganzen Gegend etwas Parkähnliches zu geben, ohne ihr jedoch den Charakter ihrer ursprünglichen Natürlichkeit zu nehmen.

Der ganze District war auch in der That nur ein erweiterter Theil des unmittelbar an das Schloß stoßenden Gartens, und ein schmaler, aber gut gehaltener und mit Kies überstreuter Fahr- und Reitweg lief, den Windungen des Wassers folgend, auf das Schloß zu. Das Ganze wurde durch einen leichten, grün angestrichenen Drahtzaun eingeschlossen, der aber von Weitem gar nicht sichtbar war und dadurch dem Parke nur noch mehr das Ansehen einer freien Landschaft ließ.

Menschen waren nirgends zu erkennen, nur unten am Fluß, wo das Hochwasser die Uferbank so ausgewaschen hatte, daß die das Erdreich zusammenhaltenden Wurzeln einer uralten Erle fast eine Art von Dach bildeten, kauerte ein Mensch neben einem hier durch die Strömung gewühlten Wasserloch und angelte.

Ob er ein Recht dazu hatte? Es schien kaum so, denn

Alles verrieth weit eher, daß er sich hier auf verbotenem Grund oder doch jedenfalls bei einer verbotenen Beschäftigung befand. Er benutzte eine höchst sinnreich so gefertigte Angelruthe, daß sie, wenn er sie zusammenschob, genau in seinen alten Eichstock paßte und durch die unten angeschraubte Zwinge dann vollkommen abgeschlossen und versteckt wurde, und hatte dabei eine alte, abgenutzte, lederne Jagdtasche umgehängt, in welcher auch jedenfalls sein übriges Angelgeräth stak, denn draußen war nichts weiter davon zu bemerken.

Der ganze Bursche sah überhaupt alt und abgenutzt aus. Er trug einen fadenscheinigen, grauen Rock mit fettigem Kragen, alte lederne Gamaschen und derbe Schuhe, auf dem Kopfe eine abgegriffene, graue Mütze, und eine baumwollene Weste, wie sie die ärmsten Bauern zu tragen pflegen. Er schien dabei auch nicht mehr jung; das unter der Mütze hervorquellende Haar war, wenn nicht ganz weiß, doch stark gesprenkelt. Nur der kleine, struppige Schnurrbart, der nicht zu seinem Vortheil Spuren von Schnupftabak zeigte, war völlig weiß, was sich leider nicht von seiner Wäsche sagen ließ, und trotzdem sah der Mensch aus, als ob er schon einmal bessere Tage gesehen hätte, mochte er jetzt auch noch so arg heruntergekommen sein. Seine Stirn war hoch und gewölbt, und das kleine, graue, lebendige Auge konnte, wenn es nicht scheu umherblickte, oft recht trotzig unter den buschigen Brauen hervorleuchten.

In seiner, ob nun hier erlaubten oder verbotenen Kunst schien er übrigens gar nicht so ungeschickt, denn in der kurzen dort verbrachten Zeit hatte er schon zwei mehr als halbpfündige Forellen aus dem fischreichen Strom herausgeworfen, ihnen dann augenblicklich mit einem alten, abgenutzten, aber haarscharfen Genickfänger den Kopf durchstochen und sie, also abgeschlachtet, in seinen Ranzen geschoben.

Uebrigens zeigte er wenig Furcht bei seiner Beschäftigung, so versteckt er sie auch trieb; er qualmte aus einer kleinen, kurzen Pfeife mit einem Maserkopf und einer Spitze, die jedem andern Menschen das Rauchen hätte für Lebenszeit verleiden können, und hob nur selten einmal und nur dann,

wenn er wieder einen Fisch gefangen, den Kopf, um über den Wiesenrand in den Park hinaus zu sehen. Aber er hatte auch einen Wächter.

Oben unter der Erle saß ein kleiner Spitz, so alt und ruppig und grau gesprenkelt wie sein Herr, ein Auge geschlossen, als ob er auf der Seite schliefe, während das andere aufmerksam bald da, bald dort hinüberflog, und so regungslos, als ob er zu den Wurzeln, zwischen denen er kauerte, gehörte. Der alte Fischer war auch völlig unbesorgt, denn er wußte recht gut, daß ihm das kleine pfiffige Thier das Nahen irgend eines Menschen augenblicklich anzeigen würde — war es doch darauf dressirt.

Uebrigens hatte der Alte ein Recht, sich hier im Park aufzuhalten, denn sein angebliches Geschäft war, die Maulwürfe aus den Wiesen wegzufangen, worin er eine ganz besondere Geschicklichkeit besaß. Auch in der Gegend, in welcher er seit etwa drei Jahren sein Wesen trieb, war er bekannt genug, und das Volk nannte ihn kurzweg den „Maulwurfsfänger". Sodann führte er auch Gift für Ratten und Mäuse bei sich, wußte Mittel gegen jedes andere Ungeziefer, und die Bauern in der Umgegend ließen es sich außerdem nicht nehmen, daß er „mehr verstehe, als Brod essen", das heißt, daß er auch mit übernatürlichen Dingen Gemeinschaft pflege und in einer Anzahl von „schwarzen Künsten" erfahren sei, die er, wenn er wolle, sowohl zum Nutzen wie zum Schaden seiner Mitmenschen benutzen könne.

Der gräfliche Revierförster, welcher den Maulwurfsfänger vielleicht schon deshalb haßte, weil ihn dieser immer spöttisch „Herr College" nannte, kam der Sache jedenfalls näher, wenn er den Menschen für einen ganz durchtriebenen Burschen hielt, der sich eben so wenig ein Gewissen daraus gemacht hätte, eine Schlinge für einen Maulwurf wie für einen Hasen oder für ein Reh zu legen; wenigstens hatte er schon einige von diesen angetroffen, ohne aber je dem Thäter auf die Spur zu kommen. War es der „alte Fritz", wie der Bursche in der Nachbarschaft allgemein mit seinem Vornamen hieß, wirklich gewesen, so wußte er es viel zu schlau anzustellen, als sich von einem der Beamten erwischen zu lassen, und da man ihm in

der That keine ungesetzliche Handlung nachweisen konnte, gab Graf Monford, dem diese Besitzung gehörte, auch dem Drängen seines Försters nicht nach, dem verdächtigen Gesellen das Betreten des herrschaftlichen Bodens zu verbieten. Er solle nur ordentlich aufpassen, erwiderte er stets dem Förster, und wenn er ihn je einmal ertappe, sei es noch immer Zeit ihn fortzujagen, früher nicht.

Eine Stunde mochte der Mann etwa so unter der alten Erle gesessen und geangelt haben, und hatte eben wieder einen starken Fisch herausgebracht, als der Spitz oben leise knurrte.

„Bravo, mein Hundchen," lachte der Alte vor sich hin, „und gerade zur rechten Zeit, denn dem Platz hier muß ich doch jetzt ein paar Tage Ruhe geben."

Mit diesen Worten schlachtete er seine zappelnde Beute ab, schob sie zu den Uebrigen in den Ranzen, vertilgte dann rasch soviel als möglich alle Spuren, die da unten seine Beschäftigung hätten verrathen können, und richtete sich vorsichtig in die Höhe. Er brauchte auch nicht lange umher zu suchen, von welcher Seite Jemand nahe, denn der Kopf seines klugen Hundes gab ihm dafür die genaue Richtung an, und dort hinüber sehend, erkannte er bald, daß er von diesem Störenfried nichts zu fürchten habe.

Es war ein sehr elegant, fast etwas auffällig gekleideter Herr, eine Persönlichkeit wie aus einem Modejournal herausgeschnitten, mit sorgfältig gepflegten Locken, kleinem, sehr zierlichem Schnurrbart, Glanzstiefeln, kurz Allem, was dazu gehört. Was sich aber nicht gehörte, war, daß er nicht auf dem Wege her, wo die Thür lag, sondern quer über die Wiese kam, also jedenfalls über den Drahtzaun gestiegen sein mußte. Eben so wenig schien er auf einem gleichgültigen Spaziergang begriffen, sondern weit eher Jemanden zu suchen oder zu erwarten. Dem schlauen Maulwurfsfänger konnte es wenigstens nicht entgehen, daß er sich vorsichtig nach allen Seiten umsah und seine Richtung so über die Wiese nahm, um fortwährend durch die Büsche und Baumgruppen gegen einen Blick von den oberen Schloßfenstern gedeckt zu bleiben.

„Spitz, komm 'runter," flüsterte der Alte jetzt seinem Hunde zu, denn er hatte seinen Plan geändert, das Versteck

zu verlassen, und schien vor der Hand einmal abwarten zu wollen, was der fremde Herr hier im Schilde führe. Möglich auch, daß er selber nicht von ihm gesehen zu werden und deshalb nur noch seine Zeit abzupassen wünschte, um ihn erst hinter die eine oder die andere Baumgruppe zu lassen — und doch war wohl hier nur sehr wenig Gefahr vorhanden, daß der feine Stutzer ihn verrathen oder selbst nur ahnen konnte, was er da getrieben.

Der Spitz gehorchte übrigens augenblicklich. Wie ein Fuchs drückte er sich auf den Boden und kroch dicht an den Wurzeln der Erle hin bis hinter den Stamm, von wo er auf das unmittelbare Flußufer hinabsprang. Hier allerdings schnüffelte er erst einmal nach den, wenn auch vertilgten Blutspuren der abgeschlachteten Fische hin; dann drehte er sich ein paar Mal im Sande herum, bis er die richtige Stellung gefunden hatte, und legte sich zusammengerollt ruhig nieder. Er wußte, daß seine Dienste vor der Hand nicht weiter in Anspruch genommen wurden.

Der Maulwurfsfänger hatte indessen, ohne weitere Notiz von seinem Hund zu nehmen — das Kinn auf die zusammengestellten Fäuste gestützt — die Bewegungen des Nahenden über die Uferbank hin eine ganze Weile beobachtet. Er wußte dabei recht gut, daß er selber nicht gesehen werden konnte, denn seine graue Mütze und sein graues Haar verschwanden auf die Entfernung völlig in der Erdfarbe des Bodens. Plötzlich aber stahl sich ein grimmes Lächeln über seine Züge, denn vom Schloß herunter entdeckte er durch die Büsche ein lichtes Frauenkleid, das mit dem Besuche augenscheinlich in Zusammenhang stand.

Der Alte hatte nun allerdings vortreffliche Augen, schien sich aber hier doch nicht allein auf diese verlassen zu wollen, sondern griff in die Brusttasche und holte von dort ein kleines Teleskop hervor, das er auseinander zog und auf die nahende Dame richtete. Nur wenige Secunden sah er aber aufmerksam hindurch, als er auch schon leise vor sich hin pfiff und dann lachend murmelte:

„Sieh, sieh, sieh, Comtesse Paula, auch schon auf der Jagd, und noch dazu, wie es scheint, auf verbotenem Wild-

diebstahl — was man doch nicht Alles erlebt, wenn man alt wird! Und wer zum Henker ist denn nur der feine Herr, der nicht offen in's Schloß kommen darf, sondern hinten herum über die Zäune steigen muß, um von der verbotenen Frucht zu naschen? Hm, das Gesicht kenne ich nicht," setzte er leise hinzu, als er das Glas dort hinüber gerichtet hatte. „Geschniegelt und gebügelt genug sieht er aus, um da oben hinein in die Gesellschaft zu passen, mit goldenen Ketten und Ringen und allem möglichen Firlefanz; wird ihm aber wohl am Besten fehlen, am alten Adel. Ja, mein Schatz, da mußt Du Dir freilich die Graupen nach der jungen Gräfin Monford vergehen lassen, oder..."

Er brach kurz ab, drehte sich um, kauerte sich wieder am Wasser nieder und starrte wie in alte Erinnerungen versunken auf die blitzende Fläche, aber ein höhnisches, ordentlich unheimliches Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Puh," sagte er endlich und blies den Qualm seiner Pfeife in einer dichten Wolke von sich, „es giebt nichts Neues mehr auf der Welt, Alles schon da gewesen, Alles; wird ordentlich langweilig, hier oben noch länger herum zu trampen. Komm, Spitz, wir wollen machen, daß wir nach Hause kommen, was geht's uns Beide an?"

Damit schob er seine Angelruthe wieder sorgfältig zusammen und schraubte die Zwinge fest. Der Spitz hatte sich aufgerichtet und benutzte die ihm gegönnte freie Zeit, um sich erst hier unten am Wasser noch ein paar übrige Flöhe abzukratzen. Sein Herr sah indessen noch einmal über die Uferbank, ohne jedoch das Teleskop mehr zu Hülfe zu nehmen.

Die jungen Leute hatten sich richtig gefunden; die Dame lehnte im Arm des Fremden, das Haupt an seiner Brust, und während er sie mit dem rechten Arm unterstützte, führte er sie auf einem der kleinen Pfade hin, die sich durch die verschienenen Baumgruppen schlängelten. Dort drinnen ließ sich von hier aus nicht einmal mehr das lichte Kleid der Dame erkennen, und der Maulwurfsfänger faßte ohne Weiteres seinen daran schon gewöhnten Hund auf, hob ihn in die Höhe, warf ihn auf die Uferbank und kletterte ihm dann selber nach, um in die Stadt, wo er seine Wohnung hatte, zurückzukehren.

Er hielt aber dabei eben so wenig den Pfad, wie der junge Herr vorher, sondern schlenderte, von dem Hunde gefolgt, der Schwanz und Ohren hängen ließ, als ob er nicht Drei zählen könnte, quer über die Wiese, und zwar gerade dem Bosquet zu, in welchem die beiden Liebenden verschwunden waren. Er that das aber nicht etwa aus Neugierde, sondern sein nächster Weg lag gerade dort hindurch, und er hielt sich auch nicht einmal mehr im Gehen auf. Nur den Blick warf er, auch mehr aus alter Gewohnheit, suchend umher; aber von dem Pärchen war nichts mehr zu erkennen, und bald darauf betrat er wieder die Wiese, die ihn unten am Schloßberg hin zu dem Hauptfahrweg führte.

Kurz vorher, ehe er diesen erreichte, bemerkte er die gräfliche Equipage, welche aus der Stadt heraufgefahren kam. Er blieb oben auf dem etwas höheren Rasenrand stehen und zog, während wieder das alte spöttische Lächeln um seine Lippen zuckte, mit fast übertriebener Ehrfurcht die Mütze vor den Herrschaften.

Der Graf, ohne mehr als einen flüchtigen Blick nach ihm hinüber zu werfen, dankte durch ein leises Kopfnicken; die Gräfin beachtete ihn gar nicht.

„Ganz unterthänigster und gehorsamster Diener, meine verehrten gräflichen Herrschaften," spottete indeß der Maulwurfsfänger hinter ihnen her und hielt noch immer die abgezogene Mütze in der Hand; „wünsche eine recht angenehme Fahrt und besonders viel Glück zu dem neuen geheimnißvollen Schwiegersohn des edlen, unbefleckten gräflichen Stammbaumes! Hahahahaha," lachte er dann toll und lustig auf, indem er die Mütze wieder auf den Kopf stülpte, „ob es denn nicht rein zum Todtschießen ist, wenn man die hochnasige Grethe da im Wagen sitzen sieht und dann zurückdenkt, wie — hei, lustig, Maulwurfsfänger, Kammerjäger! heute wollen wir da unten auch eine gräfliche Mahlzeit halten, zur Erinnerung an die alten Zeiten, und auf die Gesundheit des fidelen Brautpaares eine Flasche guten Weins leeren; habe so lange keinen gekostet — hurrah!"

Damit faßte er seinen durch die Fische beschwerten Ranzen mit der linken Hand, sprang auf den Fahrweg und verfolgte von jetzt an rasch seinen Weg nach Haßburg hinab. —

„Und so lange habe ich Deine süßen, lieben Augen nicht küssen dürfen, meine Paula," klagte indessen der junge Mann, den der Maulwurfsfänger in den Park hatte schleichen sehen, indem er das junge, schüchterne Mädchen an sich zog und wieder und wieder ihre Stirn und Augen küßte.

„Ach, Rudolph," seufzte Paula, die immer noch scheu den Blick umherwarf, ob sie nicht von irgend einem Lauscher bemerkt werden könnten, „nur auf Minuten war ich im Stande, mich wegzustehlen, denn Du glaubst nicht, wie mich diese alte, häßliche Gouvernante, die sie jetzt meine Gesellschafterin nennen, quält und peinigt. Eine schöne Gesellschafterin, nicht einmal Raum, an Dich zu denken, läßt sie mir den langen Tag mit ihren ewigen Gesprächen und Büchern, mit ihrer Musik und ihren alten, langweiligen Classikern."

„Mein armes, armes Kind!" rief Rudolph feurig aus; „aber die Zeit wird ja auch kommen, wo wir uns vor der Welt angehören dürfen, Deine Eltern..."

„Ach, Rudolph," seufzte das arme Mädchen unter Thränen, „hoffe nicht auf die; nur eine Andeutung machte ich neulich, daß ich glaubte, ich könne auch mit einem Manne glücklich werden, der von geringerem Stande sei, als ich, und meine Mutter gerieth außer sich — ich fürchte Alles!"

„Und ich fürchte nichts," rief der junge Mann, eigentlich mit etwas zu viel Pathos, „nichts, als die Grenzen Deiner Liebe; laß auch Hindernisse wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen und darüber hin in Louisens Arme fliegen!"

„In Louisens?" sagte das junge Mädchen erschreckt.

„In Deine, mein Herz," lächelte ihr Geliebter; „kennst Du die wunderbar schöne Stelle aus Kabale und Liebe denn nicht?"

„Ach, Rudolph, mir ist das Herz so schwer; was kann ich gegen den Willen der Eltern thun?"

„Ha, laß doch sehen," declamirte Rudolph weiter, „ob ihr Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall; wer kann den Bund zweier Herzen lösen oder die Töne eines Accords auseinander reißen!"

„Aber Du weißt nicht, Rudolph, wie entsetzlich streng die

Eltern sein können, wo es, wie sie glauben, die Ehre ihres Hauses gilt; mein Wort verhallt da ohne Klang."

„So flieh mit mir, Geliebte," drängte Jener; „was nützt uns Glanz und Pracht, wenn unsere Herzen verbluten? Meine Kunst ernährt uns, wohin wir den Fuß wenden. Dem Namen Handor jauchzt die ganze Künstlerwelt entgegen, und frei und glücklich leben wir den Musen, der Liebe..."

„Ach, Rudolph, ich soll die Mutter, soll den Vater verlassen?"

„Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen, gebietet Dir selber die heilige Schrift."

„Mein armer Vater!"

„Er wird seine Härte bereuen, wenn er sieht, welche ruhmvolle Laufbahn Du gewählt, und erweicht, gerührt Dich an sein Herz zurückrufen."

„Er wird mir fluchen!"

„Gut, so bleib," sagte Rudolph resignirt, indem er den Arm wie abwehrend gegen sie ausstreckte, „bleib Deine Lebenszeit ein Sclave jener alternden Vorurtheile und Formen; folge der Hand, die Dich erbarmungslos zur Schlachtbank führt — Dein Rudolph kann entsagen —

„Wie konnte solch ein Glück auch mir beschieden,
Vom Himmel mir gegönnt sein — mir, dem ja
Das Schicksal von der Wiege jede Freude
Verbittert und vergiftet! Dem der Becher,
Zum Trunk gehoben schon, von durst'ger Lippe
So oft und oft gerissen wurde! Geh —
Geh — geh, Zuleima — glücklich wirst Du sein,
Und ich? — Für mich kein Glück — für mich ein Grab!"

Und wie verzweifelnd barg er das Antlitz in den Händen.

„Rudolph, Rudolph, oh, nicht so, Du weißt ja, daß Du mir das Herz mit solchen Reden brichst; thu es nicht, thu es nicht!"

„Aber welcher Ausgang bleibt mir, als der Tod? Du weißt, daß ich nicht ohne Dich leben kann, weißt, daß ich verderben und untergehen müßte, wenn nicht Dein reines Herz mich an dieses Leben fesselt! Aber was kümmert das Dich," setzte er bitter hinzu, „Du folgst Deinem Vater, Deiner Mutter; der arme Rudolph mag zu Grunde gehen, er ist ja doch nur ein Schauspieler."

„Und habe ich das um Dich verdient, Rudolph?“ sagte Paula mit leisem Vorwurf im Ton, während sie ihr schmerzbewegtes Antlitz zu ihm emporhob. „Habe ich Dir nicht wieder und wieder bewiesen, wie meine ganze Seele nur an Dir hängt, wie ich kein Glück, keine Seligkeit auf dieser Welt kenne, als nur Dich?“

„Und doch willst Du mir entsagen,“ erwiderte der junge Mann schmerzvoll, „doch hältst Du es für möglich, daß Du entsagen kannst, während mir schon bei dem bloßen Gedanken daran das Blut zu Eis gerinnt, und meine Pulse aufhören zu schlagen?“

„Laß mir Zeit zum Denken, Rudolph,“ bat das arme Kind, „habe Nachsicht mit meiner Schwäche, wenn ich einen Augenblick schwanken und zaudern konnte. Sieh, noch ist es ja auch nicht so weit, noch ist es ja möglich, daß ich der Eltern Herz zum Besten wende; ich will es wenigstens versuchen, ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, um einen Schritt zu vermeiden, der ja doch mein ganzes künftiges Leben, selbst an Deiner Seite, mit einem Vorwurf belasten müßte.“

„Und wenn Alles fehlschlägt?“

„Ich bin Dein, Rudolph, Dein für alle Zeiten,“ rief Paula, „Gott sei mir gnädig, aber ich kann nicht anders; was da auch kommen möge, welche Prüfung mir der Himmel auch auferlegt, ich fühle es, daß die Liebe zu Dir stärker ist als alles Andere!“

„Mein Mädchen, mein süßes Leben,“ rief Handor, „jetzt bricht auf's Neue ein Strahl der Hoffnung in mein zerrissenes Herz; aber sie werden Dich zwingen wollen!“

„Der Gewalt setz' ich Gewalt entgegen, rief Paula leidenschaftlich, „treiben sie mich zum Aeußersten, so fallen die Folgen auch auf ihr Haupt zurück; Gott hätte diese Liebe zu Dir nicht in mein Herz gelegt, Rudolph, wenn sie nicht göttlich wäre, und seiner Weisung will ich folgen. Aber ich muß jetzt fort.“

„Und kann ich nie
Ein Stündchen ruhig Dir am Busen hängen
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?“

klagte Rudolph, Göthe's „Faust“ citirend.

„Ich darf nicht länger bleiben," sagte Paula, „ja, ich fürchte, daß meine Eltern schon zurück sind und nach mir gefragt haben."

„Und wann sehe ich Dich wieder?"

Paula zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Wir dürfen nicht so oft zusammen kommen," sagte sie endlich. „Du glaubst nicht, wie viel Augen uns bewachen. Aber es ist doch vielleicht nöthig, daß ich Dir morgen Nachricht gebe; so sei denn morgen Abend — morgen Abend ist kein Theater, nicht wahr?"

„Nein, mein Herz, ich habe den Tag und Abend frei."

„Gut denn, so sei morgen Abend an der bewußten Stelle neben dem alten Wartthurm. Es ist möglich, daß ich selber Zeit finde, einen Moment dorthin zu kommen, wo nicht, findest Du einen Zettel an dem bestimmten Platz."

„Tausend Dank, mein süßes Leben!" rief Rudolph leidenschaftlich, indem er sie umschlang und wieder und wieder küßte. Sie gab sich seinen Liebkosungen auch für wenige Secunden hin, dann aber machte sie sich leise von ihm los.

„Lebe wohl, Rudolph, lebe wohl!" rief sie ihm zu, drückte noch einen Kuß auf seine Lippen und floh dann wie ein gescheuchtes Reh den Busch entlang, um erst weiter oben den Pfad wieder zu erreichen, von wo sie nachher langsam, wie von einem Spaziergang kommend, nach dem Schloß zurückkehren konnte.

„Himmlisches Mädchen," sagte Rudolph, der stehen geblieben war und ihr mit einem behaglichen Lächeln nachgesehen hatte, „lauter Feuer und Gluth, eine lebendige Julia! Und der Alte? Bah, er wird eine Weile wüthen und Rache schnauben, daß die Comtesse mit einem Komödianten durchgegangen, und zuletzt bleibt es immer die alte Geschichte. Was will er denn machen? Es ist die einzige Tochter, und wenn ihm der Schwiegersohn auch gerade nicht genehm sein mag, muß er doch schon gute Miene zum bösen Spiel machen — der alte adelsstolze Narr der."

Und sich erst vergnügt und selbstzufrieden die Hände reibend — von seiner vorigen Verzweiflung war keine Spur mehr zu entdecken —, griff er seinen kleinen Spazierstock wie-

der vom Boden auf, schlenderte langsam nach dem nächsten Weg hinaus, blieb hier noch einmal stehen, um sich erst mit seinem Taschentuch die in dem trocknen Laub und Sand staubig gewordenen Glanzstiefeln zu säubern, und schlug dann dieselbe Richtung wieder ein, von der er vorher gekommen und wo er mit einem kleinen Umweg das Schloß und dessen nächste Umgebung vermied, um von dort ungesehen in die Stadt zurückzukehren.

4.

Die gräfliche Familie.

Die Equipage des Grafen Monford fuhr indessen langsam den sogenannten „Schloßberg" hinauf, denn der Graf hielt außerordentlich auf seine Pferde und litt nie, daß sie nutzlos angestrengt wurden, strafte auch nichts härter, als einen Verstoß gegen die darüber erlassenen Befehle. Der leichte Wagen knirschte über den hier reichlich ausgestreuten Kies, und der Weg zog sich bis zur Treppe des Herrenhauses durch einen wahren Flor von in voller Blüthe stehendem Hollunder, Goldregen, Akazien und Schneeballen hin, während die Front des ganzen Gebäudes mit allen nur erdenklichen Topfgewächsen so reich geschmückt war, daß selbst die breite, kunstvoll gearbeitete Marmortreppe, die zu dem Gartensalon und Empfangszimmer hinauf führte, einem vollblühenden Garten glich und den Duft ihrer Blumen durch die geöffneten Fenster in alle Räume des Schlosses sandte.

Und alle Räume waren so reich als geschmackvoll ausgestattet, denn Graf Monford besaß ein bedeutendes Vermögen und hatte auf seinen weiten Reisen gelernt, sich die Bequemlichkeiten und den Luxus aller Himmelsstriche anzueignen, ohne dabei sein Haus zu überladen. Die kostbarsten Gemälde, die herrlichsten Statuen und Statuetten schmückten die Zimmer,

aber wo sie standen, schien es auch, als ob sie fehlen würden, wenn man sie weggenommen hätte.

Eine zahlreiche Dienerschaft füllte dabei das Haus — Graf Monford hatte früher auf von seinem Vater ererbten Besitzungen in Westindien gelebt und sich daran gewöhnt, eine Masse von Dienstleuten um sich zu haben — und herrliche Pferde standen in den Ställen, die sich, mit weiten Rasengründen für die Fohlen, eine ganze Strecke in den Park hineinzogen.

Als er ausgestiegen war, blieb er auch noch eine Weile (während seine Gemahlin nach oben ging, um Toilette zum Diner zu machen, und der Bediente eine Anzahl aus der Stadt mitgebrachter Pakete aus dem Wagen nahm) auf der Treppe stehen, um indessen seine beiden Goldfüchse zu betrachten, die, ungeduldig über den Aufenthalt, die schönen Köpfe auf und nieder warfen.

„Der Soliman scheut noch immer," sagte er dabei, während sein prüfender Blick über die Thiere glitt und den Kutscher besorgt machte, daß er etwas Ungehöriges daran entdecke, — „daß wir ihm das gar nicht abgewöhnen können."

„Er ist lammfromm geworden, Herr Graf," erwiderte aber der Mann, indem er mit dem Ende der Peitsche langsam eine Stechfliege vom Halse des besprochenen Thieres zu entfernen suchte — „aber die fremden Beester jetzt in der Stadt, da scheut beinahe jedes Pferd."

Der Graf nickte und betrat dann den mit feinen indischen Matten belegten Marmorboden des untern Saales, während der Kutscher, da Alles aus dem Wagen entfernt war, leise mit der Zunge schnalzte und nach den Stallgebäuden hinüberfuhr.

Im Salon war Graf Monford sonst gewöhnt, daß ihm seine Tochter entgegenkam. Er traf heute nur ihre Gesellschafterin, Mademoiselle Beautemps, eine ausgetrocknete Französin, sehr elegant gekleidet, aber mit einem etwas verbissenen Zug um die dünnen Lippen und sehr steifer, selbstbewußter Haltung.

„Wo ist Paula, Mademoiselle?"

„Ich war eben im Begriff, sie zu suchen, Herr Graf,"

erwiderte die Dame. „Sie ist in den Park spazieren gegangen, ohne mir ein Wort davon zu sagen."

„Das wäre freilich unverantwortlich," entgegnete Graf Monford, während es wie ein leises, halb spöttisches Lächeln um seine Lippen zuckte, „besonders wenn man bedenkt, daß das Kind erst siebzehn Jahre alt ist und wahrscheinlich im nächsten Jahre heirathen wird. Hat sie ihre Kammerjungfer mit?"

„Sie ist vollständig allein gegangen."

„Vollständig allein? So — nun, sie weiß, daß wir um fünf Uhr diniren, und wird zur rechten Zeit zurück sein."

„Aber nicht einmal Zeit behalten, ihre Toilette zu machen. Wenn mir der Herr Graf erlauben..."

„Sie werden sie dann verfehlen und ebenfalls das Diner versäumen. Sie wird schon kommen" — und damit schritt er in sein Zimmer hinüber, das zu ebener Erde lag.

Mademoiselle Beautemps biß sich auf die Lippen, antwortete aber nur, sich ihrer Stellung und Würde bewußt, durch eine sehr förmliche Verbeugung, die der alte Herr nicht einmal bemerkte, und trat dann auf die Treppe hinaus, um die Ankunft ihres ungehorsamen Zöglings mit anscheinender Geduld, bei der sie aber in innerlichem Aerger fortwährend in raschem Tacte die Marmorplatten mit dem Fuß schlug, zu erwarten.

Ein Reiter kam den Weg heraufgesprengt, hielt an der Treppe, sprang aus dem Sattel, warf die Zügel seines warm gewordenen Thieres dem ihm folgenden Reitknecht zu, und war dann in wenigen Sätzen oben bei der Gouvernante.

„Ah, guten Morgen, Mademoiselle — Karl, reib das Pferd gut ab, und daß dann der Fingal gesattelt wird — ich reite nach dem Diner gleich wieder in die Stadt zurück. — Wo ist Paula, Mademoiselle?"

„Thut mir leid, Ihnen keine Auskunft geben zu können, Herr Graf," sagte die Dame achselzuckend; „die Comtesse scheint die Zügel der Regierung selber in die Hand nehmen zu wollen."

„Durchgebrannt?" lachte der junge Mann, indem er seine Handschuhe auszog und in den Reitrock steckte. „Die Eltern

sind aber zu Hause, wie ich sehe," setzte er mit einem Blick auf die Wagenspuren hinzu, „und wahrhaftig, gleich fünf Uhr — alle Wetter, da habe ich keine Zeit mehr zu verlieren!" und rasch sprang er in das Haus und in sein eigenes Zimmer hinauf.

Mademoiselle Beautemps hatte wenigstens die Genugthuung, nicht länger auf die Folter gespannt zu sein, denn in diesem Augenblick kam auch die Comtesse aus dem Park herauf. Sie mußte scharf gegangen sein, denn sie sah erregt aus.

„Aber, Comtesse, ich bitte Sie um Gottes willen, wo haben Sie gesteckt? Kann man denn nicht auf einen Augenblick den Rücken wenden!"

„Sind die Eltern schon da?"

„Schon lange, es wird gleich servirt werden. Und wie sehen Sie aus! Mit der Frisur können Sie gar nicht bei Tafel erscheinen! Wo waren Sie?"

„Im Park. Ist George auch schon da?"

„Alle — es wird den Augenblick dinirt. Ich muß wirklich in Zukunft bitten..."

Paula ließ sie gar nicht ausreden. An ihr vorüber huschte sie durch den Saal in ihr eigenes kleines Boudoir, wo Bertha, ihre Kammerjungfer, sie schon erwartete, und als Mademoiselle Beautemps, damit nicht zufrieden, sich das Wort abgeschnitten zu sehen, ihr dahin folgen wollte, um ihre Ermahnung und Strafpredigt zu beenden, hatte die sorgsame Zofe schon den Riegel vorgeschoben. Es wurde Niemand mehr eingelassen.

Paula brauchte aber für ihre Toilette außerordentlich wenig Zeit; das volle, herrliche Haar fiel fast von selbst in seine natürlichen Locken, und noch ehe die Gräfin Mutter den Speisesaal betrat, wo in diesem Augenblick gerade die Suppe aufgetragen wurde, war sie dort.

Ihr Bruder stand schon am Fenster und blätterte in einem Haufen von Zeitungen.

„Ah, da bist Du ja!" rief er ihr entgegen. „Sag', Schatz," flüsterte er dann, „hat Dir Papa schon etwas mitgetheilt?"

„Mir, George?" fragte Paula erstaunt — „was soll er mir mitgetheilt haben? Ich weiß von nichts!"

„Nun, dann kommt es noch," lächelte George, ihr freundlich zunickend. „Apropos, Paula, gehst Du Dienstag mit in's Theater? Die Räuber werden gegeben. Handor ist famos als Karl Moor."

„Ich weiß es nicht," sagte Paula erröthend, „wenn es Papa erlaubt..."

„Hoffentlich nicht, Comtesse," bemerkte hier die Gesellschafterin, die gerade zur rechten Zeit in den Saal getreten war, um die Frage zu hören; „denn mit meiner Zustimmung besuchen Sie das Theater nicht so oft. Es ist ein Tempel des Lasters, in dem junge Mädchen eigentlich gar nichts zu suchen haben."

„Mademoiselle!" wollte George gereizt auffahren, als sich die Thür öffnete und die Eltern erschienen. Die Unterhaltung war damit abgebrochen.

„George — ah, da bist Du ja, Paula! Hast Du einen Spaziergang gemacht, mein Kind?"

„Mein lieber Vater..."

„Schon gut, Du bist ja noch zur rechten Zeit eingetroffen. Höre, George, Du hast Deinen Rappen wieder tüchtig warm geritten. Wenn Du meinem Rath folgst, schonst Du das Pferd."

„Ich hatte mich verspätet, Papa, und ließ ihn nur ein wenig austraben. Heute Nachmittag nehme ich den Weißfuß."

„Du willst wieder fort?"

„Ich habe mich zu einer Partie Whist bei Boltens engagirt und vorher noch Einiges zu besorgen."

„Setzen wir uns."

Das Diner wurde gewöhnlich schweigend verzehrt, da es Graf Monford nicht liebte, sich in Gegenwart der Diener zu unterhalten. Nur vollkommen gleichgültige Dinge durften besprochen werden, und selbst diese so kurz als möglich, und doch hätte George gar zu gern schon während der Tafel von dem Theater angefangen, das er leidenschaftlich gern besuchte. Aber es ging eben nicht, denn er wußte im Voraus, daß er entweder keine Antwort oder gar einen Verweis bekommen hätte.

George war das treue Abbild seiner Schwester, nur etwa zwei oder drei Jahre älter als sie, aber mit denselben edlen und offenen Zügen, denselben kastanienbraunen Augen, aber fast schon ein wenig zu selbstständig für seine Jahre, wozu denn freilich die Erziehung im elterlichen Hause Vieles beigetragen.

Als junger Bursche und noch unter einem Hofmeister wurde er mit eiserner, nachsichtsloser Strenge bis zu dem Augenblick behandelt, wo er zur Universität abging, und dort plötzlich und mit einem Schlag sein eigener, freier Herr. Natürlich wußte er die ihm so rasch und unerwartet gekommene Freiheit nicht immer nur zu gebrauchen, sondern mißbrauchte sie auch nicht selten.

Dazu kam, daß Graf und Gräfin Monford sich Jahre lang auf Reisen befanden, wo denn die Kinder auch nur auf fremde Menschen angewiesen blieben und ihre Eltern nicht einmal zu sehen bekamen, und mit der ganzen vorangegangenen Erziehung konnte es kaum anders geschehen, als daß sich beide Theile mehr und mehr entfremdet werden mußten.

Graf und Gräfin Monford hatten in der That keine Kosten und Mühen gescheut, um ihre Kinder Alles lernen zu lassen, was sie in ihren Bereich bringen konnten, aber sie machten ein sehr großes Haus, und nur zu oft ist es ja in solchen „großen Häusern" leider der Fall, daß die gesellschaftlichen Pflichten den elterlichen vorgezogen werden oder, wie man sich einredet, vorgezogen werden müssen. Man hat Rücksichten zu nehmen (wie die Entschuldigungen heißen), überdies zuverlässige Leute daheim, denen man die Kinder recht gut anvertrauen kann. Eine Gesellschaft jagt dann die andere, einmal daheim oder auch außer dem Hause, von allen aber sind die Kinder ausgeschlossen, und ihre kurze Jugendzeit vergeht, ohne daß sie sich erinnern, der Mutter mehr als ein- oder zweimal auf dem Schooß gesessen zu haben.

Aber ein Kind will nicht allein Pflege — die kann ihm jeder gemiethete und gute Dienstbote geben — es will auch Liebe, und wenn ihm die entzogen wird, so wächst es auch wohl ohne sie frisch und kräftig auf, aber in seinem Herzen

bleibt ein leerer, öder Raum, den es sich selber dann oft mit verderblichen Stoffen füllt. Unter der Obhut Fremder aufgewachsen, hatten sie allerdings vor den Eltern, denen sie erst herangewachsen näher traten, eine gewaltige Ehrfurcht gehabt, aber sie kannten kein anderes Gefühl und hielten diese Ehrfurcht für Liebe, während die Eltern stolz, recht stolz auf ihre Kinder waren und auch diesen Stolz für Liebe nahmen. So täuschten sich beide Theile über ihre Gefühle, und auch die Welt, und doch waren beide Kinder von Herzen seelensgut und brav, und auch die Eltern fest überzeugt, Alles für sie gethan zu haben, was in ihren Kräften stand, um vollen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu haben.

Die Liebe aber, die den beiden Geschwistern durch ihre Eltern mehr unbewußt als absichtlich entzogen worden, brachten sie dafür einander selber in desto reicherem Maße zu. Mit unendlicher Zärtlichkeit hingen beide an einander, ob auch ihre Charaktere noch so verschieden sein mochten.

Paula, von zartem Körperbau, mit vieler Phantasie begabt, neigte mehr zur Schwärmerei. Sie las viel und, leider, unter Anleitung der Französin, nicht immer recht passende Bücher; sie liebte dabei leidenschaftlich das Theater und konnte sich durch irgend ein gegebenes Schau- oder Trauerspiel so aufregen lassen, daß sie halbe Nächte lang ihre Kissen mit Thränen netzte. Unglücklicher Weise fand sie dabei in der Familie, der sie, während die Eltern auf Reisen gewesen, zur Obhut übergeben worden, nur zu viel Nahrung, denn diese hatte ein kleines Liebhabertheater in ihrer eigenen Wohnung errichtet, verkehrte viel mit Künstlern und fachte dadurch den Funken, der in Paula's Herzen glimmte, zur lichten Flamme an.

Das Technische in der Aufführung bei den kleinen, dort gegebenen Stücken hatte man nämlich nicht gut bewältigen können oder es auch vielleicht für zu mühsam gehalten. Ein geschickter Leiter wurde für nothwendig erachtet, und dort hatte Paula Handor kennen lernen.

George seinerseits war nichts weniger als ein Schwärmer und hing viel mehr dem Realistischen an. Er liebte wohl auch das Theater, weil es ihm Unterhaltung bot, ohne daß er

sich aber sonst auch nur mit einer Faser seines Herzens dazu hingezogen fühlte. Weit mehr beschäftigten ihn die seinem Stande auch angemesseneren ritterlichen Uebungen. Er war ein perfecter, tollkühner Reiter, ein eifriger und für sein Alter recht guter Jäger, besonders ein sicherer Schütze, und wenn er nebenbei auch etwas Musik und Malerei trieb und mit Vergnügen ein gutes Buch las, hatte er doch keinen rechten Trieb dafür. Er verstand etwas von Jedem, ohne es in irgend einer Sache zur Vollkommenheit zu bringen, und da er das selber fühlte, verlor er auch bald die Lust daran.

Auch an dem Liebhaber-Theater hatte er sich anfangs mit großer Lust betheiligt und vielen Eifer dabei gezeigt, aber es ermüdete ihn doch bald, wie er denn nie lange an einer Sache Vergnügen fand, und als Ende März die Auerhahnbalz begann, gab er es vollständig auf und fuhr lieber Nachts hinauf in den Wald, um Morgens um zwei oder drei Uhr an Ort und Stelle auf dem Balzplatz zu sein.

Durch das Liebhaber-Theater war er aber selber mit einigen Künstlern bekannt geworden. Deren freies, offenes Wesen sagte ihm zu, denn im Umgang mit ihnen brauchte er sich keinen Zwang anzuthun, und sein leicht empfänglicher Geist fand, was ihm in seinen gewöhnlichen Kreisen gründlich fehlte: Anregung und Befriedigung. Mit einem Worte, er fühlte sich unter den Künstlern und in ihrem freien Verkehr wohler und behaglicher, als in den steifen, aber allerdings sehr vornehmen Gesellschaften, in denen er sonst heimisch war oder doch heimisch sein sollte.

Auch zu Hause war ihm der lästige Formenzwang zu unbequem. Er hatte oft davon gehört und gelesen, was für ein mächtiger Zauber in dem einen kleinen Worte „daheim" liege und wie die eigene Heimath uns das Liebste und Theuerste auf der Welt sein sollte; aber mitgefühlt hatte er das noch nie und hielt es, mit anderen Ueberschwänglichkeiten, für eine Licenz der Dichter, die vollkommen berechtigt wären, sich irgend einen Punkt der Welt zu einem kleinen Paradiese auszumalen, ob sie dazu nun ein beliebiges Feenreich oder eine menschliche Wohnung wählten.

Viel Ruhe hatte er deshalb auch zu Hause nicht, ja, er

plauderte wohl gern einmal ein halb Stündchen mit der Schwester und wußte, daß er die gehörigen Formen der Tischzeit einhalten mußte, wenn er nicht eben draußen auf der Jagd war oder eine andere Einladung angenommen und sich daheim formell abgemeldet hatte — sonst fesselte ihn nichts an das Vaterhaus.

Die Tafel war beendet und der Kaffee im Nebenzimmer servirt worden. Dorthin folgte er den Eltern, und seinen Arm um Paula's Taille legend, drückte er einen Kuß auf ihre Wange.

„Aber was hast Du nur, George?"

„Nichts, mein Herz," lächelte der Bruder, „ausgenommen so viel zu thun, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen soll."

„Du?"

George nickte ihr zu und wollte das Zimmer verlassen.

„Du willst wieder fort, George?" sagte die Mutter.

„Ja, Mama — heut Abend sehen wir uns doch bei Boltens; nicht wahr, Ihr kommt auch hin?"

„Ich weiß es noch nicht, mein Sohn," erwiderte die Gräfin — „ich habe etwas Kopfschmerz — aber vielleicht doch."

„Du bist gar nicht mehr zu Hause, George," bemerkte der Vater, „man bekommt Dich wirklich nur noch beim Essen zu sehen."

„Ja, bester Vater," lachte George, „ich habe jetzt drei Pferde zuzureiten, und das kann ich doch nicht hier im Park thun. Der Fingal macht mir am meisten zu schaffen."

„Aber es ist ein vortreffliches Pferd," nickte der Vater, „Du hast da einen guten Kauf gemacht, halte ihn nur auch gut."

„Wie meinen Augapfel, Papa," lachte der junge Mann. „Also auf Wiedersehen in der Stadt!" und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Paula blieb mit ihren Eltern allein im Zimmer, denn Mademoiselle Beautemps trank keinen Kaffee und benutzte diese kurze Zeit stets, um in ihrem Zimmer ein Viertelstündchen Siesta zu halten, worin sie Paula niemals störte. Sie wollte jetzt ebenfalls das kleine, freundliche Gemach verlassen, als

der Vater, der mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab gegangen war, leise sagte:

„Paula!"

„Mein Vater!"

„Ich und Deine Mutter möchten ein paar Worte mit Dir reden."

„Mit mir, Vater?"

„Ja, mein Kind," sagte der alte Herr, indem er vor ihr stehen blieb, ihr leise mit der rechten Hand das Kinn emporhob und freundlich fortfuhr: „Sieh, mein Schatz, Du bist nun schon vor zwei Monaten siebzehn Jahre alt geworden und — eben kein Kind mehr..."

„Mademoiselle Beautemps betrachtet mich aber noch als ein solches," sagte fast unbewußt Paula, denn ein schmerzhaftes, gleichsam eisiges Gefühl schnürte ihr in dem Augenblick beinahe die Brust zusammen. Sie ahnte, was folgen würde.

„Mademoiselle Beautemps..." sagte der Vater rasch, brach aber kurz ab, hustete und lächelte still vor sich hin. „Nun, Du wirst nicht mehr lange mit ihr geplagt werden, Kind," fügte er dann mit trockenem Humor hinzu, „und was ich eben jetzt mit Dir reden wollte — das heißt ich und Deine Mutter —, soll gerade dazu dienen, Dich von ihr frei zu machen."

„Mein lieber Vater!" flüsterte Paula und warf einen Blick nach der Mutter hinüber, die am Fenster stand, mit einer kleinen Scheere ein paar abgeblühte Rosen von einem Stock schnitt und die Blätter hinausstreute.

„Verstehst Du, was ich meine?"

„Nein, mein Vater," hauchte das junge Mädchen.

„Und doch siehst Du beinahe so aus, als ob Du es verständest," lächelte der alte Herr. „Aber ich will mich kurz fassen, mein Kind, denn große Umschweife sind unter uns ja doch nicht nöthig. Ich frage Dich also geradeheraus, mein Herz, hast Du noch nicht daran gedacht, Dir einen Lebensgefährten auszusuchen?"

„Mein lieber, lieber Vater!"

„Aber, George," sagte die Gräfin kopfschüttelnd, „Du

fällst doch auch wohl da ein klein wenig zu sehr mit der Thür in's Haus. Das ist kaum eine discrete Frage für ein junges Mädchen, die das überhaupt auch wohl ihren Eltern überlassen wird."

„Ich weiß nun gerade nicht," lächelte der alte Herr, „ob Paula damit so recht einverstanden sein würde. Aber eben weil ich glaube, daß sich unsere Gedanken auf halbem Wege begegnen, habe ich so direct gefragt, denn ich bin überzeugt, ich schieße nicht weit vorbei, wenn ich vermuthe, daß Du den jungen Grafen Bolten gern hast — wie, Schatz? Er ist wenigstens auf allen Bällen Dein unermüdlicher Tänzer, und das Vielliebchen, das Du neulich mit ihm gegessen — nun, Du brauchst nicht bis hinter die Ohren roth zu werden, meine Puppe — wir sind Alle nicht besser gewesen, als wir jung waren."

Ueber Paula's Stirn und Wangen hatte sich allerdings im ersten Augenblick tiefe Röthe ergossen, im nächsten Moment aber schon schoß das Blut wie in einem Strom zum Herzen zurück und ließ ihr Antlitz todtenbleich, während sie leise, aber fest sagte: „Du irrst Dich, Vater, — ich liebe den jungen Grafen nicht."

„Nicht?"

„Du liebst ihn nicht?" wiederholte aber auch die Mutter und drehte sich rasch und wie erstaunt der Tochter zu. „Und das sagt das Mädchen mit einer solchen Bestimmtheit, als ob damit die ganze Sache abgemacht und beseitigt wäre!"

„Der Vater hat mich gefragt, Mama, und er verlangt ja doch Wahrheit von mir."

„Das allerdings, mein Herz," sagte der alte Herr ruhig, während sein Blick forschend an dem Antlitz der Tochter hing, „die verlangt er in der That — aber kannst Du mir einen Grund angeben?"

„Und wäre es Liebe, Vater, wenn man einen Grund dafür nennen könnte?"

„Hm," sagte der alte Herr, dadurch selber in Verlegenheit gebracht, „Du scheinst Nutzen aus Deiner Lectüre gezogen zu haben, mein Töchterchen. Die Sache ist denn aber doch zu ernsthafter Natur, um ihr durch ein Wortspiel auszuweichen;

so höre denn, was ich Dir darüber zu sagen habe. Ueber die Familie Bolten selber brauchte ich kein Wort zu verlieren; wir haben sie Alle gern und sind lange, lange Jahre damit befreundet — wie geachtet und geschätzt sie im ganzen Lande sind, weißt Du außerdem, und unser alter Name braucht sich wahrlich nicht zu schämen, neben dem ihrigen genannt zu werden. Hubert ist dabei ein junger, liebenswürdiger Mensch, talentvoll, gutmüthig, ein bischen aufbrausend zwar, aber das wird sich mit den Jahren geben, und außerdem der einzige Sohn. Daß er Dich gern hatte, habe ich — und ich muß gestehen, zu meiner Freude — schon seit längerer Zeit bemerkt; daß Du ihm nicht abgeneigt warst, konnte Jeder sehen, der Euch ein paar Mal zusammen beobachtet hat. Dazu kommt, mein liebes Kind, daß uns Beide, Deine Mutter und mich, diese Verbindung mit dem Bolten'schen Hause glücklich machen würde, und ich bin überzeugt, daß alles dies zusammen genommen, wenn Du es Dir überlegst, Deinen Entschluß bestimmen muß. Ich brauche Dir nur noch zu sagen, daß heute Morgen, als wir in der Stadt waren, der alte Graf bei mir förmlich um Dich für seinen Sohn angehalten hat, und ich hoffe, wir können ihm heut Abend eine gute Antwort mit hineinnehmen — wie, mein Schatz?"

„Mein lieber Vater, ich — ich bin noch so jung!"

„Darin hast Du Recht, und das habe ich meinem Freunde Bolten selbst entgegnet; er sieht das auch vollkommen ein, und Du sollst nicht gedrängt werden. Wir haben deshalb Beide ausgemacht, daß die Trauung nicht früher als an Deinem achtzehnten Geburtstage stattfindet; um uns aber das Glück unserer Kinder zu sichern, wollen wir die Verlobung am nächsten Freitag hier bei uns feiern, wozu uns Deine gütige Mama einen kleinen Ball arrangiren wird — bist Du damit einverstanden?"

„Dränge sie nicht zu sehr, George," sagte jetzt die Mutter freundlicher, als sie bis dahin gesprochen. „Ihr Männer seid Euch darin doch alle gleich, das folgt Schlag auf Schlag, und da soll das arme Kind auf jede Frage auch augenblicklich antworten! Versteht sich, wird sie wollen, aber Du siehst

doch, daß sie jetzt bald roth, bald blaß wird — laß ihr doch nur Zeit, erst Athem zu holen!"

„Meine liebe, liebe Mutter!" rief Paula und warf sich, von ihren Gefühlen überwältigt, an der Mutter Brust.

„Aber, ma fille!" sagte sie, sich rasch und erschreckt losmachend — „komm, mein Herz, komm, wozu diese Aufregung — Du weißt, Kind, wie das immer meine Nerven angreift, und mein Kopf schmerzt mich überhaupt heute."

„Aber ich liebe ihn nicht, Mama!" bat Paula in Todesangst. „Der junge Graf ist ein braver, lieber Mensch, aber — aber..."

„Aber, mein Kind?" fragte die Mutter streng.

„Er — er paßt nicht für mich — er — hat für nichts Sinn, als für seine Pferde und Gewehre — er haßt Musik und Bücher — er..."

„Lauter Verbrechen, nicht wahr?" lächelte die Mutter spöttisch — „und kann er deshalb nicht ein guter Ehemann werden?"

„Und soll das Herz denn gar keine Stimme haben, Mama?" flüsterte das arme, gequälte Mädchen — „soll denn nur immer todter Rang und Reichthum Verbindungen schließen und Menschen auf ewig an einander ketten, die sich ohne diese nie gefunden oder nur gesucht hätten?"

„Todter Rang und Reichthum, meine Tochter?" sagte der Vater ernst — „ich glaube, Du solltest uns dankbar dafür sein, daß wir Dir die Dir gebührenden Vorrechte auch erhalten und verwahren, Du wirst doch nicht glauben, daß ich Dich je unter Deinem Stande verheirathen würde?"

„Willst Du mich nicht glücklich sehen, Papa?" fragte Paula herzlich.

„Gewiß, mein Kind, das ist mein heißester Wunsch," erwiderte der Vater, „aber eben deshalb muß ich jetzt über Dich wachen, daß Dich Dein leicht erregtes Herz nicht zu einem Schritt hinführt, den Du später schwer bereuen und dann sicher unglücklich dadurch werden würdest. Aber wie ich Dir schulde, für Dein Glück zu sorgen, so schuldest Du auch uns, die Ehre unseres Hauses aufrecht zu erhalten, und wer Dir

dabei am besten rathen kann, sind denn doch wohl Deine Eltern selber."

„Und wenn ich vorher wüßte, daß ich unglücklich werden würde?"

„Paula," sagte der Vater ernst, „ich bitte Dich, nur jetzt, wo es sich um Deine ganze Zukunft handelt, Deine überspannten Romane und phantastischen Ideen aus dem Spiel zu lassen! Du hast uns schon neulich einmal so eine Andeutung gemacht, daß Du Dich an der Seite des ärmsten Mannes glücklich fühlen könntest, wenn „Eure Seelen", wie Du Dich beliebtest auszudrücken, mit einander harmonirten. Es ist der alte Unsinn mit „eine Hütte und ihr Herz", der so lange stichhaltig bleibt, bis das Herz eben in die Hütte hineinziehen soll und die Räumlichkeit dann überall zu beengt findet. Glaube mir, mein Kind, solche Ideen sehen sehr hübsch auf dem Papier aus und lassen sich vortrefflich bei einer warmen, mondhellen Nacht durchschwärmen, aber sie gleichen jenen wunderbar schillernden Quallen, die an der Oberfläche der See herumschwimmen und von Weitem einen prachtvollen Anblick gewähren, nimmt man sie aber in die Hand, so bleibt nichts übrig, als eine graue, schlammige Blase, die man mit Ekel wieder von sich wirft. „Gleich und Gleich gesellt sich gern!" ist ein altes, gutes und wahres Sprüchwort, und wir finden das in der Natur bestätigt, wohin wir blicken. Ein Adler könnte sich da eben so wenig daran gewöhnen, einen Bund für das Leben mit einem Truthahn zu schließen und von Körnern und Kartoffelschalen zu leben, weil ihre Seelen vielleicht sympathisiren — es geht eben nicht, und die Grafentochter würde sich elend und unglücklich fühlen, wenn sie aus der gewohnten Sphäre niedersteigen und in einer Hütte leben sollte. Das sind eben jugendliche Träume, die ich auch nicht zu hoch anschlage und deshalb gern verzeihe. Nun sei aber vernünftig, mein Töchterchen, Du bist alt genug dazu. Wir haben eine Wahl für Dich getroffen, die Dein Herz nur mit Freude und Dankbarkeit gegen uns erfüllen kann, also füge Dich dem; denn Du weißt auch, daß Deine Eltern nie ihre Einwilligung zu einer Verbindung unter Deinem Range geben würden, solltest Du wirk-

ich je thöricht genug sein, selber an etwas Derartiges ernsthaft zu denken."

„Mein Vater..."

„Laß nur sein, mein Kind — ich wußte ja, daß mein gutes Töchterchen nicht den Lieblingsplan ihrer Eltern kreuzen würde; also werde ich das Weitere schon selber mit Boltens in Ordnung bringen. Du darfst Dir indessen immer Deinen Ballstaat zurecht machen," setzte er lächelnd hinzu, indem er ihr leise das Kinn emporhob und einen Kuß auf ihre Stirn drückte, „und daß wir nachher ein recht munteres, fröhliches Bräutchen haben, davon bin ich überzeugt..."

Ein Diener öffnete in diesem Augenblick die Thür und meldete, in steifer Haltung an der Schwelle stellen bleibend: „Baronesse von Halldorf läßt fragen, ob es der gnädigen Herrschaft genehm wäre..."

„Wird uns sehr angenehm sein," sagte die Gräfin, die froh war, einen Vorwand gefunden zu haben, das Gespräch abzubrechen — „aber, Schatz, Du hast ganz rothe Augen bekommen — geh auf Dein Zimmer und bade sie ein wenig mit Rosenwasser, wir erwarten Dich dann unten."

Der Besuch mußte empfangen werden, und die arme Paula, das Herz zum Brechen schwer, zog sich auf ihr Zimmer zurück, schob den Riegel hinter sich vor und sank auf das Sopha.

„Kein Mitleid mit den Gefühlen ihres eigenen Kindes," flüsterte sie dabei — „keine Frage selber danach, ob dieses Herz schon gewählt, schon entschieden haben könnte — nichts, nichts als der leere, hohle Schein, als Stand und Rang und Reichthum — oh, ich bin recht, recht unglücklich!" und still weinend barg sie ihr Antlitz in den Händen.

5.

Paradies und Hölle.

In der Schloßgasse zu Haßburg — denn die alte Stadt, welche in längstvergangenen Zeiten einmal der Sitz eines Erzbischofs gewesen, hatte die verschiedenen Benennungen aus ihrer Glanzperiode noch getreulich aufbewahrt — stand ein nicht sehr großes, aber wunderlich verziertes Gebäude. Es war massiv, aus dunkelgrauem, halbverwittertem Sandstein aufgeführt und mit einer wahren Verschwendung von Steinhauerarbeit bis unter den Giebel hinauf bedeckt.

Was die zahllosen Gruppen, Bilder und Arabesken daran alle bedeuten sollten, wäre wohl schwer zu entziffern gewesen — möglich, daß selbst die Urheber derselben keine rechte Idee davon gehabt. Deutlich erkennbar war aber noch eine ordentliche Legion von dicken, pausbackigen Engeln mit Posaunen und sonstigen Instrumenten, die jeden nur einigermaßen benutzbaren Raum ausfüllten und den obern Theil des Hauses vollständig bedeckten, während zwei sehr durch die Zeit und Sturm und Wetter mißhandelte Riesen, die zwischen Drachenköpfen und Ungeheuerschwänzen ihren Platz behaupteten, das Portal zu tragen schienen.

Und bunt und prächtig genug mußte das Haus ausgesehen haben, als es aus der Hand des Künstlers frisch hervorging. Noch jetzt ließen sich nämlich an einigen geschützten und tiefer liegenden Stellen Spuren von früherer Vergoldung und Malerei erkennen, mit denen besonders die Instrumente der Engel geglänzt und geschimmert haben mochten.

An eine Renovation dieser geschwundenen Pracht hatte freilich Niemand gedacht. Das Haus gerieth in die Hände einer Familie, die seine Lage für eine Wirthschaft passend fand, da es dem Theater schräg gegenüber und auch in der Nähe des Domes wie des Rathhauses stand, und der neue Eigenthümer, mit einer unbestimmten Ahnung, daß die vielen Engel wohl eine Andeutung der künftigen Seligkeit selber sein

könnten, nannte seine Wirthschaft drinnen nach den Sinnbildern draußen „Zum Paradies".

Der Mann verdiente viel Geld damit, und als er älter und ihm das Geräusch und die eigene Unbequemlichkeit eines solchen Lebens zu groß wurde, ließ er die Wirthschaft eingehen, den obern Stock zu Familienwohnungen einrichten und behielt nur die unteren Räumlichkeiten mit den Kellern für sich, in welchen er eine ganz vortreffliche Weinstube etablirte.

Der alte Trauvest war von jeher ein ausgezeichneter Weinkenner gewesen und hatte immer etwas auf ein gutes Getränk gehalten. Seine Weinstube bekam deshalb bald einen Namen und die in Haßburg ansässigen „Künstler", lustiges, lustiges Volk, das solche Plätze immer am besten aufzustöbern weiß, erwählte den Ort zu seiner Künstlerkneipe, wozu ihnen der Wirth, damit sie nicht mit dem gewöhnlichen trocknen Pfahlbürger und Stammgast Einen Tisch zu besetzen brauchten, ein kleines besonderes Käfterchen hübsch einrichten und sogar mit Eichenholz austäfeln ließ. Der und Jener „stiftete" dann auch noch bald einen alten, wunderlich geschnitzten Schrank, bald ein paar antike Sessel, hundertjährige Pocale und Deckelkrüge, alte Waffen und Rüstungen, kurz, was in der Art aufzutreiben war, hinein, so daß sich der kleine, malerisch geschmückte Raum bald in ein ordentliches Raritäten-Cabinet verwandelte.

Das Haus wurde zuletzt wirklich dadurch berühmt, und kein Fremder besuchte Haßburg, der sich nicht bemüht hätte, auch die Künstlerkneipe im „Paradies", die das lustige Völkchen dem Namen des Gebäudes gerade entgegen „Die Hölle" taufte, kennen zu lernen.

Zu den Künstlern: Maler, Bildhauer und Schriftsteller, die sich in Haßburg aufhielten, fühlten sich aber auch die Schauspieler hingezogen. Der gute Wein hatte sie schon lange in das „Paradies" geführt, die bessere Gesellschaft lockte sie aus dem „Paradies" in die „Hölle", und von den Künstlern wurden sie, als einer freien Kunst angehörend, auch mit offenen Armen empfangen.

Der Schauspieler ist überhaupt der beste Gesellschafter in der Welt und steht ja auch mit allen anderen Künstlern in

nächster und innigster Beziehung. Wie der Maler, muß er Charaktere studiren, um sie wahr und treu, nicht auf der Leinwand, sondern im wirklich lebendigen Bild wiederzugeben. Mit dem Dichter muß er fühlen, empfinden und sich begeistern, und alles das in rasch wechselnden Gestalten, Schlag auf Schlag, und Triumph oder Niederlage bringt ihm schon der nächste Augenblick, der nächste Abend.

Alle anderen Künstler schaffen nicht allein für ihre Zeit, nein, sie haben die Hoffnung, daß auch noch spätere Geschlechter sich ihrer Werke freuen mögen und ihr Name noch genannt wird, wenn sie schon selbst dahingegangen. Nicht so der Schauspieler, der, nur auf den augenblicklichen Erfolg angewiesen, auch nur für diesen wirkt und schafft. Der Beifall des Publikums, das ihn selber hört und sieht, ist seine Belohnung; dieser strebt er nach, und ist ihm die gesichert, dann geht er freudig und vertrauensvoll an's nächste Werk.

Dieser Erfolg des Augenblickes übt aber auch natürlich auf sein ganzes Leben entschiedenen Einfluß, denn er verwächst mit ihm und theilt sich seinem ganzen Charakter mit; die Vergangenheit existirt nicht für ihn, was anders ist sie auch, als eine abgespielte Komödie — und die Zukunft? Eine neue brillante Rolle kann ihm die rosig genug gestalten, weshalb sich jetzt schon Sorgen darüber machen? Noch läuft sein Contract, das Publikum liebt ihn, oder — hat sich an ihn gewöhnt, und was die sonstigen kleinen Leiden und Aegernisse betrifft, die nun einmal als Salz und Würze unseres ganzen Lebens dienen müssen, ei, die hat er reichlich in vermutheten Intriguen der Intendanz oder der eigenen Collegen, oder in boshaften Recensionen eines nicht gehörig honorirten Theaterkritikers — was will er mehr?

Leichtes Blut schwimmt oben, leichtes Blut gehört zu seiner ganzen Existenz, und gerade dieser, in den meisten Fällen liebenswürdige leichte Sinn läßt ihn das Leben an seiner lichten Seite fassen und ihm Alles abgewinnen, was eben daraus zu gewinnen ist.

Gute und vielbeschäftigte Schauspieler und Schauspielerinnen — während Sänger und Sängerinnen — mit wenigen Ausnahmen — nur ihre Noten studiren und sich verwünscht

wenig um Text, Sujet oder Charakter ihrer Rolle kümmern — müssen auch gebildete Menschen sein, und sind es fast stets. Sie haben dabei die Form des Umganges vollständig in ihrer Gewalt, sie müssen verstehen, sich in allen Kreisen des Lebens zu bewegen, und verstehen es, und mit einem gewissen Instinct, der sie alles Steife und Langweilige vermeiden läßt, bringen sie bald Leben in jeden Cirkel, den sie besuchen.

Es ist mit Einem Wort ein frohes, glückliches Völkchen, und wer in ihrer Mitte nicht warm wird und seinen im gewöhnlichen Leben noch ängstlich gepflegten Zopf auf kurze Zeit vergißt, den kann man ruhig aufgeben. Er ist für die Gesellschaft verloren und paßt nur noch für „Gesellschaften".

Es läßt sich denken, daß auch in der „Hölle" ein munterer Ton herrschte, wie denn auch vor Allem hier die Regel galt, nichts, und wäre es der bitterste Scherz gewesen, übel zu nehmen. Schon über der Thür stand auch auf einer großen, schwarzen Tafel mit dicken, goldenen, altdeutschen Buchstaben der etwas ungelenke Vers:

Wer hier in diese Stuben kombt ein,
Laß allen Aerger und Hader daheim.

Und gerade dieses **laisser aller** der Gesellschaft hatte manche junge Leute aus Kreisen, die sonst nicht gern ein „bürgerliches Wirthshaus" besuchen, veranlaßt, dann und wann hier vorzusprechen und sich ein Stündlein unter den Künstlern, unter denen sie immer einzelne Bekannte fanden, zu amüsiren. Besonders waren einige Artillerie-Officiere, die selber zeichneten und malten, regelmäßige Besucher der „Hölle" geworden und zogen dann wieder Andere nach.

So hatte sich denn auch am heutigen Abend, während vorn in der Weinstube die steiferen Bürger, Beamten und Professoren saßen, in der „Hölle" ein lustiges Völkchen zusammengefunden, das dem guten Weine des alten Trauvest wacker zusprach. Vom Theater schien aber nur das Schauspiel vertreten, da heute eine Oper gegeben wurde; sonst saß aber eine gemischte Gesellschaft in Uniformen, Sammetröcken und Joppen um den langen Tisch, und das Gespräch hatte sich gerade um einen Wein gedreht, den ihnen Trauvest als

Markobrunner vorgesetzt und den ein Hauptmann von Seidlitz für Deidesheimer erklärte, so daß schon eine Wette angeboten und acceptirt war.

„Wo nur Handor heute bleibt?" rief Höfken, der das Fach der Charakterollen am Theater bekleidete; „der hat die beste Zunge von uns Allen, und seinem Urtheil füge ich mich."

„Topp, angenommen!" rief der Gegenpart.

„Handor muß etwas auf dem Strich haben," meinte Berthel, der Heldenvater; „er geht mir schon seit etwa fünf Wochen mit einer Sorgfalt gekleidet..."

„Bah," rief einer der Maler, „als erster Liebhaber muß er auf seine Toilette halten; er gilt ja bei der ganzen schönen Welt von Haßburg für das Modejournal der Stadt."

„Ach was da, Modejournal," knurrte Pfeffer, der unten am Tische bei einer halben Flasche Wein saß, „Schulden sind's, und damit er den Leuten Sand in die Augen streut, hängt er den Plunder um sich her; Esel, wenn sie sich davon blenden lassen."

„Nein, Höfken hat Recht," rief aber auch Berthel, „es muß etwas Anderes dahinter stecken — Schulden, bah! Wenn ein Mensch erst einmal so viel Schulden hat, daß er doch ganz gewiß weiß, er kann sie nicht bezahlen, dann machen sie ihm auch keine Sorgen mehr, und so steht's mit Handor. Nein, bei dem spukt etwas Anderes, und ich bezahlte wahrhaftig..."

„Eine Flasche Champagner, Kellner," rief in diesem Augenblick eine laute, fröhliche Stimme, und als sich Alle danach wandten, stand Handor, der eben genannte erste Liebhaber, in der geöffneten Thür; „aber wohl in Eis, verstanden?" setzte er rasch hinzu, „oder auch gleich zwei, drei Flaschen, mein Junge, denn ich bin schmählich durstig heut Abend und schmählich vergnügt — Guten Abend, meine Herren!"

„He, Handor, beim Zeus! Junge, wo kommst Du her? Eben sprachen wir von Dir; wo bist Du gewesen?"

„Im Himmel, Kinder, im siebenten Himmel," rief der junge Mann, indem er Hut und Stock an einen Nagel hing und dann einen Stuhl neben dem etwas zur Seite rückenden Höfken nahm, „direct aus den himmlischen Sphären stieg ich

nieder in die „Hölle", und nur der himmlische Trank kann mir Ersatz für das Verlorene geben."

„Pff," zischte Pfeffer durch die Zähne, „den Himmel, in dem der gesteckt hat, kenn' ich."

„Alle Wetter, Handor," lachte aber auch der Maler, „Sie scheinen heute Ihren splendiden Tag zu haben!"

„So lang der Wirth nur weiter borgt,
Sind wir vergnügt und unbesorgt!"

citirte Pfeffer.

„Vive la bagatelle!" rief aber Handor, ein ihm gereichtes Glas auf einen Zug leerend.

„Halt," sagte Höfken „hier gilt es eine Wette; da, Handor, ehe Du uns Dein Abenteuer erzählst, sag' uns einmal, was für Wein das ist."

„Und wer hat Dir gesagt, daß ich Euch überhaupt mein Abenteuer erzählen werde?"

„Als ob der schweigen könnte," lachte ein Anderer; „hast Du wieder bei Deiner jungen Putzmacherin geschwärmt oder bei der dicken Banquierstochter, oder gar mit der kleinen Jüdin den Romeo gelesen? Der Mensch hat, bei Gott, ein Glück, um das man ihn beneiden könnte."

„Thorheiten!" lachte Handor verächtlich; „welchen Wein meint Ihr?"

„Hier dieses Glas; aber jetzt koste vorsichtig, es gilt eine Wette."

„Gebt mir vorher ein Stück Brod."

Das Verlangte wurde gebracht, und während jetzt Handor den Wein mit Kennermiene prüfte und kostete, herrschte lautlose Stille in dem kleinen Raum. Trauvest, der gerade in die Thür trat, blieb auf der Schwelle stehen.

„Nun, wo ist der gewachsen?"

Handor kostete noch einmal. „Rüdesheimer Berg," sagte er dann.

„Rüdesheimer?"

Handor nickte.

„Meine Herren," sagte Trauvest, „ich muß Ihnen mittheilen, daß ich gestern zwei Fässer Wein, eins mit Marko-

brunner und eins mit Rüdesheimer Berg, habe abziehen lassen, und wie ich eben von meinem Küfer höre, hat er beim Siegeln den Lack verwechselt, was schuld an dem Irrthum ist; Herr Handor hat Recht, es ist allerdings Rüdesheimer Berg."

„Alle Wetter," rief Hauptmann von Seidlitz, „die Zunge muß Handor viel Geld gekostet haben!"

„Oder anderen Leuten," meinte Pfeffer.

„Allen Respect übrigens vor Ihrer Zunge, Herr Handor," fuhr Trauvest fort, „und wenn Sie das Theater aufgeben wollten, möchte ich Sie wohl als Reisenden engagiren; Sie sollten ganz vortreffliche Provisionen bekommen."

„Herzlichen Dank, lieber Trauvest," lachte der erste Liebhaber, „bin von Ihrer Güte überzeugt, befinde mich aber doch jetzt noch besser so. Sollte ich aber wirklich einmal in den Fall kommen..."

„Dann wenden Sie sich nur an mich, ich halte mein Wort," nickte der alte Mann.

„Apropos, Handor," rief der Maler Arnold, der ihm gegenüber saß, „haben Sie schon die schöne Fremde gesehen, welche heute angekommen ist, die Gräfin Rottack? Die Familie ist hier nach Haßburg übergesiedelt."

„Nein," rief Handor; „ist sie hübsch?"

„Bildschön," versicherte Arnold ganz in Feuer. „Sie wurde mir heute unter den Buden gezeigt, wo sie mit ihrem Manne und den Kindern spazieren ging; ein reizendes Wesen mit einem von den Gesichtern, die der liebe Gott nur wenig Begünstigten mitgegeben, und denen man auf den ersten Blick gut sein muß. Und was für wunderbar goldenes Haar sie hat! Ich bin ihnen eine Weile nachgegangen, nur um die Sonne auf dem Haar blitzen und leuchten zu sehen."

„Meiner Seel'," rief Pfeffer „wenn Sie so entzückt von rothen Haaren sind, weshalb malen Sie denn nicht einmal meine Schwester, die Bassini? Die brennt."

Alle lachten.

„Der Pfeffer ist doch ein ganz nichtsnutziger Patron, nicht einmal seine eigene, leibliche Schwester kann er ungeschoren lassen," rief Berthel.

„Bah, ungeschoren," sagte Pfeffer, „sie trägt eine Perrücke!"

„Lassen Sie mir die Bassini in Ruhe!" rief Höfken dazwischen; „das ist eine ganz brave Person, wenn sie auch sonst vielleicht ihre Wunderlichkeiten hat. Und wie ordentlich und ehrlich bringt sie sich mit ihren kleinen Gage durch, daß sie nicht einen Pfennig Schulden in der Stadt hat!"

„Das kann Handor auch von sich sagen," meinte Pfeffer.

„Ich wollte, es wäre wahr, Pfeffer," bemerkte Travest trocken, und ein tolles Gelächter brach von allen Seiten los.

„Lacht nur," sagte aber der erste Liebhaber, während sich ein spöttischer Zug um seine Lippen legte; „wir wollen aber einmal sehen, wer von uns hier heute über vier Wochen die wenigsten Schulden haben wird, Ihr oder ich."

„Du hast wohl in die Lotterie gesetzt?" fragte Höfken.

„Nein, er heirathet eine Gouvernante und wird Gouverneur," meinte Pfeffer.

„Thorheit," rief Handor, „da kommt der Champagner, und nun Gläser her und ein volles Glas *den schönsten Augen*!"

Für den Augenblick war jedes weitere Gespräch gestört, denn das Einschenken, Anstoßen und Trinken beschäftigte die Anwesenden so vollkommen, daß sie nicht einmal den Eintritt eines neuen Gastes bemerkten.

Es war der junge Graf Monford, der gar nicht etwa so selten die Künstlerkneipe besuchte, weil er dort immer sicher war, gute Gesellschaft zu finden.

„Nun mußt Du uns aber auch Deine schönsten Augen nennen, Handor," rief Höfken ihm zu, „denn wenn ich ihnen ein Glas bringen soll, muß ich auch wissen, an welchem Theile des Himmels diese Sterne stehen."

„Nie indiscret, Kamerad," lachte Handor, „Jeder von uns trinkt den Augen, die er für die schönsten hält."

„Und in dem Sinne nehme ich auch ein Glas mit," rief George Monford; „heh, Kellner, noch Champagner!"

Handor war bei der Stimme rasch herumgefahren, und für den Augenblick verlor sein Antlitz jede Farbe; aber in dem Tumult bemerkte es Niemand, und Handor hatte auch rasch genug seine Fassung wiedergewonnen.

„Graf Monford," rief er erfreut, ihm die Hand entgegenstreckend und sie herzlich schüttelnd, „lassen Sie sich auch einmal wieder bei uns sehen?"

„Ich bin heute eigentlich nur hergekommen, um Sie auf ein paar Minuten zu sprechen," sagte der junge Mann.

„Mich?"

„Nachher; eine Geschäftssache," lachte George; „Sie brauchen nicht zu erschrecken. Also den schönsten Augen, meine Herren, und da ist wohl Keiner hier, der den Toast nicht mittränke."

„Bitte um Verzeihung," sagte Pfeffer, „wenn ich auf etwas Derartiges anstieße, so wäre es höchstens auf die „beste Brille"; der Teufel soll die schönen Augen holen, wenn man Abends nicht mehr damit lesen kann."

„Hahaha, Freund Pfeffer, immer giftig!"

Graf George rückte jetzt mit zum Tisch und das Gespräch wurde allgemeiner; nur Handor war merkwürdig einsilbig geworden, und so ausgelassen lustig er im Anfange geschienen, so schweigsam zeigte er sich jetzt, daß es sogar den Tischgenossen auffiel. Wie er aber nacheinander ein paar Gläser des feurigen Trankes hinuntergestürzt, wurde er etwas lebendiger; doch lagen ihm immer noch die paar Worte auf dem Herzen, welche ihm der junge Graf vorher gesagt. Was wollte der von ihm? Eine Geschäftssache? War er dem Liebesverhältniß mit dessen Schwester auf die Spur gekommen und wollte ihn jetzt vielleicht gar fordern? Die Cavaliere nannten das eine Geschäftssache. Das Gefühl wurde ihm zuletzt so unbehaglich und drückend, daß er aufstand, hinter Graf George's Stuhl ging und, leise seine Schulter berührend, sagte: „Mein lieber Herr Graf, Sie wollten mir vorhin etwas mittheilen; wenn ich bitten dürfte, ich kann nicht mehr lange bleiben."

„Ach ja," rief George, indem er aufsprang und nach seiner Uhr sah, „meine Zeit ist ebenfalls um; sagen Sie einmal, lieber Handor," fuhr er dann leise fort, indem er ihn unter dem Arm nahm und etwas bei Seite führte, „ich habe eine Bitte an Sie."

„An mich?"

„Zuerst muß ich Ihnen die Mittheilung machen, daß wir morgen über acht Tage, also am Freitag, die Verlobung meiner Schwester Paula in unserem Hause..."

„Ihrer Schwester Paula....?"

„Bst, nicht so laut, die Sache ist noch Geheimniß, soll wenigstens nicht vor der Zeit öffentlich bekannt werden, und ich ersuche Sie auch deshalb um Ihre Discretion; also daß wir dann in unserem Hause Paula's Verlobung feiern, und ich wollte sie gern zu dem Tage, unter anderen Sachen die ich mir ausgedacht, mit der Aufführung irgend eines hübschen Stückes auf unserem kleinen Liebhaber-Theater überraschen. Haben Sie etwas recht Hübsches, Neues, das wir bis dahin noch lernen können, und sind Sie vielleicht selber im Stande, uns bei der Inscenesetzung und den Proben zu unterstützen? Aber es muß natürlich Alles heimlich betrieben werden, denn weder Braut noch Bräutigam dürfen etwas davon erfahren."

„Herr Graf," sagte Handor, und er mußte sich Mühe geben, die Worte heraus zu bringen, so hatte der Schreck über die all' seinen Hoffnungen drohende Nachricht seine Zunge gelähmt, „ich — ich glaube gewiß, daß ich etwas Passendes finde, und stehe Ihnen mit Vergnügen zu Diensten."

„Danke Ihnen, lieber Handor," sagte der junge Mann, indem er ihm die Hand drückte, „Sie werden uns dadurch unendlich verbinden; Sie wissen ja selber, wie meine Schwester das Theater liebt und dafür schwärmt. Irgend ein hübsches neues Lustspiel von Scribe vielleicht und nicht zu lang; aber Sie können am besten beurtheilen, was dafür passend ist."

„Gewiß, Herr Graf, gewiß, ich — ich finde sicher etwas; nur — nur in diesem Augenblick..."

„Nun, natürlich läßt sich das nicht so Knall und Fall bereden," sagte Graf George; „überlegen Sie sich die Sache, und bitte, geben Sie mir morgen Abend spätestens Nachricht. Ich muß jetzt fort, denn ich bin zu einer Whistpartie engagirt. Also, adieu Handor, auf Wiedersehen!" und damit reichte er ihm die Hand. „Guten Abend, meine Herren!"

Handor trat zum Tisch zurück und mußte sich merklich zwingen, seine ruhige Fassung zu bewahren. Er bestellte noch eine Flasche Champagner und trank hastig; aber die Gedanken

ließen ihm nicht Ruhe, er mußte allein sein und stand endlich auf, die Gesellschaft, der seine Aufregung nicht entgehen konnte, zu verlassen.

Ein paar Gäste wollten ihn noch mit seiner Zerstreutheit necken; aber er ging nicht auf ihre Scherze ein und verließ endlich nach einer unbestimmten Entschuldigung das Zimmer.

Draußen an der Treppe, die hinauf auf die Straße führte, traf er Trauvest, an dem er mit einem kurzen Gruß vorüber wollte.

„Hören Sie, mein lieber Handor," redete ihn dieser an.

„Ja, Trauvest?"

„Sie nehmen es mir nicht übel," fuhr der Wirth freundlich fort, „aber ich muß Sie wirklich bitten, daß Sie mir wenigstens einen Theil Ihrer schmählich aufgelaufenen Rechnung zahlen. Ich selber habe meine letzte Weinsendung in den nächsten Tagen zu berichtigen und bin wirklich in Verlegenheit, wo ich das Geld hernehmen soll; ich würde Sie sonst doch noch nicht belästigen."

„Hm, ja, Trauvest, wie viel bin ich Ihnen denn eigentlich so ungefähr schuldig?"

„Nun, es werden ohne das Heutige immer so eine dreihundert und einige siebzig Thaler sein."

„Dreihundert, alle Teufel, das hat sich merkwürdig aufsummirt!"

„Ja, lieber Gott," sagte Trauvest achselzuckend, „billige Weine trinken Sie nicht, und eine hübsche Zeit ist ebenfalls verstrichen, seit Sie die letzte Abzahlung machten."

„Sie haben Recht, Trauvest," sagte Handor, indem er seinen Paletot zuknöpfte; „den Wievielten schreiben wir heute?"

„Der Monat geht auf die Neige."

„Am Ersten sollen Sie bedacht werden, Sie gehen vor."

„Vergessen Sie's nur nicht, Herr Handor."

„Gewiß nicht, alter Freund; guten Abend!" Und er stieg die Treppe hinauf, die hinaus in's Freie führte.

6.

Jeremias.

Ehe sie nur das kaum zweihundert Schritt von dort gelegene neue Wohnhaus des Grafen Rottack erreichten, waren Jeremias und die kleine lebendige französische Bonne, die aber ziemlich gut Deutsch sprach, schon die besten Freunde geworden, und selbst das kleine Helenchen schien sich so wohl bei ihrem neuen Wärter zu befinden, der auch fortwährend mit ihr lachte und plauderte, daß sie nicht die mindeste Furcht mehr vor ihm hatte. Nur der kleine Günther betrachtete ihn noch immer ein wenig scheu und mißtrauisch von der Seite — er konnte augenscheinlich noch nicht recht klug aus ihm werden, und dann war Jeremias doch auch eine von allen denen, mit welchen er bis jetzt verkehrt, so verschiedene Persönlichkeit, daß sich der kleine Bursche fast unwillkürlich von ihm zurückhielt.

Jeremias hatte aber jetzt auch in der That genug mit sich selber zu thun, denn so unbefangen er sich sonst in allen Lebensverhältnissen benahm, so fühlte er sich doch, als er in diesem Augenblick die neue und sehr elegante Wohnung des Grafen Rottack betrat, in einer so vollständig ungewohnten Sphäre, daß er einige Zeit brauchte, um sich hinein zu finden.

In Brasilien hatte er allerdings verschiedene Male mit Grafen und Gräfinnen verkehrt, aber das waren auch ganz andere Verhältnisse gewesen. Titel und Namen mochten sie allerdings gehabt haben, aber der äußere Glanz fehlte ihnen dort, der im alten Vaterland unter solchen Verhältnissen, wenn auch oft auf das Künstlichste, doch stets gewahrt und beobachtet wird, und so unbefangen er anfangs die Einladung zum Diner von dem jungen Grafen angenommen hatte, dessen er sich noch recht gut erinnerte, wie er mit der Violine in Santa Clara herumlief und bei Bohlos an dem nämlichen Tische sein Bier trank, an dem er selber ab und zu einsprach — so befangen fühlte er sich jetzt plötzlich, als er die betreßten Diener sah, die herzusprangen, als Graf und Gräfin

das Haus betraten, und die Ehrfurcht bemerkte, mit der das junge Paar von allen Seiten behandelt wurde. Ja, er kam in die größte Verlegenheit, als er Helenchen auf den Boden gesetzt hatte und einer der Diener zusprang und ihm den Hut abnahm, während ein anderer — was er eben an Graf Rottack gethan — auch zu ihm kam, um ihm den Oberrock auszuziehen.

„Bitte," sagte Jeremias erschreckt, „ich habe nur den einen an und kann doch . . ." — er hielt plötzlich inne, denn er sah, wie sich die Bonne nur mit Gewalt das Lachen verbiß, und der Diener selber trat etwas bestürzt zurück, weil er bemerkt, daß er den Fremden in Verlegenheit gebracht.

„Kommen Sie nur herein, alter Freund," rief Rottack, der verhindern wollte, daß er sich vor den spottlustigen Dienern eine Blöße gab, „und thun Sie, als wenn Sie hier zu Hause wären! — Ist das Essen fertig?"

„Es kann jeden Augenblick servirt werden, Herr Graf."

„Schön, dann lassen Sie auftragen."

Jeremias folgte der freundlichen Einladung, aber er war noch weit davon entfernt, sich behaglich zu fühlen. Erstlich hatten sie ihm seinen Hut weggenommen, und er wußte jetzt nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte; dann hatte er vergessen, sich draußen abzutreten, und auf dem Teppich hier, den er so schön noch auf keinem Tische gesehen, sollte er jetzt mit den staubigen Stiefeln herumlaufen.

Rottack aber, der sich etwa denken konnte, was in der Seele des kleinen Mannes vorging, und der fest entschlossen schien, ihm jede Verlegenheit zu ersparen, machte all' seinen Bedenklichkeiten ein rasches Ende, indem er ihm ohne Weiteres einen Stuhl zum Tisch rückte, auf den schon einer der aufmerksamen Diener ein Couvert für den Gast gelegt hatte, und ausrief: „So, Jeremias, nun setzen Sie sich daher, und Helene, die den Augenblick zurückkommt, soll sich zu Ihnen auf die Seite und Günther auf die andere setzen, und nun unterhalten Sie sich nur noch einen Augenblick mit den Kindern, ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Jeremias sah sich um — die Diener, vor denen er sich am meisten genirte, hatten ebenfalls das Zimmer verlassen, und die Bonne war damit beschäftigt, die Kinder ihrer Hüte und

Mäntelchen zu entledigen, die das Kindermädchen dann in deren Stube hinübertrug — Jeremias war sich selber überlassen, in dem Fall brauchte er nur wenige Minuten, um mit dem kleinen Günther Freundschaft zu schließen. Im Handumdrehen fertigte er ihm aus der goldenen Düte, die er auf ein paar der Suppenteller ausleerte, eine Mütze, und wie Felix zurückkam, hatte er ihn auf dem Knie reiten, und der kleine Bursche lachte und schrie vor Lust und Vergnügen, als das „Pferdchen" mit ihm durchging und in immer wilderen Sätzen Hopp, Hopp machte.

Felix lachte, als er wieder in's Zimmer trat und Helenchen eben auf das andere Knie des kleinen freundlichen Mannes hinaufkletterte, um mit Theil an dem wilden Ritt zu nehmen.

Helene kam jetzt ebenfalls zurück, und die Suppe wurde gebracht; das kleine Volk mußte Ruhe geben und Alle nahmen ihre bestimmten Plätze ein.

„'s ist doch aber wirklich merkwürdig," sagte Jeremias, „wie sich so Leute auf der Welt wiederfinden können."

„Sie hätte ich allerdings hier nicht vermuthet," lächelte Felix. „Nun erzählen Sie uns aber auch einmal vor allen Dingen Alles, was Sie selber betrifft, und wie Sie besonders wieder nach Deutschland zurückgekommen sind. Sie können glauben, daß wir uns dafür interessiren."

„Na, denke doch," schmunzelte Jeremias, der, wie er nur erst einmal die Serviette um und den Suppenteller vor sich hatte, auch alles Neue und Fremdartige vergaß, was ihn umgab. „Aber sehen Sie, Herr Graf, wie Sie damals weggingen — Jemine war das eine Zeit, wie wir den großbrodigen Herrn von Reitschen los wurden und den guten Herrn Sarno wiederkriegten — damals..." — er sah sich vorsichtig um, ob keiner von den Dienern mehr im Zimmer war — „damals lief ich noch in Hemdsärmeln herum mit dem Einspänner, dem Handkarren, Sie wissen wohl, und putzte..." — die Bonne genirte ihn doch etwas, daß er nicht recht mit der Sprache heraus mochte — „nun, that allerlei Arbeit, was vorkam, hatte mir aber doch hübsches Geld dabei verdient, denn ich sparte wie ein Hamster und gab keinen Milreis unnöthig aus. Da starb gleich sechs Monate später Bodenlos

— Sie kennen ja doch Bohlossen — er hatte sich richtig in aller Stille todtgesoffen, denn äußerlich merkte man ihm nie 'was davon an, und das Wirthshaus wurde verkauft.

„Buttlich, der mit Herrn von Reitschen herübergekommen und so eine Schwindelwirthschaft errichtet hatte, war schon drei Monate vorher durchgebrannt — der arme Baron verlor durch den Lump auch ein paar hundert Milreis, beinahe ein halbes Conto*), und wenn Bohlossen sein Haus gut gehalten wurde, ließen sich Geschäfte damit machen. Herr Rohrland rieth mir auch zu..."

„Und wie geht es den guten Leuten?" fragte Helene.

„Vortrefflich," nickte Jeremias — „Rohrland ist ein Mann bei der Spritze, immer auf dem Damme, immer fleißig, und die kleine Frau ein Mordswei —, eine prächtige Frau — und alle Jahre Kindtaufe, immer einen kleinen Jungen oder auch einmal ein Mädchen — es wimmelt nur so bei ihnen."

„Und Sie kauften die Wirthschaft?" fragte Felix, während Helene still vor sich hin lächelte und die Bonne bis hinter die Ohren roth wurde.

„Na ob," sagte Jeremias, wieder im alten Gleise, „das Haus ging spottbillig weg, das Inventar war ebenfalls zu bezahlen, was ich an Getränken und sonstwie brauchte, lieferte mir Herr Rohrland, und nun ging die Geschichte flott. In Santa Catharina hatte sich's ausgesprochen, daß wir einen guten Director in der Colonie hätten, der etwas auf seine Colonisten hielt, in Rio wurd's auch bekannt, und von allen Seiten kamen jetzt die Auswandererschiffe an, daß der Director und ich manchmal nicht wußten, wo uns der Kopf stand — aber Geld wie Heu. Es war ordentlich, als ob der Segen auf dem alten Hause läge, und wie ich mir noch ein neues dazu baute, hatte ich immer noch nicht Platz genug. Weil ich das baare Geld aber nicht wollte im Kasten liegen lassen — von wegen Buren und Consorten, die mir damals keinen schlechten Schreck eingejagt —, kaufte ich Land dafür, was sie mir nicht stehlen konnten, und verdiente da wieder dran, Hand über Hand; kurz, in vier Jahren war ich ein gemachter

*) Ein Conto de Reis etwa 500 Dollars.

Mann, und da erst, wie ich 'was hatte und es mit dem Besten in der Colonie aufnehmen konnte, kriegt' ich das Heimweh und beschloß, einmal wieder nach Deutschland zurückzukehren. Meine Häuser verkaufte ich um das Doppelte, was ich dafür gegeben hatte, meine Colonien verpachtete ich an arme Colonisten, die noch keinen eigenen Grund und Boden hatten, und — da bin ich..."

„Und wie haben Sie alle unsere Freunde in der alten Colonie verlassen?" fragte Felix — „was macht Sarno, und haben Sie nichts von Günther von Schwartzau mehr gesehen?"

„Herr Sarno ist noch immer der Alte," erzählte Jeremias, emsig mit einem Gänseschenkel beschäftigt — „immer bei der Spritze, und die Geschichte geht jetzt dort wie am Schnürchen. Wer nicht in die Colonie paßt, den beißt er weg, und die Anderen befinden sich alle wohl, oder wenn sie's nicht thun, ist es ihre eigene Schuld. Einen andern Pfarrer haben sie auch, einen braven, ordentlichen Mann, der nie länger als eine halbe Stunde predigt..."

„Und von Schwartzau wissen Sie nichts?"

„Doch — im vorigen Jahr war er wieder in der Colonie und wohnte ein paar Wochen beim Herrn Director; er war lange krank gewesen und sah recht elend aus. Jetzt ging's ihm aber wieder besser, und kurz vorher, ehe ich wegging, hörte ich, daß er selber Director in San Sebastian oder Gott weiß, wie die neue Colonie heißt, geworden wäre."

„Armer Günther!" seufzte Felix — „so treibt er sich noch immer in der Fremde umher und kann keine Ruhe finden..."

„Und was macht der Baron?" fragte Helene, der eine andere Frage noch am Herzen lag, die sie aber nicht wagte.

„Je, nun," sagte Jeremias, „der Baron trägt immer noch dieselben Nankinghosen, die beim Waschen immer kürzer werden — armer Teufel — ne, lieber Freund, ich bin noch nicht fertig," unterbrach er sich rasch und hielt mit beiden Händen seinen Teller, den ihm der aufwartende Diener, weil er ihn einen Augenblick außer Acht gelassen, gerade fortnehmen wollte.

Felix lachte und winkte, ihn in Ruhe zu lassen, und Jeremias, der seinen Gänseschenkel wieder vornahm, fuhr fort:

„Dem armen Teufel geht's eigentlich erbärmlich. Arbeiten kann er und will er nichts, und mit Vornehmthun giebt's in den Colonien nichts aus — der Buttlich betrog ihn, wie gesagt, um eine hübsche Summe — wie er's aus ihm herausgekriegt, weiß ich auch nicht. Nachher ließ er sich in ein Geschäft mit Herrn von Pulteleben — Hurrjeh!" unterbrach sich Jeremias plötzlich, weil er glaubte, einen Mißgriff gemacht zu haben.

„Erzählen Sie nur weiter," lachte aber Felix — „also, Herr von Pulteleben ist auch noch in der Colonie...?"

„Jetzt nicht mehr," sagte Jeremias, der puterroth geworden war und einen verzweifelten Blick nach Helenen hinüberwarf. „Es war eine Seele von einem Menschen, aber — aber ein bischen — ein bischen unpraktisch, und da kam er auf die unglückliche Idee, mit dem Baron eine Perlenfischerei an der Küste anzulegen."

„Eine Perlenfischerei?"

„Ja, gewiß — und gefischt haben sie auch genug," meinte Jeremias, „aber nicht einmal so viel Perlen gefunden, um sich eine Tuchnadel davon machen zu lassen, und da bekam es der Herr Baron denn zuerst satt — die Mittel erlaubten es nicht — und Herr von Pulteleben ging nachher nach Rio Grande, aber ich habe nichts weiter von ihm gehört."

„Und die Gräfin Baulen," sagte Helene ruhig, „ist sie noch in Santa Clara?"

„Ihre Frau Mutter? Gewiß!" rief Jeremias, der natürlich keine Ahnung von den dortigen Vorgängen haben konnte — „immer noch die Alte — sehr achtungswerthe Dame," setzte er aber rasch und erschreckt hinzu — „ungeheure Betriebskraft, weiß immer etwas Neues, um zu speculiren — aber Graf Oskar ist fort..."

„Fort — wohin?" rief Helene rasch.

„Der liebe Gott weiß es," sagte Jeremias achselzuckend — „mein Himmel, junges Blut will austoben, und Brasilien ist groß — Frau Mutter hatte eine kleine Schwierigkeit mit dem Bäckermeister Spenker und zog aus, miethete nachher ein

kleines Haus gerade dem Baron gegenüber, und da war der junge Graf eines Morgens auf eine Entdeckungsreise ausgegangen, wie sie sagten, und konnte nachher selber nicht mehr entdeckt werden. Aber das Alles hat Ihnen gewiß Ihre Frau Mutter schon geschrieben — lieber Gott, in Brasilien geht das ja auch oft so, daß ein junger Mensch einen Platz satt bekommt und sich nach einem andern umsieht, der ihm besser gefällt!"

„Und was ist aus der Frau jenes Mörders, jenes Bur geworden?" fragte Felix, der das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen wünschte.

„Der geht's gut," bestätigte Jeremias; „das war eine brave, rechtschaffene Frau, und wie sie sich nur erst einmal von der schlechten Behandlung erholt hatte, schaffte sie tüchtig. Ihre Kinder brachten wir rasch bei Colonisten unter, und nachher habe ich sie selber in das Hotel genommen, wo sie sich vortrefflich betragen hat. Sie ist jetzt noch dort und verdient sich hübsches Geld..."

„Und jener Bur?"

„Nun, den haben sie nach Rio gebracht und dort wahrscheinlich gehangen oder in's Loch gesteckt. Ich habe nie etwas Weiteres von ihm gehört."

„Aber ein sonderbares Zusammentreffen ist es doch," lächelte Helene, „daß wir uns hier gerade in Haßburg wiedersehen sollten..."

„Und noch dazu den ersten Tag, wo ich hier bin!" rief Jeremias.

„Apropos, Sie wollten mir ja erzählen, was Sie gerade nach Haßburg geführt," sagte Felix, „denn wie Sie selber sagen, stammen Sie gar nicht aus der Gegend..."

„Hm," meinte Jeremias und warf einen Blick über die Schulter nach dem aufwartenden Diener und dann nach der Bonne hinüber, „das ist auch eine etwas längere Geschichte."

„Also dann beim Kaffee," nickte der junge Graf, dem es nicht entgangen war, daß der kleine Mann noch etwas Anderes auf dem Herzen hatte — „aber vorher noch ein Glas Wein, Jeremias, wie? Machen Sie keine Umstände, Mann, der Wein ist trinkbar."

„Famoser Stoff!“ bestätigte Jeremias, der indessen mit seinen Gedanken nicht ganz bei der Sache war, denn es ging ihm im Kopf herum, daß sich die junge Gräfin eigentlich gar nicht so lebhaft nach ihrer „Mutter“ erkundigt hatte, wie er wohl erwartet haben mochte, und auch über das Verschwinden ihres Bruders nicht im Mindesten aufgeregt erschien. Aber sie mußte es jedenfalls schon früher brieflich erfahren haben, und wußte vielleicht sogar, wo er stak. Daß er ihm selber noch eine nicht unbeträchtliche Summe schulde, erwähnte er nicht; er besaß, trotz seiner rauhen Hülle, zu viel Zartgefühl, und doch hatte es ihm Rottack entweder angemerkt oder es sich auch nur gedacht — und große Definitionsgabe gehörte allerdings nicht dazu.

Aber die Tafel wurde jetzt abgeräumt und dann der Kaffee gebracht. Die Bonne verließ mit den Kindern den Speisesaal, und das junge Paar war mit Jeremias allein.

„Und nun, mein alter Freund,“ sagte Felix, „schießen Sie einmal los — Sie haben noch etwas auf dem Herzen.“

Jeremias war eigentlich nicht wenig froh, daß er dieses Diner glücklich überstanden hatte, denn er fühlte sich, so lange es dauerte, fortwährend in einer gewissen Aufregung, aus Furcht, irgend einen Mißgriff zu begehen. Aber es schien doch ziemlich gut abgelaufen zu sein, denn das ausgenommen, daß er von den ihm präsentirten Speisen hartnäckig die Gabel abgenommen und neben sich gelegt hatte, so daß er sich zuletzt im Besitze von sieben oder acht solcher Instrumente fand und über den Vorrath selber erschrak, war nicht das geringste Ungehörige vorgefallen. Jetzt aber wurde er plötzlich, ohne die geringste scheinbare Ursache, feuerroth und sagte, viel verlegener, als er sich nur je gezeigt: „Hm, ja, Herr Graf, ich — ich wollte eigentlich — Schwerebrett, Sie lachen mich aber aus, wenn ich's Ihnen sage — die Frau Gräfin lacht jetzt schon.“

„Gewiß nicht, Jeremias, wenn es etwas Ernstes ist,“ lächelte Helene, der die Unruhe des kleinen Mannes allerdings komisch vorkam.

„Ja, ernst wär' es schon,“ nickte ihr Gast leise mit dem Kopf vor sich hin, „aber — lachen werden Sie doch,“ setzte

er resignirt hinzu, „denn eigentlich könnte ich selber darüber lachen, wenn — wenn...“ — Er stak fest und nahm sein Taschentuch heraus, um sich damit die Stirn und den Kopf abzutrocknen, denn die Stirn ging ihm fast bis hinten in die Halsbinde hinunter.

„Also erzählen Sie, Jeremias,“ sagte Helene freundlich; „Sie wissen ja, daß wir es gut mit Ihnen meinen, und wenn Ihnen Felix bei irgend etwas behülflich sein kann, so bin ich fest überzeugt, daß es ihm die größte Freude machen wird.“

„Ich auch, Frau Gräfin, ich auch,“ bestätigte Jeremias treuherzig und leerte dabei das Glas, das ihm der junge Graf noch einmal vollgeschenkt hatte, wie um sich Muth zu machen, auf Einen Zug. „Und Sie sollen's auch erfahren,“ setzte er dann hinzu — „Sie sollen's erfahren, denn ich weiß, Sie meinen es gut mit mir. Aber erst erlauben Sie mir, daß ich eine Tasse Kaffee trinke — der starke Wein ist mir in den Kopf gestiegen, und ich möchte kein dumm Zeug schwatzen — es ist so schon, wie's ist — so, danke Ihnen, und nun sollen Sie meine Lebensgeschichte hören, aber ganz kurz, ich bin im Augenblick damit fertig, denn es ist Alles ungeheuer geschwind gegangen und eigentlich gar nicht viel zu erzählen — wenn nur eben die Frau nicht wäre.“

„Die Frau?“

Jeremias seufzte tief auf, trank seinen Kaffee, den ihm Helene selber eingeschenkt, und begann dann: „Ich war ein leichtsinniger Strick in meiner Jugend, lief meinem Alten fort und ging zum Theater.“

„Zum Theater?“ lachte Felix erstaunt.

„Das heißt, ich wirkte im Chor,“ fuhr Jeremias fort, „und half mit beim Ballet, und damals war ich auch noch schlank und geschmeidig und hatte die Beine dazu. Ich verdiente auch, was ich brauchte, als einzelner Mensch nämlich, aber da kam — und jetzt werden Sie lachen, Frau Gräfin — da kam die Liebe und ich heirathete!“

„Sie sind verheirathet, Jeremias?“ riefen beide Gatten zugleich und erstaunt aus.

„Ja, wenn ich's nur selber wüßte,“ sagte Jeremias mit einem höchst komischen Ausdruck von Verzweiflung in den

Zügen — „das ist ja eben das Unglück, daß ich nicht weiß, ob ich's bin oder ob ich's war, und deshalb bin ich ja wieder nach Deutschland zurückgekommen!"

„So wissen Sie nicht, ob Ihre Frau noch lebt?"

„Das ist die Geschichte, und auf den Kopf haben Sie's getroffen, Frau Gräfin — aber hören Sie. Meine Frau war brav und gut und ebenfalls beim Theater. Sie spielte kleine Rollen, und wir Beide verdienten etwa so viel, wie wir brauchten. Da wurde sie krank und entlassen, die Familie vermehrte sich ebenfalls, und..." — Jeremias wurde hier augenscheinlich so verlegen, daß er eine ganze Weile kein Wort weiter vorbrachte. Er trank an seinem Kaffee, er zupfte an seinem Rock und rückte auf seinem Stuhl herum. Endlich aber, da er doch wohl merkte, daß es nicht so fortging, nahm er sich mit Gewalt zusammen und platzte heraus — „und ich wurde liederlich — Sie dürfen mir's glauben, Frau Gräfin, ein ganz liederlicher Strick — ich trank und spielte und setzte meiner Schlechtigkeit endlich, als sich meine brave Frau von mir scheiden ließ, die Krone auf — und lief davon. So, Gott sei Dank, jetzt ist das Schlimmste heraus und Sie wissen's nun einmal — das Andere ist Kleinigkeit," fuhr er, tief Athem holend, fort. „Ich trieb mich erst eine Weile in Deutschland herum, Jahre lang, bis ich das Brod nicht mehr hatte; dann schiffte ich nach Amerika über und versuchte es da, aber es ging auch nicht. Das alte Leben steckte mir noch in den Gliedern, und anstatt Geld für Frau und Kind nach Haus zu senden, verthat ich, was ich verdiente, bis zuletzt die Reue kam. Hurrjeh, hab' ich mir damals Grobheiten gemacht und mich selber vorgekriegt — aber es half! Ich nahm mir vor, ein ordentlicher Kerl zu werden, und um aus all' der Gesellschaft herauszukommen, in der ich mich in Amerika herumgetrieben, ging ich zu Schiff nach Brasilien.

„Dort fing ich ein anderes Leben an. Ich war nie gewohnt gewesen, viel zu arbeiten — in Brasilien streifte ich die Aermel in die Höh' und ging scharf dran. Sie wissen's selber, Sie haben mich dort schaffen sehen, und nachher ging's. Die ganzen langen Jahre hatte ich aber nicht an zu Hause gedacht oder, wenn ich dran dachte, mit Gewalt nicht dran

denken wollen. Was konnt's auch helfen, was wollte ich zu Hause anfangen, so lange ich nichts hatte! Wie ich aber anfing, zu Geld zu kommen, und wie es sich mehrte und mehrte und ich anfing, reich zu werden, da kam die Reue über das Vergangene noch viel stärker, wie nach meinem liederlichen Leben. Da kam das Heimweh, da ging mir der Gedanke im Kopf herum, daß meine arme Frau vielleicht doch nicht aus Kummer und Gram gestorben wäre und hier noch in Sorge und Noth lebe. Jetzt schrieb ich nach Deutschland, um ihre Adresse zu erfahren, aber umsonst; kein Mensch konnte mir Nachricht geben, und auf die meisten Briefe bekam ich nicht einmal eine Antwort. Am liebsten hätte ich mich da auch gleich selber aufgepackt und wäre herübergefahren, aber die Zeiten waren zu günstig, ich verdiente zu rasch und wollte noch mehr, und bekam mehr. Da litt's mich denn endlich nicht länger in dem Brumsilien drüben, und mit dem Dampfer bin ich herübergekommen, um nur recht geschwind wieder da zu sein."

„Und haben Sie Ihre Frau gefunden?" rief Helene rasch, die mit inniger Theilnahme der kleinen, einfachen Erzählung gefolgt war.

„Das ist ja gerade der Teufel — bitte tausendmal um Entschuldigung!" sagte Jeremias, sich wieder den Schweiß abtrocknend. „Seit sechs Wochen rutsche ich jetzt im Lande herum und kann nichts Genaues erfahren. Zuerst war ich in Regensburg, wo wir damals wohnten — und glücklicher Weise kannte mich dort Niemand mehr — und da hieß es, daß sie schon vor langen Jahren nach Erlangen gezogen und wieder zum Theater gegangen wäre. Ich nach Erlangen. Dort erfuhr ich gar nichts, als daß sich die Theater-Gesellschaft von jener Zeit nach Preußen und zwar an den Rhein gewandt habe. Ich an den Rhein. In Mainz traf ich zufällig einen Menschen, der mir erzählte, dort wohne noch ein alter Schauspieler und gäbe jetzt Clavierstunden — zu dem ging ich — ich kannte ihn wohl, aber er mich nicht mehr, von wegen der Glatze, und der sagte mir jetzt, daß meine Frau wieder ihren Mädchennamen angenommen hätte und nach Frankfurt gegangen wäre. Ich nach Frankfurt, und keine Spur mehr gefun-

den, Wochen lang, bis ich vorgestern in Köln wieder einen alten Schauspieler traf, der behauptet, er habe den Namen in einer Theaterzeitung gelesen. Jetzt machten wir uns über die alten Zeitungen her — da ich ein paar Flaschen Wein kommen ließ, arbeitete der Alte mit wie ein Pferd —, und nach sechs oder acht Stunden Suchens faßten wir den Artikel, der mich wieder Hals über Kopf hierher nach Haßburg jagte."

„Und sie ist hier?" rief Felix.

„Ja, das weiß ich noch nicht," seufzte Jeremias, „denn wie Sie mich trafen, war ich ja auch erst eben angekommen und wollte mich gerade umsehen, ob ich nicht vielleicht Einem vom Theater unterwegs begegnete, denn die kennt man gleich, und wenn sie noch so einfach angezogen gehen. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber einen Theatermenschen will ich unter Tausenden herausfinden."

„Aber Sie wissen also den Namen?" sagte Felix — „dann muß es ja doch die größte Kleinigkeit sein, sie hier aufzufinden."

„Allerdings," erwiderte Jeremias kleinlaut — „ihr Theaterunternahme war damals Bassini, und ein Fräulein Bassini soll auch hier an der Bühne engagirt sein, der Theaterzeitung wenigstens nach, aber..."

„Aber?"

„Aber," stöhnte Jeremias, „jetzt, da ich meinem Ziel so nahe bin, habe ich eine Heidenangst bekommen, allein zu ihr zu gehen — alle meine Sünden fallen mir bei, und — und ich wollte wahrhaftig manchmal, ich — wäre wieder in Brasilien!"

„Und sind Sie nicht hergekommen, um gut zu machen, was Sie früher verschuldet haben?" sagte Helene herzlich.

„Ja, das wohl — aber..."

„Ich gehe mit Ihnen, Jeremias," rief Graf Felix lachend, „ich helfe Ihnen Ihre Frau suchen!"

„Ach, Herr Graf," sagte der kleine Mann verlegen, „wenn Sie — wenn Sie das thun wollten, da wäre mir ein wahrer Berg vom Herzen herunter!"

„Ich gehe mit Ihnen," bestätigte Graf Rottack aber noch einmal, denn theils nahm er wirklich Interesse an dem klei-

nen verzweifelten Manne, da ihm dieser wieder alle die alten transatlantischen Erinnerungen, als ein Stück selber von daher, so lebendig in der Seele wach gerufen, und dann machte es ihm auch Spaß, von der Entwickelung dieses kleinen Dramas Zeuge zu sein.

„Und wann wollen Sie gehen?" fragte Helene.

„Ja, heute ist es zu spät," rief Rottack, „aber den heutigen Abend verwenden Sie dazu, die Wohnung Ihrer geschiedenen Frau aufzufinden, und dann holen Sie mich morgen Mittag um zwei Uhr ab! Ist Ihnen das recht? Ich kann nicht früher."

„So wollen wir's machen," rief Jeremias, ihm treuherzig die breite Hand entgegenstreckend — „jetzt hab' ich auch wieder Courage, und morgen wissen wir dann gleich, woran wir sind!"

„Wollen Sie schon fort?"

„Wenn Sie mir erlauben, Frau Gräfin, ja, denn der Boden fängt mir an, unter den Füßen zu brennen, bis ich Alles heraus habe. Aber morgen Mittag punkt zwei Uhr bin ich wieder hier."

„Rauchen Sie, Jeremias?" fragte Felix.

„Wo werd' ich nicht!" meinte der kleine Mann, indem er eine der ihm gebotenen Havannas mit einem Kratzfuß annahm — „wissen Sie denn wohl noch, wie wir einmal in der..." — Er wurde auf einmal feuerroth im Gesicht, denn er fühlte, daß er wieder eine Dummheit begangen — „reden wir nicht mehr davon," brach er auch kurz ab, indem er sich die Cigarre an dem Licht, das ihm einer der eben eintretenden Diener brachte, anzündete und diesem dann sehr freundlich dafür dankte — „und nun leben Sie wohl und nehmen Sie's nicht übel, daß ich Sie so lange gelangweilt habe!"

„Und haben Sie guten Muth, Jeremias — Felix wird Alles in Ordnung bringen," lächelte Helene freundlich.

Jeremias nickte ihr dankend zu, drehte sich dann um und stieg wieder in das wilde Leben und Treiben hinaus, das noch immer in der Straße draußen auf und ab wogte.

7.

Die erste Begegnung.

Eben hatte es in der zu dem Schloß des Grafen Monford gehörenden Kapelle zwölf Uhr geschlagen, als die Gräfin mit ihrem Gemahl, den Kiesweg am Flusse herabkommend, vor einem Spaziergange zurückkehrte. Sie gingen dem Schlosse zu.

Der Park lag still und einsam wie immer; weit unten am Drahtzaun äs'ten sich ein paar Stück Damwild, und mitten auf der Wiese kroch eine gebückte Menschengestalt, der ein kleiner Hund folgte, herum; sonst ließ sich nichts Lebendes erkennen.

Es war das der Maulwurfsfänger, der nach seinen Fallen gesehen hatte und die ertappten Uebelthäter in ihren schwarzen Pelzen, weniger als Warnungszeichen für die übrigen, sondern mehr als Beweis seiner Thätigkeit und seines Erfolges, an schwanken Ruthen mitten auf dem Rasen aufhing.

Jetzt schien er mit seiner Arbeit vor der Hand zu Ende; möglich auch, daß er sich nur ausruhen und dabei sein Mittagsbrod verzehren wollte. Er schritt zu der nächsten Linde, die dicht an dem Kiesweg stand, und wo er zugleich Schutz gegen die heute ziemlich warm brennende Sonne fand. Dort legte er seinen Ranzen ab und neben sich, nahm ein Stück Brod und Wurst heraus, wie eine kleine Flasche mit Branntwein, zog seinen Genickfänger vor und begann, während der Spitz vor ihm saß und ihn mit etwas seitwärts gebogenem Kopf aufmerksam betrachtete und jedem Bissen, den er zum Munde führte, mit den Augen folgte, seine Mahlzeit.

Die beiden Spaziergänger, welche auf demselben Wege herankamen, an dem er saß, mußte er jedenfalls bemerkt haben; der Spitz markirte sie auch ein paar Mal, indem er dort hinübersah. Der Alte nahm aber nicht die geringste Notiz von ihnen; wußte er sich ja doch auch hier in seinem vollen Recht und in seinem Beruf, und der Platz unter der Linde, so lange er dort saß und Rast hielt, gehörte ihm.

„Nicht wahr, um zwölf Uhr hatten sich Rottacks ansagen lassen?“ fragte die Gräfin, nachdem sie eine Weile schweigend neben ihrem Gemahl hergeschritten war.

„Ja, mein Kind,“ sagte der alte Herr, „eben schlug es Zwölf; aber unsere Uhr geht einige Minuten vor. Wir werden gerade zur rechten Zeit wieder oben sein.“

„Ich möchte nur wissen,“ fuhr die Gräfin nach einer kurzen Pause fort, „was die junge Frau für eine Geborene ist. Sonderbare Sitte das, auf seine Karte nichts zu setzen, als ganz einfach: Graf Rottack und Frau, gerade als ob er ein Schuhmacher oder Schneider wäre.“

„Mein liebes Herz,“ lächelte der Graf, mit den Achseln zuckend, „er wird mit der Abstammung seiner Gemahlin wahrscheinlich keinen Staat machen können und ist klug genug, sie ganz wegzulassen.“

„Diese Aufmerksamkeit gegen uns ist doch auch wirklich ganz außerordentlich; wie ich vorhin gehört habe, sind die Herrschaften erst gestern hier eingetroffen.“

„Wir werden etwas vorsichtig mit diesem Umgang sein müssen,“ bemerkte der Graf, „bis man wenigstens Genaueres über die Familienverhältnisse erfährt. Der junge Rottack hat mir übrigens so weit ganz gut gefallen; nur ein wenig sehr ungenirt ist er, wie alle die Herren, welche sich eine Zeit lang in fremden Welttheilen und unter Republikanern herumgetrieben haben.“

„Ist seine Frau eine Deutsche?“

„Ja, mein Herz, da fragst Du mich zu viel; ihrem Ansehen nach jedenfalls, denn wenn ich nicht irre, hat sie blonde Haare. Aber wir werden ja sehen. Behagt uns der Umgang nicht oder stellt sich etwas dagegen heraus, so giebt es Mittel und Wege genug, ihn in der freundlichsten Weise wieder abzubrechen oder wenigstens zu erschweren, und sind unsere Befürchtungen unbegründet, so haben wir vielleicht einen sehr angenehmen Zuwachs unserer, doch eben nicht sehr zahlreichen Gesellschaft erhalten.“

Sie hatten in diesem Augenblick die Stelle erreicht, an welcher der Maulwurfsfänger sein frugales Mittagsbrod verzehrte.

„Guten Tag, Herr Graf! Guten Tag, Frau Gräfin!“ sagte der Bursche, ohne sich übrigens in seiner Beschäftigung stören zu lassen oder dieses Mal auch nur eine weitere Ehrfurchtsbezeigung für nöthig zu halten, als ein etwas Höherschieben der alten Mütze mit dem Rücken der Hand, in der er das Messer hielt.

„Guten Tag, mein Mann!“ sagte der alte Herr, während die Gräfin ihn durch die Lorgnette betrachtete, und war schon halb vorüber, als er noch einmal stehen blieb und, den Kopf zurückwendend, fortfuhr: „Hör' einmal, Freund, der Förster beklagt sich fortwährend über Dich und liegt mir stets in den Ohren, ich solle Dir das Betreten meiner Grundstücke verbieten.“

„Nachher soll ich die Maulwürfe wohl von der Grenze aus mit Sympathie vertreiben?“ lachte der Bursche still vor sich hin und schob wieder ein Stück Brod und Wurst in den Mund.

„Von den Maulwürfen ist hier keine Rede,“ erwiderte der alte Herr, weniger vielleicht durch die Antwort, als durch das heute so unehrerbietige Benehmen des alten Burschen gereizt; „wie mir der Förster sagt, fängst Du aber auch noch andere Dinge, als Maulwürfe, und meine Leute haben jetzt strengen Befehl, Dir auf den Dienst zu passen. Erwischen sie Dich dabei, oder beträgst Du Dich auch nur ein einziges Mal selbst verdächtig, so nimm Dich in Acht!“

„Werde so frei sein,“ brummte der Mann vor sich hin.

„Auch verbiete ich Dir von jetzt an, Dich nach Sonnenuntergang hier herumzutreiben; Du kannst Deine Maulwürfe bei Tage fangen, und nun Gott befohlen!“ setzte er rasch hinzu, als ob er fürchte, noch eine Antwort zu erhalten. Er hatte sich mit dem Menschen schon zu lange aufgehalten.

Damit wanderte er mit der Gräfin wieder langsam den Kiesweg entlang, der dem Schlosse zuführte, und der Maulwurfsfänger, den Kopf ihnen nachgedreht, sah noch eine ganze Weile hinter ihnen drein. Endlich wandte er sich gegen seinen Hund und sagte: „Hast Du's gehört, Spitz, was der gnädige Herr Graf befohlen?“

Der Spitz trippelte ein paar Mal mit den Vorderfüßen, hob dann die Nase in die Höhe und nieste kurz.

„So? Na, das ist mir lieb," erwiderte sein Herr, „nun thu mir auch den Gefallen und richte Dich danach. Weißt Du, was es setzt, wenn sie Dich wieder einmal nach Sonnenuntergang hier erwischen, heh, weißt Du's?"

Der Spitz trippelte stärker und nieste noch einmal.

„Na, dann brauchen wir über die Sache kein Wort mehr zu verlieren," nickte der Alte und lachte still vergnügt vor sich hin, fuhr aber dabei in seinem Selbstgespräch, ohne sein Kauen jedoch zu unterbrechen, fort: „Merkwürdig doch, wie die Kinder oft mit einem geladenen Schießgewehr spielen, und wie leicht kann's losgehen und bläst ihnen dann die ganze Ladung mitten in's Gesicht hinein! Und die Frau Gräfin, wie sie den Staub hinter sich vom Kieswege auffegt; eigentlich sollte der Gärtner seinen Arbeitsweibern auch so ein Ding, so eine Crinoline und Schleppe hinten dran kaufen, dann könnte er das Rechen sparen das ganze Jahr, und schickte die nur jeden Morgen spazieren durch den Park. Frauenvolk, Frauenvolk," rief er kopfschüttelnd, indem er seinem Spitz ein Stück Wurst zuwarf, das dieser geschickt fing und schwanzwedelnd verzehrte, „'s ist nicht zu glauben; und wie sie mich mit der Lorgnette betrachtete, — muß doch ein verdammt schwaches Gedächtniß haben, denn nahe genug hat sie mich doch schon gesehen — und nicht einmal mit der Brille; 's ist merkwürdig, und der Hochmuthsteufel scheint ihr alle anderen Dinge rein aus dem Kopf gejagt zu haben, denn mir steht sie noch vor Augen, als ob es erst gestern gewesen wäre."

Der Spitz knurrte und drehte den Kopf nach rechts.

„Hallo," fuhr der Maulwurfsfänger fort, indem er rasch dorthin sah, „wer kommt da? Besuch? Na, nicht zu uns Beiden, Spitz; so vornehm treiben wir's nicht mehr."

Es waren ein Herr und eine Dame, hinter denen etwa fünfzig Schritte weiter zurück ein Diener in Livrée folgte.

„Ich dachte es, Helene," sagte Graf Rottack, als er mit ihr auf dem Weg herankam, „daß wir ein wenig zu früh eingetroffen wären; aber die Herrschaften sind jetzt nach dem Hause zurückgekehrt, um uns zu erwarten, und siehst Du, da

drüben liegt es schon. Nur jetzt Herz gefaßt," setzte er leise hinzu, „nur jetzt keine Schwäche gezeigt, denn es ist das erste und deshalb auch für Dich das peinlichste Begegnen; aber da zeige auch, daß Du die Seelenstärke besitzest, die Du mir ja schon so oft bewiesen."

„Hab' keine Furcht, Felix," erwiderte Helene, „ich werde Dein Vertrauen rechtfertigen. Ich bin stark, und wenn ich auch das Gefühl nicht abschütteln kann, daß mir im Innern genau so ist, als ob es mir die Brust zusammenschnüren wolle, äußerlich soll man mir nichts anmerken, ich stehe Dir dafür. Nur vor der allerersten Begrüßung scheu' ich mich; aber auch das geht ja rasch vorüber, und ich fürchte fast, die Frau Gräfin wird mir das sehr erleichtern."

Sie waren während dieses Gesprächs dicht an den Maulwurfsfänger hinangekommen, der aber keinen Blick mehr auf sie warf und ruhig sein Mahl beendete. Erst als sie dicht vor ihm standen und Felix ihn anredete, sah er auf, und sein Blick haftete fest und wie erstaunt auf dem lieben Antlitz der jungen Frau.

„Lieber Freund," redete ihn indessen Felix an, „können Sie mir nicht sagen, ob diese Fußspuren, die von einem Herrn und einer Dame herrühren und ganz frisch sind, dem Grafen und der Gräfin Monford gehören? Es wurde uns gesagt, sie gingen im Park spazieren."

„Dort hinten können Sie noch in den Büschen das lichte Kleid der Gräfin erkennen," sagte der Mann, der aber in diesem Augenblick ganz sein früheres mürrisches Wesen abgelegt zu haben schien. Wie seiner selber unbewußt, zog er dabei die Mütze vom Kopf und starrte den ihren Weg mit einem freundlichen „Danke!" Verfolgenden nach, als ob er eine Erscheinung gesehen hätte.

„Wunderbar," murmelte er dabei leise vor sich hin, „hol' mich der Teufel, wunderbar; und gerade in diesem Augenblick, genau so, als ob es ein Geist gewesen wäre — und gerade an der Stelle!"

Der dem jungen Paar folgende Diener kam gerade vorbei und nickte dem unter dem Baum Sitzenden grüßend zu. Er war schon vorüber, ehe ihn der Alte anrief:

„Ach, lieber Herr, können Sie mir nicht sagen, wer die junge, schöne Dame da vorn war?"

„Meine Herrschaft, die Frau Gräfin Helene mit dem Herrn Grafen Rottack," sagte der Mann und ging weiter; und der Alte blieb kopfschüttelnd in seiner Stellung und schnitt sogar ganz in Gedanken dem Hund die Ueberreste seines Mahles entzwei, das ihm dieser, ohne daß er es bemerkte, aus den Fingern herausnahm.

Rechts vom Schlosse und kaum hundert Schritt davon entfernt erhob sich ein kleiner Hügel, auf dem in früheren Jahrhunderten ein alter, wie die Sage ging, noch von den Römern gebauter Wartthurm stand. Der Platz war jetzt mit zur Anlage gezogen, der alte Thurm aber mit seinen unverwüstlichen Quadern im Eingange mit nicht geringer Schwierigkeit erweitert und zu einer Aussicht über das darunter hinlaufende Thal benutzt worden.

Es gab auch kaum einen Punkt in der ganzen Nachbarschaft, von dem man einen freundlicheren Blick über das drunten ausgebreitete Haßburg mit seinen Gärten und Anlagen und die dahinter weitgedehnten und meist bepflanzten und bebauten Hänge gehabt hätte.

Um den alten viereckigen Thurm herum lief eine kleine, niedere und mit Epheu dicht bewachsene Ringmauer, und selbst von hier aus waren Einschnitte durch die auf dem Bergabhang stehenden Bäume gemacht und die Zweige derselben künstlich so verschnitten worden, daß man wie durch einzelne Medaillons einen Blick hinaus in's Freie gewann. Immer aber blieb die Ringmauer zu hoch von Bäumen umgeben, um von hier unten aus eine freie Aussicht zu gewähren, und der Platz, so reizend er an sich sein mochte, wurde deshalb auch nur wenig benutzt. Höchstens dinirte die Herrschaft manchmal, besonders an recht heißen Sommertagen, hier, und hatte man Gäste, so wurde vielleicht der Kaffee dort eingenommen. Sonst kam nur der Gärtner hin, der ihn in Ordnung hielt und manchmal vielleicht die Aloepflanzen begoß, welche in den

großen, aus Stein gehauenen, vasenartigen Töpfen auf der Ringmauer standen.

Aber Paula besuchte den Platz zuweilen ebenfalls, und auch heute wieder allein. Seit gestern wenigstens hatte sie mehr Freiheit bekommen. Der Vater mußte mit der alten, häßlichen Französin gesprochen und ihr etwas Unangenehmes gesagt haben; denn sie stichelte ein paar Mal darauf und vernachlässigte seit der Zeit besonders ihren Zögling auffallend; Paula athmete zum ersten Mal auf.

Sie kam allein den schmalen Weg herauf; aber für einen Spaziergang ging sie fast zu rasch, und oben an dem Thurm blieb sie plötzlich stehen und sah und horchte den Pfad zurück, ob ihr auch Niemand folge. Aber der alte Thurm lag so einsam wie je, und um dessen Mauern herumgleitend, trat sie zur dritten Aloevase an der Mauer, bog sich hinüber, fühlte vorsichtig mit der Hand und zog gleich darauf ein kleines, rosafarbenes, zusammengefaltetes Papier heraus, das sie zuerst an ihre Lippen drückte und dann, wieder mit einem scheuen Blick über die Schulter, öffnete.

Es enthielt weder Adresse noch Unterschrift, und nur die wenigen Zeilen:

„Mein Herz! Ich muß Dich heut Abend zwischen neun und zehn Uhr, und wenn es selbst noch später sein sollte, sprechen. Eine furchtbare Kunde ist zu meinem Ohr gelangt, die mich zum Denken unfähig macht. Ich muß Leben oder Tod von Deinen Lippen empfangen. Wann Du auch kommst, von neun Uhr an harr' ich Dein.

Ewig der Deine."

„Also er weiß es," sagte Paula, wie sie nur mit flüchtigen Blicken die Zeilen verschlungen hatte; „oh, mein Gott, was soll ich thun — armer, armer Rudolph — arme, arme Paula!"

Das Papier noch in der Hand, lehnte sie an der Ringmauer, stützte den Kopf in die Rechte und schaute mit thränengefüllten Augen in das Grün der Bäume hinein.

„Und da steckt meine kleine Schwärmerin," rief plötzlich dicht hinter ihr eine laute, lachende Stimme, daß sie mit einem nur halb unterdrückten Schrei emporzuckte und zugleich

das verrätherische Papier in der Hand zusammenknitterte. „Holla, und erschrickt sogar?" fuhr dieselbe Stimme fort, und sie erkannte ihren Bruder George, der mit Sporen und Reitpeitsche, wie er eben vom Pferd gestiegen, hier heraufgesprungen war. „Was hast Du, Mädel — und Thränen in den Augen? Das ist kein Gesicht für einen Bräutchen!"

Paula, nur im ersten Moment überrascht, hatte ihre Geistesgegenwart schnell wiedergewonnen; von dem leichtherzigen und nichts weniger als mißtrauischen Bruder brauchte sie auch keine Entdeckung zu fürchten. Ja, wenn es ihr Drachen, Mademoiselle Beautemps, gewesen wäre!

„Ach, George," sagte sie traurig, indem sie den jetzt fest zusammengeknüllten Brief in ihre Tasche brachte, „mir ist auch nicht wie einer Braut zu Muthe, am wenigsten mit dem mir bestimmten Bräutigam. Ich will ja noch nicht heirathen."

„Das sollst Du aber auch gar nicht, närrisches Kind," lachte George. „Du hast ja beinahe noch ein volles Jahr Zeit, um Dir diesen „wichtigsten aller Schritte", wie der Papa sagt, gehörig zu überlegen."

„Aber was kann ich noch überlegen, wenn ich verlobt bin? Oh Gott, ich wollte, ich wäre ein armes, schlichtes Bauernmädchen, daß sich Papa und Mama nicht so viel um meine Heirath bekümmerten."

George lachte laut auf. „Und glaubst Du, da wäre es anders?" rief der Bruder. „Da kennst Du unsere Bauern schlecht. Ist es ein „Vierspänniger", so dürftest Du nur auch wieder den Sohn eines „Vierspännigen" heirathen, und wäre es gar ein „Sechsspänniger", arme Paula, da hättest Du eine noch schlimmere Etikette durchzumachen. Alle Welt hält den Grundsatz oben: Gleich und Gleich gesellt sich gern."

„Den Ihr nach Eurer Art verdreht, Du und der Vater," rief Paula heftig; „ja, Gleich und Gleich gesellt sich gern, aber nicht das Gleich, das Ihr darunter versteht, Gold und Silber und der alberne Rang von Grafen und Baronen, sondern gleiche Herzen, gleiche Gesinnungen, gleiche Seelen, die Euch aber nicht gleich gelten; Herz, Seele, ja, das ist Nebensache, das findet sich außerdem, das sieht man ja auch nicht, das steckt inwendig und kommt deshalb auch nicht in Betracht;

aber das Geld, der Rang, ja, freilich, das sind Sachen, die in die Augen stechen, wenigstens der Menge, und auf die muß geachtet, die muß berücksichtigt werden!"

„Jetzt sieh Einer den kleinen Philosophen an," lachte George, „wer hätte das hinter dem Mädel gesucht!"

„Ach, laß mich zufrieden, Du spottest nur immer über mich!"

„Nein, Schatz," rief George rasch, „das thu' ich nicht; aber sage mir im Ernst, ob Du etwas gegen Hubert einzuwenden hast. Ist er nicht ein braver, tüchtiger Cavalier, und hat er Dich nicht von ganzem Herzen lieb?"

„Nicht halb so lieb, wie seine Pferde und Hunde," erwiderte Paula bitter.

„Aber, Herzensmädchen, wie ungerecht Du jetzt bist," rief George; „Hubert ist ein seelensguter Mensch, ein bischen jähzornig, ja, und daß er ein leidenschaftlicher Jäger und Reiter ist, wirst Du ihm doch wahrlich nicht zum Vorwurf machen wollen, wo Dein Vater und Bruder dieselben Leidenschaften theilen."

„Aber deshalb soll ich ihn doch nicht etwa lieben? Er mag ja reiten und schießen, so viel er will, ich wahrlich werde ihn nicht daran verhindern. Aber weshalb muß er *mich* aussuchen, *mich* unglücklich machen wollen vor allen Anderen?"

„Unglücklich, Paula?"

„Ja, unglücklich," sagte das arme Mädchen, indem ihm die hellen Thränen in die Augen traten; „ich will nichts von ihm wissen, ich will nicht heirathen, am wenigsten Deinen Hubert, sag' ihm das!"

„Du bist ein Kind, Herz," lachte George über den fast kindischen Trotz der Schwester, „und kennst Hubert eigentlich noch nicht einmal genau. Lerne ihn erst kennen, Schatz, und wenn Du dann wirklich eine nicht zu besiegende Abneigung gegen ihn hast, dann will ich selber dem Vater zuzureden suchen, daß er Dich frei giebt."

„Und weshalb da jetzt die Verlobung?"

„Das ist eine Idee von Mama," sagte George achselzuckend, „und der etwas auszureden, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat, wird außerordentlich schwer fallen; aber ich bin fest überzeugt, daß Du glücklich mit ihm werden wirst."

„Du bist überzeugt davon?"

„Ja, Schatz; sieh nur Papa und Mama an. Der alte Gärtner Jonas, der jetzt schon vierzig Jahre in Papas Diensten ist, hat mir die Geschichte selber einmal erzählt; die Mama hat den Papa auch damals nicht geliebt, wie sie ihn heirathen sollte. Sie hat fortlaufen wollen und Gott weiß, was — und wie glücklich und zufrieden leben sie jetzt miteinander!"

„Die Mama hat den Papa auch nicht heirathen wollen?"

„Gott bewahre, mit Händen und Füßen soll sie sich gesträubt haben — wahrscheinlich auch mit solchen phantastischen Ideen —, aber Großvater war ein strenger Herr und ließ sich auf keine Unterhandlungen ein, und der Erfolg bewies zuletzt, daß er doch Recht gehabt."

„Und weißt Du, was ihr armes Herz dabei gelitten haben mag?" sagte Paula mit tiefem Gefühl. „Könnt Ihr Männer in einer Frauenseele lesen?"

„Und ist der Vater nicht etwa brav und gut? Hat er sie nicht auf Händen getragen sein Leben lang?"

Paula sah seufzend vor sich nieder und sagte leise: „Ach, Du verstehst mich nicht, George!"

„Du verstehst Dich selber nicht, Herz," rief George freundlich; „irgend ein Phantasiebild, das Du Dir heraufbeschworen, soll Dir jetzt in die Seele passen, und da es nicht paßt, fühlst Du Dich unglücklich. Komm, mach' wieder ein freundliches Gesicht; wer von uns Allen ist denn gewohnt, Dich traurig zu sehen, und wenn Du es bist, machst Du das ganze Haus unbehaglich — alle Wetter," unterbrach er sich selber rasch, „da kommt Besuch, das werden Rottacks sein! Vaters Kammerdiener sagte mir schon, daß sie erwartet würden; komm lieber gleich mit hinunter, Du wirst doch sonst geholt."

„Geh' voran, George," bat Paula, „mir sind die Augen noch roth; ich komme gleich."

„Aber mach' nicht zu lange; ich bin selber neugierig, unsere neuen Nachbarn kennen zu lernen. Bei Boltens wurde schon von ihnen gesprochen. Die Frau Gräfin soll eine ganz brillante Schönheit sein."

„Geh nur voran, George, ich komme gleich nach," sagte Paula und stand noch ein paar Secunden, als sie der Bruder

schon verlassen hatte, und sah hinter ihm drein. Dann nahm sie den erhaltenen Brief aus der Tasche, riß ihn in unzählige kleine Stücke und streute die vom Luftzug fortgetragenen Fragmente über die Ringmauer in den Wald hinab. —

Während indessen Graf und Gräfin Monford ihre Wohnung betraten, meldete ihnen schon einer der Diener, daß Graf Rottack und Gemahlin nach ihnen gefragt, dann in den Park gegangen seien, um sie selber aufzusuchen, und nun dicht hinter ihnen herkämen. Das junge Paar war in der That kaum hundert Schritt hinter ihnen, und die beiden Herrschaften hatten nur eben Zeit gehabt, sich in das Empfangszimmer zurückzuziehen, als ihnen der Besuch auch schon gemeldet wurde.

Rottack betrat, Helene am Arm, den untern Saal, der, mit geöffneten Flügelthüren und einer kleinen, wohlgepflegten Terrasse davor, einen freundlichen, sonnigen Blick auf das weite Land bot. Graf Monford — während die Gräfin vom Sopha, auf das sie sich in der Geschwindigkeit niedergelassen, aufstand — ging ihnen entgegen, reichte Rottack die Hand und sagte herzlich: „Herr Graf, es ist unendlich liebenswürdig von Ihnen, uns Ihre liebe Frau zugeführt zu haben. Frau Gräfin, ich schätze mich glücklich, Sie in Haßburg, und noch dazu als Nachbarin begrüßen zu können — meine Frau!"

Gräfin Monford, welche die junge Frau beim Eintritte scharf fixirt hatte, verneigte sich kalt und vornehm, und Helene, die sie fast mit Ehrfurcht begrüßte, fühlte, wie ihre Kniee zitterten, und mußte alle ihre Energie zusammen nehmen, um diese erste, oh, so verzeihliche Schwäche zu besiegen. Aber sie war von Jugend auf daran gewöhnt worden, sich zu beherrschen; sie wußte, wie nothwendig das besonders hier jetzt sei, und wenn sie auch fühlte, daß das Blut wieder ihre Wangen für einen Moment verließ, nahm sie sich doch tapfer zusammen und erwiderte sogar ein paar Worte auf die Anrede des alten Herrn, freilich unbewußt, ohne sich dessen klar zu sein, was sie eigentlich sagte.

Für einen solchen Fall sind unsere gesellschaftlichen Formen aber ganz vortrefflich, denn nur mit dem passenden Ausdruck in den Zügen, darf man wirklich unzusammenhängende

Formeln schwatzen, um die nämliche Wirkung zu erzielen, wie bei der vernünftigsten und durchdachtesten Rede. Was für Unsinn wird manchmal bei solchen Begrüßungen mit der ernsthaftesten Miene gesprochen, mit der ernsthaftesten Miene angehört und erwidert! Es sind nur eben Worte, die man verlangt, auf den Sinn dabei kommt es wahrlich nicht an.

„Sie sind erst ganz kürzlich hier in Haßburg eingetroffen?" wandte sich die Gräfin Monford an ihren jungen Besuch, denn über etwas mußte gesprochen werden.

„Gestern, Frau Gräfin," erwiderte Helene und fühlte sich noch nicht stark genug, das Auge zu der Frau zu erheben, während Felix, indem er mit dem Grafen sprach, die Züge der Dame scharf und forschend musterte.

„Und Sie beabsichtigen, sich hier bleibend niederzulassen?"

„Ich hoffe so, — die Gegend — ist so unendlich ansprechend."

„Da haben Sie Recht, meine Gnädigste," lächelte der alte Herr; „es sollte Ihnen schwer werden, in Deutschland einen schöneren Punkt zu finden, wenn es auch vielleicht noch viele eben so schöne in unserem Vaterlande geben mag — aber wollen die Herrschaften nicht Platz nehmen?"

Die Damen setzten sich auf das Sopha, die Herren nahmen Stühle, und das Gespräch wurde jetzt, da es an Stoff nicht fehlte, allgemein. Auch Helene, da Felix und Graf Monford Theil daran nahmen und das Auge der Gräfin nicht mehr allein auf ihr haftete, fühlte sich mehr erleichtert und unbefangener.

„Aber Sie sind doch jedenfalls eine Deutsche, Frau Gräfin?" sagte Graf Monford, als Helene eben von ihren Kindern erzählt und wie sie sich gestern an dem Jahrmarkt gefreut; „Sie sprechen wenigstens vortrefflich Deutsch, und man hört Ihnen nicht einmal einen Dialekt an."

„Allerdings," erwiderte Helene, tief erröthend, „ich bin in Deutschland geboren, wenn auch größtentheils in einem transatlantischen Land erzogen."

„Sie haben übrigens recht gethan, von da drüben wegzuziehen," sagte der alte Herr; „mein Gott, muß das jetzt in

dem Amerika eine Wirthschaft sein! Der Krieg nimmt gar kein Ende und dauert doch schon über Jahr und Tag."

„Wir kommen nicht aus den nordamerikanischen Freistaaten," erwiderte Felix, „und haben, wo wir wohnten, wenig von dem Bürgerkrieg selbst gehört. Unser Aufenthalt" — und sein Blick ruhte dabei wie völlig absichtslos auf der Gräfin — „lag in Brasilien."

„In Brasilien?" sagte diese fast unwillkürlich.

„Ei, das laß ich mir eher gefallen," rief aber auch Graf Monford; „dort sollen doch wenigstens geregeltere Zustände sein, wenn man sich eben mit der vielleicht nicht immer angenehmen Hitze befreunden kann. Ich habe selbst einen etwas weitläufigen Verwandten in Rio. Wo haben Sie gelebt?"

„In einer der südlicher gelegenen Colonien," sagte Felix, einer directeren Antwort noch vor der Hand ausweichend.

„In der That," sagte der alte Herr, „dann freilich müssen wir Ihrer lieben Frau Gemahlin um so dankbarer sein, wenn sie von unserer Gegend befriedigt ist, denn mit den Tropen können wir uns allerdings nicht messen. Aber schön ist es trotzdem hier bei uns; bitte, Frau Gräfin, treten Sie einmal hier auf die Terrasse und sehen Sie, wie allerliebst das alte Haßburg da unten liegt; dort rechts hinüber glaub' ich auch sogar, daß man das Dach Ihres eigenen Hauses von hier erkennen kann, auch ein Stück vom Hause selbst. Ah, da kommt auch George — mein Sohn — Gräfin Rottack."

Helene war mit dem alten Herrn vor das Haus auf die offene Terrasse getreten, um sich die Aussicht zeigen zu lassen; ergriff sie doch selber mit Freuden die Gelegenheit, gerade jetzt, wo Brasilien zuerst genannt worden, hinaus an die freie Luft zu treten, um sich durch keine Bewegung, durch kein Erröthen zu verrathen.

Auch die Gräfin Monford war aufgestanden und mit ihr Felix, um den Beiden zu folgen; aber sie zögerte noch. Es lag ihr eine Frage auf der Zunge, die sie sich scheute auszusprechen, und doch mußte sie gethan werden. Graf Rottack bemerkte dabei, daß etwas sie beunruhige, aber er hütete sich wohl, ihr entgegen zu kommen. Die Gräfin durfte jedoch diesen einen Moment, wo sie sich mit dem Fremden gewisser-

maßen allein im Zimmer befand, nicht unbenutzt vorübergehen lassen, und sich, schon im Begriff, auf die Terrasse zu gehen, noch einmal zu dem jungen Mann wendend, sagte sie mit so gleichgültigem Ton als möglich:

„Wie hieß die Colonie, wo Sie gewohnt haben, Herr Graf?"

„Santa Clara, gnädige Gräfin," erwiderte Felix, sich leicht verbeugend; „meine Helene ist die Tochter der dort ansässigen Gräfin Baulen."

„In der That?" hauchte die Gräfin und blieb einen Moment mit der Hand auf den Stuhl gestützt, an dem sie eben vorüber wollte, stehen; aber es war auch nur ein Moment. „Ah, da kommen meine Kinder," sagte sie; „bitte, Herr Graf, wollen Sie nicht hinaus auf die Terrasse treten?"

Sie ging langsam voran hinaus, und Rottack ließ ihr hier absichtlich Zeit, um sich vollständig zu sammeln, indem er vorher dem jungen Grafen George und dessen Schwester Paula vorgestellt wurde und sich freundlich mit ihnen unterhielt.

Und Helene stand Paula gegenüber, die mit ihren treuen, kindlichen Augen fast scheu zu ihr aufsah. Oh wie gern hätte sie das liebe, holde Kind an sich gezogen, fest, fest in ihre Arme, und mit dem theuren, noch nie gebrauchten Schwesternamen genannt! Wie lieb und gut sie aussah, und wie traurig doch und ernst — war denn auch schon in dieses junge Herz die Sorge, der Kummer eingekehrt? Sie vermochte auch nicht, es hier bei der kalten üblichen Form zu lassen, und auf das junge, sich schüchtern vor der hohen, edlen Gestalt neigende Mädchen zugehend, schloß sie Paula halb in die Arme und küßte sie auf die Stirne.

Und die Gräfin?

Felix hatte mit den beiden Grafen Monford an der Terrasse gestanden, über das Land hinausgesehen und das Treiben in der unter ihnen liegenden Stadt beobachtet. Jetzt wandte er sich wieder der Gräfin zu und ertappte sie gerade, wie ihr Blick ernst und forschend, aber ohne das geringste Zeichen innerer Bewegung an Helenen hing. Kaum fühlte sie aber, daß des jungen Grafen Auge auf ihr haftete, als sie sich diesem zuwandte und, mit zu der Terrasse tretend, ihn in ihrer

gewöhnlichen ruhigen Weise auf die einzelnen Schönheiten der Scenerie aufmerksam machte.

Keine Spur von Befangenheit war dabei in ihr zu entdecken, kein Zeichen einer innern heftigen Bewegung, wie eine solche Entdeckung, als die eben gemachte, sie eigentlich doch hervorgerufen haben sollte. Sie war vornehm, wie immer, wenn auch gesprächiger, als sie sich bis jetzt gezeigt, und Graf Rottack konnte und wollte seinen Besuch auch nicht über die gewöhnliche Zeit hinausdehnen. Der Same war jedenfalls geworfen und das Korn mußte Früchte treiben.

Nicht lange danach empfahlen sich die jungen Leute der gräflichen Familie, wobei der alte Herr noch den Wunsch aussprach, daß sie öfter zusammenkommen möchten; die junge Frau hatte jedenfalls einen sehr günstigen Eindruck auf ihn gemacht, wie sie sich im Sturm schon Paula's Herz erobert. — Der Wagen fuhr vor, und bald rollte das leichte Fuhrwerk mit ihnen wieder in die Stadt zurück.

8.

Fräulein Bassini.

Eine lange Weile saßen die beiden Gatten schweigend neben einander im Wagen. Es war ordentlich, als ob sich beide scheuten, ein Gespräch zu beginnen. Endlich sagte doch Helene mit leiser Stimme:

„Sie ist eine recht, recht stolze Frau — oh, es wird schwer halten, dieses Herz zu bezwingen!"

„Meine arme Helene!"

„Ob sie nicht ahnte, daß ich ihr näher stehen könnte, als sie erfuhr, daß wir aus Brasilien kämen?"

„Liebes Herz," sagte Felix leise, „sie weiß jetzt, daß Du ihre Tochter bist..."

„Sie weiß es?" rief Helene erschreckt.

„Ich habe ihr den Namen jener Frau genannt."

„Und doch so kalt, doch so hart!"

„Beruhige Dich darüber, Helene," sagte Felix freundlich; „Anderes konnten wir für diese erste Zusammenkunft kaum erwarten. Die Ueberraschung war zu groß — ich sah ihr an, daß sie Mühe hatte, ihre Fassung zu bewahren, was sie allerdings mit einer mir selber unerklärlichen Seelenstärke möglich machte. Laß ihr jetzt Zeit, das Gehörte still und allein, und von keinen äußeren Eindrücken gestört, zu überdenken. Laß sie erst mit sich selber in's Reine kommen, und sie selber wird Dich dann aufsuchen — sie muß es ja thun, wenn sie nicht jedes Gefühls bar sein sollte!"

„Und wenn sie es nicht thut, Felix?"

„Wozu uns jetzt mit einer Unmöglichkeit absorgen? Sie wird es sicherlich, mein Kind."

„Und wenn sie es n i c h t thut?"

„Dann versuchen wir das Letzte, dann fordere ich für Dich eine Unterredung mit ihr — eine Ausrede, dem alten Herrn gegenüber, ist bald gefunden — und die kann und wird sie Dir nicht weigern. Dann aber ist sie auch nicht im Stande, Dir zu widerstehen, deß bin ich fest überzeugt. Liegst Du erst einmal an ihrem Herzen, dann läßt sie Dich auch nicht wieder, noch dazu, wenn sie erfährt, daß ihr Geheimniß in sicheren und treuen Händen ruht; daß Du nichts, nichts auf der weiten Gotteswelt von ihr verlangst, als ihre Liebe..."

Der Wagen hatte indessen die kurze Entfernung zurückgelegt, und während er in den Garten einfuhr und vor dem Hause hielt, sahen sie, daß sich Jeremias schon eingefunden und mittlerweile mit den Kindern beschäftigt hatte. Er spielte Kutsche und Pferd mit ihnen, und während er die vor Vergnügen zappelnde kleine Helene auf dem Arme trug und dabei den Kiesweg entlang galoppirte, hatte ihn Günther hinten an beiden Rockschößen und rief Jüh! und Hoh! und suchte ihn bald links, bald rechts einzulenken.

Nur wie die Eltern in den Garten einfuhren, ließ der Kleine los und sprang dem Portale zu, um der Erste zu sein,

der sie begrüßte, und Helenchen streckte ihnen ebenfalls, in lautem Jubel aufkreischend, die Aermchen entgegen, so daß Jeremias jetzt wohl oder übel seinen noch nicht unterbrochenen Galopp dorthin lenken mußte.

„Haben Sie lange auf mich gewartet, Jeremias?" rief ihm der junge Graf entgegen.

„Eben im Augenblick hat es erst Zwei geschlagen," sagte Jeremias, der indessen die Kleine der Mutter hinreichen mußte, „und das wilde Völkchen hier hat mich tüchtig in Athem gehalten."

„Und sind Sie jetzt bereit?"

„Wollen Sie wirklich noch mit mir gehen?"

„Gewiß, das ist ja eine verabredete Sache — haben Sie denn die Wohnung indessen aufgefunden?"

„Sie ist gar nicht weit von hier, gleich in der nächsten Straße."

„Schön, Jeremias — ich will nur meinen Ueberrock anziehen, und dann gehen wir zusammen."

Er war auch in wenigen Minuten wieder im Garten und schritt mit Jeremias, der sich unterdessen Helenen empfohlen, auf die Straße hinaus und dem bezeichneten Hause zu.

Unterwegs wurde wenig gesprochen, Felix war noch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt — er arbeitete gegen die Furcht an, welche heute das kalte, gefaßte Benehmen von Helenens Mutter in ihm wach gerufen, seiner armen Frau wegen, und Jeremias fühlte sich noch viel mehr von dem Gedanken dieses ersten Begegnens niedergedrückt; denn wenn es auch ein schönes und erhebendes Gefühl sein mag, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen, eine alte, langjährige Schuld abzutragen, ist doch auch das Bewußtsein drückend, dabei einzugestehen, daß man eben schlecht und leichtsinnig gehandelt und Reue über das Vergangene fühle.

So hatten sie, rascher als Beide selber geglaubt, die Strecke zurückgelegt, die sie von dem von Jeremias bezeichneten Hause trennte, und hier blieb der kleine Mann plötzlich stehen, drückte sich unter die Thür und sagte:

„Mir ist genau so zu Muthe, als ob ich mir einen Zahn

wollte ausreißen lassen — Hurrjeh, ich wollte, die Geschichte wäre erst vorüber!"

„Wohnt sie hier?"

„Ja, zwei Treppen hoch; ich habe mich genau erkundigt, bin auch gestern hier schon ein paar Mal vorbeigegangen, habe aber nichts gesehen, als einen orangefarbenen Shawl oder Morgenrock, der da oben an dem einen Fenster mehrere Male hin und wieder fuhr."

„Also gehen wir hinauf."

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Herr Graf, und warten Sie noch einen Augenblick," bat der kleine Mann, „daß ich erst nach Luft schnappen kann — mir ist die Kehle wie zugeschnürt."

Felix lächelte und blieb, während sich Jeremias den hellen Schweiß von der Stirn trocknete, neben ihm stehen. Endlich faßte sich dieser doch ein Herz — was half es auch, wenn er länger zögerte, geschehen mußte es doch — also vorwärts!

„Ein Heidenglück ist's, daß Sie bei mir sind," flüsterte er dem jungen Grafen zu, „denn allein hätt' ich's nicht zuwege gebracht. Ich wäre, hol' mich Dieser und Jener, wieder fort und erst noch einmal um die ganze Stadt gelaufen!"

„Sie hätten vorher ein Glas Wein trinken sollen!"

„Ich habe eine ganze Flasche getrunken," sagte Jeremias, „nur um Courage zu kriegen, aber es hilft ja nichts — es war, als ob man Wasser auf einen heißen Stein gösse, es zischte ordentlich. Na, meinethalben, jetzt muß die Bombe platzen, und nun kommen Sie, Herr Graf, jetzt wollen wir Sturm laufen!"

Damit öffnete er entschlossen die Hausthür und betrat den innern Raum.

Es war ein kleines, unansehnliches Haus, altmodisch gebaut wie die meisten der älteren Häuser von Haßburg, unten mit einem mit Steinplatten belegten schmalen Vorplatz, auf dem noch eine dort aufgestellte Wäschrolle den größten Theil des Raumes in Anspruch nahm. Rechts unten wohnte ein Schuster; die Thür der Werkstatt stand, des warmen Tages wegen, offen, und man konnte den Meister mit einem Gesellen und einem Lehrling drinnen arbeiten sehen, während ein un-

gesunder, warmer Dunst von dort auf den kühleren Vorplatz herausdrang.

„Wie hieß die Dame gleich?" fragte Rottack leise seinen Begleiter.

„Bassini," flüsterte dieser zurück.

„Können Sie uns sagen, ob hier eine Dame Namens Bassini im Hause wohnt?" fragte der junge Graf, artig seinen Hut lüftend, in die Stube hinein.

„Eine vom Theater?" nickte der Meister — „ja, oben, zwei Treppen hoch."

„Sein Sie aber so gut und putzen Sie sich erst die Stiefeln ab," sagte eine Frau, die von der Seite her, mit einem großen Topf in der Hand, wie aus einer Coulisse heraus zum Vorschein kam, — „ich habe gerade die Treppe gescheuert."

Felix machte lächelnd eine zustimmende Verbeugung, nahm dann die befohlene Operation auf das Aengstlichste an einem dort liegenden, schon sehr abgetretenen Strohteller vor, und stieg nun, während Jeremias unten seinem Beispiel folgte, langsam die noch feuchten, dunstenden Stufen hinauf.

Jeremias würde sich mit Vergnügen den ganzen Nachmittag da unten die Stiefel abgetreten haben, wenn er nur nicht mitgemußt hätte — aber es ging doch zuletzt nicht anders.

Auf dem niedern Vorsaal der ersten Etage befanden sich zwei Thüren; an einer war mit vier Nägeln ein Papier befestigt, das die deutlich geschriebene Aufschrift trug: „G. Borsig, Schneidermeister"; an der andern befand sich ein kleines Messingschild — dort wohnte ein Graveur.

Die alte hölzerne Treppe knarrte entsetzlich, aber sie stiegen auch jetzt die zweite hinan und fanden hier, gerade wie unten, wieder zwei Thüren, ohne daß die Inwohnenden es jedoch der Mühe werth gehalten, ihren Namen außen kund zu geben. Bewohnte Fräulein Bassini die ganze zweite Etage? Jeremias wußte es nicht, und es blieb nichts weiter übrig, als an die erste beste Thür zu klopfen und sich dort zu erkundigen.

Graf Rottack hatte einmal die Leitung übernommen, Jeremias war für den Augenblick vollkommen willenlos, und deshalb, wie er sich nur einen Moment in dem beengten

Raum umgesehen, klopfte er auch an die nächste Thür herzhaft an.

„Herein!" rief eine laute Stimme.

Der junge Graf öffnete die Thür — „Können Sie mir vielleicht sagen..."

„Ja wohl — bitte, treten Sie näher," schrie ihn eine kleine, schmächtige Gestalt an, die in einem mock-türkischen, aber entsetzlich schmutzigen Schlafrock, mit einer langen Pfeife, aus der sie keinen Kanaster rauchte, und in rothen Schlapp-Pantoffeln im Zimmer spazieren ging — „treten Sie nur näher."

„Sie entschuldigen," sagte Felix, der die Ueberzeugung hatte, daß Fräulein Bassini hier nicht wohnen könne.

„Alles in Ordnung, bitte, kommen Sie nur herein, ich kann den verdammten Zug nicht vertragen!" schrie der Türke.

Rottack hätte am liebsten die Thür gleich wieder zugemacht und die andere versucht, welche jedenfalls die richtige war, aber sein Zartgefühl ließ ihn keine Unart begehen — er mochte den Mann nicht beleidigen und war auch wirklich neugierig geworden, einen Blick in das Heiligthum dieses merkwürdigen Menschen zu werfen, aus dem er von da draußen doch nicht klug werden konnte.

Jeremias folgte willenlos, wie ein Opfer, das man zur Schlachtbank führt und das sich in sein Geschick ergeben hat.

„So, das ist recht," schrie der kleine Mann jetzt wieder, indem er seine Pfeifenspitze gegen sie schwenkte; „ich habe schon den ganzen Morgen auf Sie gewartet, es ist Alles bereit — hier," fuhr er fort, indem er einen riesigen, fast die halbe Wand einnehmenden Kleiderschrank aufriß und dabei eine etwas sehr getragene Harlequinsjacke und irgend ein anderes phantastisches Maskencostüm hervorzog, das einen furchtbaren Kamphergeruch im Zimmer verbreitete — „die werden ihnen wie angegossen sitzen, fast noch ganz neu, nur höchstens ein- oder zweimal getragen — Graf Ruchofski hatte den Harlequin auf der letzten Maskerade."

„Aber, mein sehr werther Herr," lächelte Rottack, der mit dem besten Willen jetzt erst zu Worte kam, „ich zweifle gar nicht an der Güte Ihrer Anzüge, aber..."

„Na, dann stecken Sie sie weg," sagte der kleine Türke gemüthlich, aber mit einer so lauten Stimme, als ob er über einen Fluß hinüberschriee, indem er die beiden außerdem schon mehr als zerknitterten Gegenstände in ein ziemlich compactes Bündel zusammenrollte, „können sie ja gleich selber mitnehmen, ich habe Niemanden zum Schicken."

„Wohnt Fräulein Bassini hier in dieser Etage?" fragte jetzt Rottack, der wohl sah, daß er auf keine andere Weise zum Ziele kam.

„Ja, gleich da drüben die Thür!" rief der Mann, indem er, während er die Pfeife mit den Zähnen hielt, das Paket beendete und sich nach einem Bindfaden in der Stube umsah.

„Sie sind wahrscheinlich im Irrthum," fuhr Rottack jetzt, die Zwischenpause benutzend, fort, „wir brauchen gar keine Masken-Anzüge und sind auch deshalb gar nicht hiehergekommen, wir wollten blos Fräulein Bassini sprechen."

„Fräulein Bassini?" rief der Türke verdutzt.

„Sie müssen schon entschuldigen, daß wir Sie gestört haben..."

„Ja, aber hatten Sie denn nicht den Harlequin und den Sultan Saladin bestellt?"

„Nicht wir, verehrter Herr," sagte Rottack freundlich, „ich habe überhaupt noch nie davon gehört, daß Jemand mitten im Sommer eine Maskerade abhalten könnte!"

„Na, das ist aber merkwürdig," rief der kleine Mann verwundert, indem er das Bündel in Gedanken immer fester zusammenschnürte — „aber die beiden Herren wollten doch heute Morgen zu mir kommen!"

„Jedenfalls jemand Anders — Sie entschuldigen wohl, daß wir Sie gestört haben..."

„Bütte, bütte," sagte der Mann mit einer Miene, als ob schon der Verdacht einer solchen Vermuthung sein innerstes Ehrgefühl verletze — „das ist aber wirklich merkwürdig — nun, warten Sie, ich will gleich einmal nachsehen, ob der Schlüssel steckt," und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, warf er das Paket ziemlich rücksichtslos in die Ecke und glitt an Beiden vorüber zur Thür hinaus.

Rottack warf den Blick im Zimmer umher und mußte sich

gestehen, in seinem ganzen Leben noch kein tolleres Conglomerat von Kunst und Natur gesehen zu haben, als in diesem Raume.

War der Mann ein Schriftsteller? Eine Unmasse von überall aufgehäuften Broschüren, ganze Schichten von Manuscripten und gedruckten Heften, die Tisch und Boden deckten, schienen das fast zu bestätigen, und über dem Sopha prangten auch auf Gips-Consolen, und aus demselben werthvollen Material gefertigt, rechts und links zwei Büsten von Göthe und Schiller, die letztere bekränzt. Weshalb fehlten aber Beiden die Nasen?

An der einen Thür öffnete ein Waschtisch gastlich seine Klappe, etwas indiscret den ganzen Inhalt verrathend, und mitten im Zimmer stand ein Stiefelknecht, die beiden Hörner wie ein Paar gespitzte Ohren nach dem Fenster zu gerichtet, rechts und links daran aber ein Stiefel, wie der glückliche Besitzer dieses Gemaches sie wahrscheinlich gestern Abend bei später Nachhausekunft ausgezogen hatte.

An den Wänden hingen Bilder von Napoleonischen Schlachten — erbärmliche Lithographien natürlich und jedenfalls Eigenthum des Vermiethers; nur ein Oelgemälde über dem Schreibtisch schien dem Bewohner selber zu gehören, denn es war wahrscheinlich — oder sollte es wenigstens sein — ein Brustbild von ihm selber in „Frack und Asche", mit einer furchtbaren goldenen Kette, sehr weißer und breiter Cravatte und einer Normalfrisur, auffällig dabei die rechte Hand mit einer Rose hebend, um einen großen goldenen Siegelring zu zeigen.

Rottack hätte sich gern noch länger im Zimmer umgesehen, denn der Mann fing an ihn zu interessiren; aber da der Türke jetzt mit der Nachricht zurückkam oder dieselbe vielmehr in's Zimmer hineinschrie, daß der Schlüssel stecke, so war ihnen jeder Vorwand genommen, sich länger hier aufzuhalten.

Mit einer dankenden Verbeugung empfahlen sie sich; der Eigenthümer des Zimmers, wahrscheinlich doch etwas ärgerlich, daß er seine Ballanzüge nicht los geworden, warf die Thür hinter ihnen heftig in's Schloß, und Graf Rottack

schritt jetzt ohne Weiteres auf den nächsten Vorsaal-Eingang zu, wo er etwas schüchtern anklopfte.

Drinnen im Zimmer wurde Musik gemacht. Irgend Jemand spielte Clavier und eine Dame sang dazu — das Klopfen war keinesfalls gehört worden.

Der junge Mann, während Jeremias hülf- und rathlos dabei stand, klopfte etwas stärker, aber mit dem nämlichen Erfolg. Da drinnen wurde weiter gespielt, und da Rottack nicht Lust hatte, noch weitere Zeit mit nutzlosen Anmeldungen zu versäumen, öffnete er die Thür.

Am Clavier saß eine Dame in einem grell orangefarbenen seidenen Morgenrock, den Kopf wie von einem Heiligenschein von einer Unzahl von Papilloten umgeben. Weiter konnte er aber in dem Moment nichts erkennen, denn mit einem ordentlichen Aufkreisch fuhr die überraschte Schöne von ihrem Sitz am Clavier in die Höh' und schoß wie ein orangefarbener Lichtstreif in die nächste Kammer.

„Da haben wir's," lachte Graf Felix, indem er sich nach Jeremias umdrehte — „bemerkten Sie die Dame?"

„Sie standen ja davor — schreien aber hab' ich's gehört!" erwiderte Jeremias, sich den Kopf kratzend.

„Zu wem wollen Sie denn?" fragte in diesem Augenblick eine Art von „Aufwartung", ein Mittelding zwischen Scheuerfrau und Mädchen für Alles, die gerade von der Arbeit weg aus einer kleinen, dunkeln Küche vortauchte.

„Zu Fräulein Bassini," sagte Rottack — „wir sind doch hier recht?"

„Ja, recht ist's schon, aber das Fräule ist noch nicht angezogen."

„Ist sie krank?"

„Ne, aber wenn sie keine Probe hat, da pressirt's immer nich, und nachens schreit se, wenn Jemand kommt. Wer sind Sie denn und was wollen Sie?"

Die Frage war zu direct gestellt, um ein Mißverstehen möglich zu machen, und da Jeremias den jungen Grafen am Rock zupfte, weil er seinen Namen nicht genannt habe wollte, so erwiderte dieser:

„Bitte, sagen Sie doch dem Fräulein, Graf Rottack wäre

hier, um sich Auskunft in einer Familienangelegenheit zu erbitten — hier, seien Sie so gut und geben Sie der Dame meine Karte. Ich lasse fragen, um welche Zeit ich etwa wieder vorsprechen dürfte, da uns die Dame jetzt doch wahrscheinlich nicht empfangen wird."

„Hm," brummte die Alte, welche nicht die Hälfte von dem verstanden hatte, was ihr der junge Mann sagte, „warten Sie einmal einen Augenblick, ich werde dem Fräule das Ding da hineintragen."

Damit machte sie ihnen die Thür vor der Nase zu und ließ die beiden Herren auf dem Vorplatz stehen. Es dauerte aber nur ganz kurze Zeit, so kam sie wieder zurück, öffnete die Thür und sagte: „Sie möchten nur hereintreten, das Fräule kommt gleich," und mit dem Bewußtsein wahrscheinlich, Alles gethan zu haben, was sie anging, verschwand sie wieder in ihrer Küche, in der sie im Halbdunkel wie ein unheimliches Gespenst herumwirthschaftete.

Rottack und Jeremias hatten aber kaum, der Einladung folgend, das Zimmer betreten, als sich die Kammerthür ein wenig öffnete und eine Stimme herausrief: „Dürfte ich den Herrn Grafen ersuchen, einen Augenblick Platz zu nehmen — ich komme gleich!" und die Kammerthür flog wieder zu.

„Da wären wir," lachte Rottack, indem er Jeremias die Hand auf die Schulter legte. „Wie ist Ihnen jetzt zu Muthe?"

„Hundeschlecht," versicherte der kleine Mann flüsternd — „aber das sieht hier ganz nett aus. Gott sei Dank, da ist es ihr doch nicht so schlecht ergangen — ich wollte, es wäre erst vorbei!"

Dieses Zimmer hier sah allerdings anders aus, wie das gegenüberliegende, und es ließ sich nicht verkennen, daß hier eine Frau ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Große Ordnung herrschte aber hier eben so wenig wie dort, denn fast auf allen Stühlen lagen verschiedene Toilettengegenstände, während auf dem Tisch, neben dem eben erst verlassenen Kaffeegeschirr und einer Tabaksdose, ein paar Spiele Karten zu einer noch nicht vollendeten Patience geordnet waren.

Dennoch zeigten sich die Spuren sorgender Frauenhand.

Ueberall war ordentlich abgewischt und auf dem Tisch lag eine ziemlich weißgewaschene, gehäkelte Decke. Auch die Vorhänge sahen, wenn auch ziemlich dürftig, doch rein aus, und an der Wand hingen ein paar Abbildungen in Steindruck aus der biblischen Geschichte, wie die schauerliche Caricatur einer Maria Magdalena in Oel gemalt.

Selbst die Commode war nicht ohne Schmuck und bildete eine Art von Nipptisch, auf dem eine Anzahl bescheidener Porzellanfiguren standen, mit einigen kleinen Statuetten alter, eingetrockneter Chocolade, die vielleicht im vorigen oder vorvorigen Jahre einen Christbaum geziert. Auch eine bildliche Darstellung der heiligen drei Könige in Wachs und in einem Glaskästchen, wie sie das Kind an der Krippe besuchen, stand in der Mitte, und rechts und links davon ein Glasleuchter mit halb abgebrannten Stearinkerzen.

„Hurrjeh," flüsterte Jeremias, der indessen auf den Fußspitzen im Zimmer umhergegangen war, um den **Status quo** zu untersuchen, indem er mit zwei Fingern eine Partie brennend rother falscher Locken emporhob — „ob das wohl ein Stück von meiner Frau ist?"

Felix mußte wirklich an sich halten, um nicht gerade heraus zu lachen, und an Jeremias hinantretend, sagte er leise:

„Das wäre ein unverkennbares Zeichen von Sympathie, denn so viel ich mich erinnere, trugen Sie früher eine eben solche Perrücke."

„Ja, aber — wie ist mir denn," sagte Jeremias ganz verdutzt, „das — das ist doch ganz unmöglich — meine Frau hatte braune Haare!"

„Sie haben sich doch nicht etwa im Namen geirrt? Das wäre ein schöner Spaß!" lachte Felix.

„Gott bewahre — Alles trifft..."

„Auch der Vorname?"

„Ja, den habe ich noch gar nicht erfahren können, denn auf dem Zettel steht er nicht mit, aber es ist ja auch gar nicht möglich! es stimmt Alles wie eine Kirchenrechnung, und ich bin ja von Regensburg aus ihrer Spur bis hierher gefolgt."

„Dann hilft es nichts, dann müssen wir's abwarten.

Da sind wir überdies einmal und können jetzt gar nicht wieder fort, ohne vorher die Dame gesprochen zu haben. Sie macht übrigens lange mit ihrer Toilette."

„Ich muß unterthänigst um Entschuldigung bitten!" sagte in diesem Augenblick eine Stimme hinter ihnen, und als sich Beide ordentlich erschreckt umwandten, stand die Dame in dem orangefarbenen Morgenkleide, die Haare jedoch ihrer Papilloten entledigt, auf der Schwelle und fuhr mit einem tiefen Knix fort: „Sie haben mich noch im vollen Negligé überrascht, Herr Graf."

Jeremias hatte wieder, wie ein Versinkender, der nach Allem greift, was ihm in den Weg kommt, Rottack's Rockzipfel erwischt und flüsterte ihm mit angstgepreßter Stimme zu: „Das ist sie nicht!"

Rottack gerieth in die größte Verlegenheit, denn die Dame mußte fast die Worte verstanden haben, und was nun? — „Gnädiges Fräulein!" sagte er stotternd.

„Oh, bitte — aber wollen die Herren nicht Platz nehmen?" unterbrach ihn, wieder mit einem Knix, der dieses Mal jedenfalls dem „gnädigen" galt, die Dame — „es ist nur bei mir noch nicht aufgeräumt. Wir Künstler sind eigentlich recht nachlässiges Volk."

„Gnädiges Fräulein," nahm aber Rottack noch einmal das Wort, „gestatten Sie uns vielmehr, uns zu entschuldigen, daß wir Sie so unberufen gestört haben — eine ganz eigene Angelegenheit führt uns hierher, über die Sie vielleicht allein im Stande sind, uns Auskunft zu geben."

„Aber wollen die Herren denn nicht Platz nehmen? Ich bitte sehr darum!"

Es war der Einladung nicht länger auszuweichen, und während Rottack einen der Stühle heranschob und sich darauf niederließ, setzte sich Jeremias auf die äußerste Spitze eines andern, daß es ordentlich gefährlich aussah, denn er konnte jeden Augenblick herunterrutschen.

Die Dame hatte, sich fest in ihren grellfarbenen Morgenrock einhüllend, ihnen gegenüber auf dem Sopha Platz genommen und schien mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Eröffnung zu erwarten.

Jung war sie nicht mehr — sie mochte wohl im Anfang der Vierzig sein — hübsch war sie gerade auch nicht, und ihr Gesicht ein wenig zu sehr markirt, obgleich sie lebendige Augen und besonders weiße Zähne hatte. Nur ihr Teint war weiß, wie das gewöhnlich bei rothen Haaren der Fall ist, und diese Haare störten auch Rottack besonders, denn er mußte immer wieder unwillkürlich zu den zahllosen, scharf durch die Papilloten gekräuselten Locken aufsehen, die besonders gegen die grelle Orangenfarbe des Ueberwurfs gar nicht zu ihrem Vortheil abstachen. Jeremias dagegen, der mit dem nämlichen Wohlbefinden seinen Platz auf jeder Armensünderbank eingenommen haben würde, sah gar nichts. Ihm schwamm Alles vor den Augen zu einem rothen, blitzenden, unbestimmten Schein zusammen, und nur des Einen Gefühls war er sich bewußt: Fort möcht' ich!

„Also in was könnte ich Ihnen Auskunft geben?" sagte Fräulein Bassini endlich, der die Pause etwas zu lange dauerte, indem sie wie unwillkürlich einen Griff nach ihrer Dose machte, die Hand aber wieder erschreckt zurückzog.

Rottack stak fest — es war eine verwünschte Geschichte, denn er wußte nicht, wie er beginnen sollte, und Jeremias selber that den Mund nicht auf. Er konnte doch die Dame nicht direct fragen, ob sie schon einmal verheirathet gewesen wäre. Etwas mußte aber auch geschehen, denn stumm konnten sie einander nicht gegenüber sitzen bleiben. Mit einem fast gewaltsamen Ansatze sagte er endlich:

„Haben Sie vielleicht eine Schwester oder Verwandte, die den nämlichen Namen führt, wie Sie, und ebenfalls beim Theater ist?"

„Nein," lächelte Fräulein Bassini, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber lassend, ihre Zähne zu zeigen, „nicht daß ich wüßte."

Es war wieder nichts.

„Das ist wunderbar," sagte der junge Graf nach einer Pause; „ich erhielt nämlich vor einiger Zeit einen Auftrag von einem Freund in — Amerika, mich genau nach der Familie zu erkundigen und ihren Wohnort zu erfahren, und — da ihm — da meinem Freunde sehr viel daran gelegen scheint,

so würde es mir aufrichtig leid thun, seine Bitte nicht erfüllen zu können."

„Darf ich fragen, wie Ihr Freund heißt?" sagte Fräulein Bassini mit liebenswürdiger Unbefangenheit und brachte Rottack dadurch in eine noch viel größere Verlegenheit, denn wie hieß Jeremias eigentlich? Er hatte ihn nie unter einem andern Namen als seinem Vornamen gekannt, ja, bis jetzt auch wirklich noch gar nicht daran gedacht, daß er möglicher Weise anders heißen könne, und jetzt, in Gegenwart der Dame, durfte er ihn doch nicht um seinen Namen fragen.

„Es — ist eine Familien-Angelegenheit," stotterte er endlich nach einer Pause, und hatte sich in seinem ganzen Leben noch nicht so unbehaglich gefühlt, wie hier, wo er nicht gerade mit der Wahrheit heraus konnte und durfte. Aber das ging nicht länger; er mußte, wenn er keinen Namen nannte, die Dame doch wenigstens davon überzeugen, daß irgend ein ernster Grund seinen Besuch veranlaßt habe, und fuhr deshalb entschlossen fort: „Mein gnädiges Fräulein, ich will ganz aufrichtig sein — mein Freund in Amerika war früher hier in Deutschland an eine Dame, die Ihren Namen trug, verheirathet..."

„Meinen Namen?"

„Zerwürfnisse im ehelichen Leben, bei denen er wohl der Hauptschuldige war, führten zu einer Trennung, und er verließ Europa..."

„Auguste!" rief Fräulein Bassini plötzlich, während sie die Hände zusammenschlug, und Rottack fühlte einen entschiedenen und kräftigen Ruck an seinem Rockschoß.

„Das ist der Name," flüsterte ihm Jeremias dabei zu.

„Und hat sich der Lump wirklich noch einmal nach seiner armen, verlassenen Frau erkundigt?" rief Fräulein Bassini, jetzt keinen Augenblick mehr in Zweifel, um was es sich handle, aber auch ganz vergessend, daß der Herr Graf eben noch jenen „Lump" seinen „Freund" genannt. „Der hat es nöthig, denn seinetwegen hätte meine arme Schwester in Jammer und Elend längst vergehen können!"

Jeremias sah sich nach einer Versenkung um.

„Ihre Schwester?" rief Rottack, das Wort rasch auf-

fassend, denn es war die erste Spur, die er in der ganzen Geschichte fand — „und wo ist sie jetzt?"

„Wo sie ist, Herr Graf? — Hier in Haßburg ist sie und wohnt bei ihrem Bruder, kümmerlich und ärmlich genug, das weiß Gott, denn das Nothwendigste müssen sie sich oft am Munde abdarben, und wenn sie das Kind, die Henriette, nicht hätte, das brave Mädel, die Tag und Nacht arbeitet, um ein paar Groschen zu verdienen, so wär's längst aus mit ihr, denn sie ist ewig krank und kann selber nichts mehr schaffen!"

„Aber wie heißt denn Ihr Bruder, liebes, bestes Fräulein?" rief Rottack — „auch Bassini? Sie sagten doch vorher, daß Keine des Namens mehr..."

„Pfeffer heißt er, Schauspieler Pfeffer — er ist Komiker hier beim Theater, und ein tüchtiger Komiker, das muß ihm der Neid lassen."

„Aber, verehrtes Fräulein," sagte Rottack, der aus der Verwandtschaft nicht klug werden konnte, „wenn Herr Pfeffer der Bruder jener Dame und jene Dame ihre Schwester ist, so wäre Herr Pfeffer doch eigentlich auch Ihr Bruder?"

„Ja, das ist er auch," versicherte Fräulein Bassini.

„Aber Bassini und Pfeffer..."

„Oh, die Namen meinen Sie — ja, lieber Gott," sagte die Dame, „am Theater kann man da nicht immer genaue Ordnung halten, und Pfeffer klingt recht gut für einen Komiker, aber nicht für eine Dame oder gar eine Primadonna, die nun schon einmal in unserer Zeit eine italienische Endung haben muß. Unsere Mutter aber, eine geborene Bassenich, war Primadonna und nannte sich einfach Bassini — und nach ihrer Verheirathung Pfeffer-Bassini, wonach wir Töchter den Mutter- oder Mädchennamen der Mutter beibehielten und Fürchtegott Pfeffer blieb."

„Fürchtegott?"

„Mein Bruder, der Komiker."

„Und Ihre Frau Schwester wohnt also bei Ihrem Herrn Bruder?"

„Ja wohl, Neumarkstraße Nummer 23, der Eingang ist auch von der Promenade, ganz dicht am Theater — jedes Kind zeigt Ihnen das Haus. Aber nun, bitte, Herr

Graf," fuhr Fräulein Bassini fort, indem sie sich etwas zur Seite bog, um auch einmal einen vollen Blick auf den schweigsamen Begleiter des jungen Mannes zu erhalten, der sich, so weit das möglicher Weise anging, hinter diesen gedrückt hatte — „sagen Sie auch, was das für eine Bewandtniß mit jenem Menschen, jenem Stelzhammer, hat?"

„Stelzhammer, mein Fräulein?" sagte Rottack, der ganz verwirrt zwischen den vielen Namen wurde.

„Nun, Ihrem Freund in Amerika," erwiderte die Dame.

„Stelzhammer, — ja so — Jeremias Stelzhammer — ganz recht," sagte Rottack und fühlte wieder, wie er hinten am Rock gezupft wurde — „aber, verehrtes Fräulein, gestatten Sie mir, daß ich vorher nähere Erkundigungen bei Ihrem Bruder einziehe. Ich darf nicht indiscret sein, und habe meinem Freund fest versprechen müssen, nur an directer Stelle Nachforschungen anzustellen."

„Nun, auf den Herrn brauchen Sie doch wahrhaftig keine Rücksicht zu nehmen!" rief Fräulein Bassini — „ein solcher Vagabond, der seine brave, redliche Frau schändlich verlassen hat!"

„Und wenn er nun willens wäre, alles Begangene wieder gut zu machen, wenn er nun Reue über das Geschehene fühlte?"

„Ja, der," sagte Fräulein Bassini verächtlich — „hat er Geld geschickt?"

„Vor allen Dingen habe ich nur den speciellen Auftrag erhalten, mich zu erkundigen, ob seine Frau noch lebt und wie es ihr geht. Sowie ich das erfahren habe, versteht es sich von selbst, daß ich ihm genauen Bericht erstatte, und wenn er dann nicht selber herüberkommt, was sehr wahrscheinlich ist, so wird er doch jedenfalls Sorge tragen, daß sie von da an keinen Mangel mehr leidet. Also, mein gnädiges Fräulein," fuhr er fort, indem er aufstand und Jeremias sich hinter ihm mit einer Schnelligkeit erhob, als ob er die ganze Zeit auf Nadeln gesessen hätte, „nehmen Sie vor der Hand meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Mittheilungen, die uns hoffentlich zu einem guten Resultate führen, und seien Sie versichert, daß ich seiner Zeit nicht ermangeln werde,

Ihnen getreuen Bericht über den Erfolg meines Briefes abzustatten."

„Aber wo wohnt denn dieser Herr Stelzhammer jetzt eigentlich und was treibt er?" fragte Fräulein Bassini, sich ebenfalls erhebend — „man muß doch jedenfalls ein klein wenig wissen wie und wo, wenn man einmal gefragt wird."

„Sie sollen Alles erfahren, mein gnädiges Fräulein, Alles, was Sie nur einigermaßen interessiren könnte," wehrte Graf Rottack ab — „lassen Sie mich nur erst die Hauptsache in Ordnung bringen, und seien Sie versichert, daß ich Sie dann selber davon in Kenntniß setzen werde. Bin ich Ihnen doch auch zu großem Dank durch die Nachricht verpflichtet, die Sie mir gegeben."

„Ja, aber," wollte Fräulein Bassini sagen, da sie sich nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, noch vor der Hand völlig im Dunkeln gelassen zu werden. Rottack brannte aber selber der Boden hier unter den Füßen, und mit einer sehr artigen Verbeugung, welche die Dame wieder mit einem tiefen Knix erwiderte, schritt er zur Thür, und Jeremias fuhr wie der Blitz hinter ihm her. Beide waren auch gleich sehr dabei interessirt, so rasch sie konnten wieder in's Freie zu kommen, Jeremias schien wirklich die ganze lange Zeit da oben den Athem angehalten zu haben, so aus voller Brust schöpfte er Luft, als er den blauen Himmel wieder über sich sah.

9.

Hinter den Coulissen.

In der nämlichen Zeit, in welcher an diesem Morgen Graf Rottack mit seiner jungen Frau zu dem Besuch nach Monford hinausfuhr, war im Theater Probe von den „Räubern".

Ueberhaupt wurde das Schauspiel gerade in dieser Zeit

sehr beschäftigt, denn in der nächsten Woche stand auch noch eine Festvorstellung des „Hamlet" bevor. Man erwartete nämlich in den nächsten Tagen den Erbprinzen zum Besuch, und der Director hatte angefragt, was Seine Königliche Hoheit im Theater zu sehen wünsche, worauf der „Hamlet" bezeichnet wurde. Am nächsten Tag sollte dann noch ein großer Ball arrangirt, kurz, Alles gethan werden, um dem jungen und hohen Herrn den Aufenthalt in der Stadt so angenehm als möglich zu machen.

„Hamlet" mußte aber neu einstudirt werden, und die Aufführung der ebenfalls lange nicht gegebenen „Räuber" kam da etwas in die Quere; aber es half eben nichts. Das Publikum wollte solche Stücke sehen, und die Schauspieler mußten sich fügen.

Auf dem Theater, das jetzt natürlich nicht erleuchtet sein konnte, herrschte ein düsteres Halbdunkel. Das Licht fiel dürftig durch die geöffneten Seitenfenster herein, und nur ein einzelner Sonnenstrahl stahl sich an einer Ecke vorüber und beschien eine der Coulissen, einen bemalten Leinwandbaum.

Nur vor dem Souffleurkasten brannten die beiden Lampen, und rechts auf der Bühne, wo ein Tisch und ein paar Stühle standen, saßen der Director in einem weiten Mantel und der etwas kränkliche Regisseur in großen Filzschuhen und einem Pelze, trotz der Wärme draußen, denn die Luft war hier drinnen kellerartig und es zog fortwährend.

Auf der Bühne gingen sehr anständig gekleidete Herren und Leute in Hemdsärmeln friedlich untereinander herum, und zwar beide Theile ihren Geschäften nach — die Einen die Darsteller, die Anderen Maschinisten, Coulissenschieber und Lampenputzer, während hinten auf der Bühne eine Dame in Hut und Schleier, ein Manuscript in der Hand, noch memorirend zwischen ihnen auf und ab wanderte und nur manchmal das Manuscript — ihre Rolle — gesticulirend ausstreckte und leise tragische Worte dazu murmelte.

Es war Amalia, Fräulein Rottenhöfer, erste tragische Liebhaberin im Theater zu Haßburg.

„Dritte Scene, meine Herren!" rief der Regisseur und klingelte.

Die Schauspieler traten zusammen; die Scenerie war gestellt: die böhmischen Wälder. Es begann die Scene im zweiten Acte, wo die Räuber, nachdem sie Roller befreit, wieder zusammenkommen, und ging so ziemlich.

Pfeffer gab den Spiegelberg; überhaupt hatten dieses Mal alle Kräfte am Theater aufgeboten werden müssen, um die zahlreichen Rollen so tüchtig als möglich zu besetzen, und die Leute gaben sich die größte Mühe. Nur wo Schwarz auftritt, mußte das Einspringen noch einmal gemacht werden.

Jetzt wurde Roller angemeldet, aber der Hauptmann, Karl Moor, war noch nicht da; das Pferd, welches gewissenhaft in Haßburg beibehalten wurde, stand hinten in der letzten Coulisse und schien selber ungeduldig zu werden.

Ratzmann: „Roller, Schweizer, Blitz, Donner, Hagel und Wetter!"

„Wo ist denn Karl Moor?" rief der Regisseur, von seinem Stuhl aufspringend.

„Eben war er noch im Conversations-Zimmer, Herr Regisseur," sagte der Inspector, dem das Pferd vorher auf den Fuß getreten hatte und der jetzt mit gotteslästerlichen Verwünschungen hinter den Coulissen herumhinkte.

„Aber warum ruft ihn denn Niemand? — Herr Handor, nehmen Sie mir das nicht übel, bei einem so classischen Stück..."

„Bitte um Verzeihung!" sagte Handor, der mit finster zusammengezogenen Brauen aus der Coulisse kam und über die Bühne zu dem Pferd schritt. „Bitte, meine Herren, noch einmal das Stichwort!"

Ratzmann wieder: „Roller, Schweizer, Blitz, Donner, Hagel und Wetter!"

Handor hatte sich in den Sattel geschwungen und spornte sein Roß über die Bühne, das mit klappernden Hufschlägen, genau so, als ob es auf Eis ginge, vorsichtig weiter schritt.

Räuber Moor: „Freiheit, Freiheit...!" — „Aber so lassen Sie doch das Pferd los; ich werde doch nicht sollen auf die Bühne geführt werden!"

Die Zwischenrede galt einem der Maschinisten, der in sei-

nem Diensteifer mit hinausgegangen war und jetzt zurück-sprang.

„Noch einmal, meine Herren, wenn ich bitten darf," rief der Regisseur; „das Pferd muß sich gewöhnen, allein heraus-zu kommen."

Räuber Moor lenkte mit einem halbverbissenen Fluch den alten, geduldigen und etwas kreuzlahmen Schimmel wieder um, und Ratzmann mußte zum dritten Mal das Stichwort geben.

Jetzt ging es; der Schimmel stakte, trotz allen Anspornens, sehr vorsichtig heraus, und mit den Worten: „Du bist im Trocknen, Roller; führ' meinen Rappen ab, Schweizer, und wasche ihn mit Wein!" sprang Karl Moor aus dem Sattel.

„Herr Handor," rief der Regisseur, wieder aufstehend, „ich habe Sie früher darauf aufmerksam gemacht, daß Sie einen Schimmel reiten."

„Der Rappe steht in der Rolle," sagte Handor ärgerlich.

„Ja, allerdings, aber wir haben nun einmal keinen Rappen, und ich kann das Pferd doch nicht, nur des einen unwesentlichen Wortes wegen, schwarz anstreichen lassen."

„Gut, so „führ' meinen Schimmel ab, Schweizer, und wasche ihn mit Wein'."

„Hat sich auch mordmäßig angestrengt," flüsterte der eine Lampenputzer, als Schweizer mit einiger Schwierigkeit das Thier zum Weitergehen bewog.

Die nächste Scene ging jetzt so ziemlich; Karl Moor schien aber in einer gereizten Stimmung und nahm, während die Räuber ihre Heldenthaten erzählten, gar keine Notiz von ihnen. Als aber Schufterle (Horatius Rebe) an zu sprechen fing, stampfte er ein paar Mal ungeduldig mit dem Fuß und brummte dann seine Zwischenrede so leise in den Bart, daß Schufterle kaum das Stichwort verstehen konnte.

„Etwas lauter, Herr Handor, wenn ich bitten darf," sagte der Regisseur, indem er sein Buch gegen das auf dem Tisch stehende Licht hielt.

„Dann, bitte, sagen Sie auch Herrn Rebe, daß er seine

Rolle mit einigem Verstand spielt," bemerkte Handor; „das Publikum muß ja lachen!"

„Ich habe nichts Auffälliges bemerkt," erwiderte der Regisseur; „bitte, Herr Rebe, sagen Sie Ihre Worte noch einmal."

Rebe that so und kam zu dem Schlußsatze: „Armes Thierchen, sagt' ich, Du verfrierst ja hier, und warf's in die Flammen."

„Ganz gut," nickte der Regisseur.

„Es ist ja nicht zum Ansehen," rief Handor gereizt; „bei den Worten: „und warf's in die Flammen" stehen Sie ja wie ein Stock!"

„Bitte um Entschuldigung, Herr Handor," sagte Rebe ruhig, „erstlich markiren Sie gar nicht, und man weiß nicht, ob Sie mit uns oder mit dem Souffleur reden..."

„Herr, was unterstehen Sie sich!"

„Von Unterstehen kann hier gar keine Rede..."

„Meine Herren, bitte um keinen Zank auf der Probe; was wünschen Sie, Herr Handor, das Herr Rebe thun soll?"

„Sich regen, den Arm hinauswerfen, wenn er die Worte sagt: „und warf's in die Flammen". Er muß seinem Mitspieler eine Andeutung geben."

„Ich glaubte, Sie brauchten nur das Stichwort," sagte Rebe ruhig; „zum Telegraphiren eignet sich die Rolle nicht."

„Herr," rief Handor gereizt, „für einen Menschen, der kaum einen Stuhl hinaustragen kann, ist diese Antwort einem Künstler gegenüber unverschämt!"

„Herr Handor..."

„Herr Handor," rief auch der Regisseur, von seinem Stuhl aufspringend, „entweihen Sie die Kunst nicht durch solche Reden; Sie haben sich überhaupt gegen das Bühnenreglement vergangen, und ich muß Sie in Strafe nehmen!"

„Nennen Sie denn das eine Probe," rief Handor heftig, „wenn ich nicht einmal Statisten zurechtweisen darf, wie sie sich zu benehmen haben?"

„Herr Handor," rief aber jetzt auch Rebe gereizt, „ich werde Ihnen nach der Probe sagen, was ich von Ihnen denke — hier füge ich mich den Gesetzen!"

„Meine Herren," bat der Regisseur, „Sie gehen mir zu sehr in den Charakter Ihrer Rollen ein, und es ist nur ein Glück, daß Ihnen der Requisiteur noch nicht die Dolche und Pistolen geliefert hat. Bitte, noch einmal das Stichwort — Herr Rebe, Ihres mein' ich — „und warf's in die Flammen"."

Rebe gehorchte ziemlich mürrisch dem Befehle und Handor ärgerte ihn noch mehr dadurch, daß er die Worte: „Fort, Ungeheuer, laß dich nimmer unter meiner Bande sehen!" mit ganz besonderer Betonung sprach. Es war aber für den Augenblick nichts dagegen zu machen und er mußte abgehen, während Karl Moor seinen späteren Monolog mürrisch und in den Bart hinein sprach.

Schufterle kam von da an nur noch ein einziges Mal vor und hätte weggehen können; aber er blieb, um das Ende der Probe abzuwarten, wo aber noch einmal ein Streit vorfiel, und zwar mit der ersten tragischen Liebhaberin selber.

In der Scene zwischen Karl Moor und Amalia, wo Handor sehr zerstreut spielte — wie er denn überhaupt nach des sehr gewissenhaften Regisseurs Ausspruch heute gar nicht bei der Sache war —, hatte er bei den Worten: „Wie, mein Fräulein, wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählen könnte?" den Arm von Fräulein Rottenhöfer so fest und plötzlich gefaßt, daß eine Schnur von imitirten Perlen, die sie am Handgelenk trug, zerriß und ein paar der zerdrückten Perlen ihr die Haut ritzten.

Die Dame wurde heftig und behauptete, daß er sie in der Scene gar nicht anfassen dürfe, und er erwiderte ihr ziemlich kurz, ob sie glaube, daß er den Charakter seiner Rolle nicht verstehe; übrigens wolle er ihr die Perlen bezahlen.

Es gab dann noch einen Auftritt, wo sich der Director selber in's Mittel legen mußte, denn Fräulein Rottenhöfer erklärte, nicht mit einem so rohen, ungebildeten Menschen spielen zu wollen.

Handor murmelte ein Wort zwischen den Zähnen durch, das wie „Gans" klang und keinesfalls in seiner Rolle stand, wonach die Dame denn nichts Besseres thun konnte, als in Ohnmacht zu fallen.

Daß Handor durch dies Alles nicht in die beste Laune ge-

rieth, läßt sich denken, und die wurde nicht erhöht, als die Probe, welche heute fast bis zwei Uhr gedauert hatte, endlich vorüber war und er vor dem Theater auf Rebe traf, der ruhig zu ihm hinging und ihn anredete:

„Herr Handor, auf ein Wort."

„Was wollen Sie?" fragte der erste Liebhaber kurz.

„Nichts weiter, als Genugthuung für Ihre Beleidigung heute."

„Genugthuung?"

„Sie verstehen doch, was ich damit meine."

„Sie sind ein Narr, Rebe!" sagte Handor und wollte sich von ihm abdrehen. So wohlfeilen Kaufes kam er aber nicht davon.

„Dann erkläre ich Sie für einen feigen Lump, Herr Handor!" sagte der junge Mann, der kreidebleich vor innerer Aufregung geworden war und vor Wuth zitterte.

Handor biß die Zähne zusammen.

„Gut, Sie sollen Ihre Genugthuung, wie Sie's nennen, haben, Sie verdienen eine Züchtigung, aber nicht jetzt. Sie wissen, was wir in nächster Woche vorhaben; die Vorstellung des „Hamlet" dürfen wir nicht stören, wenn Sie auch vielleicht entbehrt werden könnten. Nach dem „Hamlet" stehe ich Ihnen zu Diensten."

„Gut denn, also nach der Vorstellung oder am nächsten Morgen."

Handor nickte nur, drehte ihm den Rücken zu und ging die Straße hinunter.

Gerade am Theater vorüber war Pfeffer gekommen, und wenn auch noch nicht nahe genug, um die Worte zu verstehen, hatte ihm doch der Sinn nicht gut entgehen können.

„Das ist recht, Herr Horatius Cocles," sagte er, während er vor ihm stehen blieb und ihn starr ansah, „das wäre allerdings die leichteste Manier, Jemandes Rollen zu bekommen, wenn man ihn einfach todtschießt. Sind Sie denn ganz des Teufels, Mensch, und wollen Sie sich mit Gewalt Ihre Carrière verderben?"

„Herr Pfeffer!"

„Ach was, Pfeffer hin, Pfeffer her, es pfeffert sich was!

Wo wollen Sie denn hin, wenn man Ihnen hier den Contract kündigt?"

„Meine Ehre gilt mir höher als mein Leben!" rief der junge Mann stolz.

„Puh, soviel dafür!" rief der alte Mann verächtlich; „wenn Ihnen so ein Lump Ihre Ehre nehmen kann, so wär's nicht der Mühe werth, sie aufzuheben! Und all' das andere Unheil, welches Sie nachher anrichten — heh?"

„Andere Unheil?" sagte Rebe traurig „Haben Sie mir nicht selber Ihr Haus verboten, Herr Pfeffer, und glauben Sie, daß außerdem auch wohl ein einziges Auge naß würde in ganz Haßburg, wenn ich — von hier fortginge oder stürbe?"

„Puh!" sagte Pfeffer wieder, sah eine Weile vor sich nieder, schob dann beide Hände in seine Taschen und schritt der eigenen Wohnung zu.

Fürchtegott Pfeffer stieg auch direct hinauf in sein eigenes Zimmer und lief dort, ohne den Hut abzunehmen, die Hände auf den Rücken gelegt und aus Leibeskräften vor sich hin pfeifend, in dem kleinen Gemache mit einer wahren Vehemenz auf und ab. Sein Spaziergang war dabei ein keineswegs unbehinderter, denn überall lag bald ein Haufen Manuscripte, bald Bücher und Zeitungen, die ihm kein Mensch anrühren durfte, im Wege. Unverdrossen stieg er aber über das Alles weg, herüber und hinüber, und war so mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, daß er gar nichts weiter hörte noch sah.

„Was mag nur der Onkel heute haben?" sagte Jettchen, die mit eisernem Fleiß an ihrer Arbeit saß. Zu jenem, zu Ehren des Erbprinzen bestimmten Balle hatte sie nämlich eine solche Masse von Aufträgen bekommen und Bestellungen auf Blumen waren so von allen Seiten eingelaufen, daß das arme Kind schon die ganze Nacht durcharbeiten mußte, um nur Alle zu befriedigen und ja keine Kunden zu verlieren. Du lieber Gott, im Sommer, wo der Schöpfer ja da draußen seine herrlichen, frischen und duftenden Blumen wachsen ließ, war die Arbeit überdies nur sehr spärlich und der Verdienst so klein — da durfte man sich schon eine so glückliche Gelegenheit nicht entgehen lassen!

Die Mutter lag wieder auf dem Sopha; sie befand sich

etwas besser heute, war aber noch immer sehr schwach und angegriffen.

„Ich weiß es nicht," sagte sie leise; „wahrscheinlich wieder ein Aerger auf der Probe."

„Wenn er so pfeift, ist er immer sehr böser Laune," seufzte Jettchen; „aber jetzt kommt er ja gar nicht von der Probe; er war doch vorhin schon zum Essen da, und hat in den letzten Acten nichts zu thun."

„Laß ihn nur, mein Kind," lächelte die Frau wehmüthig; „bei solchen Gelegenheiten pfeift er sich gewöhnlich ordentlich aus, und nachher ist er wieder guter Laune; nur stören darf man ihn nicht darin."

„Es ist doch auch wirklich ein leidiges Leben beim Theater," sagte das arme Mädchen leise; „immer nur Aerger und Streit, als ob die Leute gar nicht friedlich neben einander leben könnten, und Abends, wenn dann die Lichter angezündet sind, merkt man gar nichts davon und Alles schwelgt in Glanz und Freude."

„Es ist Alles falsch, mein Herz," nickte die Mutter leise vor sich hin, „Alles; aber nicht allein auf dem Theater, Kind, wo sie sich draußen auf der Bühne vor dem Publikum in den Armen liegen und sich hinter den Coulissen nachher alles gebrannte Herzeleid anthun — im wirklichen Leben machen sie's auch nicht viel besser. Vor der Welt, die da das Publikum ist, ja, da glänzt und schimmert Alles, und hinter den Coulissen — das heißt im eigenen Hause, im eigenen Familienkreise, worin erst recht Liebe und Freundschaft, Friede und Eintracht herrschen sollten — da säet der böse Feind sein Unkraut aus, und Jammer und Elend sind die Folgen."

„Aber bei uns doch nicht, Mama," sagte herzlich das junge Mädchen.

„Nein, Kind, bei uns nicht," seufzte die Frau, deren Erinnerungen weit zurückgeschweift waren. „Wir, mein Herz, erscheinen aber auch nicht mehr draußen vor dem Publikum, vor der Welt; wir haben uns hier unsere kleine Welt gegründet und — Erfahrung genug im Leben gesammelt, um uns die nicht selber muthwillig zu zerstören. Gebe nur Gott,

daß uns die Welt da draußen eben so wenig beachtet, wie wir sie!"

Henriette schwieg und wandte langsam den Kopf zur Seite, daß die Mutter, wenn sie zufällig einmal herübersah, nicht die verrätherische Thräne bemerken sollte, die ihr im Auge blitzte; sie wäre ja sonst noch trauriger geworden.

„Na, Guste, wie geht's?" sagte plötzlich Pfeffer, der den Kopf in die Thür steckte. „Ein bischen besser?"

„Ich danke Dir, Fürchtegott; komm doch herein."

„Ich rauche."

„Die Fenster stehen ja auf, da thut mir der Rauch nicht weh."

„Hm," sagte Pfeffer, der jetzt in's Zimmer trat, die Thür hinter sich zuzog und dann zum Sopha ging. „Du siehst immer noch höllisch angegriffen aus — und der Heidenlärm da draußen! Wenn ich nur dem einen Kerl mit seiner Mordgeschichte den Hals umdrehen könnte, nachher wär' ich zufrieden."

„Ja, Onkel," lächelte Henriette, „und dann würde die Polizei kommen und Dich einsperren und köpfen lassen, und nachher malte dann ein Anderer Deine Geschichte, und die würde dann auch abgesungen, von dem furchtbaren Halsabdreher Fürchtegott Pfeffer."

„Was die Mamsell nicht weiß!" sagte der Onkel, indem es ihm aber doch wie ein Lächeln über das Antlitz zuckte; „hol' mich Dieser und Jener, Thierquälerei wird bestraft, aber Menschenquäler dürfen überall frei umherlaufen und haben sogar noch die Unverschämtheit, Geld dafür einzu — aber alle Teufel," unterbrach er sich überrascht, als er, während er sprach, zu Jettchen's Tisch getreten war und dort ihre Arbeit erblickte, „den Kranz hast Du ja erst gestern Abend angefangen, als ich zu Bette ging, Mädel, was zum Henker, Du hast doch nicht die ganze Nacht daran gesessen?"

„Lieber Onkel," sagte Henriette bittend, „sei nicht böse, aber — die Zeit drängte so — bis zu dem Balle, der in der nächsten Woche sein soll, ist noch so viel bestellt..."

„Und wie Du aussiehst, bleich und angegriffen; das geht nicht, Schatz, das geht wahrhaftig nicht, das darf ich nicht leiden!"

„Ich habe sie auch gebeten, zu Bett zu gehen," sagte die Mutter, „aber der Trotzkopf wollte nicht."

„Wenn der Ball erst vorüber ist, schlafe ich dafür eine ganze Woche," lächelte Henriette; „denke nur, Onkel, was für hübsches Geld ich dabei verdiene."

Pfeffer antwortete nichts. Er stand am Fenster, blies Ringe hinaus und klopfte dabei mit der Fußspitze den Boden, als die Thür plötzlich aufgerissen wurde, Fräulein Bassini den Kopf in's Zimmer steckte und hereinrief: „War er schon hier?"

„Wer?" rief Pfeffer, sich scharf auf dem Absatz herumdrehend. „Was, zum Teufel, kommst Du denn so in's Zimmer gestürmt — weißt Du denn nicht, daß Deine Schwester krank ist? Wer soll hier gewesen sein?"

„Nun, der Graf," sagte die Dame, die Thür hinter sich zuziehend.

„Der Graf — bei Dir rappelt's wohl? Was für ein Graf?"

„Also, so wißt Ihr noch gar nichts?"

„Na, jetzt hör' einmal mit Deinem Schnack auf," brummte Pfeffer; „thu Deine Gartenanlage vom Kopf herunter und setze Dich auf Deinen — hätte bald 'was gesagt. Steckt in dem Frauenzimmer eine Unruhe — Apropos, hast Du mir meine Dose wieder mitgebracht?"

„Nein, die hab' ich heilig vergessen — aber Fürchtegott, Auguste, Jettchen, wißt Ihr denn, wer bei mir war?"

„Ach schnack' keinen Unsinn; wie können wir wissen, wer bei Dir gewesen ist," rief Pfeffer — „vielleicht der Friseur mit einer neuen Perrücke?"

„Grobian! Ein Graf war bei mir, ein wirklicher, lebendiger Graf mit Orden — nein, Orden hat er nicht gehabt, das ist wahr; merkwürdig eigentlich, daß ein Graf blos so, ohne Orden herumgehen kann wie andere Menschen."

„Ob das Frauenzimmer nicht einen Sparren hat wie ein Hebebaum," knurrte ihr Bruder — „und was wollte er?"

„Das räthst Du nicht, und wenn ich Dir ein Jahr Zeit ließe."

„Er wollte Dich wahrscheinlich bitten, auf der Bühne nicht so zu schreien, weil er eine Prosceniums-Loge hat."

„Du bist heute unausstehlich.“

„Aber so sag' uns doch nur, was er wollte, Tante, rathen können wir's ja doch im Leben nicht,“ bat Henriette.

„Das Kind ist viel vernünftiger als Du,“ erwiderte Fräulein Bassini; „nein, Schatz, rathen könnt Ihr's allerdings nicht, aber er kam, um sich nach Augusten zu erkundigen.“

„Nach mir?“ rief die Frau.

„Und zu Dir?“ sagte Pfeffer.

„Ja, zu mir, Ueberklug, weil er mich für meine Schwester hielt.“

„Mit der Perrücke?“

„Herr Gott, der Mensch bringt mich noch zur Verzweiflung!“

„Aber so laß sie doch nur einmal erzählen, Fürchtegott.“

„Na, hindere ich sie etwa daran? Aber bringt sie denn etwas Anderes heraus wie Unsinn? Wenn es der kein Souffleur einbläst, wird sie nie fertig!“

„Du hast einmal wieder Deinen liebenswürdigen Tag, das muß wahr sein; aber ich will mich heute nicht ärgern.“

„Was wollte denn der Graf von mir?“ sagte die Frau, ungläubig dazu mit dem Kopf schüttelnd.

„Ja, das ist ja eben das Wunderbare,“ rief Fräulein Bassini, ganz entzückt, die Trägerin einer solchen Neuigkeit zu sein; „im Auftrag seines Freundes kam er, wie er sagte. Und weißt Du, wer der Freund war? Herr Stelzhammer.“

„Oh, Du mein Gott!“ sagte die kranke Frau und wurde todtenbleich.

„Sein Freund?“ rief Pfeffer ärgerlich; „das hab' ich mir etwa denken können, und das wird ein sauberer Graf gewesen sein, der Dich besucht hat; vielleicht ein Photo—graf oder ein Tele—graf — ein Freund von dem Lump — na, nun bitt' ich aber zu grüßen — Herr Jesus, was das für ein verrücktes Frauenzimmer ist!“

„Du redest, wie Du es verstehst!“ rief Fräulein Bassini gereizt. „Der Stelzhammer ist in Amerika ein großer, reicher Herr geworden, und das Gewissen schlägt ihm jetzt; er hat den Herrn Grafen gebeten, sich hier nach Dir zu erkundigen,

wie es Dir geht, was Du machst und ob es Dir an etwas fehlt."

„Nein, was das für ein sorgsamer Gatte ist," rief Herr Pfeffer, sich mit der rechten Hand auf sein Knie schlagend, „ist erst achtzehn Jahre abwesend und erkundigt sich wirklich schon einmal, wie es seiner Frau geht!"

„Und sind sie nicht vor Gericht geschieden?" rief Fräulein Bassini, die merkwürdiger Weise nun, da ihr Bruder die Partei nahm, welche sie selber bis jetzt gehalten, auf die entgegengesetzte Seite übersprang. „Ist er denn gesetzlich verpflichtet, sich überhaupt noch um sie zu bekümmern?"

„Jetzt hör' Einer das Frauenzimmer an!" rief Pfeffer entrüstet. „Hat es denn Jemand von ihm verlangt, heh? Hab' ich etwa Deinen Herrn Grafen ersucht, hierher zu kommen? Aber ist ein Mann, wenn er sich auch von seiner Frau scheiden läßt, nicht etwa doch verpflichtet, noch für sie zu sorgen? Oder glaubst Du etwa, daß da jeder Lump herkommen und heirathen, und sich dann wieder scheiden lassen kann und weglaufen darf wie die Sau vom Trog?"

„Du bist und bleibst ein Grobian — und wenn er es nun bereut?"

„Zeit wär's," brummte Pfeffer; „aber nun erzähle einmal vernünftig, wenn Dir das irgend möglich ist, was der Fremde wollte und weshalb er zu Dir kam."

„Eigentlich waren es Zwei," berichtete Fräulein Bassini, „aber aus dem Zweiten bin ich nicht klug geworden; ich glaube, es muß der Kammerdiener gewesen sein. Er hat auch den Mund die ganze Zeit nicht aufgethan — ein kleiner, dicker Mensch mit einer Glatze wie der Tisch groß."

„Na, so lüg' Du und der Teufel!"

„Und das Andere war ein Graf?" fragte Henriette.

„Was ich Dir sage, Kind, hier habe ich noch seine Karte," fuhr Fräulein Bassini, in ihrer tiefen Tasche danach suchend, fort; „da, da steht's: Felix Randolph, Graf von Rottack — da steht's gedruckt, und nun wirst Du's doch glauben, Bruder Thomas?"

Pfeffer nahm die Karte, besah sie, schüttelte mit dem

Kopf und warf sie dann auf den Tisch. „Und was wollte er eigentlich?“ fragte er hierauf.

„Weiter nichts, als sich nach Augusten erkundigen. Er hätte Auftrag, wie er sagte, von seinem Freunde Stelzhammer in Amerika, hier Nachforschungen anzustellen, und wie er erfuhr, daß ich nur die Schwester wäre — denn es scheint, daß er mich für Auguste hielt —, stand er auf und sagte, er würde selber hierher gehen.“

„Zu uns hierher?“ fragte die Frau erschreckt.

„Na, er wird uns auch nicht beißen,“ brummte Pfeffer; „neugierig wäre ich aber doch, was der Patron, Dein sauberer Mann, eigentlich will. Sollte mich gar nicht wundern, wenn er Geld brauchte und uns anpumpen möchte.“

„Aber Onkel!“

„Liebes Kind,“ brummte Pfeffer, „es sind schon närrischere Dinge in der Welt vorgekommen, das wäre nicht das Tollste; komisch wär's aber, so viel ist richtig, und ein Hauptspaß dabei, denn dem Grafen wollt' ich heimleuchten!“

„Wie kannst Du nur so reden, Fürchtegott,“ bat die Frau, „weißt Du nicht, daß Du mir entsetzlich weh damit thust?“

„Ach was,“ sagte der Mann, aber doch jetzt mit mehr Gutmüthigkeit im Ton, „ich weiß wohl, daß Du immer seine Partei genommen hast.“

„Er war auch von Herzen gut,“ sagte die Frau, „recht gut und brav, nur entsetzlich leichtsinnig, und wir Beide noch damals so jung; Gott nur weiß, wie schlimm es ihm auch vielleicht in der Welt ergangen ist.“

„Nicht schlimmer, wie er's verdient hat!“ polterte Pfeffer heraus. „Aber wann war denn der Graf eigentlich bei Dir, Lise?“

„Ach, vor kaum einer halben Stunde,“ rief Fräulein Bassini, „und denke Dir nur, ich war noch gar nicht angezogen; ich hatte den ganzen Morgen studirt und noch keine Toilette gemacht, saß am Clavier und phantasirte ein wenig — auf einmal geht die Thür auf und der Graf guckt herein. Ich dachte, der Schlag sollte mich auf der Stelle rühren.“

„Ein Wunder nur, daß er den Grafen nicht gerührt hat, wenn er Dich im Negligé gesehen!“ lachte Pfeffer.

„Aber, Onkel!“

„Dein Negligé ist freilich schöner,“ rief Fräulein Bassini, „mit dem Schlafrock, der kleben bleibt, wenn man ihn an die Wand wirft, und Deinem alten, ekelhaften Tabaksgestank! Aber um mich ärgern zu lassen, bin ich nicht hergekommen,“ rief sie, von ihrem Stuhl aufstehend; „nur Augusten wollte ich die Nachricht bringen — mit Dir habe ich weiter nichts zu thun!“ — Und wirklich böse gemacht, schoß sie der Thür zu.

„Vergiß das nächste Mal die Schnupftabaksdose nicht!“ rief ihr der Bruder nach, und Fräulein Bassini riß, verächtlich den Kopf zurückwerfend, die Thür auf, als sie plötzlich einen tiefen, ehrfurchtsvollen Knix nach außen machte und dann flüsternd, aber deutlich genug in das Zimmer zurückrief:

„Der Graf!“

10.

Graf Rottack bei Pfeffers.

„Und was nun,“ sagte Felix, als sie mitsammen die Straße hinabschritten und Jeremias noch einen scheuen Blick hinter sich warf, als ob er fürchte, daß ihnen diese entsetzliche orangefarbene Dame folgen könne — „wollen wir zu Pfeffers?“

„Herr Graf,“ stöhnte der kleine Mann, „ich bin nicht im Stande — ich gebe Ihnen mein Wort, ich habe in der Viertelstunde da oben bei dem schrecklichen Frauenzimmer, meiner Fräulein Schwägerin, mehr ausgestanden, als ob ich die ganze Zeit über auf einer Folterbank gesessen hätte!“

„Aber wußten Sie denn nichts von dieser Schwester?“

„Ich wußte, daß meine Frau eine Schwester hatte, habe sie aber nie gesehen, denn sie war damals schon lange beim Theater und irgendwo im Preußischen an einer kleinen Bühne

engagirt, hatte sich auch nie mit ihrer jüngeren Schwester vertragen können."

„Und der Bruder?"

„War Komiker an unserem Theater, entzweite sich aber ebenfalls mit meiner damaligen Frau, weil er gegen unsere Heirath gerathen, und hielt keinen Verkehr mit uns."

„Sie müssen damals ein sauberer Zeisig gewesen sein, Jeremias?"

„Reden wir nicht davon," sagte der kleine Mann mit einem aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer; „aber es ist ja nun vorbei und ich brauche doch wenigstens nicht mit einer Schwägerin gestraft zu werden, wenn ich nicht einmal eine Frau habe."

„Aber was wollen Sie jetzt thun? Jene Dame wird unfehlbar ohne weiteren Zeitverlust zu ihrer kranken Schwester laufen und sie alarmiren."

„Die wär's im Stande."

„Darauf können Sie sich fest verlassen," sagte Felix, „und ich bin überzeugt, daß sie selbst in diesem Augenblick in aller Hast ihre Toilette macht. Was dann?"

„Und wenn ich selber hingehe, jage ich der armen Frau vielleicht den Tod vor Schrecken ein, denn — hübscher bin ich nicht geworden."

„Hören Sie, Jeremias," sagte Graf Rottack, nach seiner Uhr sehend, „ich habe etwa noch eine halbe Stunde Zeit und die Sache einmal begonnen. Ich werde allein zu jenem Herrn Pfeffer hinaufgehen und sehen, wie Alles steht."

„Ach, mein bester, herrlichster Herr Graf, wenn Sie das für mich thun wollten — sehen Sie, schicken Sie mich nachher durch die Hölle, wie den seligen Tamino durch Feuer und Wasser, wohin Sie wollen, ich springe mitten hinein!"

„Aber Alles kann ich doch nicht thun, Jeremias," sagte Rottack, „ja, im Gegentheil würde meine Gegenwart später nur störend sein — nachher müssen Sie allein gehen."

„Ja gewiß, mit dem größten Vergnügen!" rief der kleine Mann, dem der Angstschweiß auf der Stirn stand — „erzählen Sie nur vorher die Geschichte; sagen Sie ihr, wie ich geschafft und gearbeitet habe und ein ordentlicher Kerl geworden

bin, und bitten Sie, daß sie — nicht mehr böse auf mich ist und mir wenigstens erlaubt, ihr zu helfen."

„Sie hatten ein Kind, Jeremias?"

„Ja, ein Mädchen," sagte dieser kleinlaut.

„Sie wird herangewachsen sein — und kennt den Vater nicht einmal."

„Lieber, bester Herr Graf, thun Sie mir den einzigen Gefallen und reden Sie nichts weiter, ich verliere sonst das kleine bischen Verstand — es ist wahrhaftig nicht viel, was mir noch übrig geblieben ist — gehen Sie hinauf, ich werde indessen hier unten auf und ab laufen."

„Aber wo ist denn das Haus?"

„Hier muß es irgendwo sein, dies ist wenigstens die Straße, und — holla, sehen Sie wohl, Sie hatten Recht — da brennt meine orangefarbene Schwägerin eben hinein — ich kenne sie an der Haartour — glücklicher Weise hat sie uns nicht gesehen."

„Gut, dann will ich ihr wenigstens Zeit lassen, das Eis zu brechen," lächelte Rottack; „kommen Sie, wir wollen erst noch einmal die Straße hinab und wieder zurück gehen, und nachher besuche ich Ihre Verwandten."

„Und ich laufe unterdessen hier Spießruthen."

„Das fällt zu sehr auf. Dort drüben ist ein Bierlocal, gehen Sie da hinein und setzen Sie sich an's Fenster, daß Sie die Thür im Auge behalten."

„Das ist recht," sagte Jeremias, mit Allem einverstanden, was ihm nur das erste Bahnbrechen seines schweren Schrittes ersparte, und als sie Fräulein Bassini hinlänglich Zeit gelassen zu haben glaubten, ihre Neuigkeit anzubringen, und zu dem Eingang des Hauses zurückkehrten, trat Graf Rottack seinen nicht eben leichten Gang an. Jeremias aber, dem erlassenen Rath zufolge, postirte sich an das innere Fenster des benachbarten Wirthshauses und trank in Gedanken und Herzensangst ein Glas Bier nach dem andern.

Der junge Graf stieg indessen langsam die Treppe hinauf. Unten im Hause hatte er schon erfahren, daß Herr Pfeffer im zweiten Stock wohne, und wie er dort oben den Vorsaal erreichte, wußte er augenblicklich, wohin er sich zu wenden

habe, als er das überraschte Gesicht und die orangefarbene Gestalt der Dame in der freilich gleich wieder zugeschlagenen Thür entdeckte.

Rottack war aber nicht der Mann, um schüchtern eine Einladung abzuwarten. Er ging ohne Weiteres auf die Thür zu, klopfte an und öffnete dieselbe auf das laute, etwas barsche „Herein!" Pfeffer's. Dieser hatte nämlich keine Zeit gehabt, in sein Zimmer zu gehen und den alten Schlafrock auszuziehen, da er vorher erst den Vorsaal hätte passiren müssen, und drückte sich nun, als der Fremde eintrat, vorsichtig an der Wand hin, um diesen Fehler so rasch als möglich zu verbessern. Der Schlafrock war wirklich in gar zu desolaten Umständen.

„Ich habe das Vergnügen, mit Herrn Pfeffer zu sprechen? Ah, mein Fräulein, ich hatte schon vorher die Ehre..."

„Ja, mein Herr," sagte Pfeffer, der sich hier keine Blöße geben durfte, „mein Name ist Pfeffer — Fürchtegott Pfeffer."

„Und Ihre Frau Gemahlin? — Bitte, bleiben Sie liegen, Madame, ich möchte um Alles in der Welt Sie nicht derangiren, und muß so schon um Verzeihung bitten, so ohne Weiteres eingetreten zu sein!"

„Bitte — nein, nicht meine Frau, meine Schwester Auguste — dies meine Schwester Lise — Elise wollt' ich sagen — dort meine Nichte Henriette — mit wem hab' ich die Ehre?"

„Mein Name ist Rottack, und wenn ich mich hier in eine Familienangelegenheit dränge — denn ich darf wohl annehmen, daß Ihnen das Fräulein hier schon die Ursache meines Besuches mitgetheilt hat — so mag mich das entschuldigen, daß ich es in bester Absicht und in der Hoffnung thue, einen günstigen Erfolg für beide Theile zu erzielen."

„Aber wollen Sie sich nicht setzen, Herr Graf?" rief Fräulein Bassini und schritt nach dem Fenster zu, um dort einen leeren Stuhl zu holen.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein!" rief Rottack und sprang ihr zuvor, während Pfeffer ein sauer-komisches Gesicht bei dem Worte „gnädiges" zog, den Moment aber auch be-

nutzte, zur Thür hinaus zu fahren — „Sie erlauben mir wohl..."

Er hatte den Stuhl erfaßt, als sein Blick auf die Arbeit Henriettens fiel, die neben ihrem Arbeitstisch in ängstlicher Spannung aufgestanden war.

„Ah, mein liebes Fräulein, wie reizend und geschmackvoll Sie arbeiten! Die Blumen könnten wahrhaftig eben so gut in Paris gemacht sein — der Kranz ist prachtvoll!"

„Sie sind zu gütig, Herr — Graf," flüsterte Henriette beschämt und tief erröthend — „ich habe sehr rasch daran arbeiten müssen."

„Wirklich vortrefflich," fuhr Rottack fort, den Schmuck aufnehmend und gegen das Licht haltend.

„Nicht wahr, Jettchen arbeitet hübsch?" sagte Fräulein Bassini, die ebenfalls zum Tisch getreten war und sich in dem Lobe der Nichte mit geschmeichelt fühlte — „ja, das macht ihr Keine hier nach — und so rasch, Sie glauben es gar nicht!"

„Dürfte ich da Ihre Zeit wohl auch einmal in Anspruch nehmen, mein liebes Fräulein," sagte der junge Mann, „und Sie um einen Kranz von diesen Veilchen und solchen Maiblumen bitten? Ich weiß, daß ich große Freude damit anrichten würde."

„Ja, Herr Graf," sagte in dem Augenblick Pfeffer, der mit einer noch nie entwickelten Schnelligkeit seinen drüben mitten in's Zimmer geschleuderten Schlafrock abgeworfen und den langen braunen Rock angezogen hatte — „aber nur jetzt nicht; das Mädel hat sich schon halb caput zu dem verdammten Ball gearbeitet..."

„Ich werde Sie nicht drängen," lächelte Rottack, „und wenn ich den Kranz erst in vier oder sechs Wochen bekomme."

„Sie sollen ihn noch früher haben," lächelte Henriette freundlich; „nur die nächsten Tage bin ich so sehr beschäftigt."

„Und was war es nun, Herr Graf, was Sie uns zu sagen wünschten?" platzte Fräulein Bassini heraus, die ihre Ungeduld, das erwartete Geheimniß zu hören, nicht länger bezähmen konnte.

„Sie haben Recht, mein Fräulein," sagte Rottack ernst.

„Herr Pfeffer, ich habe Ihrer Frau Schwester eine wichtige Mittheilung zu machen, was eigentlich unter vier Augen geschehen sollte; da aber die arme Dame leidend ist, so erbitte ich mir Fräulein Henriettens — nicht wahr, das war der Name der jungen Dame? — Fräulein Henriettens Gegenwart dazu aus, da sie ja selber mit interessirt dabei ist."

„Sehr wohl, Herr Graf," sagte Pfeffer, der die Andeutung nicht mißverstehen konnte — „na, komm so lange mit zu mir hinüber, Lise."

„Aber wir gehören doch eigentlich mit zur Familie!" rief Fräulein Bassini, von dem Gedanken empört, daß sie schon wieder nichts erfahren sollte.

„Na, komm nur, Alte," lachte Pfeffer, „das hilft Dir nichts, ich lasse Dich drüben nicht einmal horchen — aber noch Eins, Herr Graf — bitte, machen Sie's kurz und regen Sie mir die Guste nicht zu sehr auf; sie zittert jetzt schon am ganzen Leibe!"

„Ich habe ihr nichts Trauriges mitzutheilen, mein lieber Herr," sagte Rottack freundlich — „seien Sie versichert, daß Alles, was ich zu sagen habe, auf die schonendste Weise gesagt werden wird."

„Bon," sagte Pfeffer, und Fräulein Bassini — die doch nicht mit Gewalt da bleiben konnte, obgleich sie einmal nicht übel Lust dazu zu haben schien — bei der Hand nehmend, verließ er mit ihr das Zimmer.

„Jettchen!" rief die Frau.

„Meine liebe, liebe Mutter!" rief Henriette, flog an ihre Seite und kniete vor ihr am Sopha nieder.

„Beruhigen Sie sich, verehrte Frau," sagte Rottack herzlich, „ich habe Ihnen eine recht gute Mittheilung zu machen. So erfahren Sie denn vor allen Dingen, daß ich Ihre Familienverhältnisse genau kenne und sogar persönlich befreundet mit ihrem geschiedenen Manne bin..."

„Und er lebt?" sagte die Frau zitternd.

„Er lebt," nickte Rottack freundlich, „und hat nicht allein seine frühere übereilte Handlung tief und aufrichtig bereut, sondern auch Alles gethan, was in seinen Kräften steht, um sie, so weit es irgend möglich ist, wieder gut zu machen."

„Und so lange Jahre habe ich nicht von ihm gehört — hat er nicht ein einziges Mal nach seinem Kind gefragt?"

„Meine liebe, gute Mutter, rege Dich nur nicht auf!"

„Aber wo ist er?" fragte die Frau — „wird er nie wieder nach Deutschland zurückkommen?"

„Würden Sie ihm verzeihen, wenn er wiederkehrte?"

„Was kann ich ihm verzeihen," sagte die Frau traurig — „wir waren Beide damals jung und unerfahren, trugen Beide wohl vielleicht gleichviel Schuld — ich — hatte mir nur nie gedacht, daß er mich so ganz vergessen könnte."

„Und wenn ich Ihnen sage, daß er Sie nicht vergessen, daß er da drüben im fremden Land geschafft und gearbeitet hat wie ein braver, ehrlicher Mann, daß es ihm anfangs sauer, recht sauer wurde, daß er sich aber keine Mühe verdrießen ließ, bis er endlich doch seinen Zweck erreichte und nicht allein durch eisernen Fleiß, sondern auch glückliche Speculation und Umsicht ein Vermögen erwarb, mit dem er anständig hier in Deutschland leben könnte?..."

„Und in seinem Glück hat er unserer gedacht?" sagte die Frau leise und faltete wie unwillkürlich die Hände.

„Mehr als das," fuhr Rottack herzlich fort; „es ließ ihm drüben in Brasilien keine Ruhe. Immer stand das Bild seiner verlassenen Familie vor ihm, und wie er sich endlich ein freier, unabhängiger Mann wußte, verließ er die Fremde und kehrte nach Deutschland zurück."

„Er ist hier?" rief Henriette rasch, und die Frau deckte ihr bleiches Antlitz mit den Händen.

„Er ist hier," sagte Rottack leise, „hier in der Stadt, und hat mich, der ihn drüben in Brasilien kennen lernte, zu Ihnen hergesandt, um Sie zu fragen, ob Sie ihm verzeihen wollen — ob er sein Kind wiedersehen darf."

Henriette hatte ihr Antlitz an der Mutter Schulter geborgen, und diese antwortete nicht; sie lag still und regungslos, aber die großen, hellen Thränen liefen ihr, unter den Fingern weg, an den bleichen Schläfen nieder und netzten das Kissen, auf dem sie lag.

„Nicht wahr, der Vater darf wiederkommen, liebe, liebe Mutter?" bat das Kind, indem sie die Weinende heftig um-

schlang — „hast Du nicht manche lange Nacht in Thränen zugebracht, daß er fort war, und mir oft gesagt, wie er sich freuen würde, wenn er mich, sein Jettchen, einmal sehen könnte? — Und dann wird es Dir auch besser gehen," flüsterte sie ihr leise zu, „Du wirst gesund und kräftig werden und brauchst keine Sorge mehr zu tragen, Dir nichts mehr versagen, wie doch so oft bisher..."

Die Frau nahm die Hände von den Augen, öffnete ihre Arme, umschloß ihr Kind damit und preßte die Lippen auf ihre heiße Stirn.

„Ja, mein Kind," sagte sie dabei leise, „er darf wiederkommen — wir haben Beide recht viel ohne einander ausgestanden, recht viel, der Eine mehr, der Andere weniger — aber wir haben uns doch einmal geliebt, und es ist gut, wenn wir da nicht in Groll von einander scheiden."

„Meine liebe, gute, gute Mutter!"

„Aber nicht heute," fuhr die Mutter fort, „nicht heute — die Nachricht hat mich doch zu sehr angegriffen — ich würde es vielleicht nicht ertragen, oder Jeremias doch zu sehr erschrecken, wenn er mich gar so elend fände — heute nicht, aber morgen früh. Es ist besser so für uns Beide — wir haben Beide Zeit, uns zu sammeln und darauf vorzubereiten — nicht wahr, er kommt nicht heute, lieber Herr?"

„Er soll heute nicht kommen, verehrte Frau," sagte Rottack, der mit inniger Rührung die Bewegung von Mutter und Tochter beobachtet hatte, aber Zartgefühl genug besaß, um kein Wort da hinein zu reden. „Sie dürfen sich nicht zu sehr anstrengen und aufregen, aber seien Sie auch versichert, daß Sie Ihre Freundlichkeit nicht bereuen werden. Jeremias ist ein braver, tüchtiger Mann geworden, älter zwar und ziemlich wohlbeleibt — wenn Sie noch ein anderes Bild von ihm in der Erinnerung tragen —, aber durchaus brav und ehrlich, und er könnte glücklich sein, wenn ihn die Reue über das Vergangene nicht bis jetzt hätte zu keinem Frieden kommen lassen."

Henriette hatte, während er sprach, zu ihm aufgesehen, und freudige Dankbarkeit über die guten Worte glänzte dabei in ihren Zügen.

„Und wie sollen wir Ihnen je dafür danken, daß Sie sich fremder, armer Leute mit solcher Liebe und Güte annehmen?" sagte sie herzlich.

„Mir, mein liebes Fräulein, haben Sie gar nicht zu danken," lächelte Rottack; „es ist einmal meine Bestimmung auf der Welt, mich eigentlich um lauter Sachen zu bekümmern, die mich gar nichts angehen, und um so mehr durfte ich hier die Hand bieten, wo ich Ihren Vater seit langen Jahren kenne und in seinem Wirken und Schaffen beobachtet habe, ohne freilich damals zu ahnen, welchen Verpflichtungen er sich hier entzog. Und darf ich ihm jetzt wenigstens einen Gruß von Ihnen bringen?"

„Oh, einen recht herzlichen!" rief Henriette.

„Er mag kommen," nickte die Frau, „morgen früh um zehn Uhr — nicht früher — ich will ihn dann erwarten. Grüßen Sie ihn auch von mir, lieber Herr, sagen Sie ihm aber auch, wie Sie die junge Frau, die er verlassen hat, wiedergefunden haben — er soll nicht erschrecken — ich bin recht alt und schwach in den Jahren geworden."

„Aber jetzt wirst Du wieder gesund werden, Mütterchen."

„Wir wollen's hoffen, Kind," sagte die Frau leise.

„Und jetzt überlasse ich Sie sich selber," rief Rottack, „und wenn Sie mir erlauben, komme ich später noch einmal mit Freund Jeremias her, um zu sehen, wie es Ihnen geht, und — um mich nach dem Kranze zu erkundigen, mein liebes Fräulein."

„Und den Vater?"

„Schicke ich Ihnen morgen früh um zehn Uhr mit dem Glockenschlage."

Und damit hatte er seinen Hut aufgegriffen und das Zimmer schon verlassen, ehe die Frau noch einmal recht wußte, daß er gegangen war.

Kaum trat er aber unten aus dem Hause auf die Straße, so sah er auch, wie Jeremias am Fenster drin in die Höhe fuhr, und er schritt jetzt, um nicht von oben aus noch vielleicht beobachtet zu werden, rasch die Straße hinab, wo ihn der ihn Erwartende schon leicht einholen konnte.

Dieser kam aber noch nicht so rasch aus dem Haus hin-

aus. Wie er den jungen Grafen nur aus der Thür kommen sah, von welcher er die ganze Zeit kein Auge verwandt, sprang er in die Höhe, griff seinen Hut auf und wollte, alles Andere vergessend, aus der Thür hinausfahren.

„Holla," rief da der Kellner, ihm rasch in den Weg springend, „erst bezahlen und dann fortlaufen!"

„Ja so," sagte Jeremias ganz bestürzt, „das hätte ich beinahe vergessen."

„Ja wohl, kennen wir schon," lächelte der unverschämte Bursche — „merkwürdig, was die Leute jetzt beim Jahrmarkt für ein kurzes Gedächtniß — na, aber," brach er kurz und erstaunt ab, als ihm Jeremias, ohne sich weiter mit ihm aufzuhalten, ein Zehngroschenstück in die Hand drückte, ihn bei Seite schob und aus der Thür schoß — „er wird doch nicht..." — und mißtrauisch sah er sich überall an der Stelle, wo der Fremde gesessen hatte, nach den verschiedenen Gegenständen um, ob er nicht vielleicht „in der Eile" etwas mitgenommen hatte — aber es war noch Alles in Ordnung: das Feuerzeug stand, die Zeitung lag auf dem Tisch, ein Stuhl fehlte auch nicht, Röcke und Hüte hingen dort nicht am Fenster. Der Kellner schüttelte mit dem Kopf, war aber doch vorsichtig genug, das Zehngroschenstück, welches sich ebenfalls als ächt erwies, zu wechseln und nur den wirklich verzehrten Betrag des sonderbaren Fremden an der Kasse abzuliefern.

Jeremias hatte sich indeß kaum losgemacht, als er schon wie ein Wetter hinter dem davoneilenden Rottack herschoß.

„Waren Sie oben?"

„Allerdings — kommen Sie erst mit um diese Ecke, Jeremias, daß wir vom Hause aus nicht mehr gesehen werden können — so, jetzt dürfen wir langsam gehen. Ich war oben, Freund, und habe Ihre Frau — und Tochter gesprochen."

„Meine Tochter!" seufzte der kleine Mann aus tiefster Brust — „wie — wie merkwürdig das klingt — meine Tochter — und darf ich hinauf?"

„Ja — aber nicht heute."

„Gott sei Dank!" stöhnte Jeremias, dem damit ein ordentlicher Stein von der Brust fiel — „heute hätte ich's

auch nicht ausgehalten, die Aufregung war zu groß. Aber wie sah sie aus, lieber, bester Herr Graf?"

„Recht leidend, Jeremias, recht krank und elend, wozu auch vielleicht die Erregung des Augenblicks mit beigetragen hat. Aber sie freute sich darauf, Sie wiederzusehen."

„Sie freute sich?"

„Ja, und Ihre Tochter ist ein liebes, herziges Kind, das heißt, kein Kind mehr, sondern ein großes, erwachsenes, hübsches Mädchen."

„Ein hübsches," sagte Jeremias kleinlaut.

„Ja, gewiß," lächte Rottack, „und außerordentlich geschickt im Blumenmachen, womit sie sich ernährt zu haben scheint. In ihrem Zimmer sah es dabei so nett und sauber aus, wie in einem Puppenstübchen, ärmlich zwar, aber deshalb nicht minder freundlich."

„Und morgen?"

„Punkt zehn Uhr morgen früh sind Sie oben — ich habe ihnen das versprochen, denn ich kann bei der Sache nun nichts weiter thun, und um zwei oder drei Uhr kommen Sie dann bei mir vor und sagen mir Antwort, wie Alles abgelaufen."

„Ach, Du lieber Gott," seufzte Jeremias, „wenn es doch erst zwei oder drei Uhr wäre, und — was ich noch gleich fragen wollte, die orangefarbene Schwägerin war auch da?"

„Ja, aber ich schickte sie aus dem Zimmer."

„Und was sagte Pfeffer?"

„Herr Pfeffer scheint ein komischer Kauz zu sein, aber ich glaube, daß Sie sich mit ihm vertragen werden — und nun Ade, Jeremias, ich habe selber zu Hause zu thun und schon zu viel Zeit hier versäumt."

„Lieber Herr Graf, wenn Sie einmal in ähnliche Verlegenheit..."

„Ich hoffe nicht, Jeremias," lachte der Graf Rottack laut auf, „wenn aber, so sollen Sie mein Vermittler sein, das verspreche ich Ihnen," und dem kleinen Mann die Hand zum Abschied reichend, schritt er rasch die Straße hinab.

Jeremias folgte der andern Richtung, um in das Hotel

zurückzukehren, wo er augenblicklich wohnte, als ihm plötzlich Jemand in die Ohren schrie:

„Nun, haben Sie die Dame gefunden?"

„Hurrjeh," sagte der kleine Mann zusammenfahrend, „haben Sie mich erschreckt — ja so, Sie sind der Herr von heute Morgen mit dem Ballanzuge."

„Ja," schrie der Mann wieder — „haben Sie die Dame getroffen?"

„Allerdings, mein lieber Herr," sagte Jeremias schüchtern, denn die Leute blieben schon stehen, weil sie glaubten, daß sich dort ein paar zankten, „aber ich muß Ihnen bemerken, daß ich gar nicht taub bin; ich höre vortrefflich, Sie brauchen deshalb nicht so laut zu reden."

„Thu' ich auch nicht Ihretwegen," schrie der Mann wieder, „sondern meinetwegen!"

„Ihretwegen?"

„Nein, meinetwegen!" brüllte der entsetzliche Mensch jetzt ordentlich — „ich bin der Souffleur beim hiesigen Theater!"

„Na, das nehmen Sie mir aber nicht übel," sagte Jeremias — „wenn Sie da auch so schreien..."

„Das ist ja eben der Teufel," rief der Mann wieder — „wenn man den ganzen Tag Probe und Abends Aufführung hat und nun in einem fort flüstern und zischeln muß, dann thut's Einem nachher um so wohler, wenn man einmal ordentlich schreien darf! Ich kriegte eine Gemüthskrankheit, wenn ich mich über Tag nicht manchmal ausschreien könnte!"

„So," sagte Jeremias, „also deshalb?"

„Wo gehen Sie denn hin? — können vielleicht ein Glas Bier zusammen trinken."

„Danke Ihnen sehr!" rief Jeremias, von der Idee erschreckt, seinen Nachmittag mit dem Schreier zuzubringen — „ich bin augenblicklich gerade beschäftigt."

„So?" schrie der Mann wieder „na, dann — leben Sie recht wohl!" und mit den Worten nickte er ihm zu und trat in das nächste Eckhaus, das auf einem Schilde draußen „Baierisch Bier" versprach.

11.

Am alten Wartthurm.

An dem Nachmittag war es recht still im Monford'schen Park. Graf und Gräfin hatten eine Einladung in die Stadt angenommen, der sich Paula durch vorgeschützte Kopfschmerzen entzog, und Georg ritt schon gleich nach dem Diner auf ein benachbartes Gut — angeblich um ein dort neugekauftes Pferd zu sehen, in Wirklichkeit aber, um die Mitwirkung des ihm befreundeten Gutsherrn zu der theatralischen Vorstellung am Verlobungsabend zu erbitten.

Die Verlobung war nämlich fest bestimmt worden. Paula hatte allerdings noch, selbst an dem Morgen, einen Versuch gemacht, die Eltern wenigstens um Aufschub eines so entscheidenden Schrittes zu bitten, aber umsonst. Die Mutter — heute finsterer und unnahbarer als je — hatte sie kurz abgewiesen, und der Vater sie einfach gefragt, welchen Grund sie für einen solchen Aufschub angeben könne, und sie dann nicht gewagt, Handor's Namen zu nennen. Wußte sie doch auch nur zu gut, mit welcher Entrüstung, mit welchem Zorn nur die Andeutung eines solchen Eidams von den stolzen Eltern zurückgewiesen worden wäre. Ließen ja doch Beide die Ansprüche des Herzens nicht gelten, wo die Ehre ihrer Familie, wie sie meinten, auf dem Spiele stand.

Nicht einmal ein Bürgerlicher hätte wagen dürfen, um die Hand der reichsten Grafentochter des Landes zu werben, viel weniger denn ein Schauspieler, die der Graf selber — so wenig er sich sonst auch dem Fortschritt der Zeit verschlossen zeigte — noch immer als eine untergeordnete Menschenklasse betrachtete, so daß es sogar damals Schwierigkeiten gehabt hatte, seine Erlaubniß zu erhalten, wirkliche Schauspieler zu den Proben ihres kleinen Liebhabertheaters heranzuziehen. An den betreffenden Abenden durften sie aber nie eingeladen werden.

Paula war recht unglücklich und erwartete unter Zittern

und Bangen den Abend; wußte sie doch schon im Voraus, in welcher Verzweiflung ihr Rudolph sein würde — und was konnte sie ihm sagen, wie ihn trösten.

Draußen im Park schaffte und arbeitete der alte Gärtner Jonas, der als Knabe, ja, fast als Kind in den Dienst des Vaters der Gräfin gekommen und dann später mit ihr hierher übergesiedelt war. Er galt als eine Art von altem Inventar im Hause, und so stolz die Gräfin selber auch nur die geringste Unterhaltung mit ihren Dienstboten vermied, mit dem alten Jonas plauderte sie oft, wenn sie in den Park kam und ihn bei seiner Arbeit traf, fragte ihn, wie es ihm ginge und was er treibe, und gab ihm auch wohl manchmal ein Stück Geld, um sich eine Extragüte daran zu thun. Der alte Mann hing deshalb auch mit großer Liebe und Verehrung an ihr.

Jonas war heute beschäftigt, die aufgeblühten Blumentrauben von den verschiedenen Büschen und Rosensträuchen abzuschneiden und die Wege unmittelbar um das Schloß herum wieder auszurechen, denn die Aufsicht im Park selber hatte sein Untergebener, ein Gärtnerbursche. Wie er noch daran war, kam der Förster Mäder, die Flinte auf dem Rücken, die kurze Pfeife im Mund, mitten durch die Büsche heraufgestiegen und sah sich hier, ehe er den Alten bemerkte, überall in den Wegen selber aufmerksam um. Aber da war schon jede, sonst vielleicht mögliche Spur durch den Rechen des alten Mannes verwischt und ausgeglichen worden, und der Förster zerbiß einen Fluch über seiner Pfeifenspitze. Eben wollte er sich auch wenden und den Weg hinuntergehen, als er den Alten entdeckte, der mit seiner kurzen Leiter oben in einem Busche emsig beschäftigt war.

„Heh, Jonas," redete er diesen an, „Ihr kriecht doch manchmal noch nach Dunkelwerden im Park herum, habt Ihr denn nie etwas bemerkt, daß sich hier noch Gesindel nach der Zeit in den Büschen aufhielt?"

„Guten Abend, Herr Förster!" nickte ihm der Alte zu; „ja, ein recht schöner Abend heute."

„Tauber Esel!" brummte der Förster ergrimmt in den Bart, denn er schien eben nicht besonders guter Laune, und

wiederholte dann die Frage mit lauter, fast schreiender Stimme, wobei er dicht unter die Leiter trat.

Der Alte schüttelte mit dem Kopf. „Nein, mein guter Herr Förster," sagte er ruhig, „Gesindel darf hier schon gar nicht in den Park hinein, die wollten wir bald wieder hinaus haben. Der Einzige, der manchmal noch Abends, wenn ich hier durch ging, herumkroch, war der alte Fritz, welcher nach seinen Fallen sah."

„Ja, das ist gerade der Rechte."

„Ja, der hatte das Recht dazu," nickte der alte Gärtner, „und weiter weiß ich Niemand. Dem hat es aber der Herr Graf auch heute verboten, wie er mir mitgetheilt, ehe er fortfuhr. Er soll nach Sonnenuntergang nicht mehr auf herrschaftliche Grundstücke, was den Maulwürfen wahrscheinlich sehr angenehm sein wird; wie es nachher aber den Wiesen ergeht, ist eine andere Sache."

„Das ist aber gerade der Lump, der mir meine Fasanen wegfängt!" rief der Förster.

Der alte Mann schüttelte mit dem Kopf.

„Nein," sagte er, „die Fasanen thun den Wiesen nichts; im Gegentheil fangen sie die Grashüpfer weg und sind auch sonst artige Thiere."

„Herr Gott von Danzig," fluchte der Forstmann still vor sich hin, „ob das nicht gerade genug ist, um den Verstand zu verlieren!" — Und um sich nur nicht länger zu ärgern, fuhr er wieder zurück in das Gebüsch und schritt an dem Bergabhang hin der Wiese zu.

Der Förster hatte in der That heute einen ganz ingrimmigen Zorn, und auch vielleicht mit Recht, denn er konnte es sich nicht verhehlen, daß auf seinem Revier gewildert wurde, und war doch auch nicht im Stande, den Frevler zu erwischen, so viel Mühe er sich deshalb schon gegeben.

Er wohnte freilich auch dazu entsetzlich unbequem, denn die eigentliche Jagd des Grafen, ein großes, sehr bedeutendes Waldgehege, stieß nicht einmal an die Stadt, sondern begann erst an dem nächsten Dorf, dessen Gemarkung allerdings an die Stadtflur grenzte. Dort befand sich ein sehr bedeutender Rehstand und ein Thiergarten mit Roth- und Damwild.

Nur eine kleine Fasanerie war unmittelbar am Schloß in einem Kiefern dickicht angelegt, und die Fasanen machten dem Förster mehr Mühe und Arbeit, als sein ganzer übriger Wildstand zusammen; denn der Fasan ist ein zutraulich dummer Vogel, der leicht dem vierbeinigen wie zweibeinigen Raubzeug zum Opfer fällt.

Heute aber hatte er wieder einmal ganz unleugbare Beweise gefunden, daß ihm irgend Jemand mußte einen Besuch bei den Fasanen abgestattet haben; denn nicht allein daß er schon seit einiger Zeit bedenklich viel Federn in dem kleinen Dickicht gefunden, wo sie hauptsächlich Abends aufbäumten, nein, heute traf er sogar einen augenscheinlich kranken Isabellenhahn, der nicht mehr fort konnte und den ihm sein Hund apportirte, und als er ihn untersuchte, hatte er eine große Fischangel im Körper sitzen, an der noch ein abgerissenes Stück Bindfaden befestigt war.

Wenn er sich nun auch vergebens den Kopf zerbrach, wie um Gottes willen Jemand Fasanen mit der Angelruthe fangen könnte, so blieb es doch keinem Zweifel unterworfen, daß irgend ein nichtsnutziger Geselle hier die Hand im Spiel habe. — Und nun gerade einen Isabellenhahn, von denen der Graf nur drei Stück um theures Geld gekauft und die ihm selber auf die Seele gebunden waren, weil die Frau Gräfin sie so gern hatte! Aber was, um's Himmels willen, ließ sich bei der Sache thun?

Er suchte allerdings das ganze Gehölz auf das Sorgfältigste ab, ob er nicht irgend etwas finden könne, was ihm einen Anhalt geben mochte — denn daß der nichtswürdige Maulwurfsfänger dazwischen stecke, glaubte er sicher —, aber umsonst. War der es gewesen, so fing er die Sache auch überhaupt viel zu schlau an, um sich so leicht zu verrathen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als von jetzt an seine Wachsamkeit zu verdoppeln und doch vielleicht einmal den Frevler auf frischer That zu ertappen. — „Aber nachher freu' Dich!" dachte er bei sich und ballte dazu in Gedanken die Faust nach der Wiese zu, auf welcher der Mann gewöhnlich wirthschaftete und wo er ihn auch noch vor kaum einer Stunde gesehen hatte.

Den Weg herüber vom Schlosse kam Paula, langsam und das liebe, sonst so fröhliche Antlitz in recht ernste, schmerzliche Falten gelegt. Sie betrat die kleine Terrasse, ohne den alten Gärtner, der noch immer da oben in seinem Busche steckte, nur zu sehen, und schritt auf die niedere Mauer zu, als dessen freundliches: „Gott grüße Sie, gnädige Comtesse!“ sie ordentlich zusammenfahren machte.

„Ach, Jonas, wie habt Ihr mich erschreckt!“ sagte sie lächelnd. „Was macht Ihr denn da oben?“

„Ja, ich bin gleich fertig, gnädige Comtesse,“ sagte der Alte, freundlich sein Mützchen dabei rückend; „das Uebrige mag bis morgen bleiben, denn ich muß auch noch die Blumenstöcke am Schlosse nachsehen und die abgeblühten fortnehmen.“

Dabei stieg er von seiner Leiter herunter und hob sich diese auf die Schulter, um nach vorn zu gehen; aber er blieb doch noch einmal neben der jungen Dame stehen, für die er all' die Zärtlichkeit empfand, welche nur ein alter Diener eines Hauses für ein Kind empfinden kann, das unter seinen Augen aufgewachsen ist.

„Und wie geht es sonst, Jonas?“ fragte Paula freundlich.

„Ach ja, zu thun giebt's immer, gnädige Comtesse,“ nickte ihr der alte Mann lächelnd zu; „in einem so großen Garten reißt's nicht ab das ganze Jahr lang Winter und Sommer.“

„Aber ich dächte, mit dem Gehör ging es recht schlecht, Jonas,“ sagte Paula, indem sie sich dicht zu seinem Ohr bog und sehr laut sprach.

„Ach nein, gnädige Comtesse,“ lächelte der alte Mann, mit dem Kopf schüttelnd; „ich habe mich vorher mit dem Förster eine ganze Weile unterhalten und jedes Wort verstanden; es macht sich doch noch immer. Freilich, so gut ist's nicht mehr, wie früher. Aber mit Ihnen geht's desto besser. Lieber Gott, wenn ich dran denke, wie Sie hier an der nämlichen Stelle manchmal um mich her im Sand herumkrochen und mit dem großen Neufundländer Hund spielten, den der gnädige Herr Graf damals hatte — armer Tyras, dort drüben unter dem Goldregenbusch haben wir ihn begraben! Ja, wie die Zeit vergeht, und jetzt sind Sie so groß und hübsch herangewachsen und eine vornehme Dame geworden; aber ich sehe

Sie immer noch, was Sie für ein liebes, herziges Kindchen waren, mit den langen, blonden Locken, und manches gesegnete Mal hab' ich Sie auf den Armen gehabt und bin dann hier mit Ihnen um den alten Thurm herumgaloppirt."

„Mein alter, guter Jonas!" sagte Paula gerührt; „ja, ich weiß mich selber noch recht gut auf Tyras zu besinnen."

„Na," lachte der alte Mann, „die gnädige Frau Mama hatte es freilich manchmal nicht gern, wenn wir zu sehr mitsammen tollten, aber dann hat sie doch auch wieder darüber gelacht."

Paula sah wohl, daß mit dem alten Mann kein Gespräch mehr zu führen war, mochte ihm aber auch nicht weh thun, nickte ihm freundlich zu und schritt dann zu der Mauer, an der sie stehen blieb und sinnend nach der Stadt hinuntersah. Nur manchmal drehte sie sich nach dem Alten um, der noch immer mit seinem Handwerksgeräth herumwirthschaftete, bis er die Leiter endlich wieder schulterte und mit einem: „Na, Gott behüt' Sie, gnädige Comtesse!" den Kiesweg hinabschritt.

Kaum war er fort, als sie wieder ein kleines Zettelchen aus ihrer Tasche nahm, dasselbe zusammenfaltete, sich vorsichtig noch einmal überall umschaute, und es dann an dieselbe Stelle schob, von der sie heute Morgen das rosafarbene Papier genommen. Dann schritt sie langsam wieder und recht schwer aufseufzend in das Haus zurück.

Der Nachmittag verging so, der Abend dämmerte und um das Haus im Park begannen die Vögel sich zu ihrer Nachtruhe vorzubereiten. Die Amsel, welche den ganzen Tag geschwiegen und mit eisernem Fleiße Futter für sich und die junge Brut zusammengesucht, begann ihr reizendes, melodisches Lied, das sie noch, wie ein Nachtgebet, schmetternd von der höchsten Spitze eines Blüthenbusches hinausjubelte. Hier und da zwitscherte ein Rothkehlchen, um die Gefährtin herbeizurufen und mit ihr gemeinsam den geschützten Platz in irgend einem Gesträuch aufzusuchen, wo sie Nachts nicht von einer gefräßigen und lichtscheuen Eule gefunden werden konnten. Jetzt flatterte ein großer, schwerer Vogel, es war ein Fasanenhahn, der sich in einen der jungen Bäume hinaufschwang und dann mit thörichtem Spectakel, Schreien und Glucksen der Nachbarschaft ver-

kündete, daß er glücklich oben angekommen wäre, und wo er die Nacht schlafen würde. Er hörte auch nicht eher mit Lärmmachen auf, bis er sich ordentlich zurecht gerückt und seine Federn gehörig aufgeblustert hatte.

Dann kam ein anderer und noch ein anderer, wie es dunkler wurde, und die Fledermäuse fingen schon an, ihre Zickzacklinien zu ziehen, während noch hoch in der Luft, und in dem dämmernden Abend selbst unsichtbar, ein Volk Krähen mit lautem Gekreisch nach ihrem Ruheplatz, zu dem fichtenbesetzten Bergabhange hinüberstrich.

Dann wurde es still, ganz still. Nur die Grillen zirpten noch in den Bäumen und unten vom Schloßteiche herauf tönte das monotone, schläfrige Quaken der Frösche. Drüben am östlichen Himmel aber hob sich voll und majestätisch die rothglühende Mondscheibe herauf, und während sich unten im Thal der Nebel sammelte, goß sie hier oben, als sie höher stieg, voll und klar ihr mildes Licht über die Höhen.

Aber anderes Leben regte sich.

Den Kiesweg herauf, der durch den Park führt, trabte ein Reiter. Es war der junge Graf George, welcher von seinem Besuch zurückkehrte, sein Pferd dem herzuspringenden Stallknecht übergab und dann hinauf in sein Zimmer ging.

Zu gleicher Zeit belebte sich auch der Platz am alten Thurm. Zuerst schüttelte sich in geheimnißvoller Weise einer der Wipfel junger Bäume, die dicht an der Mauer standen; dann wurde über dieser ein vorsichtig gehobener Kopf sichtbar, der aber viele Minuten lang aufmerksam in seiner Stellung verharrte und in dem Schatten der dichten Wipfel auch kaum, selbst von der Terrasse aus, hätte erkannt werden können. Erst als Alles ruhig blieb, regte sich die Gestalt auf's Neue, und der Maulwurfsfänger — dem der Graf so ernstlich den Besuch des Grundstücks nach Dunkelwerden verboten hatte — kroch vorsichtig über die niedere Mauer und sprang auf den Rasenrand nieder, der die Büsche umschloß, damit in dem aufgerechten Kiesweg seine Fußstapfen nicht sichtbar wurden.

Irgend etwas Nichtsnutziges hatte der alte Bursche im Werk, das war sicher, er hätte sonst nicht so scheu den dunkelsten Schatten der Bäume gesucht und jede nur mögliche Vor-

sicht gebraucht, um nicht entdeckt zu werden. So düster der kleine, baumumschlossene Platz hier auch lag, er hielt sich nicht lange dort auf, horchte noch einmal, ob Alles sicher war, und tauchte dann in das dichte Strauchwerk einer kleinen Tujagruppe ein, das sich wie eine Mauer wieder hinter ihm schloß.

Und es war die höchste Zeit gewesen, daß er sich entfernt hatte, denn kaum konnte er den Platz fünf Minuten verlassen haben, als auf dem kleinen Pfad, der hier vom Park heraufführte, ein anderer scheuer Besuch heranschlich, der eben so vorsichtig, wie der ihm vorausgegangene, nach allen Seiten horchte und dann langsam den kleinen Hügel erstieg, auf welchem der alte Thurm lag.

Der jetzige Besuch trug einen dunkeln Mantel und eine ebensolche Mütze, und blieb, als er den obern Raum erreichte, vorsichtig stehen und horchte wieder; aber nichts regte sich, todtenstill lag der Platz, und nur rechts im Dickicht — er drehte erschreckt den Kopf danach um — flatterte ein kleiner Vogel und strich, aufgeschreckt von seinem Ruheplatze, ängstlich zwitschernd über die Hügelgruppe und in das nächste Dickicht hinein.

Handor — denn niemand Anders war der späte und heimliche Besuch — dachte aber nicht daran, daß irgend eine Ursache das kleine Thier erschreckt haben mußte, und daß das möglicher Weise ein Mensch sein könne, dem er hier gerade nicht gern begegnet wäre. Er fühlte sich vollkommen beruhigt, als er sah, daß die Ursache des Geräusches nur ein kleiner, unschuldiger Vogel gewesen. Am Wartthurm war Niemand, und als er sich überzeugt hatte, glitt er zu der nämlichen Stelle der Mauer, wo Paula an jenem Nachmittag erst das kleine Zettelchen verborgen hatte. Das fand er auch und öffnete es, aber es war nicht möglich, bei dem ungewissen Schein des Mondes die noch dazu auf dunkles Papier geschriebenen feinen Schriftzüge zu lesen; er schob den Zettel deshalb in die Tasche, hüllte sich wieder in seinen Mantel und trat dann, um seine Zeit abzuwarten, halb in das nämliche Tujagebüsch hinein, in welchem vorher der Maulwurfsfänger verschwunden war. Aber doch nicht so weit, daß er den freien Platz hier oben nicht vollständig hätte übersehen können, wäh-

rend er beim Nahen irgend einer Gefahr im Stande war, in dem Dickicht zu verschwinden.

So mochte er etwa eine Viertelstunde regungslos, und dem geringsten Geräusch horchend, gestanden haben, als er plötzlich einen großen Vogel weiter drin im Dickicht und etwas mehr den Hang hinunter flattern und mit den Flügeln schlagen hörte. Er horchte hoch auf; das dauerte aber kaum zehn oder zwölf Secunden, dann war wieder Alles todtenstill.

„Was nur mit den verdammten Vögeln heut Abend ist!" flüsterte Handor leise und ärgerlich vor sich hin; „mich können sie doch wahrhaftig nicht gehört haben."

Aber ihm blieb auch keine lange Zeit, darauf zu achten, denn im Knirschen des Kieses hörte er einen leichten Schritt und erkannte gleich darauf eine dunkle Gestalt, die rasch und scheu den Weg heraufkam. Jetzt fiel das Mondlicht auf sie — es war Paula, und im nächsten Augenblick hielt er die Geliebte in den Armen.

Mit süßen Schmeichelworten wollte er sie begrüßen; aber Paula hatte in diesem Moment nur Thränen, denn Angst und Aufregung, die ihre Nerven zum Aeußersten gespannt, betäubten bei diesem ersten Begegnen jedes andere Gefühl.

„Mein liebes Mädchen," flüsterte Handor, „beruhige Dich doch, ich bin ja bei Dir, ich halte Dich ja wieder einmal in den Armen! — Was ist Dir denn nur, Deine ganze Gestalt zittert ja wie Espenlaub."

„Die Angst, entdeckt zu werden, Rudolph," bat das arme Mädchen; „oh, zürne mir nicht, aber nur mit schwerem Herzen wagte ich den Schritt — nur gezwungen von der Gewalt der Eltern, die mich ihren Standesvorurtheilen opfern wollen."

„So ist das Furchtbare wahr?"

„Leider ja — morgen in acht Tagen soll ich dem jungen Grafen Bolten verlobt werden; ich habe gebeten und gefleht — umsonst, Vater und Mutter haben kein Erbarmen gegen ihr Kind, und mit Gewalt soll ich zum Altar geschleppt werden!"

„Das dürfen sie nicht, Herz," rief Handor, „das ist gegen die Gesetze des Landes, und wenn Du Dich weigerst..."

„Aber wie darf ich, wie kann ich denn?“ klagte das arme Mädchen. „Bin ich denn im Stande, ihnen zu sagen, daß ich Dich nur Dich liebe und nie einem andern Manne meine Hand reichen, ihn mit einem schon vergebenen Herzen betrügen würde?“

„Meine Paula...!“

„Ich wage es nicht,“ fuhr die Grafentochter fort; „ich kenne meinen Vater, kenne meine stolze Mutter, die mir schon den Gedanken, die Bitte nicht vergeben würden!“

„So flieh mit mir, Geliebte!“ drängte Handor. „Was hält Dich hier, wo Du selber keine Hoffnung hast, einer gehaßten und verabscheuten Verbindung zu entgehen, ja, wo eine Aussicht eines öden, trostlosen Lebens vor Dir liegt? Oh, ich weiß,“ fuhr er traurig fort, „daß ich Dir das nicht bieten kann, was in den Armen jenes Grafen Deiner wartet — kein stattliches Schloß, keine blendende Equipage, keinen Dienertroß; aber was die Liebe Dir zu bieten vermag, womit die Kunst Dich erfreuen kann, Paula, das ist Dir gewiß, und Deine Eltern — es müßten ja keine Menschen sein, wenn sie dem eigenen Kind entsagen, die einzig Tochter auf ewige Zeiten von sich stoßen würden. Dein Vater wird wüthen, ja, er wird uns verfolgen lassen, um Dich mir mit Gewalt zu entreißen; aber fürchte nichts: in meinem Schutze bist Du sicher, und hat der erste Aerger über einen zerstörten Plan sich ausgetobt, ist der erste Mißmuth vorüber, getäuschter Hoffnung wegen — er gerade am wenigsten wird grausam sein. Denke Dir dann, Herz,“ fuhr er fort, während sie sich ängstlich und zitternd an ihn schmiegte, „denke Dir jene selige Zeit, wenn ich, mit Deinen Eltern versöhnt, Dich ihnen wieder zuführen kann, wenn wir vereint zu ihren Füßen liegen und ihr Segen dann die Bande heiligt, die uns des Himmels Seligkeit schon auf Erden gegeben haben!“

„Mein Rudolph, mein Rudolph, oh, wie glücklich, wie namenlos glücklich würde mich Dein Besitz machen!“ rief das junge, leidenschaftliche Mädchen. „Ich kann ja nicht ohne Dich leben — Gott nur weiß es, Tag und Nacht sind meine Gedanken bei Dir, und wenn ich mir jetzt denke, daß ich von Deiner Seite gerissen, daß ich einem Manne überliefert werden soll, den ich nicht lieben kann, so liegt mein künftiges Leben

kalt und dunkel vor mir wie eine ewige, endlose Winternacht!"

„Meine Paula!" rief Handor und preßte sie fest an sich; aber im nächsten Moment horchte er auch rasch und erschreckt empor. Drinnen im Busch flatterte wieder ein Vogel, aber jetzt weiter entfernt als vorhin, und es war ihm fast, als ob er den Schritt eines Menschen auf dem Kiesboden gehört hätte.

„Komm," flüsterte er leise und zog die Erschreckte mit sich in das Dickicht hinein, „das Mondlicht ist hier viel zu hell; ein Verrätherauge könnte wachen."

„Ich darf nicht so lange fortbleiben, wenn ich vermißt werde..."

„Komm nur jetzt; mir war, als ob ich etwas hörte." Und er zog die nur halb Widerstrebende in den Schutz der Tujas, die ihnen Sicherheit und Deckung boten.

Handor hatte sich übrigens dieses Mal nicht geirrt, denn allerdings kreuzte gerade in diesem Augenblick ein Mann mit einem Gewehr auf dem Rücken den Kiesweg, der dicht unter dem Hügel wegführte. Es war der Förster, der schon seit Dunkelwerden im Park herumkroch und, nachdem er all' die entlegenen Stellen desselben vorsichtig abgesucht, um seinem Fasanendiebe auf die Spur zu kommen, jetzt auch dicht am Schlosse die Hölzer abspüren wollte: denn nirgend anders hatte er etwas Verdächtiges gefunden, während der heutige Abend wie gemacht zu einem derartigen Wilddiebstahl war.

Ein Fasanendieb konnte nämlich im Dunkeln gar nichts ausrichten, und selbst bei Mondschein war, wenn er nicht recht hell, wie gerade heut Abend, schien, die Sache schwierig, da die belaubten Bäume noch zu viel Schatten warfen. Daß aber trotzdem ein schlauer Dieb den Versuch, und zwar nicht erfolglos, gemacht, davon hatte er ja selber die Beweise im Holze — eine Anzahl von Federn und den kranken, mit einem Fischhaken gerissenen Fasanenhahn — gefunden, und der Geselle, welcher da einmal glücklich durchgekommen, würde diesen Abend kaum versäumt haben, um sein Diebeshandwerk forzusetzen.

Gerade jetzt kreuzte er deshalb, im Schatten der Baumgruppen über die Wiese kommend, den Kiesweg. Es war ihm

fast, als ob er ein Geräusch gehört hätte, und er zog sich nun unter dem Wartthurmhügel hin dem Gebüsche zu, wo ebenfalls jede Nacht einige zwanzig Fasanen besonders in einer kleinen Birkenlichtung aufbäumten und dort allerdings einiger Gefahr ausgesetzt waren.

Aber nichts wurde laut; wohl eine halbe Stunde stand er regungslos auf seinem Posten. Da plötzlich — ordentlich erschreckt zuckte er empor — hörte er das krampfhafte Flattern eines Fasans, das nämliche, was Handor schon zweimal vorher erschreckt hatte, ohne daß dieser freilich wußte, was es bedeute. Der alte Förster kannte den Laut aber viel zu gut, um auch nur einen Moment darüber in Zweifel zu sein.

Fast unwillkürlich fuhr er mit dem Gewehr in die Höhe; aber er wußte auch recht gut, daß ihm das für den Augenblick nichts helfen konnte. Noch einmal horchte er — der Vogel flatterte noch — jetzt wußte er genau die Richtung, und eine kurze Strecke auf dem Rasen hinspringend, wo sein Schritt geräuschlos verhallte, tauchte er gleich darauf in das die Anlage umgebende und nicht sehr dichte Buschwerk, genau der Richtung zu, wo die Birken standen. — —

Der alte Maulwurfsfänger hatte indessen kaum das Dickicht erreicht, als er auch den Hang, wo er jeden Fuß breit des Terrains kannte, vorsichtig hinunterschlich und der Stelle zuhielt, an der, wie er recht gut wußte, die Fasanen Nachts aufbäumten. Trotzdem trug er keine Waffe, mit der man hätte glauben sollen, daß er ihnen gefährlich werden konnte — nichts, als seinen alten Eichenstock. Ueberdies wußte er ja auch recht gut, daß er in solcher Nähe vom Schloß keinen Schuß wagen durfte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, unmittelbar darauf von den Schloßleuten umstellt und gefangen zu werden.

Der alte Bursche wußte aber besseren Bescheid und war, allem Anschein nach, nicht zum ersten Mal auf einem solchen Fang.

Mit der größten Umsicht und Ruhe schlich er langsam vorwärts, bis er den lichteren Platz jenes kleinen Birkenwäldchens, etwas dürrer Boden mit Haidegrund, der weiter nichts Anderes hervorbrachte, erreichte, und hier spionirte er dann so lange herum und suchte die Mondesscheibe hinter die

Bäume zu bekommen, bis er den Platz erreichte, wo die Fasanen standen. Aber auch das half ihm anfangs nichts, denn die ersten, welche er traf, waren zu hoch aufgebäumt, als daß er sie hätte erreichen können. Doch nicht alle schienen so vorsichtig gewesen zu sein. Nicht lange, so traf er einen dick aufgebüschterten Hahn, der, den Kopf unter die Flügel gesteckt, fest auf seinem Aste schlief und nicht einmal sein Nahen bemerkt haben konnte.

Der alte Maulwurfsfänger störte ihn auch nicht; leise kroch er zehn oder zwanzig Schritt zurück, bis unter einen dunkeln Busch, und begann hier seine Vorbereitungen.

Erst schraubte er seine Stockzwinge ab und steckte diese, damit sie ihm nicht verloren ginge, in die Westentasche; dann zog er die Angelruthe heraus und befestigte oben an der Spitze derselben einen mächtigen Angelhaken, wie sie bei den kleinen Fischen des innern Landes nie gebraucht werden. Diesen Haken band er so an die Ruthe, daß die Spitze mit dem Widerhaken nach unten zeigte, und als er dieselbe fest und sicher angeschnürt, daß sie ihm nicht wieder abriß, wie neulich einmal mit einem feisten, prächtigen Hahn, hob er sich langsam empor und glitt völlig geräuschlos zu dem Stamm des Baumes, auf dem seine Beute stand.

Ein ungeübtes Auge würde aber in dem belaubten Baum kaum im Stande gewesen sein, den Platz genau zu bestimmen, wo sich das Wild befand; der alte Bursche wußte das besser, und nachdem er nur ein paar Mal mit dem Kopf unter dem Baume hin und her gefahren, hielt er plötzlich still, brachte seine Ruthe vorsichtig in die Höhe und ließ die Angel langsam und geräuschlos an dem Stamm selber hinaufgleiten.

Der Fasan schlief fest; alle Bewegungen waren auch so vollständig geschickt ausgeführt, daß er kaum etwas davon merken konnte, da die Gestalt des Mannes unter dem Baume mit dem gleichfarbigen Untergrund zu einer ununterscheidbaren Masse zusammenschmolz. Jetzt aber hatte der Haken, ohne daß der Maulwurfsfänger von unten das Hinderniß bemerken konnte, gegen einen kleinen, trockenen Zweig gestoßen, und rasch und erschreckt richtete sich der Hahn mit einem leise gluckenden Laut empor.

Der Alte unter dem Baum rührte sich nicht. Wie an den Stamm gewachsen stand er da; nur seine rechte Hand dirigirte vorsichtig den Haken um das Hinderniß herum. Unten am Stocke hatte er sich dabei vorsichtiger Weise ein Zeichen gemacht, nach welcher Seite hin die Biegung des Hakens selber saß; jetzt mußte er damit über dem Hahn sein, und mit einem plötzlichen Ruck riß er den Stock zurück und den unglücklichen Fasan damit von seinem sicher geglaubten Stand herunter.

Dieser schlug allerdings aus Leibeskräften mit den Flügeln, aber nicht lange. Im Nu hatte ihn der Wilddieb gefaßt und ihm auch eben so rasch den Hals abgedreht, wonach er ihn in seine jetzt völlig leere Jagdtasche steckte und sich erst vorsichtiger Weise, ehe er auf neue Beute ausging, unter den nächsten Busch drückte, um abzuwarten, ob das nun einmal nicht zu vermeidende Geräusch nicht doch am Ende unberufene Zeugen herbeigelockt hätte.

Aber nichts ließ sich hören; der Wald war so still, wie je, und nur hier und da in den Bäumen regten sich die benachbarten Fasanen, die durch den Todeskampf des Kameraden munter geworden waren und von da und dort ein leises Glucksen hören ließen.

Jetzt glitt er wieder wie ein Schatten vor. Die schlanke Gestalt des Mannes kroch gebückt und schleichend über das durch den Nachtthau feucht gewordene Laub dahin, bis er unter den rege gewordenen Vögeln eine neue Beute ersehen hatte.

Was schadete es auch, daß sie munter geworden waren! Der Fasan streicht nach Dunkelwerden nur mit großem Widerwillen von seinem einmal eingenommenen Stande ab, weil er recht gut weiß, wie schwer es ihm wird, bei Nacht einen andern Platz zu finden, und sobald der Wilddieb nur die Vorsicht beobachtete, seinen Stock langsam und von dem Stamm wo möglich gedeckt in die Höhe zu bringen, hatte es mit dem Fange keine Schwierigkeit.

Auch den zweiten hatte er sich so gesichert, und wie er ihn herunterbrachte, entdeckte er dicht daneben auf einem ganz niedern Ast einen dritten.

Trotzdem wartete der Maulwurfsfänger wieder eine ganze Weile im Dickicht seine Zeit ab, ehe er sich auf's Neue in

das lichtere Holz hineinwagte; wußte er doch recht gut, daß ihn der alte Förster schon lange in Verdacht hatte, und daß der eben so gut die Zeit kannte, in welcher er seinem Fang nachzugehen pflegte.

Eigentlich hatte er sich vorgenommen gehabt, an dem Abend mit zwei Hähnen zufrieden zu sein; der dritte Hahn saß aber zu verlockend da, fast auf dem untersten Ast der Birke, er hätte ihn beinahe mit der Hand erreichen können; so günstige Gelegenheit fand er nicht wieder, und wenn er einen Monat danach gegangen wäre. Nach einer guten Weile erhob er sich deshalb wieder und kroch langsam gegen den Baum vor; der alberne Vogel hatte den Kopf wieder eingesteckt, und bis dicht unter ihn kam er, ehe er durch das doch nicht zu vermeidende Geräusch geweckt wurde und rasch emporfuhr — aber das half ihm nichts mehr. Der verhängnißvolle Haken saß ihm dicht über dem Kragen, der Wilddieb zog an, und der gefangene Fasan stürzte von seinem Ast herunter.

So tief aber hatte er gesessen, daß der untere Theil des Stockes, als ihn der Maulwurfsfänger zurückriß, gegen den Boden stieß und der Fasan dadurch von dem Haken loskam. Ehe er aber die Flügel ordentlich gebrauchen konnte, war der Wilddieb schon mit einem Satz auf ihm, faßte ihn am Halse, drehte ihm den Kopf herum und schob ihn dann schnell in den alten Ranzen zu den übrigen. — Aber erschreckt fuhr er empor — das waren rasch springende Schritte im Laub. Noch einmal horchte er: War es vielleicht ein aufgescheuchtes Stück Damwild, das sich hier in der Nachbarschaft niedergethan und nun den Platz floh? Nein, die Schritte gehörten keinem Stück Wild, und seinen Stock aufgreifend, floh der Dieb, so rasch er konnte, dem schützenden Dickicht zu.

„Halt, Schuft! Canaille — hab' ich Dich — steh' oder ich schieße!" schrie eine Stimme, die der Maulwurfsfänger nur zu gut kannte, denn es war die seines alten Freundes, des Försters. Wenn dieser aber geglaubt hatte, ihn damit wirklich zum Stehen zu bringen, so irrte er sich, denn der alte schlaue Gesell dachte an nichts weniger. Befand er sich doch auch unmittelbar vor dem Dickicht, das ihm seinen Rückzug vollständig decken konnte! Unter dem Schatten der Bäume

war überhaupt kein sicherer Schuß möglich, und ohne deshalb auch nur einen Moment zu versäumen, floh er auf den nächsten dicken Busch zu und sprang dort gerade hinein, als der alte Jäger sein Gewehr an die Backe riß.

Freilich wußte dieser, daß er einen Menschen eines solchen Vergehens halber nicht gleich todtschießen durfte, und zielte deshalb tief, um ihn in die Beine zu treffen; aber das Korn seiner Flinte konnte er überdies nicht sehen, ja, die ganze Gestalt des Flüchtigen glitt nur wie ein Schatten über den dunkeln Boden, und ehe er zum Abdrücken kommen konnte, war der Verbrecher in dem Busch verschwunden.

Aber darum war er noch nicht entwischt, denn gerade dorthin, wohin er floh, schloß die nach unten ziemlich hoch abfallende Mauer den Park ein. Dort hinüber konnte er nicht, des Försters Meinung nach; dann aber blieb ihm kein anderer Weg, als dicht unter dem kleinen Wartthurmhügel, unmittelbar am Schloß vorbei, und wenn er dort die Leute alarmirte, gelang es vielleicht doch noch, ihn zu erwischen.

Mit dem Gedanken feuerte er sein Gewehr in die Luft ab, schrie: „Halt ihn, halt ihn auf! Dieb! Dieb!" und lief dann, so rasch ihn seine Füße trugen, etwas mehr links zurück, wo er das größte Dickicht umging und dem Flüchtigen, sobald er auf offenes Terrain hinauskam, den Weg abschneiden konnte. Ließ er sich aber davon zurückschrecken und blieb im Dickicht, so nahm er all' die Bedienten und Leute im Schloß zusammen, umstellte mit ihnen das Dickicht und hatte ihn nachher sicher.

Der Schuß und das Schreien war allerdings im Schloß gehört worden, hatte aber auch noch andere Leute alarmirt.

„Rudolph, um aller Heiligen willen, wir sind verrathen!" flüsterte Paula, indem sie sich aus des Geliebten Armen wand. „Oh, Du mein großer Gott!"

„Noch nicht, mein Herz," rief Handor, der wohl auch erschreckt emporhorchte, sich aber doch nicht denken konnte, daß der weit in den Büschen drin abgefeuerte Schuß ihm gegolten habe. — „Flieh' — das ist etwas Anderes — Du giebst mir Nachricht, wann ich Dich wiedersehen kann; fort — dort

hinüber in den Busch — wir dürfen nicht zusammen gesehen werden — ich selber schleiche mich indessen auf dem Weg zurück, den ich gekommen bin."

Ehe Paula etwas darauf erwidern oder nur einen Schritt vorwärts thun konnte, brachen und prasselten rechts von ihnen die Büsche — aber nur eine dunkle Gestalt ließ sich erkennen, die dort hindurchsetzte. Handor, der schon wieder so weit am Rand der Dickung stand, daß er wenigstens hindurchsehen konnte, drehte erschreckt den Kopf der Richtung zu — aber von da hatten sie nichts zu fürchten. Der Bursche, welcher selber auf der Flucht schien, war mit einem Satz oben auf der Mauer und schien da einen Moment zu zögern — aber es war auch nur ein Moment, denn im nächsten schon verschwand er in den dichten Zweigen eines dort stehenden jungen Baumes und hinter der Mauer, während der Wipfel des Stammes, an dem er niederglitt, deutlich im Mondlicht schwankte und zitterte.

„Jetzt fort," flüsterte Handor, der natürlich glaubte, daß eine Verfolgung des Entflohenen nur dort stattfinden könne, wo er ihn zuletzt gesehen; „rasch hier gerad' aus durch die niederen Büsche zum Schloß, ich halte mich links — fürchte nichts, mein süßes Leben!" — Und noch einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen drückend, schob er sie freundlich drängend über den Kiesweg hinüber, während er selber, wie er sie nur von dem dunkeln Schatten der Büsche gedeckt sah, rasch den Kiesweg hinabschritt, um denen aus dem Weg zu kommen, die dem Entflohenen etwa folgen könnten.

Das aber war gefehlt. Hier lief er gerade dem dicht an den Buschrand heranspringenden alten Förster in den Weg, der plötzlich, wie ein Tiger auf seine Beute, auf ihn zustürzte, dicht vor ihm sein Gewehr an die Backe riß und mit lauter, donnernder Stimme schrie:

„Halt, Canaille! Jetzt hab' ich Dich verdammten Fasanendieb, nur einen Schritt und ich pfeffere Dir die Beine, daß Du in sechs Wochen keinen Schritt thun kannst!"

„Um Gottes willen, schießen Sie nicht, lieber Freund!" rief Handor, der allerdings im ersten Augenblick erschrak, seine Geistesgegenwart aber keinen Moment verlor. Er mußte

den Mann auch hier aufhalten, desto sicherer konnte Paula das Schloß wieder erreichen.

„Wenn Du stehen bleibst, nein," rief der alte Mann, der jetzt ganz bestimmt glaubte, den Fasanendieb erwischt zu haben; „aber bei der geringsten Bewegung, Gott verdamm' mich, ich spaße nicht! Heh, hallo!" schrie er dann, so laut er nur schreien konnte, denn sie mußten ihn von hier aus — wo im Sommer im Schloß alle Fenster offen standen — hören können. „Hierher! holla, holla!"

„Und wären Sie vielleicht so gut, mir zu sagen, weshalb Sie mich hier festhalten und einen so greulichen Spectakel machen?" fragte Handor ruhig.

„Heh, hallo! Hui, heh!" schrie aber der Alte, ohne ihn auch nur einer Antwort zu würdigen, und vom Schloß aus antworteten jetzt einzelne Stimmen. Die Leute waren dort schon durch den ungewohnten Schuß und den ersten Ruf aufmerksam geworden und traten vor die Thür.

Paula hatte indessen die vordere Terrasse erreicht und wollte eben darüber hin in ihr Zimmer flüchten, als sie oben ihren Bruder an seinem Fenster bemerkte, während unten in der Gartenthür der Koch mit seiner weißen Schürze und Mütze und einer der Bedienten standen. Es blieb ihr deshalb nichts übrig, als bis zu einem der kleinen Balkons zu gleiten, die, von eisernen Gittern umgeben, der Aussicht wegen hier gebaut waren. Blieb sie aber länger hier, so mußte sie entdeckt werden, wenn man sie nicht überhaupt schon in ihrem Zimmer gesucht hatte. Das Beste, was sie thun konnte, war, daß sie sich selber zeigte.

Als ob sie dort gestanden hätte, trat sie jetzt vor in das volle Licht des Mondes hinein und rief zu ihrem Bruder hinauf:

„Was ist das für ein Lärm, George?"

„Bist Du das, Paula?" rief dieser zurück. „Warte, ich komme gleich hinunter." — Und er verschwand vom Fenster. Wenige Secunden später stand er auch schon neben ihr mit seiner Flinte in der Hand. — „Was machst Du denn noch so spät hier unten im Garten, Schatz?"

„Mein Kopf schmerzt mich zum Zerspringen. Was bedeutet der Lärm?"

„Gott weiß es; geh in's Haus, Kind, ich werde selber nachsehen," rief der junge Mann und sprang jetzt, von ein paar Bedienten gefolgt, der Richtung zu, in der der alte Förster noch immer sein Heh, holla! lustig in die stille Nacht hinausschrie.

„Alle Wetter," lachte George, als er ihm, sein eigenes Gewehr im Anschlag, nahe kam, „was giebt es denn hier? Wer ist das?"

„Ich, Herr Graf," rief der Förster, der ihn schon an der Stimme erkannt hatte; „ich habe den verfluchten Fasanendieb erwischt!"

„In der That? Also der Herr hier? Wer bist Du, mein Bursche?" rief der junge Graf, indem die Bedienten um den Gefangenen herumtraten, der allerdings keine Hoffnung mehr hatte, zu entkommen, aber auch nicht die geringste Neigung zu einem Fluchtversuch zeigte. Dabei trat George dicht an den Gefangenen hinan und erkannte überrascht das im Mondlicht lächelnd ihm zugekehrte Gesicht des Fremden. „Handor!" rief er ganz erstaunt aus.

„Also Sie kennen ihn auch noch?" sagte der Förster, der jetzt den Hahn seiner Flinte in Ruhe setzte. „Das ist ein sauberer Patron!"

„Sie entschuldigen, Herr Graf," lächelte Handor mit der größten Ruhe, „daß ich Ihnen hier etwas sehr öffentlich als Fasanendieb vorgestellt werde! Weshalb der gute Mann da Verdacht auf mich hat, weiß ich nicht recht, denn ich pflege mich gewöhnlich nur dann mit Fasanen zu beschäftigen, wenn ich sie gebraten in der Schüssel finde."

„Aber wie, um Gottes willen, kommen Sie hier Nachts in den Park?" fragte George.

„Nur, um Sie zu sprechen," sagte Handor. „Ich wußte nicht," fügte er leise, sich zu dem jungen Grafen überbiegend, hinzu, „ob die Ueberraschung des Verlobungsabends auch vielleicht auf Ihre Eltern ausgedehnt war, und da ich Ihnen darüber Bericht erstatten wollte..."

„Aber, mein lieber Handor, das ist wirklich zu freundlich

von Ihnen! Bester Förster, der Herr ist kein Fasanendieb die Versicherung kann ich Ihnen geben."

„Kein Fasanendieb?" rief der Förster ordentlich erschreckt. „Und habe ich denn nicht, nachdem ich vorher den ganzen Abend im Busch herumgekrochen und hier auf der Lauer gelegen, den Fasan flattern hören und, wie ich zusprang, den Dieb weg und in den Busch hinein flüchten sehen?"

„Diesen Herrn?"

„Ja, wie Viele sollen sich denn hier Nachts herumtreiben? Ueber die Mauer konnt' er nicht, und als ich hier vorsprang, kam er gerade den Weg herunter und wollte am Schlosse vorbei und durchbrenuen."

„Das nun gerade nicht," lächelte Handor, der sich jetzt vollkommen sicher fühlte; „über die Mauer habe ich allerdings Jemanden springen oder doch an einem der Bäume hinabklettern sehen, einige Minuten später oder vielmehr unmittelbar danach, als ich in den gewundenen Gängen den Weg verfehlte und auf eine Art von Terrasse kam, auf der ein alter Thurm steht."

„Ah, dort — also da ist Ihnen Ihr Vogel doch entflogen, Förster," lachte George. „Und nun, Handor," rief er, indem er den jungen Mann unter den Arm faßte und mit sich fort führte, „erzählen Sie mir, was Sie haben und ob wir's rechtzeitig zu Stande bringen. Kommen Sie einen Augenblick hier im Weg mit auf und ab, denn zum Schloß kann ich Sie jetzt nicht führen, meine Schwester war eben noch auf der Terrasse."

Damit gingen die jungen Leute, ohne sich weiter um den Förster zu bekümmern, den Weg entlang und Handor berichtete jetzt, daß er ein reizendes Lustspiel gefunden habe, welches sich leicht würde besetzen lassen. Er hätte es gleich mitbringen wollen, aber auf seinem Tisch zu Hause liegen lassen, werde es jedoch morgen in aller Frühe herausschicken.

„Haben sie denn wieder Fasanen gestohlen, Förster?" fragte einer der Diener, als die beiden Herren den Rücken wandten, den Alten. Dieser antwortete aber nicht. Mit einem lästerlichen Fluch warf er sein Gewehr auf den Rücken und kehrte, sich umdrehend, nach der Stelle zurück, wo er den Wilddieb

zuerst gesehen hatte, um dort noch nach Spuren zu suchen und Beweise für seine spätere Anklage zu finden.

Handor und George gingen wohl noch eine Viertelstunde im Park auf und ab, um das Nöthige über Proben und Eintheilung zu besprechen; dann kehrte der Erstere auf dem breiten Fahrweg in die Stadt zurück.

Als George wieder in's Schloß kam und nach Paula fragte, berichtete das Kammermädchen, die Comtesse habe sich in ihr Zimmer zurückgezogen und sei zu Bett gegangen.

12.

Das Wiedersehen.

Das war eine schwere Nacht für Jeremias gewesen, eine ruheloſere wenigstens, wie er seit langen, langen Jahren gehabt, und rastlos warf er sich auf seinem Lager umher, bis sich der Himmel schon wieder im Osten zu färben begann und er jetzt erst in einen kurzen, traumgequälten Schlaf fiel. Aber sonderbarer Weise hatte der Traum nicht die mindeste Beziehung auf das, was ihn den ganzen Tag beschäftigt und seine Seele erfüllt hatte. — Er war wieder in Brasilien und Nordamerika, und alle fatalen Lagen, in denen er sich je in seinem Leben befunden, spiegelten sich ihm mit tollen, verzerrten Bildern vor seinem innern Geiste ab, bis er endlich mit einem lauten Aufschrei in seinem Bette emporfuhr und dadurch den armen Hausknecht, der gerade gekommen war, um seine Kleider zum Reinigen abzuholen, bis zum Tod erschreckte.

„Herr Du meine Güte," sagte der Mann, indem er ordentlich zusammenfuhr, „was schreien Sie denn nur so; es thut Ihnen ja Niemand 'was — nur die Kleider will ich ausklopfen!"

„Guten Morgen!" sagte Jeremias, der sich verdutzt und noch immer halb im Schlaf umsah — „wie viel Uhr ist's denn?"

„Sieben Uhr vorbei — Sie haben wohl geträumt?"

„Ja, ein bischen," gestand Jeremias, der sich jetzt vor dem Hausknecht schämte und nur verstohlen unter sein Kopfkissen griff, ob seine Brieftasche noch da wäre. Dann legte er sich wieder auf die andere Seite, als ob er noch einmal schlafen wolle. Aber er schlief nicht mehr; jetzt wäre es ihm nicht möglich gewesen, und um acht Uhr stand er auf, trank seinen Kaffee und lief dann mit schnellen Schritten in seinem etwas langen, aber schmalen Zimmer auf und ab.

So schnell er aber auch lief, so langsam verging ihm trotzdem die Zeit; hundertmal sah er nach der Uhr und hielt diese dann an's Ohr, weil er glaubte, sie müsse stehen geblieben sein, so wenig wollte der Zeiger von der Stelle.

Endlich, endlich war es halb zehn Uhr und er begann sich anzukleiden, was ihm aber auch nicht viel Minuten wegnahm, und noch fehlten zehn Minuten an der bestimmten Zeit, als er schon in Sicht des Hauses war, dem er aber noch nicht zu nahen wagte.

Zehn Minuten vor zehn Uhr stand Pfeffer oben in der Stube seiner Schwester fertig angezogen, denn er mußte wieder hinüber in die Probe.

Die Kranke fühlte sich heute bedeutend besser, aber sie sah leidender aus, als je, denn die Erregung dieser Stunde hatte alles Blut aus ihren Wangen getrieben und ihren Augen einen fast überirdischen Glanz verliehen.

„Höre 'mal, Guste," sagte Pfeffer, während er sie kopfschüttelnd betrachtete, „Du gefällst mir heute gar nicht, und wenn ich wüßte, daß der Patron, der Stelzhammer, Dich am Ende durch sein Wiederkommen noch kränker machte, wie damals durch sein Fortlaufen, so wartete ich lieber noch ein klein bischen da draußen auf dem Gang und schmiß ihn dann, wenn er sich oben blicken ließe, einfach die Treppe hinunter — steil genug ist sie."

„Mir ist viel besser heute, Fürchtegott," sagte lächelnd die Frau; „ich sehe nur ein bischen angegriffen aus."

„Das weiß Gott!" brummte Pfeffer — „und wenn ich nur eigentlich wüßte, was er wollte? Geschieden seid Ihr und müßt geschieden bleiben..."

„Und kannst Du es ihm verdenken, daß er Sehnsucht nach seinem Kinde hat?"

„Hm," knurrte ihr Bruder ärgerlich in den Bart, „hat dann verdammt lange Zeit gebraucht, bis sie zum Durchbruch kam!"

„Fürchtegott..."

„Na meinetwegen, das macht Ihr jetzt mit einander ab — ich muß in die Probe, aber recht ist mir's nicht, das kann ich Dir versichern, und viel lieber wär's mir gewesen, wenn ich dem Herrn erst einmal hätte auf den Zahn fühlen dürfen — Windbeutel der — Herr Gott, jetzt ist's schon in drei Minuten Zehn, und ich fange an... — na also, halt' Dich tapfer, Alte," sagte er, indem er der Schwester mit mehr Herzlichkeit, als er sonst gern zeigen mochte, die Hand reichte — „reg' Dich nicht zu sehr auf. Jettchen, Dir bind' ich sie auf die Seele — na, das wird ein bischen Heulerei werden, und ist mir doch lieb, daß ich nicht dabei zu sein brauche," — und seinen Hut aufstülpend, verließ er rasch das Zimmer.

Unten auf der Straße ging er, den Hut in die Stirn gezogen, die linke Hand auf dem Rücken, die rechte vorn in den zugeknöpften Rock gesteckt, rasch seines Weges, als er einem kleinen, wohlbeleibten ältlichen Herrn begegnete, der kein bestimmtes Ziel zu haben schien, auch ein paar Mal stehen blieb und an den Häusern hinaufsah, als ob er eine Nummer suche.

Als ihm Pfeffer begegnete, sah ihn dieser mißtrauisch über die Brille an. War das etwa der Schwager — so dicht am Hause und unmittelbar vor zehn Uhr?

Der Fremde hatte ihn jedenfalls aus dem Hause kommen sehen und betrachtete ihn ebenfalls, und als Beide sich passirt hatten, sahen sie sich gegenseitig noch einmal um.

Aber er konnte es doch nicht sein, er ging an der Thür vorbei. Pfeffer hatte sich ihn auch ganz anders gedacht, aber augenblicklich keinen Moment Zeit mehr zu verlieren, um darüber nachzudenken, eben schlug es vom Rathhausthurm zehn Uhr, und wie er stets außerordentlich pünktlich war, haßte er

nichts so sehr auf der Welt — außer einem schlechten Glas Bier — als Strafe wegen Versäumniß zu zahlen.

Es war aber trotzdem Jeremias gewesen, dem er da begegnete, und dieser hatte ebenfalls einen starken Verdacht, daß der Herr, der ihn so aufmerksam betrachtete, mehr von ihm wußte, als ihm augenblicklich angenehm war. Er ging deshalb an dem Hause vorbei — richtig, er sah sich nach ihm um — immer noch ein Stück die Straße hinab, bis jener um die Ecke verschwunden war. Dann erst kehrte er zurück. Es schlug gerade zehn Uhr vom Thurm; das war die Zeit, und jetzt der Augenblick gekommen, den er ersehnt und gefürchtet, Jahre lang — und auf den Hacken drehte er um und betrat festen Schrittes das wohlgemerkte Haus.

Auf der ersten Treppe ging es auch so ziemlich; er schritt Stufe nach Stufe rasch empor, ja, er zählte die Stufen, während er sie betrat, vergaß aber eben so rasch die Zahl, und wie er den dritten Absatz erreichte, mußte er stehen bleiben, denn der Athem ging ihm aus und er schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trocknen. Und wie ihm dabei das Herz schlug — er hätte es nicht für möglich gehalten, daß es im Leben so klopfen könnte. Aber was half es — er war angemeldet, die Zeit verstrichen, und je länger er hier zögerte... — die Zähne zusammenbeißend, nahm er einen frischen Anlauf, und jetzt war er oben. Drinnen im Zimmer hatten sie seinen Schritt schon gehört. Jetzt stand er an der Thür und hob den Finger zum Anklopfen. Die Adern pochten ihm in der Stirn, als ob sie ihr zähes Gewebe zersprengen wollten — es mußte sein.

„Herein!"

Langsam öffnete er die Thür — mitten im Zimmer stand bleich und zitternd ein liebliches, jugendfrisches Kind, auf dem Sopha saß eine ernste und doch freundliche Frauengestalt — er sah aber ihre Umrisse nur, die düster, wie in einem Nebel, mit Regenbogenrändern zusammenflossen.

Er trat in's Zimmer und drückte die Thür wieder hinter sich in's Schloß, und keinen Schritt wagte er weiter hinein zu thun.

„Und bist Du das wirklich, Jeremias — bist Du wirklich

endlich zurückgekehrt, um Dein Weib, Dein Kind noch einmal zu sehen?" sagte die Frau mit ihrer milden, aber jetzt schmerzbewegten Stimme.

Jeremias war nicht im Stande zu antworten, sein Hut fiel auf den Boden nieder, mit beiden Händen deckte er sein Gesicht, und Thränen, heiße, brennende Thränen quollen ihm aus den Augen.

Aber da hielt sich Henriette nicht länger. —

„Vater!" rief sie, flog an seinen Hals und legte ihre Arme um ihn — „Vater, lieber, lieber Vater! oh, daß ich den Namen endlich gefunden habe — nun darfst Du nicht wieder fort von uns — nie, nie, darfst die Mutter nicht wieder, darfst Dein Kind nicht mehr verlassen!"

Das brach das Eis. Jeremias nahm die Hände von den Augen, und sein Kind umfassend und an sich drückend, schluchzte er unter Thränen: „Jettchen, Jettchen, kennst Du denn Deinen weggelaufenen Vater noch?"

„Mein lieber Vater — und wie hat sich die Mutter auf den Augenblick gefreut! Komm zur Mutter!" und ihn leise führend, zog sie ihn zum Sopha, wo die Frau, ihre Augen von Thränen überströmend, saß — aber es waren Freudenthränen, wenn sich auch mancher Tropfen Wermuth hineinmischte.

Jetzt hatte er die Stelle erreicht — sehen konnte er kaum, denn wie ein Netz schwamm es ihm in farbigen, schillernden Lichtern vor den Augen, aber er fühlte eine sich ihm entgegen streckende Hand, und ehe er selber recht wußte, wie ihm geschehen, saß er auf dem Sopha neben der Gattin, die ihr Haupt wie müde an seine Brust lehnte und leise weinte.

„Meine gute, gute Auguste — und kannst Du wirklich dem schlechten Menschen verzeihen, der zu feige war, Noth und Mangel mit Dir zu tragen, und hinaus in die Welt lief wie ein richtiger Vagabond?"

„Mein armer Jeremias, wir haben Beide recht viel ausgestanden!"

„Das weiß Gott, das weiß Gott!" stöhnte der kleine Mann, indem er zum ersten Mal einen Versuch machte, sich die Augen zu trocknen — „recht viel haben wir ausgestanden, Auguste, und es vielleicht nicht einmal so schwer verdient,

denn wir waren Beide noch jung und hatten keinen Begriff von dem, was zum Leben gehörte. Aber jetzt, jetzt bin ich wieder da und kann wenigstens einen Theil meiner Schuld sühnen."

Die Frau seufzte auf, recht aus tiefster Brust, aber sie sagte kein Wort, nur fester lehnte sie ihr Haupt an die Schulter des Verlorenen und Wiedergewonnenen, und Jeremias küßte ihre Stirn, und rascher als je rollten ihm die Thränen über die Wangen nieder.

Jeremias war aber keine Natur, die sich solchen Gefühlseindrücken lange gutwillig hingegeben hätte. Thränen — er wußte sich der Zeit nicht zu erinnern, daß ihm eine Thräne in's Auge gekommen wäre, und jetzt weinte er wie ein kleines Kind! Das ging nicht. Mit einer wahren Energie faßte er sein rothes, schon ganz nasses seidenes Taschentuch auf, wischte sich entschieden die Augen ab und sagte:

„Und das ist Jettchen? Lieber Gott im Himmel, wenn ich noch an den Abend zurückdenke, wo ich dem Kind den letzten Kuß gab — aber nein, das ist jetzt vorbei, das ist überstanden! Ich bin wieder bei Euch — ich war damals ein schlechter — nein, kein schlechter Mensch, Auguste, glaube mir das! Ich bin nie schlecht, aber leichtsinnig, bodenlos leichtsinnig gewesen, und jetzt habe ich nichts weiter auf der Gotteswelt zu thun, als das wieder gut zu machen, so viel es nämlich in meinen Kräften steht..."

„Mein lieber Vater..."

„Und hast Du mich denn wirklich lieb, Kind?" rief Jeremias gerührt. „Guter Gott, es ist so lange her, daß ich mich kaum noch erinnern kann, es hätte mich jemals ein Mensch in meinem Leben lieb gehabt!"

„Jeremias..."

„Ja, Auguste, Du!" sagte er herzlich — „und das einzige Wesen, das mich wirklich lieb hatte, habe ich auch am allerschlechtesten behandelt!"

„Und trug ich denn nicht selber mit die Schuld?"

„Nein, Auguste, nein, wahrhaftig nicht! Glaub's ihr nicht, Jettchen — sie war immer brav und gut, nur viel zu gut, viel zu gut für mich, und erst draußen mußte ich's ein-

sehen, mußte ich's fühlen lernen, draußen unter den fremden Menschen, die mich da und dorthin stießen! Liebe — wer hat da draußen Liebe zu einem Andern!"

„Armer Vater!"

„Ja, mein Kind, wohl kannst Du sagen: „armer Vater", denn nicht allein, daß mir's so schlecht ging, daß ich Hunger und Noth zu leiden hatte — das geschah mir recht, und manchmal hätte ich mich ordentlich darüber freuen können, aber die Reue kam noch dazu, die Reue, daß ich schlecht an Euch gehandelt, und nur erst, als ich die Möglichkeit sah, daß ich das jemals wieder, wenigstens zum Theil, gut machen könnte, wurde es besser. Da habe ich auch wohl noch gedarbt, aber gespart dabei, jeden Reis gespart und zurückgelegt, und da wurde es mir auch wieder im Herzen wohl, da wurde ich wieder froh und glücklich, und jetzt — Gott sei ewig Lob und Dank! — jetzt ist auch das überstanden, und Ihr sollt nun keine Noth mehr leiden!"

„Wir haben noch keine Noth gelitten, Jeremias," sagte die Mutter freundlich.

„Doch, Auguste, doch!" rief Jeremias, indem er noch einmal seine Augen abwischte und sich dann im Zimmer umsah — „ich seh' es an Allem — kümmerlich habt Ihr Euch bis jetzt behelfen müssen — und der Tisch da drüben? Wovon hat denn das Kind da so blasse Wangen und so rothe Ränder um die Augen?"

„Vom Weinen, Vater — vor lauter Freudenthränen, daß wir Dich wieder haben!"

„Und ich glaub's doch nicht — Graf Rottack hat mir's schon erzählt, und wenn ich mir auch nichts merken ließ, wollt' es mir doch fast das Herz abdrücken!"

„Es ist nicht so schlimm," lächelte Henriette, „arbeiten muß ein Jeder, und ich möchte gar nicht ohne Arbeit leben."

„Gott lohn' es Dir, was Du an Deiner Mutter gethan hast, Kind — und er wird's auch, er wird's auch — hab' jetzt guten Muth, und wenn Euch der junge Jeremias auch davongelaufen ist, so hat er Euch doch jetzt den alten hergeschickt, daß der die Geschichte wieder in Ordnung bringt.

— Aber jetzt müssen wir auch die übrige Familie herbeiholen. Wo steckt denn der Schwager?"

„Onkel hatte um zehn Uhr Probe, Vater, und ging kurz vorher weg, ehe Du kamst."

„Ob ich es mir nicht beinahe gedacht habe," nickte Jeremias vor sich hin — „darum guckte er mich so an! Den hätt' ich aber nicht wiedergekannt..."

„Hast Du ihn gesehen, Jeremias?"

„Ich glaube ja, unten am Hause — und wann kehrt er zurück?"

„Er kann nicht lange bleiben; es ist nur Probe von einem einactigen Lustspiele. Er wird bald wiederkommen."

Jeremias hatte die Frau jetzt zum ersten Mal aufmerksamer betrachtet, und ein eigenes, wehes Gefühl zuckte ihm durch's Herz, als er in die bleichen, abgehärmten Züge schaute, auf denen ihn das augenblickliche Roth der Erregung nicht täuschen konnte. — „Aber, Auguste," sagte er leise, „Du bist wirklich krank — was fehlt Dir nur? Hast Du keinen Arzt?"

„Ja Jeremias," nickte lächelnd die Frau, „ich habe einen Arzt, aber er kommt nur selten, denn er kann mir ja doch nicht helfen. Jetzt ist der beste Arzt mit Dir eingezogen: das Gefühl, daß Du uns doch nicht ganz vergessen hattest und daß ich, wenn ich einmal von hier scheide, das arme Jettchen nicht ganz schutzlos in der Welt zurücklasse."

„Meine Mutter..."

„Laß, mein Kind — wir bleiben vielleicht noch eine Weile beisammen, und an dem Onkel hättest Du ja auch wohl eine Stütze gehabt; es wird jetzt gewiß wieder besser gehen."

„Du bist recht krank, Auguste..."

Die Frau schüttelte lächelnd mit dem Kopf. — „Lange nicht so krank, als Du denkst. Aber nun erzähle mir, mir und Deinem Kinde, wo Du die langen Jahre gewesen und wie es Dir ergangen. Du kannst doch wohl glauben, daß wir neugierig sind, das zu hören."

Jeremias fühlte recht gut, daß sie seine Aufmerksamkeit nur von sich selber ableiten wollte, und warf einen scheuen Blick auf Jettchen, in deren Augen wieder Thränen standen;

aber wenn sie es selber wünschte, mochte er ihr auch nicht entgegenhandeln. So neben ihr, ihre Hand in der seinen, gab er ihr jetzt mit kurzen Worten eine gedrängte Uebersicht seines ganzen, vielbewegten Lebens. Dabei aber, und von der Gegenwart abgelenkt, brach auch oft wieder der alte, drollige Humor durch und rief manchmal ein Lächeln auf die Züge von Frau und Tochter. Je weiter er aber darin kam, desto wärmer wurde er selber, und wie er erst von der Zeit erzählen konnte, wo sich seine Umstände besserten, wo er anfing, Geld zu verdienen und von Tag zu Tag die Stunde näher rücken sah, in der er zu den Seinen zurückkehren konnte, da glühte sein dickes, gutmüthiges Gesicht in Freude, und nun fing er auch an aufzuzählen, was er verdient hatte, und zuletzt wie rasch und leicht, „Hand über Hand", wie er sich ausdrückte, und wie die, welche ihm noch nach so langen Jahren ihre Treue und Liebe bewahrt, nun auch keine Noth mehr leiden sollten, und wie er sie hegen und pflegen wolle sein ganzes Leben lang.

Wie er mitten im Erzählen war, ging plötzlich die Thür auf und Pfeffer stand auf der Schwelle.

„Ob ich mir's denn nicht gedacht habe," sagte er, mit dem Kopf nickend — „also das ist Herr Stelzhammer? Sieh 'mal an, und schon ganz häuslich niedergelassen..."

„Herzonkel!" rief Henriette und flog auf ihn zu — „ach, wir sind so glücklich, daß er wieder da ist!"

„Ih, seh'n Sie einmal an," meinte Pfeffer, indem er über Henriettens Schulter wegzusehen suchte, „also eine glückliche Familie — auch eine komische Manier, eine Familie glücklich zu..."

Er kam nicht weiter. Henriette hatte ihm die Hand auf den Mund gelegt und ließ ihn nichts mehr sagen, und Jeremias war aufgestanden, ging auf den Mann zu, und ihm die Hand entgegenstreckend, sagte er gutmüthig:

„Schwager — Schwager Pfeffer, wollen wir nicht auch Freunde werden?"

Fürchtegott Pfeffer legte vorsichtiger Weise seine beiden Hände auf den Rücken, und als ihn Henriette losließ, betrachtete er sich aufmerksam von Kopf bis zu Füßen seinen neuen Schwager und seine Schwester, die, wohl bleich und angegriffen,

aber doch mit einem lange vermißten Zug von Glück in ihren milden Zügen auf dem Sopha saß.

„Und sehen Sie da, Herr Stelzhammer, was Sie angerichtet?" sagte er endlich.

„Schwager Pfeffer, gieb mir Deine Hand," drängte Jeremias.

„Sehen Sie, wie es hier anderen Leuten gegangen, während Sie sich ganz vergnügt in Brasilien und bei der Königin Pomare und Gott weiß wo sonst noch herumgetrieben haben?" fuhr Pfeffer unerbittlich fort.

„Bester Schwager Pfeffer — Bruder — Onkel!" baten jetzt aber Alle miteinander — „gieb ihm die Hand — sei gut mit ihm — er hat ja versprochen, daß er uns Alle lieb haben will!"

„Das dank' ihm der Deubel!" brummte Pfeffer, immer noch in seiner alten Stellung — „und jetzt will er hier bleiben?"

„Er geht nicht wieder fort, Schwager," sagte Jeremias, „er ist herzensfroh, daß er wieder da ist, und will auch, so weit das nur irgend angeht, gut machen, was er früher einmal schlecht gemacht hat — es thut ihm in der Seele weh!"

„Thut's ihm — so?" sagte Pfeffer — „und das geschieht ihm recht; verdient hätt' er 'was Anderes; aber da die Guste heute wieder einmal ein glückliches Gesicht macht, was ihr in langen, langen Jahren nicht vorgekommen, so..." na, da ist meine Hand auch, Jeremias, und — sei willkommen in Deutschland."

„Schwager Pfeffer!" rief Jeremias gerührt, indem er die Hand nahm und herzlich drückte, dann aber seine Gefühle nicht mehr bewältigen konnte und den Mann beim Kopfe faßte und herzhaft abküßte, was sich Pfeffer mit einer wahrhaft stoischen Ruhe gefallen ließ. Wie er aber glauben mochte, daß es nun genug sei, sagte er:

„So — und nun setz' Dich hin und betrag' Dich vernünftig — weiß es Gott, jetzt flennt der auch — na, da will ich nur hinübergehen und meine Wasserstiefeln anziehen."

„Du darfst nicht fort, Onkelchen!" rief Henriette, rasch seinen Arm fassend — „Du mußt jetzt bei uns bleiben, und

Deine Wasserstiefeln brauchst Du auch nicht — siehst Du, es ist Alles wieder trocken!"

„Hm — na da meinetwegen," brummte Pfeffer, der sich noch immer nicht ganz behaglich zu fühlen schien, denn das Neue der Situation gefiel ihm nicht — „drüben ist's freilich gemüthlicher, und bei einer Pfeife... — rauchst Du, Jeremias?"

„Ja gewiß, Schwager!"

„Das ist wenigstens vernünftig — bespricht sich so Manches doch besser, was — wir gerade mit einander zu besprechen haben."

„Heute dürft Ihr auch hier rauchen," sagte die Frau freundlich; „die Brust ist mir heute viel leichter."

„Na, das wollen wir doch nicht gleich am ersten Tag einführen," sagte ihr Bruder, „daß wir Dir hier das Zimmer vollqualmen; der Mensch ist ja kein Schornstein, und... — aber, Jeremias, Jeremias!" rief er plötzlich, indem er seinen neuen Schwager oder vielmehr alten Schwager betrachtete und sich dabei bedenklich hinter dem rechten Ohr kratzte — „Junge, Junge, wo sind Deine Haare geblieben? Du hast Dir ja in dem Brasilien eine Staatsglatze stehen lassen!"

„Ja, mein bester Pfeffer..."

„Alle Wetter," rief dieser rasch, „warst Du denn schon gestern bei der Lise drüben — mit dem Grafen?"

„Bei der Lise?"

„Nun, bei meiner andern Schwester, der Bassini."

„Ja, allerdings," lächelte Jeremias verlegen — „wir glaubten... — aber wo willst Du hin, Jettchen?"

„In die Küche, Vater, und das Essen besorgen — Du bleibst doch bei uns?"

„Na, er soll wohl in's Wirthshaus gehen?" rief Pfeffer.

„Ja — wenn Ihr mich haben wollt..."

„Haben wollt — Unsinn — aber die wird Augen machen, wenn sie kommt und Dich hier sieht! Das war die Glatze, die wie eine Tischplatte groß sein sollte!"

„Aber wo ist die Elise?" fragte die Frau lächelnd — „es wundert mich, daß sie noch nicht da ist..."

„Lauter Unsinn hat sie heute auf der Probe geschwatzt,"

lachte Pfeffer, „den ganzen Schädel hatte sie voll vom neuen Schwager, und mich nannte sie sogar ein paar Mal Jeremias. Jetzt muß sie ihre Scene noch einmal durchprobiren, denn so wär's heut Abend eine Heidenwirthschaft geworden — aber noch Eins, da Jettchen gerade draußen ist — mit dem Rebe hat's wieder was 'gesetzt!"

„Mit dem Rebe?" sagte die Frau bestürzt.

„Rebe? — Wer ist das?"

„Hm," brummte Pfeffer, „ein vierter und fünfter Liebhaber, der aus lauter Leidenschaft zur Kunst, weil er auf der Bühne keine Liebhaberin bekommen kann und immer abfährt, unserem Jettchen Schrullen in den Kopf gesetzt hat."

„Dem Jettchen?"

Pfeffer nickte und summte leise ein Lied vor sich hin.

„Der Rebe," sagte die Frau, „ist ein braver, anständiger Mensch und ordentlicher Leute Kind, aber blutarm und dabei Feuer und Flamme für's Theater."

„Hat er denn Talent?"

„Ih nu," meinte Pfeffer, „so ganz ungeschickt stellt er sich gerade nicht an, und manchmal macht er seine Sache gar nicht so schlecht — verderben thut er wenigstens nie etwas; aber was will das sagen? Eine große Rolle können sie ihm nicht anvertrauen und thun es nicht — Handor spielt sie auch alle allein, — und wenn er's im Leben nicht weiter bringen kann als zu einem so unglückseligen Fach, so hätte er zehntausendmal lieber Schuster oder Schneider werden sollen!"

„Und Jettchen hat ihn gern?"

„Ich fürchte ja," nickte die Frau, „sie — spricht nicht darüber."

„Das ist gerade das Schlimmste!" rief Pfeffer — „wenn sie viel davon erzählte, wär's nicht so arg; aber so hockt sie Tag und Nacht an dem verdammten Blumentisch und grübelt und denkt und seufzt, und nachher frißt sich so eine Geschichte noch viel tiefer in's Herz hinein. — Deshalb hat sich die Lise nie ordentlich verliebt, weil sie's gleich allen Menschen erzählen mußte."

„Und ließe sich nicht doch vielleicht etwas Anderes für ihn

finden," sagte Jeremias, „womit er sein Brod ehrlich verdienen könnte? Was ich dabei thun kann..."

Ja wohl, der auch," schüttelte Pfeffer mit dem Kopf; „er hat ja studirt und, ich glaube sogar, sein Examen gemacht — aber Gott bewahre, Komödie müssen wir spielen, „die Kunst hat ihn gerufen", und eher richtet er sich und Jettchen zu Grunde, ehe er davon abgeht!"

„Und was war heute wieder mit ihm?" fragte die Frau.

„Ach, die ewigen Häkeleien mit dem eitlen Laffen, dem Handor!" rief ihr Bruder — „der Mensch kann ihn nicht leiden und chicanirt ihn, wo sich Gelegenheit bietet; da hat denn unser sauberer Director — ein Lump, wie er im Buche steht — weil er den Handor nicht entbehren kann, dem Rebe gekündigt."

„Du lieber Gott," seufzte die Frau — „das arme Jettchen!"

„Aber vielleicht ist das ein Glück," sagte Jeremias, „und bringt ihn möglicher Weise dazu, wozu mir ihn haben wollen, daß er ganz vom Theater abgeht. Wenn ich nur einmal mit ihm sprechen könnte!

„Der nicht, der wahrhaftig nicht!" rief Pfeffer — „dem hat's der Souffleurkasten angethan, und der ruht nicht eher, bis sie ihn einmal erst mit faulen Aepfeln und anderen Vegetabilien von den Brettern hinuntergepfiffen haben. Dann kommt er in das Stadium, wo er über die Undankbarkeit des Publikums und den schlechten Geschmack unseres jetzigen Zeitalters schimpft, und nachher wär's vielleich möglich, ihn zur Vernunft zu bringen — früher nicht."

Die Frau seufzte recht tief auf, und Jeremias, der kein Auge von ihr wandte, sagte herzlich:

„Na, laß nur sein, Auguste, vielleicht wird ja noch Alles gut; ich bin ja jetzt da, und Du sollst sehen, ich halte Dir, was ich versprochen habe."

„Aber daß das Jettchen einen schlechten Schauspieler heirathet," rief Pfeffer, „dazu gebe ich meine Einwilligung nicht — lieber, bei Gott, einen Tagelöhner, denn da wissen sie doch vorher, daß sie hungern müssen, und faseln nicht in einem fort von Lorbeern und „Rufen"! Jeremias, sei vernünftig — Du weißt, wie Du's getrieben hast."

„Ja, Bruder Pfeffer, Du hast Recht," sagte Jeremias kleinlaut; „es ist freilich ein bitterböses Ding..."

„Ist er da?" rief draußen eine schrille Stimme — „ist er gekommen, Jettchen?"

„Gott sei uns gnädig!" sagte Pfeffer — „jetzt tritt Fräulein Bassini auf, jetzt Acht gegeben — ich müßte meine leibliche Schwester nicht kennen!"

In dem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und Fräulein Bassini trat wirklich auf, aber nicht, wie ihr Bruder vielleicht erwartet haben mochte, in aller ungeduldigen Hast, sondern mit Würde. Langsam den Kopf erhoben, fast zurückgebeugt, trat sie in's Zimmer. Kaum aber traf ihr Blick den Gesuchten, als sie vollständig aus ihrer Rolle fiel, denn zu ihrem Erstaunen kannte sie ihn augenblicklich als den Nämlichen, den sie damals für den „Kammerdiener" des Grafen gehalten und deshalb mit gründlicher Nichtachtung behandelt hatte.

„Herr Du meine Güte," rief sie, „das ist ja..."

„Der Mann mit der tischplattengroßen Glatze," ergänzte Pfeffer — „ja wohl, Fräulein Bassini — bitte, setzen Sie sich, es kommen gleich Stühle, — habe die Ehre, Ihnen hier einen, eine Zeit lang verloren gegangenen Schwager vorzustellen, der sich neuerdings wiedergefunden hat: Herr Jeremias Stelzhammer."

„Liebe Schwägerin," sagte Jeremias, der mit gutmüthigem Gesicht auf sie zuging und ihr die Hand entgegenstreckte.

„Herr Stelzhammer," sagte Fräulein Bassini vornehm, „es ist mir sehr angenehm..."

„Ach, Papperlapapp," rief Pfeffer, „Du kommst um einen Posttag zu spät — wir haben die ganze Geschichte schon untereinander abgemacht — gieb ihm die Hand und einen Kuß und seid gute Freunde!"

„Aber, Fürchtegott..."

„Wird schon nicht anders werden, Schwägerin," lachte jetzt auch Jeremias, indem er auf sie zuging und die Arme ausbreitete.

„Aber so geschwind geht es denn doch nicht," rief Fräulein Bassini, noch zurückweichend, — „das nehmen Sie mir nicht übel, Schwager, das war doch..." — aber sie kam nicht

weiter. Jeremias war nicht der Mann, sich auf solche Art zurückweisen zu lassen, und als Jettchen eben die Thür aufmachte, um dem Vater zu helfen, wenn die Tante vielleicht — wie sie das gar zu gern that — noch etwa Einwendungen zu machen hätte, fatzte er sie schon beim Kopfe und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund.

„Aber, Schwager," rief Fräulein Bassini, meine Locken..."

„Donnerwetter ja, Junge," rief Pfeffer, „nimm Dich in Acht; die gehen ab!"

„Du bist ein Grobian, Fürchtegott..."

„Und nun Friede und Freundschaft," sagte Pfeffer — „komm, sei vernünftig, Lise — der Jeremias war früher ein Leichtfuß und ist jetzt ein ordentlicher Kerl geworden, die Auguste freut sich, daß er wieder da ist, Jettchen auch; also haben wir Beide doch nichts hineinzureden, denn das ist eine Familien-Angelegenheit."

„Und gehören wir nicht etwa mit zur Familie?

„Beiläufig ja, aber nie mehr wie nöthig — und nun, Jettchen, wie ist es mit Deinem Essen?"

„Gleich fertig, Onkelchen, ich will nur den Tisch decken — aber mit Tellern wird's heute knapp hergehen; auf so viel Gäste sind wir freilich nicht eingerichtet."

„Bah, da behelfen wir uns — nicht wahr, Jeremias?"

„Du lieber Gott," sagte dieser, „mir ist heute gar nicht wie essen! Ich bin so froh, so glücklich, ich könnte auf Einem Beine tanzen..."

„Müßte famos aussehen," lachte Pfeffer — „und jetzt Platz da, daß das Mädel den Tisch decken kann — heute wollen wir einmal en famille speisen!".

13.

Verschiedene Kunstinteressen.

Graf Rottack war an diesem Morgen in der Stadt gewesen, um noch einige Einkäufe zu machen. Als er zurückkehrte, fand er Helene allein in ihrer Stube, den Kopf in die Hand gestützt und eine helle Thräne im Auge, während die Kinder um sie her lustig und guter Dinge am Boden spielten.

„Und wieder so traurig, Herz?" sagte er, indem er auf sie zuging, sie leise umfaßte und ihre Stirn küßte; „kann ich denn gar kein Lächeln mehr auf Deine Wangen rufen?"

„Ach, Felix," seufzte die junge Frau, indem sie ihr Haupt an ihn lehnte, „sei nur nicht böse, ich weiß, daß ich Unrecht thue, Dir Unrecht thue vor allen Anderen, denn kein Wesen in der Welt hätte mehr Ursache, sich glücklich zu fühlen, als ich; aber — der gestrige Morgen will mir noch immer nicht aus dem Kopf. Sie wußte, daß ich ihr Kind war, sie mußte es wissen, da Du ihr den Namen jener Frau genannt, und doch, wie kalt, wie stolz blieb sie gegen mich, wie verrieth kein Zug in ihrem Antlitz, daß ihr Herz nur den tausendsten Theil jener Sehnsucht fühlte, in meine Arme zu fliegen, wie sie mich fast verzehrt und aufreibt!"

„Sie mußte sich Gewalt anthun, Herz," beruhigte sie Felix; „wer von uns weiß denn, was sie dabei gelitten?"

Helene schüttelte leise und traurig mit dem Kopf. „Jene eisernen Züge," flüsterte sie, „sahen nicht aus, als ob je ihr Herz irgend eine Pein darauf hervorgerufen; sie war kalt wie Eis, und ihr Blick haftete neugierig, aber wahrlich nicht liebend auf mir."

„Und doch hast Du Dich vielleicht geirrt, Helene!" rief Felix; „mußte nicht zuerst bei Deinem Anblick auch das Eine erste Gefühl die Oberhand gewinnen: die Angst, ihr Geheimniß verrathen zu sehen? Laß sie einmal mit Dir allein

sein, laß sie Dich selber sprechen und Dir dabei in die lieben, treuen Augen sehen, und ihr Mutterherz wird schmelzen; sie wird das Kind in ihre Arme drücken!"

„Ach, und weiter verlange ich ja auch nichts auf der Welt, Felix, als nur einmal, ein einziges Mal an ihrem Herzen zu ruhen und den süßen Namen Mutter auszusprechen. Dann will ich ihren Frieden nie, nie wieder stören; ich ziehe fort mit Dir, wohin Du mich führst, und will selig sein — schwelgen in der Erinnerung an den einen Augenblick!"

„Und der Wunsch wird Dir erfüllt werden, Helene," sagte Felix freundlich, „glaube mir; sie wird vielleicht noch Widerstand leisten, weil sie nicht weiß und wissen kann, wie weit Deine Ansprüche an sie gehen. Sie wird bis dahin ihrem eigenen Herzen Gewalt anthun, aber nicht weiter, und dann später die Stunde segnen, welche Dich wieder in ihre Arme führte. Glaubst Du mir?"

„Oh, ich glaube Dir ja so gern, mein Felix," rief Helene, ihn an sich ziehend, „weiß ich ja doch, wie treu und gut Du es mit mir meinst!"

„Und nun auch nicht mehr traurig, mein Schatz," lachte der junge Graf; „jetzt mußt Du Dich zerstreuen; Du darfst mir nicht länger grübeln und denken. Sieh nur das kleine fröhliche Völkchen, das sich dort am Boden balgt, oder noch besser, komm, wir wollen ein wenig musiciren, das verjagt Dir am besten alle häßlichen Gedanken; komm." Und seine Geige, die unter dem Flügel stand, herausnehmend, stimmte er sie, während die Kinder ebenfalls ihr bisheriges Tollen aufgaben und Günther jubelnd ausrief:

„Das ist recht, nun können wir zusammen tanzen, Lenchen!"

Die Mutter mußte sich wohl fügen. Noch lag ein Zug von Wehmuth um die zarten Lippen, aber sie lächelte doch schon wieder, und bald übte die Musik ihren vollen Zauber auf sie aus, der sie rasch alles Andere vergessen ließ. Mitten in einer jener Weisen waren sie auch schon, die Felix damals in stiller Nacht unter dem Fenster der Geliebten gespielt, und die Kinder, rücksichtslos auf Tact und Tonstück, nur in der Lust, Musik zu hören, hatten sich dabei umfaßt und tanzten

und jubelten im Zimmer umher, als einer der Diener die Thür öffnete und anfragte, ob Graf George Monford die Ehre haben könne, die Herrschaften zu sprechen. Er übergab dabei zugleich dessen Karte.

„Graf Monford?" Helene fühlte, wie sie erbleichte.

„Es ist der junge Graf," flüsterte ihr Felix leise zu; „fasse Dich, Herz, ein Höflichkeitsbesuch. — Es wird uns angenehm sein."

Wenige Secunden später öffnete sich die Thür und Graf George trat ein, aber nicht als förmlicher Besuch, wie Felix gedacht, sondern in seiner liebenswürdigen, offenen Weise, und schon in der Thür rief er freundlich:

„Ich kann es mir nicht vergeben, Sie gestört zu haben, und es ist unendlich liebenswürdig von Ihnen, gnädige Gräfin, daß Sie einem, doch eigentlich vollkommen fremden Menschen eine Ihrer liebsten Stunden zum Opfer bringen! Mein lieber Herr Graf, ich muß ernstlich um Entschuldigung bitten!"

„Seien Sie uns herzlich willkommen!" sagte Rottack freundlich, der sich schon lange zu dem offenen, ehrlichen Gesicht des jungen Mannes hingezogen gefühlt hatte; „bitte, legen Sie ab und setzen wir uns — keine Förmlichkeiten weiter — wir freuen uns aufrichtig, Sie bei uns zu sehen!"

„Und selbst, wenn ich gleich mit einer Bitte käme?"

„Vielleicht noch viel mehr, wenn Sie uns gleich Gelegenheit geben, Ihnen gefällig zu sein," lächelte Rottack.

„Ich halte Sie beim Wort," lachte George; „so will ich denn, wie man so sagt, gleich mit der Thür in's Haus fallen, damit ich Sie nicht zu lange von Ihren Instrumenten entfernt halte, denn dann ersuche ich Sie dringend, fortzufahren."

„Und womit können wir Ihnen dienen?"

„Es ist ein Scherz. In acht Tagen soll die Verlobung meiner Schwester Paula gefeiert werden, und zwar mit dem jungen Grafen Bolten, und da Paula so außerordentlich für's Theater schwärmt und sich besonders auf unseren Liebhabertheatern selber ausgezeichnet hat, so habe ich mir für den Abend eine kleine Ueberraschung ausgedacht. Wir wollen nämlich unter uns ein kleines, allerliebstes Lustspiel aufführen,

das ich heute Morgen zugeschickt bekommen habe. Unglücklicher Weise kommen aber mehr Personen darin vor, als ich an „Künstlern" stellen kann, und da hat mir — da die Zeit überdies drängt — die Verzweiflung den kühnen Entschluß eingegeben, Sie und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin um Hülfe und Beistand anzuflehen."

„Das ist allerdings sehr liebenswürdig von Ihnen, mein bester Graf," lächelte Rottack, während Helene leicht erbleichte; „aber erstlich gerathen wir da auf ein Feld, das wir Beide wohl noch nie betreten haben — nicht wahr, Helene?"

„Noch nie," hauchte leise die junge Frau.

„Und dann ist die Zeit zu einer solchen Vorbereitung doch auch wohl ein wenig sehr kurz. Haben Sie das Stück bei sich?"

„Nein, da wir nur Ein Exemplar besitzen, läuft mein Commissionär eben damit in der Stadt herum und läßt die wenigen Bogen in drei verschiedenen Druckereien zu gleicher Zeit setzen. Aber bis spätestens morgen in aller Frühe haben wir genügende Exemplare und bis zehn Uhr ist es längstens in Ihren Händen. Ihre Rollen sind klein, das Lernen wird Ihnen keine Schwierigkeit machen. Meine gute Mutter will selber so freundlich sein, die Leitung der Leseprobe zu übernehmen. Haben Sie Mitleid mit einem armen, unglückseligen Theaterunternehmer!"

Rottack sah sinnend vor sich nieder. So plötzlich bot sich da eine ja lange ersehnte Gelegenheit, in freundlichere und nähere Beziehung zu der sonst so schwer zugänglichen Monford'schen Familie zu treten — und Helene?"

„So schicken Sie uns nur vorher wenigstens das Stück," sagte er endlich lächelnd, „und bezeichnen Sie darin die uns zugedachten Rollen; wir wollen dann augenblicklich Kriegsrath mit einander halten, meine Frau und ich, und Sie keinesfalls lange in Ungewißheit lassen. Ist die Ausführung möglich, so sage ich, wenigstens für meine Person, zu."

„Liebster, bester Graf, wie soll ich Ihnen danken?" rief George fröhlich. „Und Ihre Frau Gemahlin? — Aber ich will jetzt nicht drängen," unterbrach er sich rasch, „und Ihnen vielleicht ein Versprechen abpressen, das Ihnen später unan-

genehm sein könnte. Nehmen Sie aber die Versicherung, daß Sie uns Allen eine große Freude damit machen würden, und besonders Paula, deren Herz Sie wahrhaft im Sturm erobert haben müssen, Frau Gräfin, denn sie konnte gestern gar nicht aufhören, von Ihnen zu reden."

„Dann ist unser Gefühl ein vollständig gegenseitiges gewesen, Herr Graf," lächelte Helene, „denn ich kann Ihnen versichern, daß auch ich Ihre Schwester bei dem ersten Begegnen herzlich lieb gewonnen habe, und mich also doppelt freue, das zu hören."

„Wie gut Sie sind!" rief George. „Ist es aber nicht merkwürdig, daß sich Menschen oft so rasch zu einander hingezogen fühlen und, ohne mehr als ein paar gleichgültige Worte zu sprechen, mit einander Freundschaft schließen, während wir uns von Anderen, ohne daß sie uns je das Geringste zu Leide gethan, wieder eben so rasch und unerklärlich abgestoßen fühlen?"

„Es ist das eine Freimaurerei des Geistes," lächelte Felix, „die sich an geheimen, oft unbewußten Zeichen versteht und erkennt, und sie übt, im Guten wie im Bösen, ihre Macht. Gute Menschen finden sich nicht rascher unter einander, wie ein paar richtige Gauner, die oft schon nach einem kaum flüchtig gewechselten Blick einander verstehen und Freundschaft, wenigstens Kameradschaft schließen."

„Ich selber gebe außerordentlich viel auf den ersten Eindruck, den ein Fremder auf mich macht," sagte George.

„Ich Alles," rief Felix, „und kann wohl sagen, daß ich mich selten oder nie getäuscht. Ließ ich mich aber durch irgend welche Zufälligkeit bestimmen, von diesem ersten Eindruck abzusehen, dann durfte ich auch fest darauf rechnen, daß ich dafür büßen mußte."

„Und sollte dieser Glaube an den ersten Eindruck, den ein Fremder auf uns macht, nicht oftmals auch die Ursache einer großen Ungerechtigkeit gegen ihn sein?" sagte Helene. „Was kann ein Mensch zum Beispiel für ein unschönes Gesicht, das uns doch nie gefallen wird, während er vielleicht das beste Herz darunter birgt?"

„Ein schönes Gesicht ist allerdings eine große Empfehlung

im Leben," sagte George, „und wer es erhalten, kann Gott nicht genug dankbar dafür sein; ein häßliches muß man eben hinnehmen, wie man Krankheit oder ein sonstiges Unglück hinnimmt."

„Aber kann nicht ein unschönes Gesicht auch gut und freundlich sein?" sagte die junge Frau.

„Allerdings, Frau Gräfin, und wie oft finden wir das; aber der Charakter spricht sich gewiß darin aus."

„Also wer von der Natur zum Beispiel einen boshaften Zug um den Mund bekommen hat," meinte Helene kopfschüttelnd, „müßte deshalb auch entschieden boshaft sein und könnte nicht einmal dafür verantwortlich gemacht werden?"

„Umgekehrt, Schatz," rief ihr Gatte. „Was Du da sagst, wäre ein Unglück für solche arme Menschen, nicht eine Eigenschaft, die uns sie meiden läßt. Nicht wer einen boshaften Zug um den Mund hat, wird dadurch boshaft, nein, wer boshaft ist, bekommt sicherlich diesen Zug. Das heißt: gerade der Charakter der Menschen prägt sich im Lauf der Jahre in dem Antlitz derselben aus: je älter sie werden, desto deutlicher, und wer das Verständniß dafür hat, liest die Schrift."

„Aber manchmal irren wir uns doch," sagte George. „So kenne ich hier einen jungen Schauspieler — unsern ersten Liebhaber — und einen tüchtigen Künstler, der auf mich bei seinem ersten Anblick, trotz seiner wirklich edlen Züge, jenen abstoßenden Eindruck gemacht hat, dessen Sie vorhin erwähnten, und der also auch deshalb für uns maßgebend sein sollte. Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken und machte seine nähere Bekanntschaft, oder äußere Umstände ließen sie mich machen, und muß gestehen, daß sich bei diesem meine Menschenkenntniß nicht erprobte, denn er hat sich stets als einen liebenswürdigen, geistvollen und besonders fabelhaft gefälligen Mann gezeigt, dem ich schon unzählige Male verpflichtet bin."

„Lieber Gott, wir können uns ja irren," sagte Felix; „ich selber würde mich aber nach einer solchen erhaltenen Warnung — wie ich es nennen möchte — nur höchst vorsichtig mit ihm eingelassen und ihm — vielleicht — unrecht gethan haben."

„Aber wir plaudern hier und ich halte Sie von Ihrer Musik ab."

„Wir haben nur musicirt, um uns die Zeit zu vertreiben," lächelte Helene; „der Grund ist jetzt vollständig weggefallen."

„Und wenn ich Sie nun bäte, fortzufahren?"

„Wenn Sie Freude daran finden, von Herzen gern," sagte Helene, ohne Weiteres von ihrem Stuhl sich erhebend, und sie wie Felix hatten bald wieder das vorhin unterbrochene Musikstück aufgenommen.

Am Markt, zwischen der Drachen-Apotheke und einem andern, sehr anständigen und hohen Gebäude, das einem Seidenhändler gehörte, stand ein schmales, vierstöckiges Haus mit nur zwei Fenstern Front und machte auf den Beschauer etwa den Eindruck, als ob sich ein Mensch mit angezogenen Armen in ein Uhrgehäuse geklemmt hätte und sich nicht regen und nicht rühren könne.

Dort residirte in der zweiten Etage Doctor Feodor Strohwisch, Dichter und Schriftsteller, oder vielmehr Privatgelehrter, wie er in dem Adreßbuch angegeben stand, der aber auch ein kleines Tageblatt redigirte und darin die Geißel über das Theater schwang. Und nicht über das Theater allein; Alles, was vorkam, jedes Fach, jede Kunst fand in ihm ihren unerbittlichen — oder eigentlich nicht ganz unerbittlichen Kritiker, denn es gab Mittel, ihn zu erweichen, und mit einer solch' liebenswürdigen Unverschämtheit drosch er auf Alles los, was sich unabhängig genug glaubte, ihn zu ignoriren, daß die Masse, welche selten ein eigenes Urtheil für sich selber hat, seine Kritiken endlich für baare Münze hinnahm und auch noch nebenbei seine Gelehrsamkeit bewunderte.

Von den Mitgliedern des Theaters, wenigstens von dem größten Theile derselben, war er gehaßt und gefürchtet zugleich, denn gegen sein Blatt gab es keine Appellation, da er ihm unbequeme Artikel nie aufnahm. Aeußerlich behandelten ihn aber fast Alle sehr artig, und die boshaftesten Urtheile ließ man ruhig über sich ergehen, weil man nur dadurch noch boshafteren ausweichen konnte.

Strohwisch durfte in der That Alles sagen und sagte Alles, und im Laufe der Jahre hatte er sich eine Sicherheit und Unfehlbarkeit angeeignet, die wirklich nichts zu wünschen übrig ließ.

In seinem Zimmer sah es sehr gelehrt und sehr unordentlich aus. Ein großer Mahagoni-Schreibtisch, der seine eigene unquittirte Rechnung in dem einen Gefach sorgfältig versteckt hielt, als ob er sich selber darüber schäme, stand in der einen Ecke, unmittelbar am Fenster. Vier oder fünf Bücherregale mit einer neueren und viel benutzten Ausgabe des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons füllten die eine Wand, ein sehr elegantes, aber etwas beschmutztes Sopha, mit einem Spiegel in Goldrahmen darüber, die andere.

Auf dem Sopha lagen vier oder fünf gestickte Rückenkissen, eine gestickte Cigarrentasche aber geöffnet auf dem Tisch; unter dem Spiegel befand sich ein sinniger Neujahrswunsch aus Menschenhaaren geflochten, und den Tisch bedeckte eine weiße gehäkelte Decke mit hellblauen Vergißmeinnicht darin; kurz, die Spuren weiblicher Arbeit waren überall, auf Fußbank, Briefhalter, Papierkorb, Briefbeschwerer u. s. w. anzutreffen.

Ueber dem Schreibtisch aber hingen zwei Lorbeerkränze, der eine mit hellblauem, der andere mit rosaseidenem Bande, und einem Spruch von zierlicher Frauenhand geschrieben, den man aber von unten aus auf dem überhaupt auch etwas rauchgeschwärzten Papier nicht lesen konnte.

An der Wand befanden sich ein paar an die äußerste Grenze des Schicklichen streifende französische Kupferstiche von badenden und nach dem Bade tanzenden Nymphen, und rechts und links vom Spiegel zwei ebenfalls französische Studienköpfe, bis an den untern Rand des Rahmens decolletirt.

Sämmtliche Stühle waren übrigens mit neuen, unaufgeschnittenen, in gelbem, grauem, grünem, blauem und rothem Papier broschirten Büchern bedeckt, und selbst auf dem Boden lag noch eine Anzahl von ihnen zwischen Cigarrenstummeln, Papierstreifen und zerschnittenen Zeitungen.

Feodor arbeitete. Er saß auf einem Drehstuhl und hatte eine Cigarre im Munde, die vorn brannte und die er hinten kaute, und dann und wann schrieb er eine Zeile und strich darauf das Geschriebene wieder durch.

Da klopfte es laut an die Thür, und mit seinem Herein! erschien Handor, den Hut nachlässig auf dem Kopf, einen Glacéhandschuh angezogen, den andern in der Hand.

„Guten Tag, Doctor! Stör' ich?"

„Nun, Sie verderben wenigstens nichts, denn ich quäle mich eben wieder mit so einem verfluchten Gelegenheitsgedicht."

„Daß Sie's nicht satt kriegen!" lachte Handor.

„Es ist eine rein verzweifelte Arbeit," rief der Doctor, „immer etwas Pikantes sagen zu sollen, wenn..."

„Einem nichts einfällt — trostlos!"

„Na, das wär' das Wenigste," bemerkte Strohwisch; „aber man will doch auch nicht all' sein Pulver auf eine Sache verschießen, die Einem nichts einbringt, als vielleicht ein lumpiges Mittagessen."

„Sonst ist wohl kein Honorar zu fürchten?"

„Gott bewahre; es ist für den Commerzienrath, der morgen sein commerzienräthliches fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiert. Was das Alles für Ursachen zu Festen sind! Aber was fehlt Ihnen? Sie sehen verdrießlich aus."

„Ach was," sagte Handor, indem er sich aus der offenen Cigarrentasche eine Cigarre nahm und sie anbrannte, „ich habe mich wieder einmal über den Lump, den Rebe, geärgert — eingebildeter Esel! Aber der Director hat ihm gekündigt, er muß fort. Da können Sie sich nachher eine Güte thun und ihm eine Grabschrift schreiben."

„Werde ich ihm besorgen," lachte der Doctor, sich vergnügt die Hände reibend, „werde ich ihm mit Vergnügen besorgen, und noch dazu in Versen unter „Eingesandt": Rebe, bebe, lebe, strebe, gebe, hebe — es paßt nur eigentlich kein pikanter Reim auf den langweiligen Namen.

Horatius Rebe,
Wer kann, bebe
Bei dem Abgang dieses Lichts,
Doch vergebe
Horatius Rebe
Daß er uns hier schadet nichts.

Das ist gut, wie?"

„Werden Sie nicht langweilig," sagte Handor, indem er seinen Hut auf den Tisch stellte, seinen Handschuh hinein und sich selber dann zwischen die Rückenkissen auf das Sopha warf. ‚Was ich gleich sagen wollte, Doctor, wissen Sie genau, ‚wann der Erbprinz hier eintrifft?"

„Nun, versteht sich doch von selbst; werde ich das nicht genau wissen! Am nächsten Freitag Morgen mit dem Zehn-Uhr-Zug. Dann ist großer Empfang — militärisch natürlich — Alles in Uniform, wo, zwischen all' den goldenen Epauletten und Ordenssternen, der Bürgermeister, als Vertreter der Stadt, allein im Frack wie ein schwarzes Schaf in der Heerde herumläuft. Mittags Diner auf dem Rathhaus, Abends Festvorstellung im Theater — „Hamlet" auf speciellen Wunsch — nach dem Theater Fackelzug und dann Kneiperei bis zum nächsten Morgen, wozwischen ein geplagter Redacteur dann auch noch seine Correspondenzen schreiben soll."

„Hm, merkwürdig," sagte Handor, der die letzten Worte gar nicht gehört zu haben schien.

„Merkwürdig? — was ist merkwürdig?"

„Oh, nichts, es fiel mir nur ein, wie so Vieles manchmal auf Einen Tag zusammentrifft."

„Ja, er bleibt auch nur zwei Tage in Haßburg, und am zweiten Tag ist großer bal paré, mit der ganzen haute volée geladen. Wunderbares Leben doch, das so ein Prinz führt! Bei Jove, ich glaube, ich habe auch eine gute Natur, aber wenn ich nur eine einzige Woche so durchschwiemeln sollte, ging ich wahrhaftig drauf!"

„Lieber Doctor," sagte Handor gleichgültig, „wenn sich ein solcher Prinz derartigen „Genüssen", die für ihn Alltäglichkeiten sind, mit einer solchen Leidenschaftlichkeit hingeben wollte, wie Sie gewöhnlich dabei entwickeln, so hielt er's auch nicht aus. Aber, was ich Sie schon immer einmal fragen wollte: von wem haben Sie eigentlich die beiden Lorbeerkränze, welche da über Ihrem Schreibtisch hängen?"

„Oh," sagte Feodor bescheiden, „sie sind nur von Damen."

„Nur von Damen?"

„Ja; in unserem literarischen Club feiern wir manchmal geistige olympische Spiele..."

„In Ihrem Vergötterungsverein," lachte Handor, „wo Ihr Euch gegenseitig anbetet und hinter dem Rücken dann auf einander schimpft."

„Hören Sie einmal, Handor, das ist übertrieben!"

„Gehen Sie mir weg; mich haben sie auch einmal mit hineingeschleppt, um mich bei einer Tasse heißem Zimmtwasser, das die Dame vom Hause Thee nannte, und bei drei unsichtbaren Butterbrödchen sechs Stunden auf das Tödtlichste langweilen zu lassen. Das war ein furchtbarer Abend, Doctor!"

„Sie übertreiben wahrhaftig," rief Feodor, seinen Kopf zurückwerfend; „ich habe doch auch von meinen Gedichten vorgelesen."

„Leider!"

„Sie sind unausstehlich heute, und ich wollte dieses unglückselige Geschöpf, dieser Rebe, wäre erst einmal über alle Berge; früher finden Sie doch Ihren Humor nicht wieder."

„Ach was, Rebe," sagte Handor verächtlich; „glauben Sie, daß mir der Patron nur eine Stunde von meiner Zeit vergiften könnte?"

„Na, was steckt Ihnen denn sonst in den Gliedern — Schulden? Lieber, bester Freund, Sie sind doch hoffentlich auch schon auf dem Standpunkt angelangt, daß, wenn sich Jemand Schulden halber Sorgen zu machen hat, es entschieden nur der Gläubiger sein kann — Gläubiger — ein famoser Name übrigens, weil er glaubt, daß er Geld kriegt; hahaha!"

„Sehe ich aus wie Jemand, den die Schulden drücken?" spottete Handor, indem er seine Cigarrenasche auf den Teppich abstrich.

„Na, dann sind Sie verliebt," rief Feodor, „heh? Hab' ich's getroffen, hat der haßburgische Herzbrecher auch endlich einmal seine Meisterin gefunden? Handor, der erste Liebhaber des haßburgischen Theaters, wirklich verliebt, ohne Schminke und Gasbeleuchtung — es ist eine himmlische Idee! Uebrigens — Donnerwetter, was mir da einfällt — haben Sie schon davon gehört, daß dieser Rebe ein Heidenglück macht?"

„Ein Heidenglück — welches?"

„Er heirathet das hübsche Blumen-Jettchen, das spröde,

alberne Ding, dem alten Pfeffer seine Nichte, deren Vater gestern mit einer Million von Ostindien zurückgekommen ist."

„Unsinn," sagte Handor, „eine von Ihren gewöhnlichen Tageblatt-Enten."

„Na, Sie werden's sehen. Der Rebe hat mit dem Mädel schon lange ein Verhältniß gehabt, aber natürlich Pauvreté in allen Ecken. Jetzt macht sich die Sache. Am Ende werden wir ihn hier noch nicht einmal los."

„Vom Theater gewiß, und das Andere kümmert mich wenig," sagte Handor gleichgültig, indem er aufstand und seinen Hut aufnahm.

„Sie wollen wieder fort?"

„Ich habe zu thun. Apropos, Doctor, können Sie mir nicht wenigstens einen Theil von den hundert Thalern zurückzahlen, die ich Ihnen neulich borgte? Trauvest quält mich mit den paar Thalern, die ich ihm schuldig bin."

„Lieber, bester Freund," rief Feodor — „kahl wie eine Feldmaus im Augenblick; die Gelder kommen erbärmlich ein, und in der letzten Zeit habe ich gar nichts verdienen können, weil ich fortwährend mit Ihnen beschäftigt war."

„Mit mir?"

„Meine Correspondenzen für die verschiedenen Blätter. Ich sage Ihnen, die eine Recension über Ihren „Fiesco" hat mich vier volle Stunden gekostet, so ausführlich habe ich Alles besprochen, und ich tarire meine Arbeitsstunden stets auf einen Louisd'or."

„Das ist viel."

„Geistige Arbeiten, lieber Freund, sind keine Holzhackerarbeit; die Fäuste können immer schaffen, aber der Kopf braucht seinen Genius, und wenn der ausbleibt, steckt er fest."

„Und wann können wir Abrechnung halten?"

„Ich erwarte eine bedeutende Honorarzahlung in den nächsten Tagen."

„Schön, also auf Wiedersehen, Doctor!"

„Auf Wiedersehen, lieber Handor, auf Wiedersehen!"

Handor hatte die Thür hinter sich zugedrückt, und Feodor sah ihm, freundlich mit der Hand winkend, nach; dann aber murmelte er leise vor sich hin:

„Einfaltspinsel, eingebildeter — will in allen Blättern gelobt und herausgestrichen sein und dann auch noch geborgtes Geld wieder haben — es ist wirklich großartig! Wer hält ihn denn hier am Theater? Niemand weiter als ich, und wenn ich ihn fallen lasse, ist er in vierzehn Tagen fertig; keine Hand rührt sich mehr — ich müßte meine Haßburger nicht kennen. — Komm Du mir!" Und die unangenehmen Gedanken abschüttelnd, drehte er sich wieder auf seinem Stuhl herum, griff die Feder auf und begann von Neuem sein commerzienräthliches Ehrengedicht, das aber trotz alledem nicht recht fließen wollte — der Genius war noch nicht da.

14.

Horatius Rebe.

Oben in der Schloßgasse, dem „Paradies" schräg gegenüber, in einem sehr großen, massiv gebauten Hause, aber oben in der vierten Etage und in einem sehr bescheidenen, wie sehr beschränkten Dachstübchen, wohnte Horatius Rebe, „der zweite oder eigentlich vierte oder fünfte Liebhaber" am Haßburger Theater — und eine bescheidenere Wohnung ließ sich in der That kaum denken.

Das Ameublement bestand aus einem Holztisch, der Morgens als Waschtisch, über Tag als Arbeitstisch diente, aus einem mit sehr verblichenem und auch schon oft ausgebessertem Kattun überzogenen Sopha, das mit Eisenfeilspänen gestopft sein mußte, so hart war es, und zwei ordinären Rohrstühlen. Dazu gehörte noch ein kleiner, sehr dürftiger Spiegel und eine lackirte Commode, wie ein glatt gehobeltes Bücherbrett, und dennoch war der kleine Raum so nett und sauber als möglich hergerichtet.

Man konnte gerade nicht sagen, daß eine musterhafte

Ordnung darin herrschte, denn hier war ein Buch, in dem der Eigenthümer vorher gelesen, auf dem Tisch umgeschlagen, dort im Fenster lagen einige Noten, und darunter stand ein kleiner Zithertisch mit der Zither darauf und den Stuhl schräg davor gerückt. Ein Zimmer sieht aber überhaupt nicht wohnlich aus, wenn es zu sorgfältig aufgeräumt und geordnet ist — man muß erkennen können, daß es von Jemandem benutzt wird, sonst macht es einen öden und unheimlichen Eindruck, mag es so einfach oder so prachtvoll möblirt sein, wie es will.

Und benutzt wurde es in der That, denn außer einem winzig kleinen Alcoven, der kaum ein Bett und einen gelb angestrichenen schmalen Kleiderschrank hielt und durch eine etwas zu kurze Kattungardine von der Stube getrennt wurde, war es die einzige Räumlichkeit, welche Horatius Rebe besaß, und diese hatte er sich denn auch so freundlich hergestellt, wie es eben seine Mittel erlaubten.

Ueber dem Sopha hing eine ziemlich gute Lithographie von Schiller im weißen, offenen Hemdkragen; über dem Arbeitstisch eine andere von Bogumil Dawison mit dem kecken, herausfordernden, aber geistreichen Gesicht. Es waren die beiden einzigen Bilder, die er besaß, eine kleine Photographie seiner verstorbenen Mutter ausgenommen, die über seinem Bett ihren Platz gefunden.

Aber trotzdem hatte der Raum doch noch eine andere Ausschmückung erhalten, denn unter Schiller's Bild kreuzten sich ein Paar Schläger, durch ein altes, vielgetragenes Band der Burschenschaft, der er früher angehört, mit einander verbunden, während unter denselben die alte, dreifarbige Studentenmütze jetzt zugleich als Zeichen der Erinnerung und — als Uhrhalter diente.

Aber in dem Fenster standen Blumen, eine prachtvolle Monatsrose, zwei Resedastöckchen und zwei Heliotropen, und unter Dawison's Bild war ein kleines Sträußchen von künstlich gemachten, aber täuschend nachgeahmten Vergißmeinnicht, Veilchen und Maiblümchen befestigt.

Das war der ganze Zierrath, wenn wir die dürftige Bibliothek ausnehmen, die aber nur aus kaum zwanzig Bänden bestand. Da war ein Band mit Byron's Werken in der Ori-

ginal-Ausgabe, die Dramen von Schiller, Lessing und Göthe, und Heine's, Freiligrath's und Rückert's Gedichte, und ein dicker Band, der Shakespeare's gesammelte Werke ebenfalls im Urtext enthielt, lag, den „Hamlet" aufgeschlagen, auf dem Tisch.

Rebe hatte augenscheinlich darin gelesen, aber selbst diese Lectüre konnte ihn nicht fesseln; andere Gedanken gingen ihm im Kopf herum, und überhaupt sah er heute bleich und angegriffen aus, als ob er eine schlaflose Nacht gehabt oder vielleicht gar durchgeschwärmt hätte.

Aber, lieber Gott, schwärmen — wovon? Seine kleine Gage hielt ihn eben am Leben in der theuern Stadt — selbst den Genuß einer Cigarre mußte er sich versagen, wenn er sich nicht in Schulden stecken wollte; ein Glas Bier Mittags gehörte zu seinen Extravaganzen — nein, eine schwere Lebenssorge lag auf seinem Herzen.

Der Souffleur, welcher es von seiner Zimmernachbarin, dem Fräulein Bassini, erfahren, hatte ihm allerdings unter dem Siegel der Verschwiegenheit — mitgetheilt, daß Fräulein Bassini's Schwager, Henriettens Vater, als reicher Onkel von Amerika zurückgekommen wäre, aber an dem nämlichen Tag war ihm selbst seine kleine, untergeordnete Stellung an der hiesigen Bühne gekündigt worden, und er besaß nicht einmal Geld genug, um auf Reisen zu gehen und sich ein neues Engagement zu suchen, viel weniger eine Zeit lang zu zehren, wenn er nicht gleich an einer andern Bühne placirt werden konnte. Und wo durfte er das jetzt im Sommer hoffen, wo die meisten Theater sogar geschlossen waren?

Und Henriette — durfte er jetzt wagen, ihr wieder zu nahen, wo er selber sogar brodlos geworden und ihr nichts, nichts auf der weiten Gotteswelt bieten konnte, als seine Liebe? Sie hätte ihn nicht verschmäht, das wußte er; aber durfte er ein solches Opfer annehmen? Nie. Er hätte seine Selbstachtung verloren für immer und keinem Menschen mehr offen in's Auge sehen können.

Nein, er selber mußte sich erst wieder eine Stellung im Leben erringen, mußte selbstständig dastehen, und dann — wenn das Loos auch noch so bescheiden war, das er der Geliebten bieten konnte —, dann erst durfte er ihr wieder frei

und offen nahen und seine Werbung erneuern. Jetzt war sie für ihn verloren, unerreichbar verloren.

Und wem verdankte er dies Alles? Wem anders, als diesem ungebildeten, aufgeblasenen Gecken, diesem Handor, der sich nur hier an der Bühne hielt, weil sich das Publikum einmal an ihn gewöhnt hatte und das Frauenvolk in seine hübsche Larve vernarrt war. Hatte er es denn nicht in den letzten zwei Jahren schon an mehreren anderen Bühnen versucht, um ein besseres Engagement zu erlangen, und war er nicht immer mit Schimpf und Schande hierher, als letztem und einzigem Zufluchtsort, zurückgekehrt? Aber Rache wollte er wenigstens an ihm nehmen. Die Vorstellung des „Hamlet" mußten sie noch vorüber lassen, das sah er selber ein, die durfte nicht gestört werden, aber dann konnte er ihm auch nicht die verlangte Genugthuung weigern, er durfte es nicht — und nachher? Bah, was lag daran — sein Leben war ja doch verfehlt, sein Lebensglück vernichtet und zerstört, was lag daran, was aus ihm wurde — ob er jetzt ganz verdarb und unterging!

Sein Leben verfehlt? Oh, er hätte bittere Thränen weinen mögen, wenn er daran dachte, mit welcher Liebe und Leidenschaft er Alles hinter sich geworfen, was andere Menschen für ihn aufgebaut, nur um sich ganz und ausschließlich der Kunst in die Arme zu werfen!

Hatte denn die blinde, urtheilslose Menge Recht, wenn sie auch das nur einen „Broderwerb" nannte? Gab es denn wirklich kein höheres, ideales Ziel dabei, und war auch das Gefühl, das er in seinem eigenen Herzen für einen Funken himmlischen Feuers gehalten, der ihn entzückte und begeisterte, nichts als Lüge, nichts als eine Täuschung seiner selbst, ein mattes, wärmeloses Irrlicht gewesen, das nur allein dazu gedient, um ihn vom rechten Wege abzulenken?

Das war der bitterste Gedanke, der ihn quälte — alles Andere hätte er leicht und gern ertragen, Mangel, Sorgen, Zurücksetzung — lieber Gott, sie gehörten dazu und jedes Talent hatte sich durch sie hin die Bahn zu Licht und Freiheit öffnen, und oft erzwingen müssen — aber besaß er wirklich das Talent? Hatte Handor Recht, der ihm erst gestern wieder mit

kalten, höhnischen Worten gesagt, daß er es nie weiter als bis zum Stühletragen auf den Brettern bringen würde? Oder war es nur Bosheit, nichtswürdige, tückische Bosheit von ihm gewesen? Er selber fühlte die Begeisterung, fühlte die Kraft in sich, das Schwerste zu unternehmen und zu überwinden — aber besaß er sie auch, und würde ihn der Director, der, wie er recht gut wußte, sich die größte Mühe gab, junge und tüchtige Kräfte heranzuziehen, so leicht entlassen haben, wenn er selber auch nur eine Spur davon in ihm entdeckt?

Oh, diese Zweifel an sich selbst, wie sie ihn peinigten und seinen sonst so frischen Muth niederdrückten! Und Keiner, Keiner war da, der ihn aufgerichtet hätte nur mit einem einzigen Wort des Trostes; keinen Freund hatte er, in dessen Brust er sein warmes Herz nur ein einziges Mal hätte ausschütten dürfen! Wo sollte er ihn auch finden? — Ihre Gelage feierte er nicht mit, Wirthshäuser zu besuchen, Bier- oder Weinstuben, verstatteten ihm seine dürftigen Mittel nicht; sein Mittagessen verzehrte er in einem ganz abgelegenen, obscuren Local, wo eine verhältnißmäßig gute Kost zu einem mäßigen Preis verabreicht wurde. Er selber besuchte Niemanden, aus Furcht, Jemandem zur Last zu fallen — und wer sollte *ihn* besuchen in seiner dürftigen Bodenkammer? Er stand allein, ganz allein in der Welt, und das einzige Wesen, das ihn nicht verachtete und auf ihn herabsah, das einzige Wesen, was ihm in Liebe und Treue ergeben war und ihn so glücklich, so selig hätte machen können, das mußte er meiden, durfte ihm nicht wieder nahen, und fühlte selber, wie sich unübersteigliche Schranken zwischen ihnen aufgethürmt.

Mit untergeschlagenen Armen und zusammengezogenen Brauen ging er raschen Schrittes in seinem kleinen Gemache auf und ab, als es heftig an die Thür klopfte. Ehe er aber nur Herein! rufen konnte, öffnete sich diese schon, und das spitze, rothe Gesicht des Souffleur Mauser erschien mit einem laut herausgeschrieenen „Guten Morgen, Herr Rebe!“ auf der Schwelle.

„Guten Morgen, Herr Mauser,“ sagte Rebe, „und was bringen Sie mir?“

„Bringen?“ lachte der Eintretende, indem er die Thür

hinter sich zuzog und es auch nicht der Mühe werth hielt, seine Cigarre ausgehen zu lassen — „habe ich schon Jemandem etwas gebracht, ausgenommen zu Neujahr einen kleinen Repertoirschwindel? Fällt gar nicht vor, aber — ein paar Worte im Vertrauen wollte ich mit Ihnen reden, Herr Rebe, und deshalb bin ich hergekommen."

„In der That?" sagte Rebe kopfschüttelnd — „aber dann bitte, setzen Sie sich — und was ist es, was Sie mir vertrauen wollen?"

„Ja, seh'n Sie, Herr Rebe," rief Mauser und unterbrach seine Rede wieder, denn die Cigarre war am Ausgehen gewesen und er mußte eine Zeit lang heftig ziehen, um sie wieder in Gluth zu bringen, „zu vertrauen habe ich Ihnen eigentlich nichts, sondern wollte Ihnen nur... — die verdammte Cigarre hat gar keine Luft — haben Sie nicht eine andere?"

„Ich rauche gar nicht, Herr Mauser."

„Ja so — ich wollte, ich thät's auch nicht; es kostet jährlich ein schmähliches Geld. Ich wollte Ihnen nur einen guten Rath geben, wenn Sie ihn nämlich annehmen, denn die Herren Künstler haben gewöhnlich ihre Sparren für sich, und glauben, sie könnten es allein — was aber wären sie ohne den Souffleur, he? Wenn ich einmal mein Buch da unten zumache, so hört die Geschichte da oben auf, wie eine abgelaufene Spieldose, und sie können nur den Vorhang fallen lassen."

„Sie dürften wohl Recht haben," lächelte Rebe wehmüthig — „bei Vielen ist das in der That der Fall."

„Ob ich Recht habe! Glauben Sie mir, lieber Rebe, ein Souffleur guckt nicht umsonst das ganze Jahr hinter die Coulissen und peitscht alle Proben mit durch. Der Director und der Regisseur — bah, wenn die da oben an ihrem Tisch sitzen und das große Wort führen, glauben oft, daß sie die Weisheit mit Löffeln gefressen haben! Ich könnt's ihnen sagen, alle Nasen lang, wo es fehlt und wo's hapert, denn ich habe die ganze Geschichte am Fädchen! Aber Mauser ist klug, Mauser hält's Maul und denkt: wo's Dich nicht juckt, da kratz' Dich nicht — so denk' ich!"

„Was aber hat das mit dem guten Rath zu thun, den

Sie mir geben wollten, Herr Mauser?" sagte Rebe, der sich heute gerade nicht in der Stimmung fühlte, das Geschwätz des Mannes mit anzuhören. „Ich begreife nicht recht..."

„Das will ich Ihnen sagen," unterbrach ihn Mauser, indem er die jetzt wirklich ausgegangene und halb zerkaute Cigarre ärgerlich und ziemlich rücksichtslos in die nächste Ecke schleuderte, wie er das in der Bierstube zu thun gewohnt war — „ich bin Ihr Freund, Rebe, ich meine es gut mit Ihnen, ich kenne auch den ganzen Schwindel und die Geschichten, die Sie hier gehabt haben, aber wenn Sie meinem Rath folgen wollen, so machen Sie einfach die Bude zu."

„Die Bude zu?"

„Ja wohl, das heißt: werfen die bunten Lappen fort und treten nicht wieder auf!"

„Nicht wieder auf?"

„Nein, gehen vom Theater! Sie passen nicht dazu! Sie haben nicht den rechten, genialen Wurf, es fehlt Ihnen — mit Einem Worte, Sie sind kein Schauspieler!"

„Wenn Sie nur so freundlich sein wollten, das Alles ein klein wenig leiser zu sagen, mein lieber Herr Mauser," bemerkte Rebe, dem es aber doch wie ein eisiges Gefühl durch's Herz schoß — „hier nebenan wohnt ein junger Mann, den Sie doch nicht in das Geheimniß gezogen haben wollen?"

„Geheimniß? Verdammt wenig Geheimniß ist dabei, Rebe!" schrie Mauser — „die ganze Stadt weiß es! Aber Sie wissen auch, daß ich nicht leiser sprechen kann — ich muß schreien, wenn ich nicht in dem verfluchten Kasten sitze, und dort sitz' ich lange genug, das weiß der Himmel, Morgens vier, fünf Stunden, und Abends beinah' eben so viel!"

„Dann wollen wir lieber einen kleinen Spaziergang machen."

„Dank' Ihnen — jetzt will ich erst essen gehen und nachher schlaf' ich — bin auch nur heraufgeklettert, um Ihnen das zu sagen. Glauben Sie mir, Rebe, ich meine es gut mit Ihnen, Sie passen nicht in die Lumperei — Sie sind ein anständiger Kerl, aber ein anständiger Kerl ist noch immer kein erster Liebhaber, und der werden Sie im ganzen Leben nicht."

„Ich danke Ihnen, Herr Mauser," sagte Rebe kalt, denn er fing an sich über den Menschen zu ärgern, „ich werde mir die Sache überlegen."

„Ja, das kennen wir schon," brummte der Souffleur — „überlegen, das heißt, es noch eine Weile so hingehen lassen und dann doch thun, was Sie freut — Alte Geschichte! Aber meinetwegen — wer nicht hören will, muß fühlen, und das seh' ich jetzt schon; Sie geben keine Ruh', bis Sie einmal eine größere Rolle irgendwo kriegen und dann richtig von der Bühne heruntergepfiffen werden — nachher ist Friede."

„Sie urtheilen sehr hart."

„Ich bin weiter nichts als Souffleur, aber ich kenne den Schwindel, Herr Rebe — ich kenne den Schwindel, mir brauchen Sie kein X für ein U zu machen, und ich habe schon Manchem auf den richtigen Weg geholfen — das ist mein Geschäft."

„Aber Sie werden mir doch zugestehen, daß eine wahre und aufopfernde Liebe zur Sache..."

„Papperlapapp, reden Sie mir nicht von Aufopferung und Liebe!" rief der Souffleur — „Sand in die Augen, das ist der Schwindel — mit einem Ohr unten im Kasten drin, und doch immer dabei thun, als ob man keine Ahnung hätte, daß überhaupt ein Souffleur auf der Welt wäre — Liebe zur Sache! Fragen Sie einmal Pfeffer! — Apropos, Sie wissen doch, daß der Mann von Pfeffer's Schwester, der dicke Stelzhammer, steinreich von Brasilien zurückgekehrt ist und die Jette jetzt einen Grafen heirathet?"

„Einen Grafen?"

„Gewiß — der Alte hat ihn sich besonders zu dem Zweck mitgebracht. Waren auch bei mir und haben mir einen Besuch gemacht und den ganzen Schwindel erzählt — das ist ein Glück, was das Mädel macht!"

„Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Möglich? Sagen Sie mir einmal, was auf dieser verrückten Welt nicht möglich ist — ich weiß nichts. Aber ich habe schon zu lange mit Ihnen geschwatzt — Donnerwetter, fünf Minuten nach Zwölf — meine Suppe wird kalt! Also

folgen Sie meinem Rath, Rebe — überlassen Sie das Mimen anderen Leuten, die es besser verstehen und die den Pfiff weghaben — am besten, Sie gehen gleich unter die Millionäre; sollte aber da keine Stelle offen sein, na dann irgend ein ehrliches Handwerk, lieber ein Tapezierer oder ein Riemer, wie ein schlechter Schauspieler. Sie sind noch jung, Sie können noch Alles lernen, und daß ich Ihr Freund bin, können Sie daraus sehen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage. 'Morgen, Herr Rebe!" und seinen Hut aufgreifend und sich dabei an die Taschen fühlend, ob er auch nichts vergessen hätte, verließ er das Zimmer und stolperte die etwas dunkle und steile Treppe wieder hinab.

Rebe war empört über das rücksichtslose Benehmen des Menschen, und wer weiß, ob er zu jeder andern Zeit die hochnasige Unverschämtheit desselben so ruhig hingenommen hätte. Jetzt war er gebrochen, und wie der Mann kaum die Thür hinter sich zugeworfen, sank er auf einen Stuhl, deckte sein Antlitz mit der Hand und saß dort still und regungslos eine lange, lange Zeit — er wußte gar nicht, wie lange; er vergaß die Zeit und sein eigenes Mittagessen, und nur das Eine Gefühl lebte und arbeitete in ihm: das Gefühl seines Elends, seines Unglücks.

Und wieder wurden draußen Schritte laut — es mußte jemand Fremdes sein, denn sie gingen herüber und hinüber. Rebe horchte auf — links von ihm, an einer verschlossenen Bodenkammerthür, wurde angeklopft. Er stand auf und ging zur Thür, die er öffnete, denn der kleine Vorsaal war sehr dunkel.

„Ist Jemand da?"

„Sie entschuldigen, wohnt hier Herr Rebe?"

„Das bin ich selber — bitte, treten Sie näher."

„Ich störe doch nicht?"

„Nein — mit wem hab' ich die Ehre?"

„Ich muß mich selber vorstellen, bester Herr," lächelte der kleine Fremde etwas verlegen, „und — und komme auch nur im — im Interesse einer uns Beiden befreundeten Familie. Mein Name ist Jeremias Stelzhammer."

„Herr Stelzhammer?" rief Rebe und fühlte, wie ihm in

dem Augenblick das Blut in einem wahren Strom in's Antlitz schoß — „von — von Brasilien — aber wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Bitte — ja," sagte Jeremias, der überhaupt nicht recht wußte, wie er beginnen sollte. „Sie — Sie kennen mich also und haben von mir gehört?"

„Ja, mein Herr, ich — erfuhr, daß Hen —, daß Fräulein Henriettens Vater nach langer Abwesenheit zurückgekehrt sei, und — habe mich herzlich darüber gefreut."

„Danke Ihnen," sagte Jeremias und saß wieder fest. Er hatte etwas auf dem Herzen, aber er konnte das rechte Ende nicht gleich finden, um es abzuwickeln, und sah sich verlegen im Zimmer um — und, lieber Gott, wie ärmlich sah es in dem Zimmer aus — und doch wie nett und sauber!

„Und was verschafft mir die Ehre?" sagte Rebe endlich nach einer Pause.

„Ja, sehen Sie," sagte Jeremias, also gewaltsam auf das gebracht, was ihn heute Morgen hiehergeführt, „das ist eigentlich eine ganz curiose Geschichte, und ich müßte vielleicht ein Stück Weges dazu ausholen — vielleicht geht's aber auch so, wenn wir gleich mitten hineinspringen. Eigentlich wollte ich um die Sache nur so hinten herumkommen — wissen Sie, so im Gespräch — aber Ihr Gesicht gefällt mir, Herr Rebe, und ich glaube, ich kann mit Ihnen gleich von der Leber wegreden..."

„Sie würden mich dadurch sehr verbinden," sagte Rebe, dem es bei der langen Vorrede ganz unheimlich wurde. Was hatte der Mann nun wieder? Bis jetzt bekümmerte sich Niemand um ihn, und heute gab Einer dem Andern die Thür in die Hand — war das ein neuer Freund, wie der Souffleur?

Jeremias mochte aber wohl fühlen, daß er den jungen Mann in Verlegenheit brachte, wenn er noch länger zurückhielt, und fuhr deshalb, jetzt wirklich mitten in den fraglichen Punkt hineinspringend, nur im Anfang noch ein wenig stotternd, fort:

„Sehen Sie, Herr Rebe, ich bin Henriettens Vater und — möchte das Kind gern glücklich wissen, was Sie begreifen werden — und nun hat mir Pfeffer, mein Schwager, die

ganze Geschichte gestern Abend erzählt, und nun möchte ich Sie bitten ..."

„Daß ich Herrn Pfeffer's Haus nicht wieder betreten möge, nicht wahr, Herr Stelzhammer?" sagte Rebe bitter — „aber seien Sie unbesorgt, es hätte deshalb Ihres Besuches nicht bedurft, denn ich fühle selber, daß ich jetzt, hier aus meiner Stellung selbst geschoben und kaum im Stande, mich allein am Leben zu erhalten, nicht das Recht habe, das Geschick eines andern, mir theuren Wesens an das meine zu fesseln. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen wieder lästig fallen werde, wie es mein Schicksal zu sein scheint, wohin ich komme. Sowie mein Contract mit diesem Monat abgelaufen ist, verlasse ich Haßburg, und ich glaube kaum, daß Sie dann je wieder von mir hören werden."

„Sehen Sie," sagte Jeremias, der ihm indessen schweigend und kopfschüttelnd zugehört, „jetzt gehen Sie durch, gerade wie ein scheu gewordenes Pferd, und immer nach der verkehrten Richtung. Seh' ich denn aus wie ein so schrecklicher Tyranski Absolutski, der nur eben die Nase nach Deutschland hineinsteckt und dann auch gleich sein Kind, um das er sich die langen Jahre nicht gekümmert, unglücklich machen will? Lassen Sie uns vernünftig mit einander reden, Herr Rebe, und ich glaube, ich habe einen Ausweg für Sie gefunden, oder — wir können doch wenigstens erst einmal sehen, ob wir keinen finden."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen ..."

„Ja, wenn ich aufrichtig sein will, weiß ich es eigentlich selber noch nicht recht," sagte Jeremias, sich hinter dem rechten Ohr kratzend, „denn ich — ich möchte Ihnen doch nicht gern wehe thun, und — und sehe auch keinen andern Weg, als ..."

„Bitte, geniren Sie sich nicht," lachte Rebe bitter — „weshalb sollen Sie gerade der einzige Mensch in der Welt sein, der Rücksichten auf mich nimmt?"

„Jetzt gehen Sie wieder durch," nickte Jeremias, „aber es kann nichts helfen — so kommen wir nicht zu Ende. So will ich Ihnen denn sagen, was ich mit meinem Schwager Pfeffer besprochen habe — Jettchen weiß natürlich kein Wort

davon —, und nachher wollen wir hören, was Ihre Meinung von der Sache ist."

„Ich bin in der That begierig!"

„Pfeffer meint," fuhr Jeremias fort, „daß Sie beim Theater außerordentlich wenig Aussichten hätten, es je zu etwas Vernünftigem zu bringen, und daß es schade um Sie wäre, wenn Sie Ihre Kräfte dabei vergeudeten."

„Das ist sehr liebenswürdig von Herrn Pfeffer..."

„Glauben Sie nicht, daß er etwas auf Sie hat!" rief Jeremias rasch — „er meint es wahrhaftig gut mit Ihnen und sprach nur Gutes von Ihnen, und daß Sie sonst ein braver und anständiger Mensch wären!"

„Sonst?"

„Ja, — nur zum Theater taugten Sie nicht — Sie — Sie wären zu... — Hurrjeh," unterbrach sich Jeremias, „es ist eine ganz verfluchte Geschichte, wenn man es mit Jemandem gut meint und soll ihm dann Grobheiten sagen, aber es geht ja nicht anders, und wenn Jemand einem Andern einen kranken Zahn ausziehen soll, so muß er ihm auch wehe thun, und man weiß doch dabei, daß es eben nicht anders angeht! Wenn Sie das nur wenigstens auch wüßten!"

„Bis jetzt," sagte Rebe kalt, „habe ich nur aus Ihren Reden ersehen, daß Sie, auf Herrn Pfeffer's Urtheil hin, mir den guten Rath geben wollen, einer Laufbahn zu entsagen, die bis zu diesem Augenblick mein ganzes und einziges Lebensglück ausgemacht hat. Wovon ich nachher leben soll, darüber wird Herr Pfeffer wohl selber im Unklaren sein, ganz abgesehen davon, ob ich überhaupt nachher noch leben könnte."

„Aber das ist es gerade, weshalb ich hergekommen bin!" rief Jeremias rasch. „Glauben Sie denn, ich wollte mich blos unangenehm bei Ihnen machen, um Ihnen etwas zu sagen, was Sie doch wahrhaftig nicht erfreuen kann?"

„Es ist mir wenigstens lieb, daß Sie das selber einsehen," sagte Rebe ruhig, „und ich bin Ihnen dankbar für Ihren guten Willen — mit was kann ich Ihnen sonst noch dienen?"

„Na ja, nun werfen Sie mich lieber gleich 'naus!" sagte Jeremias in komischer Verzweiflung. „Aber so hören Sie

mich doch nur an. Das Theater kann Ihnen wahrhaftig nicht so an's Herz gewachsen sein, daß Sie gar kein anderes Leben für möglich halten! Du lieber Gott, was treibt man nicht Alles, um ordentlich und ehrlich durchzukommen, und wenn ich Ihnen Alles erzählen könnte, was ich schon gewesen bin, Sie würden sich wundern, so viel kann ich Ihnen sagen! — Aber jetzt geht es mir gut," fuhr er entschlossen fort, ehe Rebe ein Wort zu erwidern vermochte; „ich habe mir etwas erspart und nur den einzigen Wunsch, die Menschen glücklich und zufrieden zu sehen, die ich — die ich — um die ich mich eigentlich hätte ein bischen früher bekümmern sollen. Jettchen aber ist ein liebes, herzensgutes Kind, dem ich Alles zu Gefallen thun könnte, und — wenn sie auch noch nicht recht mit der Sprache herausgerückt ist, so habe ich doch so viel gemerkt, daß sie Ihnen gut ist und nicht das Geringste dagegen würde einzuwenden haben, wenn Sie im Stande wären, um sie anzuhalten."

„Aber?" sagte Rebe, während er sich Mühe geben mußte, seine Fassung zu bewahren, „ich muß Sie um den noch fehlenden Nachsatz bitten!"

„Aber," fuhr Jeremias entschlossen fort, „das sind Sie jetzt noch nicht und hätten, allem Anschein nach, auch noch für die nächste, vielleicht für eine sehr lange Zeit keine Aussicht dazu, und da — möchte ich Ihnen helfen."

„Sie, Herr Stelzhammer?" rief Rebe erstaunt — „und wie können Sie mir helfen? Glauben Sie, daß ich je im Stande wäre, mich von meiner Frau ernähren zu lassen?"

„Wenn ich das glaubte," sagte Jeremias trocken, „so wäre ich gar nicht zu Ihnen gekommen. Nein, ich wollte einmal mit Ihnen sprechen, ob Sie vielleicht doch nicht auf einen andern Weg zu bringen wären, und muß Sie deshalb vorher — mir, als Jettchen's Vater, dürfen Sie das nicht übel nehmen — auf das Gewissen fragen: Lieben Sie das Mädel wirklich recht von Herzen, und würden Sie dieselbe, eben wenn Sie Ihr Brod hätten, zur Frau nehmen?"

„Herr Stelzhammer," sagte Rebe bewegt, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, „vorher, und ehe ich Ihre Frage

beantworte, muß ich Ihnen ein Unrecht abbitten, das ich gegen Sie verübt!"

„Gegen mich?"

„Ja — denn ich hielt Sie, als Sie dies Zimmer betraten, — und auch noch eine Zeit lang nachher — für einen jener wohlmeinenden Freunde, die ihre Freundschaft nur darin suchen, sich ein Recht heraus zu nehmen, grob zu sein. Sie sehen, ich bin aufrichtig..."

„Bitte, geniren Sie sich nicht," sagte Jeremias.

„Ich bitte Sie deshalb um Verzeihung," fuhr Rebe herzlich fort, indem er die Hand des kleinen Mannes, die er noch immer in der seinen hielt, derb schüttelte — „ich habe Ihnen unrecht gethan, denn ich fühle, daß Sie es wirklich gut mit mir und Henrietten meinen!"

„Sollte so denken," nickte der kleine Mann; „ich wußte, daß Sie dahinter kommen würden, wenn wir nur erst eine Weile beisammen wären."

„Dann aber nehmen Sie die Versicherung," fuhr Rebe fort, „daß ich Ihre Tochter viel zu aufrichtig und wahr liebe, um mein Unglück eine Ursache sein zu lassen, auch das ihrige herbeizuführen. Ich trete jetzt hinaus in die Welt — mit geringen Hoffnungen, es ist wahr — aber auch mit dem festen, männlichen Willen, mir mein Leben zu erkämpfen, wie es Tausende vor mir gethan haben. Geh' ich dabei unter, nun, dann ist nur ein doch werthloses Dasein weniger. — Gelingt es mir aber — und trotz allem Mißgeschick flüstert eine Stimme in mir noch immer: „Es wird!" — dann, mein lieber Herr, hoffe ich Ihnen zu beweisen, mit wie heißer Liebe ich an Henrietten hange und — daß ich ihrer werth bin!"

„Mein lieber Herr," sagte Jeremias, auf seinem Stuhl herumrückend, „das ist Alles recht schön und gut, daß Ihr abgebrannt seid, wie jener Pfarrer meinte, aber es bringt uns keinen Schritt weiter in der Sache, denn wenn Jettchen Sie wirklich lieb hat, so glauben Sie doch sicherlich nicht, daß Sie ihr einen Gefallen thun, wenn Sie, wie Sie es nennen, untergehen, so ehrenvoll das auch an sich sein mag."

„Aber was kann ich thun?"

„Sie haben studirt, nicht wahr?"

„Ja…“

„Das ist eben der Teufel,“ meinte Jeremias, sich wieder hinter dem Ohr kratzend, „daß mit den studirten Leuten am allerwenigsten anzufangen ist! Sie verstehen Griechisch und Lateinisch und Alles, was sie im Leben nicht gebrauchen können, aus dem Grunde; will man aber 'was Praktisches mit ihnen anfangen, so hapert's an allen Ecken. Was in dem Amerika nur allein für eine Menge studirter Menschen herumhungern und ihrem Gott dankten, wenn sie in ihrer Jugend ein Handwerk gelernt hätten, ist ganz unglaublich! Aber lassen Sie nur gut sein,“ unterbrach er sich rasch, als er merkte, daß Rebe etwas erwidern wollte; „vielleicht finden wir doch noch etwas, und dann sollen Sie sehen, daß ich es wirklich gut mit Ihnen meine, junger Mann, und Ihnen beistehen werde wie ein wahrer Freund — wir müssen nur erst auf den rechten Punkt kommen.“

„Aber was soll sich finden, bester Herr — ein Engagement…“

„Reden wir nicht mehr davon,“ sagte Jeremias gutmüthig; „wenn Sie nicht auf's Theater passen, hilft Ihnen auch ein Engagement nichts, und die Zeit, die Sie dort auf's Neue verbringen, ist eben einfach auf den Kopf geschlagen. Wir fangen 'was Anderes an — mir gehen eine Menge Pläne durch den Kopf, und Sie sollen einmal sehen, in Zeit von vier Wochen habe ich Sie da so hineingearbeitet, daß Sie selber Ihre Lust und Freude daran finden werden.“

„Herr Stelzhammer,“ sagte Rebe freundlich, aber auch fest und bestimmt, „die Zeit nur, die Sie hier mit mir vergeuden, ist verloren, denn mich ziehen Sie nicht aus der vorgezeichneten Bahn.“

„Aber, mein bester Herr!“

„Bitte, lassen Sie nun auch mich reden. Ich kenne Herrn Pfeffer genau; ich weiß, daß er von Herzen ein guter und sonst braver und ehrlicher Mensch ist, aber er hat eine verbissene Natur und sucht besonders etwas darin, auf das Theater zu schimpfen. Wenn man ihn reden hört, so sollte man glauben, er wäre bei jeder neuen Rolle der unglückseligste Mensch, so raisonnirt er und mit solcher Unlust geht er jedesmal daran, sie zu lernen; aber nehmen Sie ihm einmal eine oder fordern

Sie ihn einmal auf, vom Theater zu gehen, so hören Sie, was er Ihnen sagt."

„Pfeffer? — Lieber heute, als morgen."

„Ich kenne ihn besser. Er redet grundsätzlich Jedem ab, zur Bühne zu gehen, und was sein Urtheil über mich betrifft — ein so guter Schauspieler er in seinem Fache sein mag —, so kann das für mich keinen entscheidenden Werth haben; denn — hat er mich auch nur erst ein einziges Mal in einer wirklich guten, ja, selbst nur in einer mittelmäßigen Rolle gesehen? Habe ich denn hier am Theater — ich weiß selber nicht, weshalb — auch nur ein einziges Mal Gelegenheit bekommen, zu versuchen und zu zeigen, was ich vermag? Nie — nur zu Statisten- oder, kaum mehr als dazu, zu kleinen, erbärmlichen Rollen bin ich verwandt worden, in denen ich kaum ein paar Worte zu sprechen hatte und mich selbst schämte, wenn ich, meiner unwürdig, so da draußen vor dem Publikum stand. Und jetzt sollte ich die Bühne verlassen — jetzt, mit dem nagenden Gefühl im Herzen, daß ich das Zeug zu etwas Besserem in mir trage? — Glauben Sie da selber, bester Herr, daß ich bei irgend einer andern Beschäftigung, die Ihre Güte für mich ausgedacht, Ruhe und Befriedigung fühlen, daß ich ausharren könnte, wo es noch immer in mir gährt und treibt und die Sehnsucht nach der wahren Kunst mich verzehren, aber auch zugleich zu allem Andern untauglich machen würde?"

„Ja, mein lieber, junger Freund," sagte Jeremias bestürzt, „das wäre ja aber eine ganz verzweifelte Geschichte, und während Sie in der Welt draußen nach der „wahren Kunst" suchen, die ich noch nirgends gefunden habe, so alt ich bin, grämt sich das arme Jettchen daheim die Augen roth und wird zuletzt eine alte Jungfer. Ueberlegen Sie sich die Sache nur erst ordentlich. Sie glauben gar nicht, was der Mensch Alles kann, wenn er nur ernstlich will."

„Ich habe mir Alles überlegt, bester Herr, wieder und wieder," sagte Rebe herzlich — „meine ursprüngliche Carrière, durch welche ich im Laufe der Jahre in der regelmäßigen Staats-Tretmühle meinen bestimmten Platz und die Hoffnung auf Avancement hätte bekommen können, habe ich mir durch meinen Austritt verscherzt; die Herren nehmen Niemanden

zum Staatsdienst wieder auf, der einmal Schauspieler gewesen ist, obgleich sie ihre Schauspieler weit besser bezahlen, als ihre Staatsdiener, und dahin ist mir der Weg also gründlich abgeschnitten, — zu etwas Anderem passe ich nicht. Es giebt kaum einen unglückseligeren Menschen für irgend eine Speculation auf der weiten Welt, als mich; zum Kaufmann habe ich nicht das geringste Talent, aber meine ganze Seele hängt am Theater, und wem Gott einen solchen Trieb dazu in's Herz gelegt hat, der darf und kann ihm nicht entsagen, wenn er seinen Lebenszweck nicht verfehlen will."

„Aber, mein lieber Herr Rebe, ich — ich war auch schon einmal beim Theater — und wobei bin ich eigentlich nicht gewesen?" sagte Jeremias etwas kleinmüthig.

„Und haben Sie je den Drang gefühlt," rief Rebe begeistert, „der Kunst Alles, Alles opfern zu müssen — selbst Ihr Leben?"

„Könnt' ich gerade nicht sagen," meinte der kleine Mann kopfschüttelnd — „ich sang und tanzte meinen Stiefel weg und freute mich nur immer auf den Ersten, weil da Gagetag war."

„Dann hat Ihnen das Verlassen der Bühne auch keine Thräne gekostet."

„Ne, wahrhaftig nicht," bestätigte Jeremias — „eh'r im Gegentheil. Ich war seelenfroh, aus der Bude herauszukommen — Kunst — ja Kunst! Ich habe keine Kunst darin entdeckt."

„Und tadeln Sie mich deshalb, weil ich dabei aushalte, daß ich mein ganzes Leben, mein Glück, mein Alles daran setze, um mein Ziel zu erreichen? Ich kann aber nicht anders, lieber Herr — ich fühle, daß ich in jedem andern Fache, so freundlich Sie mir auch zur Seite stehen würden, eine unselbstständige, gedrückte Stellung einnehmen müßte, während ich hier ein weites, offenes Feld vor mir sehe, meiner Kraft, meinem Ehrgeiz zu genügen. Bring' ich es dann zu 'was, so verdanke ich bei Gott Alles nur mir selbst, was ich erstrebt, und kann dem Besten stolz in's Auge sehen! War es ein Mißgriff, dann wird der arme Rebe Niemandem mehr lästig fallen — Niemand wird mehr von ihm hören und — Niemand auch wohl mehr nach ihm fragen," setzte er leise hinzu.

„Und ist das Ihr fester und letzter Entschluß?" sagte Jeremias kopfschüttelnd.

„Ich kann nicht anders, lieber Herr," sagte Rebe herzlich; „ich müßte mich selbst verachten, wenn ich anders handeln wollte."

„Das ist freilich recht traurig," nickte der kleine Mann mit dem Kopf, indem er von seinem Stuhl aufstand, „und mir thut dabei Niemand wie das arme Jettchen leid, denn Sie selber wollen es ja nicht besser haben."

„Mein armes Jettchen!" sagte Rebe leise — „aber sie ist frei!" fuhr er leidenschaftlich fort — „glauben Sie nicht, daß ich sie mit Wort oder Bitte an das Leben eines Unglücklichen fesseln werde! Es war freilich mein schönstes, seligstes Gefühl, der Gedanke, sie mir einst verdienen zu können — aber die Zeit liegt zu fern, zu ungewiß, um sie zu binden! Es war mein heißester Wunsch, sie glücklich zu wissen — ich will nicht die Ursache sein, das Gegentheil herbeizuführen!"

„Sie sind ein braver Mann, mein lieber Herr Rebe," sagte Jeremias herzlich, indem er ihm nochmals die Hand reichte und die seine herzhaft drückte; „ich glaube, Jettchen würde glücklich mit Ihnen werden, ob Sie nun Schauspieler oder 'was Anderes wären..."

„Sie sind mir böse," sagte Rebe leise, der wohl bemerkte, daß der Mann noch einen Rückhalt hatte — „Sie halten mich für einen eigensinnigen Trotzkopf, der das Glück des ihm liebsten Wesens gleichgültig von sich stößt, nur um seinem Eigensinn zu fröhnen."

„Doch nicht," sagte Jeremias, mit dem Kopf schüttelnd; „ich begreife freilich nicht, wie Jemand mit einer solchen Leidenschaft am Theater hangen und Freude darin finden kann, sich in die Geschichte so — ich weiß eigentlich nicht wie ich sagen soll — so hinein zu bohren. Aber ich begreife, daß Jemand, der fest von irgend etwas überzeugt ist, auch Hals und Kragen dransetzen kann, um es durchzuführen. Aber da stehen Sie allein, da giebt es keinen Menschen, der Ihnen helfen und beispringen kann."

„Ich weiß es," sagte Rebe ruhig, „weiß auch, welche schwere Prüfungszeit mich wahrscheinlich noch erwartet, und nur um das bitte ich Sie, denken Sie nicht schlechter von mir, weil ich

Ihr freundliches Anerbieten zurückgewiesen habe — glauben Sie nicht, daß ich darum Henriette auch nur um einen Gedanken weniger liebe, weniger bereit wäre, ihr Alles aufzuopfern, aber — ich muß mich später selber achten können. — Kein Vorwurf darf auf meiner Seele lasten, mir meines Strebens einst nicht klar gewesen zu sein, mit Einem Wort: ich muß erst versuchen, ob ich wirklich zu dem, was mein ganzes Sein erfüllt, nicht passe und in der That nicht im Stande bin, mir aus mir selbst heraus eine Carrière zu schaffen. Dann, wenn ich das gethan, wenn ich gesehen habe, daß ich mich geirrt, will ich es aufgeben — nicht mit blutendem Herzen, nein, mit dem ruhigen Bewußtsein, meine Pflicht gethan zu haben, und was dann aus mir wird, das weiß nur Gott!"

Jeremias begriff nur halb, was Rebe sagte; er verstand etwa den Sinn der Worte, aber nicht die mächtige Triebfeder seiner Handlungsweise, die er in seiner Sprache mit dem kurzen, aber bezeichnenden Worte „Dickkopf" wiedergegeben haben würde. Aber unter solchen Umständen ließ sich hier auch nichts weiter machen. Er selber hatte sein Möglichstes gethan, Jettchen beizustehen; wenn der bühnentolle Schauspieler nicht wollte, zwingen konnte er ihn nicht.

„Na, mein lieber Herr Rebe," sagte er aufstehend, „unter diesen Umständen läßt sich vor der Hand gar nicht weiter über die Sache reden. Versuchen Sie's denn in Gottes Namen, und ich selber will Ihnen alles Glück und allen Segen wünschen."

„Ich danke Ihnen herzlich, mein lieber Herr, aber — erlauben Sie mir denn wohl, daß ich," setzte er leiser hinzu, „ehe ich von hier fortgehe, Ihrer Tochter noch einmal Lebewohl sage?"

„Das kann man keinem Menschen verwehren," sagte Jeremias, mit dem Kopf schüttelnd; „Abschied nehmen ist 'was Heiliges, aber — setzen Sie mir dem Mädel keine Schrullen weiter in den Kopf. Es wird dem armen Ding wehe genug thun." — Und Rebe's Hand noch einmal herzhaft drückend, drehte er sich um und schritt zur Thür hinaus.

15.

Die Leseprobe.

George Monford hatte wirklich sein Aeußerstes geleistet und mit einer ganz fabelhaften Ausdauer alle Schwierigkeiten, die sich ihm durch die Kürze der gegebenen Zeit entgegenstellten, um seine Lieblingsidee zur Ausführung zu bringen, überwunden.

Wer aber jemals selber die Vorstellung eines Liebhabertheaters oder selbst nur das Stellen von lebenden Bildern zu leiten übernommen gehabt, weiß allein, was für ganz verzweifelte Dinge da geschehen können, welch' enorme Rücksichten da genommen und welche Schleichwege eingeschlagen werden müssen, um endlich all' die verschiedenen Köpfe — und je schöner, desto schwerer — unter Einen Hut zu bringen.

George hatte Alles durchzukosten. Hier nahm Einer die ihm überbrachte Rolle an, um sie drei Stunden später wieder unter irgend einem Vorwand zurückzuschicken; dort war eine Person, auf die er fest gerechnet, so plötzlich und ernsthaft erkrankt, daß selbst ein Möglichkeitsversprechen außer aller Frage blieb. Comtesse B. konnte mit Baronesse X. unmöglich zusammen wirken, da sich Letztere über eine neue Robe der Ersteren ungünstig ausgesprochen, was Comtesse Y. zu Ohren von Comtesse B. gebracht hatte. Hauptmann von Z. sah sich nicht im Stande, eine Civilperson zu spielen, während Lieutenant von P. einen Hauptmann vorstellen sollte. Es war rein zum Verzweifeln, all' diesen Bedenken und kleinen Misèren rechtzeitig zu begegnen, und George wechselte an den beiden ersten Tagen an jedem dreimal seine Pferde und kränkte seinen Reitknecht auf das Tiefste, der in der Zeit, in welcher er vor den Häusern hielt, gar nicht wußte, was er mit den unruhigen, ungeduldigen Thieren anfangen sollte.

Endlich, endlich, und ein tiefer Dankesseufzer hob seine Brust, hatte er Alles im Stande, und nach ganz unsagbaren,

aber jetzt überwundenen Schwierigkeiten war die erste Leseprobe auf heut Abend festgesetzt.

Um das aber bewerkstelligen zu können, hatte ordentlich eine kleine Verschwörung angezettelt werden müssen, denn Paula durfte natürlich nichts davon merken, und war zu dem Zweck von einer andern, in das Geheimniß gezogenen Familie, die kein Contingent zu der Vorstellung stellte, eingeladen worden.

Rottacks selber hatten sich erboten, diese erste Probe in ihren Räumen abzuhalten, da man damit wechseln wollte, und Graf und Gräfin Monford ihnen schon deshalb an dem nämlichen Morgen eine sehr kurze und sehr steife Gegenvisite für den ersten Besuch gemacht. Es war das einmal Ton, und diese langweilige und für beide Theile gleich lästige Form durfte Niemandem erspart werden.

Paula machte übrigens ganz unbewußt dieser ersten Vorübung die meisten Schwierigkeiten, denn sie erklärte, nicht die geringste Lust zu haben, die Gesellschaft zu besuchen. Sie fühle sich nicht wohl, sagte sie, und scheue sich, unter Menschen zu gehen.

Paula sah in der That seit ein paar Tagen leidend aus; ihre Wangen waren bleich, ihre Augen eingefallen, und das Schlimmste, ihr ganzes Wesen, das sonst von Frohsinn strahlte, schien gedrückt.

Dem Bruder war das vor Allen aufgefallen, denn die Eltern schrieben es, als eine Art von Widersetzlichkeit, dem ausgesprochenen Willen, die Verlobung betreffend, zu und hüteten sich wohl es zu bemerken. Man mußte Paula ein paar Tage sich selber überlassen, dann gab sich das auch Alles von selbst, und sie war wieder die gehorsame, fröhliche Tochter, wie früher.

Nicht so George, der seine Schwester besser kannte. Er sah, sie war wirklich nicht wohl, und zu ihr gehend, schlang er seinen Arm um sie und sagte herzlich:

„Was hast Du, Paula? Was fehlt Dir, Herz? Du siehst wahrhaftig bleich und angegriffen aus!“

„Mir ist nicht wohl, George,“ sagte das junge Mädchen, ihr Haupt an des Bruders Brust lehnend und vergebens bemüht, ein paar vorquellende Thränen zurückzupressen; „so viele

Dinge gehen mir im Kopf herum — ich muß nur immer denken und denken, und das thut mir so weh!"

„Du darfst nicht grübeln, Schatz," tröstete sie George und versuchte ihr Antlitz sich zuzuwenden; aber sie litt es nicht. „Daß Du jetzt genug zu denken hast, glaub' ich Dir ja von Herzen gern; aber es sind doch auch nicht solch' traurige Dinge, die Dir dabei im Kopf herumgehen können, um Dich so niedergeschlagen zu stimmen, wie Du jetzt dreinschaust. Hab' guten Muth, mein kleiner, braver Paul," fuhr er schmeichelnd fort, als sie ihm nichts erwiderte, sondern sich nur fester an ihn lehnte; „Hubert Bolten ist wirklich ein seelensguter Mensch, manchmal ein bischen aufbrausend und leichtsinnig, aber, lieber Gott, das giebt sich Alles von selber, wenn er erst einmal solch' eine kleine Hausfrau hat. Und denke Dir nur, wie glücklich Du Vater und Mutter dadurch machst, die ja ihr ganzes Herz daran gehangen haben — und Hubert, hundertmal hat er mich in der Stadt, wo er mich nur traf, gefragt, wie es Dir ginge und was Du triebest, und zehnmal wär' er schon herausgekommen, wenn ihn die Eltern nicht gebeten hätten, vor der Verlobung jeden auffälligen Schritt zu vermeiden."

„Ach, George, ich kann Dir gar nicht sagen..."

„Bst, Schatz, da kommt die Mama," unterbrach sie George rasch, „laß sie Dich nicht so traurig finden. Du weißt, sie kann es nicht leiden, obgleich sie die letzten Tage selber ganz entsetzlich finstere Gesichter geschnitten hat."

Die Gräfin kam durch den Garten auf die offene Salonthür zu, und Paula hatte sich rasch aufgerichtet und die verrätherischen Thränen abgewischt. George hatte Recht, die Mutter mußte mit ihrem Leid verschont werden, und wo hätte das Kind eigentlich seinen Schmerz am ersten ausschütten, am leichtesten ausweinen sollen, als an dem Herzen der Mutter!

„Nun, Paula, Du bist noch nicht angezogen? Der Wagen wird gleich vorfahren."

„Im Augenblick, liebe Mutter, ich bin in wenig Minuten fertig; am liebsten blieb ich freilich zu Hause."

„Geh Du nur, mein Kind, die Zerstreuung wird Dir wohlthun; überdies haben wir auch fest zugesagt."

„Ich gehe ja, liebe Mutter," sagte Paula leise, wandte sich ab und schritt ihrem Zimmer zu, in dem sie bald verschwand.

„Mama," sagte George, der ihr schweigend nachgesehen hatte, während die Mutter an den Tisch gegangen war, auf dem ein paar illustrirte Journale lagen, „wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, daß sich Paula mit Hubert wirklich unglücklich fühlen könnte, ich wüßte nicht, was ich thäte!"

„Unglücklich" — sagte die Gräfin, ruhig den Kopf herüber und hinüber wiegend, ohne sich aber nach George umzudrehen — „denkst Du, daß wir selber die Verbindung zugeben würden, wenn wir das fürchteten?"

„Sicher nicht, Mama, sicher nicht; aber — Paula hat sich in den letzten zwei Tagen recht verändert, und — wenn ich sie nicht so genau kennte und nicht wüßte, daß es unmöglich wäre, so würde ich wahrhaftig glauben, sie hätte irgend eine andere heimliche Zuneigung."

„Meinst Du?" rief die Gräfin, sich jetzt scharf ihm zuwendend. „Hast Du irgend einen Verdacht? Auf wen?"

George schüttelte mit dem Kopf. „Ich schöpfte Verdacht," sagte er, „nur ihres bleichen Aussehens und Trübsinns wegen — aber auf wen? Ich wüßte Niemanden zu nennen oder zu errathen, und so scharf ich sie auch in diesen Tagen beobachtet habe, ich konnte nicht das Geringste entdecken, was ihn bestätigt hätte. Ich weiß mich auch in der That auf Niemanden zu erinnern, den sie nur im Mindesten ausgezeichnet, ja, mit irgend einem Antheil erwähnt hätte, und mit mir spricht sie doch über Alles und plaudert frisch von der Leber weg, was ihr gerade auf die Lippen kommt. Verstellungsgabe hat sie gar nicht — ihre Seele ist so rein wie ein Spiegel."

Die Gräfin sah ihren Sohn fest, aber wie in Gedanken an; ihre Seele war in dem Moment nicht bei dem Blicke und schweifte vielleicht zu anderen Zeiten, anderen Scenen hinüber; aber wie ein Schatten zog das über ihre Stirn, und sie sagte, nur langsam dabei mit dem Kopf nickend:

„Du hast Recht, George, so würde sich Paula nie verstellen können, und wäre dem wirklich so, dann hätte sie doch ein Wort davon gegen mich oder Deinen Vater geäußert, wenigstens

eine Andeutung dahin fallen lassen. Es ist Laune bei ihr, weiter nichts, und Du wirst sehen, wie vollständig sich das schon in den nächsten Tagen giebt."

„Das will ich recht von Herzen hoffen, Mama," sagte George mit einem Seufzer, „denn so könnte ich das nicht mit ansehen. Wenn mir nicht der arme Hubert leid thäte, wahrhaftig, ich würde Euch selber bitten, die Verlobung wenigstens noch eine Zeit lang hinaus zu schieben, daß auch Paula erst klar mit sich würde."

„Das geht nun nicht mehr, mein Kind," sagte die Gräfin ruhig, „es ist Alles bestimmt angeordnet und zu viel Leute wissen auch schon darum; es würde nachher nur ein ganz unnützes, unangenehmes Gerede geben. Aber da ist der Wagen, begleitest Du Paula?"

„Ja, Mama, aber wie kommst Du selber hinein?"

„Ich lasse mir die Droschke anspannen; sei nur pünktlich bei Rottacks, denn ich — möchte dort nicht gern lange warten."

„Pünktlich, gewiß," rief George; „Rottacks sind übrigens prächtige Leute und gefallen mir außerordentlich — auch nicht die Spur von Zwang oder Zurückhaltung, und die Gräfin ist so natürlich und herzlich, wie er selber. Was ist sie nur für eine Geborene — hast Du nicht gehört? Ich bin an verschiedenen Orten danach gefragt worden."

„Ich weiß es nicht," erwiderte seine Mutter, indem sie sich von ihm abwandte und zum Fenster schritt — „auf der Karte steht ihr Name nicht."

„Die böse Welt behauptet natürlich schon wieder," fuhr George fort, „daß es eine Mesalliance sei; aber das glaub' ich auf keinen Fall, denn die Gräfin hat etwas so vornehm Edles in ihrem ganzen Wesen, was sie sich im Leben nie angeeignet haben kann; das muß ihr angeboren sein. Doch das bleibt sich gleich; ich meinestheils bin herzlich froh, daß wir die Leutchen nach Haßburg bekommen haben, denn für den Winter besonders sind sie eine ganz kostbare Acquisition, und Du solltest sie einmal musiciren hören!"

„Da kommt Paula; wirst Du sie wieder abholen?"

„Versteht sich; ich habe schon Alles mit ihr besprochen. Adieu, liebe Mutter, auf Wiedersehen bei Rottacks!“ —

In Graf Rottack's kleiner, aber reizender Villa war der Salon für die erwartete Gesellschaft auf das Freundlichste hergerichtet und Alles für die erste abzuhaltende Leseprobe vorbereitet worden. Felix selber hatte es arrangirt und kehrte jetzt in Helenens Zimmer zurück, in dem die Kinder auf der Erde spielten.

Helene saß in einem Fauteuil vor ihrem Nähtisch, aber sie arbeitete nicht; den Kopf in die Hand gestützt, sah sie träumend vor sich nieder und hörte nicht einmal, daß der kleine Günther sie schon dreimal gefragt hatte, wo der Papa wäre.

Erst bei Felix' Eintritt hob sie das Antlitz, und zwar wie erschreckt, als ob sie gefürchtet hätte, jemand Anders dort zu sehen.

„Muth, Muth, mein Herz,“ rief ihr Felix fröhlich zu; „wir rücken jetzt dem Augenblick, den Du so lange herbeigesehnt, rasch entgegen, und das Glück selber hat uns darin begünstigt — willst Du jetzt den Muth verlieren?“

„Nein, Felix,“ sagte Helene freundlich; „zürne mir nur nicht, daß mich eben das so schnelle Nahen des Augenblicks bestürmt, und — Du weißt, ich bin ja manchmal wie ein thörichtes Kind — mit Angst erfüllt. Es ist aber doch vielleicht nur die Unruhe der Erwartung.“

„Gewiß, nichts weiter, liebes Herz.“

„Aber wie wollen wir es möglich machen, die Mutter hier unter den vielen fremden Menschen allein zu sprechen? Es wird nicht angehen, und wir werden den Moment wieder versäumen und auf's Neue lange, lange hinausschieben müssen.“

„Das ist mir auch schon im Kopf herumgegangen,“ sagte Felix sinnend. „Zuerst hatte ich gedacht, daß Du vielleicht einen Vorwand fändest, sie in Dein eigenes Zimmer zu führen, aber ich hatte dabei gehofft Dich ruhiger zu treffen, als Du wirklich bist; ich darf Dich nicht mit ihr allein lassen, und es wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als sie direct zu bitten, nach der Leseprobe noch einen Augenblick zu ververweilen.“

„Sie wird es nicht thun."

„Doch, mein Herz," nickte Felix, „sie wird es thun, denn sie kennt jetzt unser Geheimniß — sie muß es kennen nach dem Namen, den ich ihr genannt, und wer weiß, ob sie sich nicht selber danach gesehnt hat, Dich aufzusuchen, und nur noch nicht wußte, auf welche Weise das am besten und am wenigsten auffallend geschehen könne. Wir kommen ihr damit auf halbem Wege entgegen, und sie wird die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich mit Dir auszusprechen, darauf kannst Du Dich verlassen, wie auch immer sie gesinnt sein möge."

„Meine Mutter!" flüsterte Helene, indem sie beide Hände gegen ihr Herz preßte.

„Ich bin fest davon überzeugt, Schatz," sagte Felix, dem jetzt Alles daran lag, seine Frau zu beruhigen; „denke doch nur, wie peinlich für sie ein solcher Zustand auf die Länge der Zeit werden würde, uns in ihrer Nähe zu haben und dann immer nur zu scheinen, als ob sie uns fremd wäre. Sie wird die Gelegenheit mit Freuden ergreifen, Dich allein zu sprechen, und wenn sich die Gattin auch jetzt noch vielleicht dagegen sträubt, die ihr fremd gewordene Tochter anzuerkennen, die Mutter wird der Umarmung ihres Kindes nicht widerstehen können."

„Das gebe Gott, Felix," sagte Helene leise, „denn wenn sie es thäte, würde es mich recht, recht sehr unglücklich machen!"

„Sie thut es nicht, Herz — aber wahrhaftig, da kommen schon die ersten unserer Gäste!"

„Papa," rief der kleine Günther, der das Herumtanzen auf dem Teppich satt bekommen hatte, „spiel' ein bischen mit mir."

„Ja, jetzt hätt' ich Zeit, Du Schlingel," lachte sein Vater — „spiele mit Dir, nicht wahr? Hinüber zu Eurer Bonne! Bitte, Helene, laß die Kinder hinüber bringen — und daß Ihr mir artig seid, das rathe ich Euch, sonst dürft Ihr heute Abend nicht mit uns essen!" — Und sich von dem kleinen Burschen, der sich an ihn anhängen wollte, losmachend, eilte

er in das Empfangszimmer, um die eben eingetroffenen Herrschaften zu begrüßen.

Gleich danach fuhr George mit der Gräfin Monford vor, und Helene war jetzt selber so in Anspruch genommen, daß sie sich schon gewaltsam fassen mußte, um keine Störung zu verursachen.

Und die Gräfin selber erleichterte ihr das sehr, denn viel freundlicher war sie heute, als noch je; sie reichte Helenen die Hand, was sie bis jetzt noch nicht gethan, und sagte, wie sie bedaure, sie auf solche Art in ihrer Häuslichkeit zu stören und ihre Hülfe gleich, kaum nach der ersten Bekanntschaft, in Anspruch zu nehmen; ihr George habe aber einmal an die Sache sein Herz gesetzt, und der sei von einer Zähigkeit, die einmal Erfaßtes nie im Leben wieder loslasse, und wenn er deshalb alle seine Mitmenschen bis zum Tode quälen sollte.

George war aber ihr Liebling, und sie sagte das mit einem so zufriedenen Blick auf den eben Angeklagten, daß man recht gut sehen konnte, wie wohl es ihr selber thue, das einmal Begonnene mit Erfolg gekrönt zu sehen.

Helene war bei der freundlichen Anrede feuerroth geworden, während die Gräfin ihr ganz unbefangen gegenüber stand; Felix aber, der, während er mit George sprach, seine Frau nicht aus den Augen gelassen hatte, kam ihr rasch zu Hülfe und übernahm selber die Erwiderung, indem er der Gräfin nochmals versicherte, wie sehr es sie freue, etwas mit zu dem glücklichen Tag, der Verlobung der liebenswürdigen Comtesse, beitragen zu können, und ihre einzige Furcht jetzt sei nur die, daß sie, zum ersten Mal etwas Derartiges unternehmend, am Ende ihrer Verpflichtung nicht ordentlich würden genügen können. Gräfin Monford möge deshalb auch seiner Frau die Befangenheit zu Gute halten, die sich aber jedenfalls nach der ersten Scenenprobe geben werde.

Das Gespräch wurde jetzt allgemein, und während die Diener Kaffee, Limonade, Wein und Backwerk herumtrugen, sammelten sich die verschiedenen Gäste, da noch nicht alle beisammen waren, in kleinen Gruppen, bis endlich der Wagen mit den letzten Säumigen vorfuhr und George jetzt darauf drang, „an die Arbeit" zu gehen.

Die Leseprobe verlief, wie alle derartigen Dinge, ziemlich glatt und ohne besondere Störung. Durch George's Eifer, die Sache zu fördern, waren mehr als hinreichende Exemplare gedruckt, um jedem Mitwirkenden ein Heft zu sichern, so daß die verschiedenen Herrschaften schon Zeit genug gehabt hatten, das ganze Stück für sich durchzulesen und sich die Stellen, an denen sie selber einfallen mußten, mit Rothstift anzustreichen.

Wenn es trotzdem ein paar junge Damen möglich machten, noch unbefangen in ihrem Hefte nachzulesen, während ihr Stichwort schon gefallen war, und dann, als sie namentlich aufgerufen wurden, ganz erschreckt an einer natürlich verkehrten Stelle einzusetzen, so amüsirte das nur die kleine Gesellschaft, setzte die betreffenden jungen Damen in Verlegenheit und hatte weiter keine Folgen, als daß die Stelle, mit einem kleinen Stück voraus, noch einmal durchgenommen werden mußte.

Endlich war Alles glücklich zum Schluß geführt und die Gesellschaft hatte sich dabei mit dem aufgegebenen Stoff befreundet. Es war eins jener reizenden kleinen französischen Lustspiele, die, eigentlich ohne innern Gehalt, aber mit einem liebenswürdigen, piquanten Dialog und glücklich erdachten, überraschenden Situationen, nicht allein den Zuschauer fesseln, sondern auch gewöhnlich mit ganz besonderer Vorliebe von den Mitspielenden, die sich selber für ihre Rollen interessiren, ausgeführt werden.

Einzelne Equipagen fuhren schon wieder vor, als Graf Rottack, der einen Moment benutzte, wo er sich der Gräfin Monford, von Anderen ungehört, nahen konnte, zu ihr trat und mit halblauter Stimme sagte, während er dabei ein dort liegendes Album aufschlug, als ob er ihr die Kupferstiche zeigen wollte:

„Dürfte ich Sie ersuchen, Frau Gräfin, Ihren Wagen bis zuletzt warten zu lassen; es ist eine Sache von höchster Wichtigkeit, die ich Ihnen, aber nur Ihnen allein, mittheilen möchte."

„Ein Geheimniß?" lächelte die Dame, aber mit einer Ruhe und Unbefangenheit, die den jungen Grafen wirklich

erschreckte, denn zum ersten Mal zuckte ihm der Gedanke durch's Hirn: „Hast Du Dich vielleicht geirrt? Ist das am Ende gar nicht jene Gräfin Monford? Diese Ruhe und Geistesgegenwart wäre ja, wenn seine Andeutung neulich auch nur mit dem leisesten Hauch verstanden worden, rein unmöglich, unbegreiflich gewesen! — „Und bezieht es sich auf unsere Vorstellung?" fuhr die Gräfin fort, als Rottack, ordentlich bestürzt, schwieg, indem sie sich zu dem Album niederbeugte und mit ihrer Lorgnette das Bild betrachtete.

„Nein, gnädige Gräfin," sagte Felix, der in dem Augenblick selber seine Fassung kaum bewahren konnte, „und trotzdem ist es vielleicht wichtig genug, Ihre Aufmerksamkeit für einen Moment zu fesseln; ich bitte Sie dringend darum!"

„Eh bien!" lächelte die Gräfin, indem sie sich wieder aufrichtete; „ich weiß überhaupt nicht, ob mein Wagen so pünktlich vorfahren wird, da ich nicht glaubte, daß wir unsere Probe so rasch beenden würden — wahrlich, wir haben erst halb sieben Uhr."

Ein paar Damen kamen jetzt auf sie zu, um sich bei ihr zu verabschieden; eine von diesen hatte ein paar Mal kleine Irrungen beim Vorlesen verursacht.

„Nun, mein liebe Constance, lernen Sie brav," sagte die Gräfin, „daß Sie uns am nächsten Freitag nicht stecken bleiben — George würde unglücklich sein."

„Gewiß, Frau Gräfin, ich werde recht fleißig lernen," sagte das junge Mädchen, tief erröthend, — „ich habe mich heute so geschämt."

„Weshalb geschämt? Wir sind keine Schauspieler, liebes Kind, und die Sache ist nicht halb so wichtig, wie sie George macht," lächelte die Gräfin. „Sorgen Sie sich nur deshalb nicht, es wird schon Alles gut gehen."

Wagen nach Wagen fuhr vor; nur der der Gräfin Monford war noch nicht darunter, und George hatte sich schon vorher verabschiedet, um noch Einiges zu besorgen und dann Paula abzuholen. Jetzt nahmen die Letzten Abschied.

„Die Gräfin Rottack wird mich noch kurze Zeit beherbergen müssen," lächelte Gräfin Monford, als sie den sich ihr Em-

pfehlenden die Hand reichte; „mein Kutscher versäumt wieder einmal die Zeit, es ist kein Verlaß mehr auf die Leute."

Helene war mit ihrer Mutter allein im Zimmer, aber sie wagte nicht, sie anzureden; es war ihr, als ob ihr die Luft zum Athmen fehlte, und ihr Herz schlug stürmisch in der Brust. Auch die Gräfin sprach nicht — hatte ein ähnliches Gefühl sie erfaßt? Ihre Züge verriethen nichts davon, und waren kalt und unerforschlich, wie immer.

Felix, der die Damen an den Wagen geleitet hatte, konnte sich denken, in welcher Stimmung seine arme Gattin sich befinden würde, und flog rasch zurück.

„Ich bin für Niemanden jetzt zu sprechen," rief er dem Bedienten im Vorzimmer noch zu, „für Niemanden, verstehen Sie?"

„Sehr wohl, Herr Graf."

„Und nun Ihre Mittheilung, Herr Graf," sagte Gräfin Monford, als er das Zimmer wieder betrat; „Sie haben den Zeitpunkt jedenfalls glücklich gewählt. — Ich — ich weiß nicht, ob Ihre Frau Gemahlin davon unterrichtet ist."

„Helene wird uns einen Augenblick verlassen," sagte Felix, der, so keck er jeder ihn selbst betreffenden Katastrophe entgegen gegangen wäre, doch hier fühlte, wie ihn sein gewöhnlicher froher Muth, seine Zuversicht verließ, wo es sich um das Wohl und Wehe des ihm liebsten Wesens handelte und das Benehmen der Gräfin selber ihn mit immer mehr Angst und der Ahnung eines unglücklichen Ausgangs erfüllte.

„Also unter vier Augen," sagte die Gräfin kalt und fast spöttisch lächelnd, während Helene sich mit einer Verbeugung in das Nebengemach zurückzog, ohne daß die Dame weiter Notiz von ihr genommen hätte. „Sie machen mich wirklich neugierig, Graf Rottack."

Felix warf den Blick der Richtung zu, nach der sich Helene gewandt; die Thür war verschlossen, und mit vor innerer Bewegung fast unhörbarer Stimme sagte er:

„Es ist in der That etwas Wichtiges, um das es sich hier handelt, Frau Gräfin, denn das Glück des mir theuersten Wesens auf der Welt, das Glück meiner Helene, hängt von dieser Stunde ab!"

„Und stehe ich damit in Verbindung?" sagte die Gräfin kalt und stolz, indem sie dabei fest seinem Blick begegnete.

„Ja," sagte Felix leise, aber entschlossen, denn er fühlte, daß jetzt die Zeit zum Handeln gekommen sei und er jede andere Rücksicht bei Seite lassen müsse. „Bitte, nehmen Sie Platz, Frau Gräfin, hören Sie mich geduldig nur wenige Minuten, und dann — wenn Ihr eigenes Herz nicht jetzt schon für uns spricht — mögen Sie selber entscheiden, ob die Sache — wichtig genug war, Ihre Zeit in Anspruch zu nehmen."

„So reden Sie," sagte die Gräfin, indem sie auf dem ihr gebotenen Fauteuil Platz nahm.

„Erinnern Sie sich, Frau Gräfin," begann der junge Mann, während es ihm schwer wurde, die ersten Worte hervorzubringen, „daß ich Ihnen neulich in Ihrem eigenen Schlosse sagte, Helene sei die Tochter der Gräfin Baulen, die sich in der Provinz Santa Clara in Brasilien damals aufhielt, vielleicht noch da lebt?"

„Ich glaube, ja..."

„Sie glauben, ja?" fuhr Felix fort, dessen Pulse jetzt rascher an zu schlagen fingen. „Und — ist Ihnen dann Helene weiter nichts, als die Tochter der Gräfin Baulen — oder jener Frau, die sich dort in ihrem albernen Stolze Gräfin nennt?"

Die Gräfin hatte ihm mit einem marmorkalten Antlitz zugehört; nicht ein Zug desselben zuckte oder verrieth, was in ihr vorging, keine Wimper regte sich. Felix kam es so vor, als ob ihre Wangen um einen Schatten bleicher geworden wären, aber das Licht der untergehenden Sonne konnte ihn täuschen, und ruhig und regungslos verharrte sie in ihrer Stellung und erwiderte auch noch kein Wort, als Felix schon eine Zeit lang geschwiegen, als ob sie erwartete, daß er noch einmal fortfahren würde. Endlich sagte sie mit ihrer abgemessenen, leidenschaftslosen Stimme:

„Herr Graf, Sie trauen mir in der That viel Discretion zu, daß Sie mir solcher Art die innersten und zartesten Geheimnisse Ihrer Verwandtschaft mittheilen: ich weiß nicht, ob Sie gut daran thun."

„Frau Gräfin," rief Felix, „ist des denn möglich, daß ein menschliches Wesen solche Selbstbeherrschung zu üben vermag, wenn — aber jetzt kann es nichts helfen," unterbrach er sich rasch, „wir verlieren die kostbare Zeit hier mit einem Wortspiel; Sie müssen Alles wissen: so vernehmen Sie denn, daß Helene erst vor unserer Abreise von dort, vor unserer Vermählung erfahren hat, wer ihre wirkliche Mutter ist — daß sie dabei fühlt, wie sie nie von ihr anerkannt werden kann und wird, es auch nicht verlangt. Das Geheimniß soll bleiben, wie es bis jetzt gewesen, fest und undurchdringlich und nie gebrochen von unseren Lippen — aber Helenens Seele drängt nach dem Augenblick, wo sie einmal an dem Herzen der Mutter liegen, nur einmal den theuren Namen nennen darf, den sie bis jetzt nur von einem Wesen gekannt hat, das sie nie geliebt. Oh, wenn Sie wüßten, was das arme Kind gelitten," fuhr der junge Mann lebendig fort, als die Gräfin schwieg und leise mit dem Kopf schüttelte — „wenn Sie ahnen könnten, wie es sie mit allen Fasern des Herzens hierher gezogen, nur einmal die Kniee der Mutter umfassen und einmal ihr müdes Haupt an ihre Brust legen zu dürfen, Sie würden Mitleid mit ihr haben...!"

„Herr Graf, nicht weiter, wenn ich bitten darf," unterbrach ihn die Gräfin, „denn irgend ein Geheimniß liegt hier zu Grunde, das Sie im Begriff sind, einer völlig unbetheiligten und demselben fernstehenden Person zu enthüllen. Hier muß ein Irrthum obwalten, und ich — will nicht weiter nachforschen, inwieweit Sie mich selber da hineingezogen; daß es mir aber nicht angenehm sein kann, werden Sie einsehen, und ich ersuche Sie deshalb, kein Wort mehr darüber zu verlieren."

„Kein Wort mehr davon?" wiederholte Rottack staunend; „und ist es möglich, daß — aber nein," unterbrach er sich rasch, „Sie glauben sicherlich, daß nur eine vage unbestimmte Vermuthung mich zu dem Schritt getrieben. Sehen Sie her, Frau Gräfin — kennen Sie diesen Brief? Kennen Sie die Handschrift dieser Zeilen? Dort liegt der andere Brief, den Sie heute Morgen die Güte hatten, meiner Frau mit der

Anzeige Ihres heutigen Kommens zu senden — kennen Sie diesen Brief?"

Die Gräfin hatte einen flüchtigen Blick über die Zeilen geworfen, und so riesenstark sie bis jetzt Alles zurückgehalten, was ihre Seele bewegen oder auch nur in Miene oder Ausdruck ihr inneres Gefühl verrathen konnte — dieser Beweis gegen sie kam ihr zu rasch und unerwartet. Ihre Wangen erbleichten sichtlich, und die Hand, welche das Papier hielt, zitterte — aber nicht so lange, als sie Zeit gebrauchte, den Brief zu lesen; ihre Stirn zog sich in Falten; den kleinen, feingeschnittenen Mund umzuckte Trotz und Aerger, und mit finsterem Blick, aber vollkommen fester Stimme sagte sie:

„Also die Aehnlichkeit einer Handschrift soll hier gemißbraucht werden..."

„Um Gottes willen, halten Sie ein, Frau Gräfin," rief Felix rasch und erschreckt, „auch nur der Schatten eines solchen Argwohns wäre furchtbar! Dieses Papier ist der einzige Beweis auf der weiten Gotteswelt, den wir gegen Sie haben — sehen Sie hier!" — Noch während er sprach, hatte er das Papier wieder aus ihrer Hand genommen und an einem auf dem Kaminsims stehenden Feuerzeug ein Streichholz entzündet; er hielt den Brief darüber — er flackerte auf, und nachdem er ihn zwischen den Fingern hatte vollständig verbrennen lassen, warf er die Asche auf den leeren Rost. — „Glauben Sie jetzt noch, daß hier von einem Mißbrauch die Rede sein kann?"

Die Gräfin hatte sich ebenfalls erhoben, und ihr Blick haftete scharf und forschend auf den edlen Zügen des jungen Mannes. Mit vollkommen wiedererlangter Fassung regte sich aber auch nicht eine Muskel ihres starren Antlitzes, und sie sagte ruhig:

„Ich habe das nicht anders von Ihnen erwartet, Herr Graf. Die Handschrift war allerdings täuschend ähnlich; aber Sie werden auch fühlen, daß ein weiteres Gespräch über diesen Gegenstand nur für beide Theile peinlich werden müßte. Ich glaube, mein Wagen ist vorgefahren."

„Mutter!" sagte da eine weiche, schmerzdurchbebte Stimme, und als die Frau fast unwillkürlich den Kopf danach wandte,

stand Helene, die Augen in Thränen gebadet, die Hände gefaltet, das Antlitz leichenbleich, auf der Schwelle.

Fast unwillkürlich wandte sich die Gräfin halb ab, als ob sie den Platz rasch verlassen wolle; wenn das aber ihre Absicht gewesen, so siegte doch ihr besseres Gefühl.

„Ihre Frau sieht recht angegriffen aus, Herr Graf," sagte sie; „es thut mir leid, die unschuldige Ursache einer solchen Täuschung gewesen zu sein, aber ich hoffe und wünsche nicht, daß das unsern weitern Verkehr stören möge. Es wird mich immer freuen, Sie Beide bei uns zu sehen."

Sie wollte fort, aber es war, als ob sie nicht konnte, als ob ihre Füße selber am Boden wurzelten; und Helene kam auf sie zu, langsam und wie ohne eigenen Willen, und ihre Hand faßte die der Gräfin und zog sie an ihre Lippen, und ihre Kniee beugten sich vor der strengen, harten Frau. Aber ehe sie dazu kam, hatte Gräfin Monford ihren Arm gefaßt, und sich an Felix wendend, rief sie:

„Ihre Frau ist krank, Herr Graf, haben Sie Acht auf sie — geistige Ueberreizung zieht manchmal ebenfalls nachtheilige Folgen nach sich; erklären Sie ihr den Irrthum, das wird sie beruhigen — ich werde morgen nachfragen lassen, wie sie die Nacht geschlafen hat. Wie sie zittert, die arme Frau — Sie dürfen sich nicht so aufregen, liebes Kind — ich hoffe, daß wir uns recht bald wiedersehen, Herr Graf!" Und sich leicht, aber stolz verneigend, während Felix zu Helenen gesprungen war und sie unterstützt hatte, verließ sie den Saal, ohne auch nur noch einmal den Blick zurückzuwenden.

Draußen hielt in der That der Wagen, den der Bediente auf des Grafen strengen Befehl nicht anzumelden gewagt hatte. Wenige Minuten später hörten sie das Knirschen der Räder auf dem Gartenkies, und Helene, ihr Haupt an der Brust des Gatten bergend, rief leise und weinend:

„Verloren — auf immer verloren!"

16.

Vornehme Welt.

Gräfin Monford war draußen in ihren Wagen gestiegen und hatte sich nur mit dem einen kleinen Wort „Nach Hause!" zu dem Bedienten, der den Schlag für sie offen hielt, in die Ecke gelehnt. Die Pferde zogen an und der Kutscher hielt draußen rechts ab, um das Gewirr der Schützenwiese zu vermeiden. Es war heute der letzte Tag dieses Volksfestes, und das Gedränge und Toben und Schreien auf dem Platz besonders arg. Noch konnte er aber kaum dreihundert Schritt gefahren sein, als er wieder einzügelte, und als die Gräfin, unzufrieden damit, den Kopf hob, erkannte sie George, der dem Kutscher ein Zeichen gegeben hatte, und den jungen Grafen Hubert zu Pferde, die rechts und links an der Droschke hielten und sie begrüßten.

„Aber, Mama, so lange bist Du bei Rottacks geblieben?" rief George, indem er sein muthiges Pferd kaum zum Stehen brachte. „Nicht wahr, es sind liebe Leute? Ich hatte eben nicht übel Lust, mit Hubert einmal vorzureiten und ihn mit dem Grafen bekannt zu machen."

„Ah, lieber Hubert, wie geht es Ihnen und Ihrer guten Mutter?" sagte die Gräfin, dem jungen Grafen Bolten freundzunickend — „thue das heute lieber nicht, George; die junge Gräfin hat heftige Kopfschmerzen bekommen, und ihr Mann wollte eben nach einem Arzt schicken."

„Das bedauere ich in der That. Es wird doch nichts von Bedeutung sein?"

„Migräne."

„Fährst Du direct nach Hause, Mama?"

„Ja; kommt nicht zu spät und laßt mich nicht so lange allein."

„Nein, gewiß nicht; in einer halben Stunde hole ich Paula ab. Aber die Pferde wollen nicht länger stehen — guten Abend!"

Die Gräfin nickte Beiden freundlich zu, und die Droschke rollte weiter, während die jungen Leute ihre Pferde wieder wandten, um ihren Ritt zu beenden. Die Thiere waren aber durch das Halten ungeduldig geworden, und Hubert's Fuchs besonders, ein englischer Vollbluthengst, stieg und tanzte auf den Hinterbeinen und konnte nur mit Mühe von seinem gerade auch nicht sanftmüthigen Herrn gebändigt werden.

Eben hatte er ihn wieder fest im Zügel, als ein armer Teufel, ein junger Bursch mit einem Schiebkarren voll Töpferwaaren, die er irgendwo zum Verkauf ausstellen oder herumfahren wollte, auf der Straße herabkam und, durch das unruhige Pferd irre gemacht, nicht gleich wußte, nach welcher Seite er ausbiegen sollte. Dadurch that er das Verkehrteste: er blieb dicht vor dem hochgeladenen Karren halten, und als dieses halb davor scheute und, von den Zügel dabei gerissen, auf die Seite und an dem Karren hinantrat, klapperten die Töpfe, und das Pferd schlug erschreckt danach und mitten in die zerbrechlichen Waaren hinein.

Der junge Graf riß es allerdings wieder herum; es begann aber sein Tanzen jetzt von Neuem, und Hubert, irritirt, setzte ihm die Sporen ein, daß es wild zusammen- und an dem Karren vorbeifuhr. Der Reiter aber, der es fest im Zügel hatte, nun er an dem unglücklichen Topf-Fuhrmanne vorüberflog, hieb diesen mit der Reitpeitsche über den Kopf und hatte dann alle Hände voll zu thun, daß der Hengst nicht mitten in die Menschen hinein- und mit ihm durchging. Die Leute hatten aber vor dem scheuen Pferde Platz genug gemacht, und ihm jetzt halb den Zügel lassend, flog er mit ihm die Allee hinab.

„Oh mein Gott, meine Töpfe, mein Kopf!" klagte indeß der arme Karrenführer, der im ersten Augenblick gar nicht wußte, was ihm weher that, der Hieb oder die Vernichtung seiner Waare.

Hubert's Reitknecht sprengte an ihm vorüber, seinem Herrn nach. George aber, dem der arme Bursche leid that, zügelte sein Pferd ein und hielt neben ihm.

„Wie groß ist der Schade?" rief er freundlich. „Ich mache

es gut — der Herr da vorn konnte sein Pferd nicht halten..."

„Ach, und wie hart er mich geschlagen hat — ich war doch gewiß nicht schuld daran!"

„Wie groß ist der Schade, wie viel Töpfe sind Dir zerbrochen? Sag' rasch, mein Junge, denn mein Pferd wird auch ungeduldig."

„Ach, Du lieber Gott," klagte der arme Teufel, „ich weiß es ja nicht — gewiß über einen Thaler, und der große Topf da unten ist auch entzwei!"

„Da," rief George, indem er in die Tasche griff und ihm ein Goldstück hinüberwarf, — „so behalte das Andere als Schmerzensgeld!" Und ehe ihm der Bursche danken konnte, ließ er seinem Thier den Zügel und trabte rasch die Allee hinab.

Um die Biegung derselben hatte Hubert seinen Hengst endlich wieder zum Stehen gebracht und erwartete ihn.

„Ob Einem das Lumpenvolk wohl je mit seinem Karren und Fuhrwerk ausweicht!" rief er ihm entgegen — „ich denke, der wird aber das nächste Mal vorsichtiger sein!"

„Der arme Junge konnte nichts dafür, Hubert; Dein Hengst nahm ja die ganze Straße ein — Du bist zu rasch gewesen."

„Ach was — der Hieb wird ihm gut thun, und seine Töpfe mag er sich wieder zusammenleimen!"

George schwieg, und die beiden jungen Leute setzten jetzt, aus dem Menschengewirr heraus, ihren Spazierritt ruhiger fort, bis sie in die Nähe des Hauses kamen, in dem Paula heute zum Besuch war. George wollte dort absteigen und mit seiner Schwester zurückfahren.

Noch ehe sie das Haus erreichten, kam Handor die Straße herunter und grüßte. George zügelte sein Pferd ein.

„Reite voran, Hubert — ich habe mit dem Herrn dort etwas zu sprechen."

„Mit dem?" sagte Hubert verwundert — „das ist ja der Schauspieler..."

„Ja — Handor — ich komme gleich nach. — Hier, Karl, nimm mein Pferd, laß ihm aber den Zügel etwas weit; es

geht ganz ruhig nebenher, und halte Dich nirgends mehr auf. Du reitest gerade nach Hause."

„Sehr wohl, Herr Graf."

Der Reitknecht griff den Zügel des Thieres auf und George, der indessen abgestiegen war, schritt auf den ihn erwartenden Handor zu, dem er die Hand reichte und mit ihm langsam die Straße hinaufging.

Hubert, der sich nicht denken konnte, was Graf Monford mit dem Schauspieler zu verkehren habe, schüttelte den Kopf, trabte aber dann bis zu dem Thorweg des Hauses, mit dessen Insassen er ebenfalls bekannt war, um dort wenigstens Paula begrüßen zu können und George's Rückkehr zu erwarten. — —

Die kleine Zwischenscene mit dem übermüthigen jungen Grafen und dem Töpferjungen hatte sich gerade vor Pfeffer's Fenster abgespielt.

Seine Schwester war kränker geworden — möglich, daß die neuliche Aufregung mit dazu beigetragen hatte, aber der Arzt, welcher jetzt täglich und manchmal zweimal am Tage kam, hatte angeordnet, daß ihr Bett in die luftigere Stube geschafft werden und sie dasselbe nicht verlassen sollte. Auch verbot er jedes Rauchen im Zimmer; der scharfe Dampf that der Brust der Kranken weh.

Jeremias wich fast nicht von ihrem Bett, und wenn er ausging, brachte er gewiß irgend etwas mit, von dem er glaubte, daß es ihren Zustand erleichtern oder ihr angenehm sein könne — und wie Vieles gab es da, denn die bisherige Einrichtung der Familie war ja nur auf das Nothdürftigste beschränkt worden und hatte selten oder nie auf eine selbst einfache Bequemlichkeit ausgedehnt werden können!

Und Jettchen sah fast noch kränker aus, als ihre Mutter, denn der Vater hatte ihr seine Unterredung mit Rebe erzählt, und wenn sie ihm auch Recht geben mußte, wenn sie auch fühlte, daß er gehandelt habe, wie er als ehrlicher und selbstständiger Mann handeln sollte, so konnte sie sich doch auch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß damit ihre letzte Hoffnung zerknickt und der Geliebte für sie verloren sei. — Und die Mutter fühlte das mit ihr, und deshalb besonders war ihr Geist so niedergedrückt, der Körper so jeder Lebens-

thätigkeit beraubt worden, weil die Sorge um das liebe Kind ihr Herz und Sinn erfüllte.

Pfeffer selbst war in einer ganz verzweifelten Stimmung. Die Angst um die Schwester, deren Zustand er vielleicht noch für viel bedenklicher hielt, als er wirklich war, litt ihn nicht in seinem Zimmer, und drüben durfte er nicht rauchen — Haß und Ingrimm erfüllten ihn dabei gegen seinen Director und die Ursache alles dieses Unheils, den „aufgeblasenen Handor", wie er ihn nannte, ohne daß er irgend ein Mittel wußte, einem von ihnen beizukommen.

Hundertmal im Tage, nachdem er im Krankenzimmer auf und ab gelaufen war und die Kranke ordentlich nervös gemacht hatte, schoß er in seine Stube hinüber, griff eine Pfeife auf, ging damit zum Tabakskasten, fand dort, daß sie schon gestopft sei, und stellte sie unwillig wieder bei Seite. Nachher fing er an seine Dose zu suchen, die er aber in der ewigen Unruhe nie finden konnte und dadurch nur immer irritirter wurde.

Und dabei mußte er Komödie spielen, erst den Schuster in Lumpaci Vagabundus und dann, zwei Abende später, den Grafen in Aschenbrödel — und daheim den Familienjammer; denn wenn er es sich auch nicht merken ließ, ging ihm Jettchen's Herzenskummer fast eben so nahe, wie der Schwester Krankheit. Es war rein zum Tollwerden, und Pfeffer, der überhaupt nicht zu den geduldigsten Naturen gehörte, hätte heute Brunnen vergiften können.

Jetzt stand er wieder am Fenster und sah, wie die Reiter die Allee herabgesprengt kamen, wie das Pferd des einen scheu wurde und dieser den armen Teufel von Schiebkärrner mißhandelte. Und wie fing er da oben am Fenster jetzt an zu schimpfen, und zwar laut hinaus und mit der geballten Faust nach der Allee hinüber drohend, daß Jeremias gar nicht wußte, was er hatte, und zu ihm trat.

„Nun seh' Einer das vornehme Gesindel an!" schrie er — „Sie Lump, Sie! Sie Baron, Sie Junge — na, wenn ich nur unten wäre!"

Uebrigens war es sehr gut für ihn, daß er nicht unten war und überhaupt Niemand in der Allee hören konnte, was

er rief, denn jedes einzelne Wort hätte Anlaß zu einer Injurienklage geben können.

„Aber was hast Du nur, Fürchtegott?"

„Was ich habe? Ist es denn nicht zum Halsabschneiden, wenn man zusehen muß, wie dieses übermüthige Gesindel den armen Arbeiter behandelt? — Haut ihn mit der Peitsche über den Kopf! Hätt' ich eine Flinte gehabt, vom Pferde hätt' ich den Cujon heruntergeschossen!"

„Aber schrei doch nicht so, die Schwester ängstigt sich ja — sie zittert so schon an allen Gliedern..."

„Und ich wohl nicht? — Aber vor Wuth!"

„Aber der Herr da unten giebt dem Mann ja Geld!"

„Der Andere war's — sein sauberer Compagnon — und das ist nun die „bevorzugte Klasse", die höhere Schicht der Gesellschaft; das sind die Repräsentanten von Bildung und Intelligenz! Gott straf' mich, wenn man nicht manchmal verrückt werden möchte, nur ein solches Komödienspiel außer der Bühne anzusehen!"

„Wer war es denn?"

„Kenn' ich die Laffen alle, die mit Glacéhandschuhen und einem Titel und Orden in der Welt herumlaufen? Irgend einer der Gesellschaft, ob er nun Herr von so oder Herr von so heißt!"

„Aber, lieber Schwager, wir können die Welt nicht ändern..."

„Und wozu spielen wir denn Komödie?" rief Pfeffer, immer noch in voller Wuth — „weshalb führen wir ihnen denn auf der Bühne immer auf's Neue ihre Albernheiten und Schwachheiten, ihren Stolz und Dünkel, ihre Sünden und Laster vor, als um sie zu bessern? Aber Gott bewahre, da sitzt das verstockte Volk selber im ersten Rang, hört und sieht zu und applaudirt sogar noch mit, wenn man ihnen mit Gift und Galle einmal ordentlich die Wahrheit gegeigt hat! — Aber Gott bewahre, das geht sie ja nichts an, die Canaille, die da gemeint ist, heißt ja Franz Moor oder Präsident so und so — das sind *sie* ja nicht — sie sind Cavaliere von reinem Blut und Stammbaum — Herrgott von Danzig!" und seine Hausmütze auf's linke Ohr schiebend, rannte er aus

dem Zimmer, zog sich drüben an und lief dann direct hinaus in's Freie und weit in den Wald hinein, nur um seinem Aerger und Ingrimm Luft zu machen. — —

Handor war eben von seinem Spaziergang in die eigene Wohnung zurückgekehrt. Unten im Hause traf er auf den Theaterdiener, der gerade bei ihm gewesen war, aber wieder fort wollte, da er einen Geldbrief abzugeben hatte. Er nahm ihn mit hinauf in die Stube, da er quittiren mußte.

Er wohnte in der Hauptstraße in der ersten Etage eines nicht großen, aber sehr freundlichen und netten Hauses **chambre garnie**. Die Einrichtung war elegant: Mahagoni-, mit rothem Plüsch gepolsterte Möbel, großer Spiegel in Goldrahmen, Kupferstiche und Oelbilder an den Wänden. Bücher standen nirgends. Nur auf dem Secretär lagen zwei oder drei ziemlich neue Bände und auf dem Tisch ein paar illustrirte und fünf oder sechs verschiedene Theater-Zeitungen — einige von diesen unter Kreuzband, wie sie von der Post gekommen, und noch nicht einmal geöffnet.

„Bitte, lieber Peters, kommen Sie hier mit herein," sagte Handor, indem er, von dem Theaterdiener gefolgt, voran in sein Zimmer schritt und noch im Eintreten den Brief erbrach; „ich gebe Ihnen die Quittung gleich wieder mit. Hat der Director nichts weiter gesagt?"

„Gestöhnt hat er," sagte der Mann, indem er, obwohl schon in der offenen Thür, trotzdem noch gewissenhaft vorher anklopfte — „wie er immer thut, wenn er Geld hergeben soll. Zäh ist er wie der Deubel."

„Wenn er es nur hergiebt, Peters," lachte Handor, indem er die Banknoten nachzählte — „das ist die Hauptsache."

„Ja und er hat's doch, beim Deubel, nicht nöthig," bemerkte Peters, „denn was für Einnahmen haben wir jetzt gehabt! Beim Lumpaci Vagabundus war das Haus gerappelte voll, und ebenso beim Goldonkel und dem Aschenbrödel, und daß neulich in der Ifagenia Niemand drin war — lieber Gott, das weiß er einmal, daß ihm in den Schäksbier seine Stücke Niemand 'nein will!"

„Das wäre nicht übel, Peters — der Hamlet nächstens soll hoffentlich ein volles Haus machen."

„Ist er auch von dem?“

„Von Shakespeare? Gewiß!“

Peters zuckte die Achseln und hielt mit seiner Meinung zurück. — „Sagen Sie 'mal, Herr Handor,“ fuhr er nach einer Weile fort, „ist es denn wahr, daß Herr Rebe abgeht?“

„Ich glaube, ja; ich weiß es nicht, Peters,“ erwiderte Handor, die Noten noch einmal überzählend.

„Schade um das junge Blut,“ meinte der Theaterdiener, mit dem Kopf schüttelnd, „ist ein recht ordentlicher Mensch — da hätten wir lieber den Nüßler fortschicken sollen, mit dem ist's nichts, und er lernt nicht einmal. Ueber den sollten Sie den Mauser reden hören! Wenn der ihm seine Rolle nicht laut vorschrie', gäb's jeden Abend ein Unglück!“

„Ja, mein lieber Peters, das sind Sachen, die mich nichts angehen und um die ich mich nicht bekümmere. Alle Wetter, jetzt ist mir die Dinte wieder eingetrocknet — ach, bitte, springen Sie doch einmal zum Hausmann hinunter, daß der Ihnen ein wenig in das Dintenfaß gießt!“

„Ih, lassen Sie einmal sehen,“ sagte Peters, das Dintenfaß schräg gegen das Fenster haltend, denn es dämmerte schon stark — „da gießen wir ein bischen Wasser darauf und dann thut's es noch einmal.“

„Ja, das wird gehen — da steht noch ein Rest Rothwein, nehmen Sie etwas von dem.“

„Würde mich der Sünde scheuen, Herr Handor,“ sagte Peters, „die Gottesgabe in die Dinte zu gießen — der Wein erfreut des Menschen Herz.“

„Na, dann trinken Sie ihn und nehmen Wasser,“ lachte Handor — „dort auf dem Schränkchen steht die Caraffe.“

„Danke schön, wollen Beides besorgen — es kommt nur immer auf die richtige Eintheilung an, wie ich unserem Secretär wohl zehnmal am Tage sage!“ Damit hatte er seine alte Mütze, die er auf der Straße immer keck auf dem linken Ohr trug, abgelegt und die Dinte in wenigen Minuten so verdünnt, daß Handor doch seinen Namen damit unterschreiben konnte und ihm jetzt die Quittung reichte.

„Danke gehorsamst. — Wollen wir den Wein wieder wegstellen?“ sagte dann Peters zurückhaltend.

„Den sollten Sie ja trinken!"

„Der Wohlthätigkeit keine Schranken gesetzt, wie auf den Zetteln des Kirchenconcerts steht," bemerkte Peters, indem er sich selber ein Glas herbeiholte, den Wein hineingoß und den Rest auf einen Zug leerte. „Donnerwetter, das ist guter Stoff, Herr Handor!" fuhr er, sich den Mund wischend, fort — „so etwas kommt eigentlich selten an einen Theaterdiener, immer nur Haßburger Dünnbier, mit Respect zu melden — Fußbad, wie wir's in der „Krone" nennen. Na, danke auch recht schön!"

„Und das für Botenlohn," sagte Handor, indem er ihm ein Geldstück in die Hand drückte.

„Auch noch?" bemerkte Peters — „ja, da sieht man gleich, was ein erster Liebhaber ist — ein erster Tenorist zahlt nie ein Trinkgeld, wenn er Vorschuß kriegt; sie meinen immer, es käme zu oft und liefe zu viel in's Geld. Also 'pfehle mich Ihnen, Herr Handor — morgen haben Sie doch nichts zu thun, nicht wahr? Ach so, es ist ja Oper — also vergnügten Abend — nun, mit dem kleinen Paketchen da kann man sich schon einen vergnügten Abend machen, und es reicht auch ein Stück in die Nacht hinein."

Und damit schoß der gesprächige Diener der Musen wieder zur Thür hinaus, während Handor, der sich indessen Licht angezündet hatte, den Brief des Directors mit den Augen überflog. Bei dem Abschiedsgruß des Burschen nickte er nur mit dem Kopfe.

Der Brief war kurz und lautete:

„Mein lieber Herr Handor! Es ist eigentlich vollkommen gegen meine Grundsätze, irgend einem Mitglied zweimal im Monat Vorschuß oder sogar die erst zum Ersten fällige Gage voraus zu zahlen. Ich will dieses Mal eine Ausnahme machen, da der Erste ja bald ist, und um Sie auch bei guter Laune zu erhalten. Ich hoffe, Sie werden das anerkennen.

Ihr ergebenster Krüger, Director."

Noch während er las und ein leichtes, spöttisches Lächeln über seine Züge blitzte, klopfte es stark an die Thür. Fast unwillkürlich nahm er das Paket Banknoten, schob sie in die Tasche und rief dann: „Herein!"

Der Anklopfende ließ sich nicht lange bitten.

„Guten Abend, Herr Handor! Das freut mich ja sehr, daß ich Sie endlich einmal zu Hause treffe — ich bin heute schon viermal da gewesen und immer umsonst!"

„Ah, Meister Seilitz," sagte Handor, der seine Augen mit der Hand gegen das Licht schützen mußte, um ihn zu erkennen — wenn er ihn nicht schon an der Stimme erkannt hatte, denn er schien eben nicht angenehm überrascht von der Entdeckung, — „und was verschafft mir die Ehre Ihres fünfmaligen Besuches?"

„Ja, mein bester Herr Handor, Sie wissen ja wohl — die Rechnung. Dem Fabrikanten muß ich vierteljährlich seine Tuche bezahlen, die Gesellen wöchentlich, und ich bin nicht mehr im Stande, die Auslagen zu bestreiten, wenn mich meine Kunden so im Stich lassen. Ich möchte Sie dringend bitten, mir wenigstens einen Theil meiner Rechnung abzubezahlen!"

„Mein guter Herr Seilitz," sagte Handor lächelnd, „Sie wissen aber doch, daß ein Schauspieler nie vor dem Ersten Geld hat, und mit dem besten Willen wär' ich jetzt nicht im Stande —"

„Aber Sie erinnern sich doch, Herr Handor, daß ich Ihnen das letzte Jahr hindurch regelmäßig am Ersten meine Aufwartung gemacht habe, und der Himmel weiß, wie es kommt, ich konnte nie den günstigen Moment treffen, denn einmal kam ich eine Stunde zu früh und das andere Mal eine Stunde zu spät — aber es war immer nichts."

„Sie haben wirklich Unglück gehabt, Meister Seilitz," sagte Handor, „aber diesmal soll ihnen das nicht wieder so begegnen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir diesmal am Ersten meine Rechnung abschließen — vielleicht noch früher."

„Ich würde Ihnen unendlich dankbar sein, Herr Handor," sagte der Schneidermeister, „und da es nur noch ein paar Tage bis zum Ersten sind, so will ich auch nichts weiter dagegen sagen. Dann aber müßte ich wirklich — so leid es mir thun sollte — die Gerichte zu Hülfe rufen, denn ich kann nicht länger warten."

„Nun, Meister Seilitz, wenn Sie mir auch nicht gerade gleich mit den Gerichten drohen..."

„Es thut mir wirklich leid, Herr Handor, denn ich behandle meine Kunden gern mit Achtung, aber..."

„Jetzt werden Sie doch so freundlich sein und mich verlassen, Herr Seilitz," sagte Handor, der auch anfing ärgerlich zu werden. „Wenn Sie bis zum Ersten Ihr Geld nicht haben, so thun Sie nachher, was Ihnen — angenehm ist."

„Sehr wohl, Herr Handor — Sie haben mir Ihr Wort gegeben, und ich verlasse mich darauf. Sie wissen, wenn ich Ihnen einmal etwas versprochen, habe ich es auch gehalten."

„Das haben Sie — also für den Augenblick..."

„Ich will Ihnen nicht länger lästig fallen — am Ersten, Morgens zwischen zehn und elf Uhr, werde ich mir wieder erlauben nachzufragen."

„Sehr wohl, Herr Seilitz."

„Guten Abend, Herr Handor."

Handor stand, als ihn der Mann verließ, mit dem rechten Arm auf den Tisch gestützt, die Linke in der Tasche, in die er die Banknoten gesteckt, und blieb in der Stellung noch lange, nachdem sein Gläubiger schon die Stube und das Haus verlassen hatte. Leise nickte er dabei mit dem Kopf und murmelte:

„Das geht nicht mehr länger so — das geht bei Gott nicht mehr! Das ist ein Hundeleben, und keine Existenz — aber bah," rief er, den Kopf zurückwerfend, daß ihm das lange, lockige Haar aus der Stirn flog, „steh' ich denn nicht am Vorabend großer Ereignisse? Bis zum Ersten? — Bis zum Ersten sind die Würfel gefallen, und Sie bekommen Ihr Geld, Herr Seilitz, oder — Sie bekommen es nicht," setzte er gleichgültig hinzu, ging zum Secretär, in dem er das eben vom Director erhaltene Geld, den Rest seiner ganzen Gage für diesen Monat, verschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte. Dann klingelte er und nahm Hut und Mantel um, blieb aber noch mitten in der Stube, so fertig angezogen zum Ausgehen, stehen, bis die Thür aufging und sein kleiner Laufbursche, der aber eine dünne Goldlitze als Ansatz einer Livrée am den Rockkragen trug, in der Thür erschien.

„Ich gehe aus, Fritz."

„Sehr wohl, Herr Handor.“

„Weißt Du, wohin ich gehe?“

„In die „Hölle“, Herr Handor.“

„Allerdings, mein Bursche — wenn Dich aber Jemand danach fragen sollte?“

„Bis dahin werd' ich's wohl wieder vergessen haben, Herr Handor.“

„Gute Nacht, mein Bursche,“ sagte der junge Mann, ihm mit dem Kopf zunickend, und stieg langsam und leise vor sich hin pfeifend die Treppe hinunter.

17.

Festvorkehrungen.

Die nächsten Tage brachten in Haßburg nicht viel Neues. Jahrmarkt und Vogelschießen waren vorbei, und die gewöhnliche Erschlaffung nach allen solchen Wochen lang dauernden Aufregungen trat ein. Nur die Haßburger Jugend amüsirte sich noch eine Zeit lang auf dem Platz, wo die Buden gestanden hatten oder vielmehr noch standen oder eben abgerissen wurden, um einen Blick in die oft sehnsüchtig, jedenfalls neugierig umlagerten Heiligthümer zu gewinnen. Und wie oft wurde diese Ausdauer mit Erfolg gekrönt, denn jetzt lag den Besitzern ja doch nichts mehr daran, ihre Sehenswürdigkeiten jedem sterblichen Auge verborgen zu halten. Die Zeit war um, in der sie vom Magistrat concessionirt gewesen, Geld für das Anschauen derselben zu nehmen; von denen, die hier umherstanden, zahlte ihnen doch keiner mehr Entrée, und das „Aufladen“ wurde ziemlich öffentlich betrieben.

Nicht geringe Schwierigkeiten bot es dabei der wißbegierigen Jugend, um heute im Sonnenlicht und in Alltagskleidern die verschiedenen Persönlichkeiten wieder herauszufinden, deren

Leistungen sie vielleicht noch gestern Abend bei dem Licht einer Anzahl von Oellampen und im bunten, phantastischen Flitterputz bewundert und angestaunt hatten.

„Du, das ist der, der gestern Abend das Feuer gefressen hat und sich den Degen bis in den Magen stieß," rief einer der Jungen seinem Nachbar zu, indem er ihm den Ellbogen in die Seite rannte.

„Ach, dummer Junge, der doch nicht in der grünen Jacke!"

„Der mit der langen Troddel an der Mütze, gewiß; ich sag' Dir, ich kenn' ihn. Gestern hatt' er 'nen rothen Kittel an. Siehst Du, jetzt macht er's gerade so wieder, wie gestern mit dem linken Bein — das ist er."

„Und Du, das ist das kleine Mädchen, das auf dem Seil tanzte — na, sieht die aber heute aus!"

Die Jungen hatten in ihrer Unschuld Recht. Die beiden bezeichneten Individuen glichen heute Morgen auch nicht im Entferntesten ihrem gestrigen Ich und sahen ruppig genug aus. Der Mann ging in großcarrirten Hosen, trug eine gestickte Mütze mit einer wohl eine halbe Elle langen Troddel von unächter Quaste, und war in eine grüne, abgeschabte Pikesche gekleidet. Das Mädchen trug einen zerfetzten Kattunrock und darüber ein altseidenes, von Fettflecken starrendes Tuch — und wie unbeschreiblich prächtig waren sie ihnen gestern dagegen erschienen.

Der Jugend blieb aber nicht lange Zeit, sich mit dem Studium der verschiedenen Charaktere zu befassen, denn Einer rief es in diesem Augenblick dem Andern zu, daß die Thierbude ausgeräumt würde, und Alles drängte dorthin, um einen Blick auf die wilden Bestien gratis zu bekommen.

Boshafter Weise hatten die Wärter allerdings die verschiedenen Kästen mit Matten und alten Decken verhangen, so daß nichts frei blieb, als einige Affen und ostindische Arras, die aber von keinem Interesse waren, da sie den ganzen Markt über außen an der Bude der Schaulust des Publikums preisgegeben gewesen. Hier und da rutschte aber doch einmal ein oder der andere Vorhang bei Seite oder war nicht gut genug befestigt und glitt, das Innere des Käfigs enthüllend, nieder.

„Der Eisbär!“ ging dann der Ruf durch die ein Hurrah ausstoßende Jugend. „Hast Du ihn gesehen? Und das war der eine Löwe!

„Ach bewahre, das war ein Leopard.“

„Ja, Du weißt's — ich habe den Schwanz und das ganze Hinterbein gesehen.“

„Du, da ist der Seehund — hurrah!“ schrieen die Jungen, als das fragliche Thier, durch die ungewohnte Bewegung vielleicht, aus seinem Faß oder Kübel hinausschnellte und von dem zuspringenden Eigenthümer wieder zurück in sein nasses Element geworfen wurde.

Es gab so viel zu sehen, das kleine Volk wußte gar nicht, wohin es sich zuerst wenden, was es zuerst anstaunen sollte, und doch starrte das nackte Elend fast aus all' diesen halbzerrissenen Schaubuden dem Sonnenlicht entgegen. Bleiche, überwachte Gesichter, schlecht und ärmlich gekleidete, aber trotzdem mit unächtem Schmuck bedeckte Gestalten, widerliche rohe Kerle, die brennende Cigarre im Munde; abgelebte, verdrossene Frauen oder freche Dirnen, die mit den Vorbeipassirenden ihre nichts weniger als zarten Scherze trieben. Und dabei hämmerten die Zimmerleute, warfen die Dächer der Buden hinab, wo die bisherigen Inhaber derselben sie noch nicht einmal vollständig geräumt hatten, und allerlei wunderliches Fuhrwerk hielt dabei mitten zwischen den verschiedenen Haufen von „Künstlern“, Kindern, Hunden, Ponies und Affen, um ihre bunte Fracht aufzunehmen und dann einen andern Platz, eine andere Stadt zu suchen, wo sie ihr trauriges Geschäft fortsetzen und ihr Leben fristen konnten.

Und wie froh waren die Insassen der benachbarten Häuser, daß dieses wüste Toben und Treiben, dem sie eine volle Woche hatten still halten müssen, nun doch endlich einmal seinen Abschluß gefunden! Wie weggefegt waren die Drehorgelspieler und Mordgeschichten-Ausschreier, die Fleckenreinigungs- und Glasdiamanten-Männer, die blinden Bergwerksbesitzer und Luftballon-Jungen. Kein Kameel drückte mehr der nordischen Promenade seine Fährten ein, kein Bärenpaar balgte sich unterwegs zum Entsetzen harmloser Kindermädchen. Es war vorbei, das Vogelschießen beendet, und die Stadt lag wieder

still und ruhig wie immer, die Bewohner derselben gingen auf's Neue ihren gewohnten Beschäftigungen nach.

Und doch bereitete sich schon wieder eine neue Aufregung für die Stadt vor, die aber dieses Mal nur in bestimmten und bevorzugten Kreisen blieb: die Ankunft des Erbprinzen, die am ersten Abend eine Festvorstellung im Theater eröffnen und am zweiten ein Ball beschließen sollte, zu dem der größte Theil der haute volée und sogar auch sehr viele bürgerliche Familien geladen waren. Wie viele Hände setzt aber ein solcher Ball in Bewegung, denn was für eine Masse von Putz und Staat wird für einen solchen Abend aufgespart und zur Schau gestellt, und wie viel unsagbare Mühe kostet es, bis alle die nothwendigen Ingredienzen, vom weißen Atlasschuh bis hinauf zum dominirenden Haarschmuck, ausgewählt, geprüft, verworfen, verändert und endlich für brauchbar befunden, zusammengetragen und zur wirklichen Benutzung hergestellt sind!

Und wie wird da geschneidert und gestärkt, gewaschen, aufgeputzt und abgemessen, und was für große Berathungen finden — bei geschlossenen Thüren und im Corset — statt, und mit welcher Wichtigkeit wird das Alles betrieben, als ob das Wohl der einzelnen Familienglieder davon abhange — und wie wünschen sich die Töchter, daß der Abend schon da — und Vater und Mutter, daß er erst vorüber wäre!

Dieser Hast des Zusammenbauens stand aber das Theater nicht nach, denn es hatte sich herausgestellt, daß „Hamlet" als Festvorstellung nicht genügen würde. Der junge Prinz — oder der alte Hofmeister vielleicht — liebte nämlich auch Ballet, und da es sich doch nicht gut in den „Hamlet" einlegen ließ (obgleich einige Directoren doch vielleicht einen Geistertanz in der Kirchhofsscene möglich gemacht haben würden), so war beschlossen worden, in den Zwischenacten, und zwar nach dem ersten und dritten Act, eine besonders zu dem Zweck herbeigerufene Balletgröße springen zu lassen.

Das gab jetzt Proben. Der Theaterdiener kam gar nicht mehr von den Füßen, ausgenommen wenn er unterwegs einmal aus Versehen in ein Bierhaus hineinfiel, wo er dann wunderbarer Weise fast jedesmal den Souffleur Mauser traf. Dieser benutzte nämlich die verschiedenen Zwischenpausen auf

das Geschickteste, um sowohl seinen Durst wie Aerger mit einem oder verschiedenen Gläsern Bier hinunter zu waschen. Jede Probe und Vorstellung erfüllte ihn aber auch mit neuem Gift, denn er konnte noch immer nicht die Zeit vergessen, wo er selber da oben auf den Brettern gestanden und seiner Lunge freien Lauf gelassen hatte. Aber es war nicht gegangen — Chicane natürlich arbeitete dagegen an: das Publikum zeigte sich in den ernstesten Scenen heiter, und der Director behauptete, daß er seine Rolle zu Schanden schriee. Da wurde er aus Rache Souffleur, und der Ingrimm kochte mit ihm im Kasten drin.

Und heute erst — heute war der Erbprinz angekommen, und Alles drängte auf den Straßen zusammen, um ihn vorüberfahren zu sehen; nur in den düsteren Theaterräumen hatte man keine Zeit dazu, denn dort wurde die Generalprobe für den heutigen Abend abgehalten, und Handor wußte kein Wort mehr von seiner Rolle.

Zehnmal wenigstens mußte er den „Hamlet" schon gespielt haben, aber so zerstreut wie heute war der unglückselige Mensch noch in seinem ganzen Leben nicht gewesen, und Mauser hätte ihn erwürgen können.

Der Director selber ging in Todesangst hinten auf der Bühne auf und ab, denn Handor ließ sich nie etwas sagen und war im Stande, wenn er irgendwie geärgert wurde, heut Abend statt seiner Garderobe ein ärztliches Zeugniß auf die Bühne zu schicken, daß er nicht spielen könne. Er wollte wie ein rohes Ei behandelt werden, und wenn er heute stecken blieb — und nach der Generalprobe mußte er stecken bleiben —: der Director trug eine Perrücke, aber er hätte sich mögen die Haare ausreißen.

Rebe hatte die Rolle des Güldenstern, und in der Scene mit ihm und Rosenkranz wußte Handor in der That kein einziges Wort mehr; er mußte vor dem Souffleurkasten stehen bleiben und dem Souffleur nur eben nachsprechen, was er ihm vorsagte. Es war eine peinliche Situation für die übrigen Schauspieler, und nach der Scene, als Handor in das Conversationszimmer ging, wo er eine Flasche Wein stehen hatte, folgte ihm der Director.

„Mein bester Herr Handor!"

„Herr Director?"

„Nicht wahr, Sie memoriren heute noch tüchtig? Es — es haperte ein wenig; denn wenn wir uns heut Abend blamiren sollten..."

„Glauben Sie, daß ich mich blamiren werde, Herr Director?" sagte Handor.

„Sie — oh Gott, nein, gewiß nicht, lieber Handor! Aber schon ein Zögern im Dialog — der Erbprinz kennt den „Hamlet" durch und durch, und Sie können sich doch denken, daß ich eine Art von Stolz darein setzen würde, wenn Sie ihn so recht packten und hinrissen!"

„Haben Sie keine Furcht," sagte Handor gleichgültig — „ich — bin heute Morgen etwas zerstreut — ich erhielt gerade vor der Probe einen unangenehmen Brief — die Todesnachricht eines Verwandten; ich kann meine Rolle, Sie werden heut Abend sehen."

„Das gebe Gott!" sagte der geplagte Director mit einem recht aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer; „Sie wissen ja auch, Herr Handor, daß ich Ihnen überall gern gefällig bin, wo ich nur irgend kann."

„Ich weiß es, mein lieber Director; Sie werden heut Abend keine Ursache haben, sich über mich zu beklagen. Mauser soll mir kein einziges Wort souffliren."

„Mein lieber Herr Handor!"

„Gewiß, mein bester Director; kommen Sie, nehmen Sie ein Glas Wein mit mir. Mir ist die Kehle wie ausgebrannt."

„Ja, mir auch," stöhnte der Director, indem er der Einladung Folge leistete, „und hier wollen wir auf eine gute und zusammengreifende Vorstellung anstoßen — Hamlet lebe!"

„Hamlet der Däne lebe," lachte Handor, „wenn Sie ihn auch heut Abend umbringen lassen!"

„Ach, Du lieber Gott, wenn nur der Abend erst vorüber wäre!" sagte der Director, wischte sich den Schweiß von der Stirn und griff dann seinen Strohhut auf, um nach Hause zu gehen. —

Draußen im Schlosse des Grafen Monford ging es fast noch unruhiger zu, als im Theater, denn einige dreißig Gäste

waren auf heut Abend angesagt, und die Vorbereitungen dazu wurden im großartigsten Maßstabe getroffen.

Allerdings genirte den Grafen die Festvorstellung im Theater, und er würde die Verlobung seiner einzigen Tochter gern verlegt haben, wenn sich nicht gerade an diesen Tag eine besondere Erinnerung knüpfte. Aber eben heute vor achtundzwanzig Jahren hatte er sich mit seiner eigenen Frau verlobt, und es war schon seit langer Zeit sein Lieblingswunsch gewesen, Paula's und später George's Verlobung an dem nämlichen Tag zu feiern. Selbst die Ankunft des Erbprinzen konnte deshalb keine Aenderung in seinem ursprünglichen Plan hervorrufen, hätte er sich selbst mit dem regierenden Hause besser gestanden, als er wirklich stand. Aber das war eine alte Geschichte, und der regierende Herr ihm einmal in einer Rangsache zu nahe getreten, was ihm Graf Monford nie vergab; weshalb also sollte er jetzt auch Rücksicht auf den Thronfolger nehmen! Es geschah ihm ganz recht, wenn er den ersten Rang nur spärlich besetzt fand, denn die Herrschaften hatten den Adel überhaupt vernachlässigt und mochten es sich selber zuschreiben, wenn der Adel ein Gleiches mit ihnen that.

Um so mehr fühlte sich aber der Graf Monford dafür verpflichtet, heute jeden Glanz zu entfalten, den sein Haus bot, und während das ganze Schloß von oben bis unten in einen blühenden Garten verwandelt worden war, brach die Tafel fast unter der Last des Silbers, die sie zu tragen hatte, und immer noch schleppten die Diener Kisten und Ballen herbei, deren Inhalt die hier schon ausgestreute Pracht vermehren sollte. Dadurch aber glich das Haus trotz der Blumen und der ausgestellten Herrlichkeit mehr einer Packkammer, als einer Festhalle.

Graf George war den ganzen Tag abwesend, denn er hatte in der Stadt alle Hände voll mit der Inscenesetzung seines Stückes zu thun, welche auf der Privatbühne einer andern befreundeten Familie in Haßburg stattfand. Wie erschrak er freilich, als er hörte, daß die junge Gräfin Rottack gleich nach der Leseprobe unwohl geworden sei und einen ganzen Tag das Bett hüten mußte. Er fürchtete schon einen neuen Schlag für sein Theater. Glücklicher Weise war es aber nur

ein leichtes Unwohlsein gewesen, und sie fühlte sich schon am nächsten Morgen wieder wohl genug, die einmal übernommene Pflicht auch zu erfüllen.

Aber wie viel gab es für den armen jungen, daran gar nicht gewöhnten Grafen noch dabei zu thun, und wie geheimnißvoll mußte das Alles betrieben werden! Was für Mühe hatte es außerdem gekostet, das kleine, schon lange nicht mehr benutzte Privattheater im Schlosse selber wieder in Stand zu setzen, ohne daß Paula etwas davon merkte — und nur der geringste Verdacht würde ja die ganze Ueberraschung zerstört haben. Paula schien ihm aber dabei ordentlich selber in die Hände zu arbeiten, denn sie sah nichts von Allem, was um sie her vorging, und war nie zufriedener, als wenn sie ungestört und allein in ihrem Zimmer bleiben oder im Garten auf und ab gehen konnte.

Recht bleich und angegriffen sah sie aus, das konnte selbst dem jungen, leichtherzigen Grafen nicht entgehen, und er hatte sie oft gefragt, ob sie sich unwohl fühle, aber immer eine entschieden verneinende Antwort erhalten. Sollte sie sich wirklich in der Verbindung unglücklich fühlen? Aber Hubert war solch ein herzensguter und tüchtiger Mensch, sie mußte glücklich an seiner Seite werden, noch dazu, wenn sie sah, wie glücklich sie die Eltern dadurch machte. Das gab sich auch gewiß schon nach den ersten Tagen: nur das Neue der Situation, nur der Gedanke, in ein vollkommen fremdes Leben selbstständig einzutreten, machte sie jetzt so befangen und zerstreut und raubte ihren Wangen die sonst so blühende Farbe, ihren Augen den gewohnten freundlichen Glanz. Damit beruhigte sich George vollkommen, und hatte auch in der That jetzt so viel und so Verschiedenes zu denken, daß er gar nicht recht zu Besinnung kommen konnte. Die Schwester hätte ihm auch wirklich gar keinen größeren Gefallen thun können, als daß sie sich still und abgeschlossen hielt.

Paula war in der Zeit viel im Garten und ihr liebster Spaziergang der nach dem alten Thurm, wo sie Stunden lang allein und träumend saß und nach den fernen Bergen hinüberschaute. War sie doch auch jetzt von ihrer Gouvernante oder Gesell-

schafterin vollständig erlöst, die sich allerdings noch im Hause befand, aber alle Macht über sie verloren hatte.

Graf Monford wollte, daß seine Tochter sich frei und unabhängig fühlen lernen sollte, ehe sie das elterliche Haus verließ, und Paula dankte ihm das wenigstens aus vollem Herzen.

Auch heute Morgen war das junge Mädchen erst langsam auf der Terrasse eine Zeit lang auf und ab und dann ihrer Lieblingsstelle zugegangen, und George hatte mit Schmerzen auf den Augenblick gewartet, wo er sie in den Büschen verschwinden sah, denn eine neue Decoration, mit deren Anfertigung sich der Maler verspätet hatte, lag schon seit zwei Stunden im Hinterhalt und konnte nicht in das Schloß geschafft werden, so lange er jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt war, daß die Schwester plötzlich aus ihrem Zimmer treten und ihm die ganze Freude stören möchte.

Jetzt war sie fort, und eben wollte er den Befehl geben, die etwas unbehülflichen Versetzstücke rasch herbeizuschaffen, als Mademoiselle Beautemps auf dem Schauplatz erschien. Daß die nicht schweigen konnte, wo sie nur die Ahnung hatte, daß es ein Geheimniß galt, wußte er aus Erfahrung, und die mußte deshalb ebenfalls unter jeder Bedingung entfernt werden.

„Ah, Mademoiselle," rief er ihr zu, „wo haben Sie denn gesteckt? Paula hat Sie schon seit einer Viertelstunde gesucht."

„Die Comtesse mich?" rief die Französin, nicht ohne Grund erstaunt; „das wäre wunderbar."

„Ja gewiß, sie ist in den Garten gegangen, um Sie dort zu suchen. Im Park oder am alten Thurm werden Sie sie finden."

Mademoiselle schüttelte mit dem Kopf, folgte aber doch der Weisung und nahm ebenfalls die von Paula eingeschlagene Richtung.

„So, nun aber rasch," lachte George fröhlich vor sich hin; „tummelt Euch, Ihr Leute, in zehn Minuten muß Alles im Hause und hinter verschlossenen Thüren sein, damit uns die Damen nicht wieder in den Weg kommen, denn das Fräulein wird bald wieder abgefertigt werden. Was Paula nur denken wird," schmunzelte er dann leise vor sich hin, „daß ich ihr die

alte Französin über den Hals schicke; aber heut Abend erzähl' ich ihr, weshalb."

Die Leute sprangen mit gutem Willen zu, und die verschiedenen Coulissen und Versetzstücke wurden rasch in's Schloß und die Treppe hinauf gebracht. Nur der alte Jonas schüttelte den Kopf dazu, daß sie auch noch gemalte Bäume in das Haus schleppten, wo er selber schon Alles in einen blühenden Wald verwandelt hatte, und schimpfte auf die ungeschickten Träger, die ihm da und dort an den Ecken die aufgestellten Blumenstöcke umgeworfen und sogar ein paar Töpfe zerbrochen hatten. Nichts wie Aerger mit dem unnützen Volk, das nicht einmal eine Distel von einer Camellie unterscheiden konnte und so rücksichtslos mit der einen wie mit der andern umging.

Mademoiselle Beautemps wandelte indessen in majestätischer Haltung den Weg entlang, den vor ihr, leicht wie ein scheues Reh, Paula geschlüpft war, und wunderte sich im Stillen, was die Comtesse von ihr haben wolle, da sie sich in der letzten Woche kaum mit einem Blick um sie gekümmert hatte.

Ihre Stellung hier war überhaupt eine unhaltbare geworden, so strenge Gewalt sie auch bis noch vor ganz kurzer Zeit über die einzige Tochter des Hauses ausgeübt. Der alte Graf selber mochte sie dabei nicht leiden, wie sie recht gut fühlte, und sie war auch schon fest entschlossen, nicht, wie es vorher bestimmt, bis zur Vermählung der Comtesse hier auszuhalten, sondern gleich nach der Verlobung die Familie zu verlassen. Was sollte sie auch noch länger hier, wo sie doch nichts mehr befehlen durfte und von keiner Seite geliebt, nur von der Gräfin selber noch gehalten wurde? Die Comtesse haßte sie ja doch, das wußte sie genau, und das Gefühl war gegenseitig.

Albernes, eigenwilliges Ding, vom Glück verzogen, von ihren Eltern und ihrer ganzen Umgebung verwöhnt, nur nicht von ihr — beim Himmel, nicht von ihr! Hatte sie sich nicht aufgeopfert für das alberne Geschöpf und sogar eine Stelle bei der Fürstin Regitchow ausgeschlagen, und welchen Dank dafür gehabt, als stummen Gehorsam und ein verdrossenes Wesen? Und jetzt mußte sie auch noch erleben, daß sie die reichste und beste Partie im ganzen Lande machte und dann jedenfalls mit Stolz und Hochmuth auf sie herabgesehen hätte;

dem wenigstens wollte sie entgehen, den Kelch sich ersparen und morgen — sie war fest dazu entschlossen — ihre Stellung aufgeben und dann auch ohne Weiteres Haßburg verlassen.

Mit diesen Gedanken, die langen, mageren Arme vor sich fest in einander geschlagen, die Brauen zusammengezogen und die dünnen Lippen eingekniffen, schritt sie vorwärts und erreichte jetzt, den Windungen des mit Büschen besetzten Weges folgend, das kleine Plateau, auf welchem der alte Thurm stand.

Von hier aus konnte sie freilich noch nicht die ganze Terrasse überblicken; wie sie aber um den Thurm herumschritt, sah sie Paula, die dort, den Ellbogen auf die niedere Mauer gestützt, unter einer der Aloevasen lehnte und einen kleinen, rosafarbenen Zettel in der Hand hielt, der ihre Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch zu nehmen schien. So vertieft war sie in denselben, daß sie nicht einmal das Nahen der sonst so gefürchteten Gouvernante bemerkte, und erst als sie deren Schritt auf dem knisternden Kies hörte, hob sie rasch erschreckt den Kopf und knitterte zugleich das kleine Blatt wie unwillkürlich in ihrer Hand zusammen.

„Mademoiselle!"

„Gnädige Comtesse sind so angelegentlich beschäftigt, daß Sie mein Kommen nicht einmal gewahrten," sagte die Französin mit einer fast spöttischen Höflichkeit, indem ihr Blick scharf und forschend bald auf den Zügen des jungen Mädchens haftete, bald zu der Hand hinflog, die noch immer das Blatt, aber jetzt verborgen, hielt.

„Und weshalb schleichen Sie hinter mir drein?" sagte Paula finster, denn zum ersten Mal erhob sich ihr Herz zum offenen Widerstand gegen die ihr lästige, widerliche Persönlichkeit.

„Schleichen, gnädige Comtesse?" lächelte die Mademoiselle. „Wie ein Grenadier bin ich aufgetreten, aber Sie hörten und sahen nicht. Es muß etwas sehr Interessantes sein, was Sie da studirten."

„Und was wollen Sie?"

„Was ich will? Ich könnte Ihnen einfach sagen, daß ich spazieren ginge, wie Sie," bemerkte die Gouvernante kalt; „aber Sie scheinen selbst vergessen zu haben, daß Sie mich

gesucht und nach mir verlangt. Graf George schickt mich zu Ihnen."

„Mein Bruder? Sie zu mir? Und weshalb, wenn ich fragen darf?"

„Ich sage Ihnen ja, daß er behauptet, Sie hätten mich gesucht."

„Das ist denn ein Irrthum," erwiderte die Comtesse kalt, drehte sich ab und lehnte sich wieder auf die Terrassenmauer, ohne ihre frühere Gouvernante weiter eines Blickes oder einer Antwort zu würdigen.

Die Französin faßte ihre Unterlippe mit den Zähnen, und einen Augenblick war es fast, als ob sie ihrer Gereiztheit über solche augenscheinliche Mißachtung Worte leihen wolle; aber sie hatte das Terrain verloren. Ein Zank mit der jetzt gefeierten jungen Herrin konnte ihr nur schaden, und sich auf dem Absatz herumdrehend, schritt sie schweigend, aber in wahrlich nicht besserer Laune den Weg zurück, den sie vorher gekommen, und erreichte das Schloß eben wieder, als Jonas, leise dabei vor sich hinmurmelnd, die umgeworfenen Blumentöpfe auf's Neue ordnete.

Oben im Park, der Stelle gerade gegenüber, wo der Maulwurfsfänger an jenem Morgen seinem heimlichen Angeln oblag, kniete jetzt der nämliche Mann mitten auf der Wiese und war eifrig bemüht, die dort gefangenen Maulwürfe an ihrer Drahtschlinge aufzuheben, die Fallen wieder zu stellen und die ertappten Uebelthäter an einer schwanken Ruthe aufzuhängen. Neben ihm saß sein Spitz.

Unten vom Drahtzaun her kam der Förster, die Flinte auf dem Rücken, den gescheckten Jagdhund neben sich. Wie er die freie Wiese betrat, bemerkte er augenblicklich die dort kauernde dunkle Gestalt des Mannes, und schritt quer über den Rasen auf den Burschen zu.

Der Spitz knurrte, sowie der Förster seine Richtung änderte, und Fritz sah erst seinen Hund an und dann nach der Gegend hinüber, die dieser andeutete.

„Ruhig, Spitz," sagte er aber, wie er nur die Gestalt er-

kannt hatte; „der thut uns hier nichts und muß höchstens mit langer Nase wieder abziehen. Kommt mir gerade recht und bin eben in der Stimmung, ihm Audienz zu ertheilen."

Ohne den Nahenden auch nur so weit zu beachten, den Kopf noch einmal nach ihm umzudrehen, fuhr er in seiner Arbeit fort; aber der Spitz knurrte stärker, denn der Jagdhund genirte ihn, und er rückte auch etwas näher zu seinem Herrn, als er bis jetzt gesessen.

Er und der Jagdhund schienen auch in der That keine großen Freunde zu sein, als ob sie die Antipathie theilten, die ihre beiden Herren gegen einander empfanden. Caro, wie der Hund des Jägers hieß, kam mit gesträubten Haaren und hochgehobenem Schwanze, an dem auch nicht die geringste Spur von Wedeln sichtbar war, langsam näher; er knurrte freilich nicht, aber seine oberen Lefzen zogen sich zusammen, daß die blanken und scharfen Zähne sichtbar wurden, und er sah den kleinen Köter dabei von der Seite mit einem Blick an, als ob er nur einen leisen Wink seines Herrn erwartete, um mit einem Sprung über den Eindringling herzufallen.

Der Spitz schien sich übrigens gar nicht so sehr vor dem ihm an Stärke vielleicht viermal überlegenen Gegner zu fürchten. Den Rücken deckte er freilich dicht an seinem Herrn, dort aber hielt er auch Stand und wies dem großen Hunde die Zähne so lebhaft und kampfesmuthig, und hob sein kleines Schwänzchen so keck und herausfordernd empor, daß man ihm ansah, er würde einem Angriff von der andern Seite keinen Zollbreit ohne Gegenwehr weichen.

„Na, mein Bursch, was treibst Du hier wieder?" redete der jetzt dicht herangekommene Förster den Maulwurfsfänger mit eben nicht freundlicher Stimme an. „Eine Woche fast bist Du ausgeblieben, und ich hatte schon im Stillen gehofft, daß wir Dich los wären; Du scheinst aber zäher zu sein, als Deine Maulwürfe."

„Ein freundliches Waidmannsheil wäre wohl ein besserer Gruß für einen Collegen gewesen, Herr Förster," lächelte der Angeredete spöttisch vor sich hin, „aber manche Menschen verstehen es nicht besser. Und wo ich gewesen bin? Auf einem andern Revier, Herr College, um dem Raubzeug nachzustellen,

denn wenn ich von der Monford'schen Besitzung allein leben sollte, möcht' ich in der Woche wohl kaum ein Stück Fleisch in den Topf bekommen, und am Sonntag erst gar nicht."

„Und wie haben die Fasanen geschmeckt?" fragte der Forstmann tückisch.

„Na, wenn's auch gerade keine Fasanen sind," erwiderte gleichgültig der alte schlaue Bursche, der nicht auf solche Weise zu fangen war, „so ist's doch wenigstens ein gesundes Stück Rindfleisch oder eine Bratwurst. Uebrigens thun Sie mir die Liebe und halten Sie Ihren Hund zurück, denn wenn er mit meinem Spitz anbindet, stehe ich Ihnen für nichts. Der verwünschte Köter hat mir erst gestern einen Metzgerhund todtgebissen."

„Das Ding da!" lachte der Förster verächtlich; „wenn ich meinem Caro Ein Wort sagte, frißt er ihn mit Haut und Haaren!"

„Möchte eine verwünscht theure Mahlzeit werden!" erwiderte trocken der Maulwurfsfänger, indem er seine letzte Beute an der Ruthe befestigte; „aber wo wollen Sie hin, Herr Förster?"

„Wenn Dich Jemand darum fragen sollte, mein Bursche," erwiderte der Forstmann, „so sag' ihm nur einfach, Du wüßtest es nicht — verstanden?"

„Sehr wohl, Herr Förster," lächelte der Mann, „werd' es ausrichten. Haben Sie vielleicht sonst noch etwas zu bestellen?"

„Komm, Caro," sagte der Jäger, „das ist keine Gesellschaft für uns. Uebrigens," fuhr er fort, sich nochmals nach dem Manne umdrehend, „erwische ich Dich noch einmal Nachts zwischen meinen Fasanen, mein Bursche — und daß ich Dir jetzt aufpasse, darauf kannst Du Dich verlassen, — so will ich von Gott verdammt sein, wenn ich Dir nicht die Jacke voll Schrot schieße — und nun Gott befohlen!"

„Gott befohlen, Herr Förster, und viel Glück zur Jagd!" lächelte ihm der Alte stillvergnügt nach.

Der Förster murmelte einen gotteslästerlichen Fluch in den Bart, wußte aber, daß er mit Reden doch nichts bei dem da ausrichtete, und schritt so hochbeinig fort, wie sein Hund, der

sich alle Mühe gab, dem verhaßten Spitz durch ärgerliche Stellung begreiflich zu machen, daß sein Rückzug kein freiwilliger wäre und er eben nur seinem Herrn folgen müsse.

Der Maulwurfsfänger nahm aber gar keine weitere Notiz von ihm, und wie er sich erst überzeugt hatte, daß der Waidmann wirklich eine andere Richtung eingeschlagen, lachte er still vor sich hin und brummte:

„Alter Esel, Du wärst der Rechte, mich zu fangen! Mein Spitz hat mehr Grütze im Kopfe, als Du, und wenn's mich nach Fasanen gelüstete, holte ich mir heut Abend noch meinen Theil. 's ist doch wunderbar in der Welt," setzte er dann hinzu, indem er still mit dem Kopf schüttelte, „was unser Herrgott in all' seinen verschiedenen Fächern für Kerle herumlaufen hat. Wem er ein Amt giebt, giebt er auch Verstand, sagt man gewöhnlich; — ja Prosit! Wär' ich in Deiner Stelle, und Du in meiner, alter Schneefieber, verdammt will ich sein, wenn Du mir auch nur eine Feder vom Platz holen solltest, ohne daß ich Dich erwischte, und jetzt plündere ich dem albernen Strohkopf schon ein Vierteljahr lang in Wasser, Wald und Feld sein Revier aus, ohne daß er auch mehr wie einen Verdacht hat, wer der Thäter ist — Du wärst mir der Rechte, mich zu fangen!"

„Holla, Fritz, wie geht's?" rief den Alten eine Stimme vom Wege herüber an, und als der Maulwurfsfänger rasch den Kopf nach ihm drehte — denn der Spitz hatte den Nahenden in seinem Aerger über den Caro gar nicht beachtet, — erkannte er Einen von der Dienerschaft, der mit einem Korb am Arme durch den Park ging und, als er den Maulwurfsfänger nicht weit aus seinem Weg sah, ein Stück quer über die Wiese hinüberschritt, um ein paar Minuten mit ihm zu plaudern.

„Nun, Alter, wie geht's — immer so fleißig? Heute solltest Du aber den Maulwürfen doch auch Frieden geben," redete er ihn an.

„Heute — so? Und wer giebt mir Frieden? Sollen's die Bestien etwa besser haben, als ich?"

„Wer Dir Frieden giebt?" lachte der Lakai; „komm nur heut Abend auf's Schloß, Du gehörst ja doch gewissermaßen

mit zu den Gutsleuten und kannst da auf ein derb Stück Braten und eine Flasche Wein sicher rechnen."

„Nun, weißt Du, Thomas," sagte der Maulwurfsfänger, und sein kleines graues Auge blitzte ordentlich wie in Stolz auf den betreßten Diener, „wenn ich einmal eine Flasche Wein trinken will, so zahle ich sie mir auch und brauche mich nachher bei Niemandem dafür zu bedanken."

„Jetzt blas mir aber den Staub weg!" lachte der Lakai. „Na, wenn Unsereiner sich nicht zu gut dafür dünkt und der Förster selber herüber kommt, dann wirst Du Dich doch auch wohl nicht wegwerfen, wenn Du mit von der Partie bist!"

Es war fast, als ob der Alte eine trotzige Antwort geben wolle; aber er verbiß die Worte und benutzte die Pause, um sich eine frische Pfeife zu stopfen. Endlich sagte er, während er die Pfeife mit den Zähnen hielt und sich mit Stahl und Schwamm Feuer schlug:

„Und was ist heute da oben los, daß der Alte so freigebig mit dem Stoff herausrückt? Habe doch kein Wort davon gehört!"

„Nun, Verlobung ist heute, die junge Comtesse heirathet den Sohn vom Grafen Bolten — die erste Familie im Lande nach unserer, und da kannst Du Dir doch wohl etwa denken, daß es da hoch hergeht."

„Sieh, sieh, sieh," sagte der Maulwurfsfänger, leise vor sich hin mit dem Kopf nickend, „was man doch nicht Alles erlebt, wenn man alt wird; die Comtesse Paula heirathet den Windbeutel, den jungen Grafen Bolten!"

„Windbeutel? Ich wollte Dir nicht rathen, daß der Graf das Wort gehört hätte," rief der Lakai, „bei Gott, es ginge Dir schlecht!"

„Und hat sie ihn gern?" sagte der Maulwurfsfänger, der einem ganz andern Ideengang folgte.

„Wer — die Comtesse? Soll sie ihn nicht gern haben, einen jungen, hübschen, vornehmen und steinreichen Menschen?"

„Wie ich ihr aber heute nicht weit vom Schloß begegnete, kam's mir beinahe so vor, als ob sie recht bleich und elend aussähe, und so in Gedanken war sie, daß sie nicht

einmal bemerkte, wie ich sie grüßte, und sonst dankt sie immer so freundlich."

„Na ja, ein bischen elend sieht sie wirklich aus," meinte der Lakai; „aber das haben die vornehmen Fräuleins alle, das gehört mit zum guten Ton."

„So?" sagte der Maulwurfsfänger zerstreut, der augenscheinlich gar nicht die Worte verstanden hatte. „Merkwürdig, daß so ein Fluch von der Mutter auf die Tochter vererben kann!"

„Was für ein Fluch?"

„Oh, nichts," sagte der Mann kopfschüttelnd; „und um welche Zeit geht die Festlichkeit an?"

„Um acht Uhr natürlich, früher paßt es sich nicht. Aber ich muß fort, heute weiß man wahrhaftig nicht, wohin man zuerst springen soll."

„Wohin willst Du denn?"

„In's Dorf und noch Eier holen; eine zwanzig Schock hat der Koch schon heute verbraucht, und immer langt's noch nicht. Na, komm heut Abend nur, ich werde schon Sorge dafür tragen, daß Du nicht leer ausgehst!" — Und mit den Worten nickte er ihm protegirend zu und schlenderte dann, als ob er dem Maulwurfsfänger beweisen wolle, daß er über seine Zeit verfügen könne, wie es ihm beliebe, langsam den Weg hinab, der zum nächsten und hinter den Bäumen versteckten Dorfe führte.

„Bedientenpack," murmelte der Maulwurfsfänger in den Bart, als er dem davonschwenkenden Lakai nachsah, „serviles, lumpiges Gesindel, das hinter dem Rücken der Herrschaft die Nase unter dem Hutrand trägt und sie dann wieder vor lauter Unterthänigkeit bis in den Boden hineindrücken möchte — Bedientenpack, ob sie in einer gestickten Uniform oder in einer Livrée stecken! Da doch, bei Gott, lieber Holzhacker oder Tagelöhner, wenn ich mein freies Gewerbe einmal mit einer andern Branche vertauschen müßte! Unter Deiner Protection Wein saufen, Du Lump? Lieber faules Wasser aus einer Regenmulde! Aber nützlich sind die Kerle doch," lachte er plötzlich still vor sich hin, „denn wie hätte ich ohne den Tagedieb jetzt erfahren, daß heut Abend großer Volksschmaus

im Schlosse und der Förster ebenfalls geladen ist. Wart', Grünrock, für morgen früh will ich Dir wenigstens eine Ueberraschung bereiten, die Dich freuen soll! Aber da wird es Zeit, daß ich mich jetzt nach Hause mache. Komm, Spitz, heut Abend wollen wir auch hochleben und Braten essen und Wein trinken, wenn auch auf andere Weise, wie der Lump da denkt. Die Maulwürfe mögen heute Feierabend haben — Hurrah, die Verlobung soll leben!" — Und seine alte Waidtasche umwerfend und den Stock aufgreifend, schritt er rüstig den Weg entlang, der nach der Stadt hinunter führte.

18.

Leiden eines Theater-Directors.

Der Abend rückte heran und das Theater prangte im Festesschmuck. Director Krüger hatte sich nämlich nicht damit begnügt, eine außergewöhnliche Anzahl von Gasflammen zu öffnen und überhaupt Alles anzuzünden, was leuchten wollte, sondern auch schon seit zwei Tagen den benachbarten Eichenwald plündern und dicke Guirlanden binden lassen, die den ganzen ersten Rang schmücken sollten. In der herrschaftlichen Loge waren sogar zwei Lehnsessel neu gepolstert, kurz, das Außerordentlichste geleistet, und wer Krüger kannte, behauptete, er lebe nicht mehr lange, denn es sei kurz vor seinem Ende.

Natürlich war heute Abonnement suspendu — nicht des Hamlet wegen, oh nein, denn in die classischen Stücke brachte er sonst, selbst im Abonnement, kaum das Nothwendigste von Zuschauern hinein! Aber daß keiner der Haßburger morgen sagen wollte, er habe den Erbprinzen noch nicht gesehen, wußte er, und die Neugierde mußte ihm heute das Haus füllen. Das Stück selber hätte deshalb auch recht gut „Der Erbprinz"

heißen können und würde dann nach beiden Seiten hin gepaßt haben.

Es war noch früh und die Kasse eben erst geöffnet worden, aber trotzdem fingen die Räume schon langsam an sich zu füllen. Einzelne Damen mit stattlichen Crinolinen arbeiteten sich über die Bänke weg, Herren kamen herein, den Hut noch auf dem Kopf, und begannen sich langsam ihre weißen Glacéhandschuhe anzuziehen, und nur oben in die Gallerie drängten sich die Massen ein, um heute einen guten Platz — das heißt, eine Aussicht nach der herrschaftlichen Loge — zu gewinnen, wo sie recht genau zuschauen konnten, was der Erbprinz für ein Gesicht machen und ob er recht applaudiren würde.

Auf dem Theater selber sah es noch leer und dunkel aus. Die Arbeitsleute waren allerdings schon beschäftigt, Lampenwerk u. s. w. in Ordnung zu bringen und die verschiedenen Requisiten nach den Richtungen hin zu tragen, wohin sie der Requisiteur beorderte, aber von Schauspielern selber ließ sich noch Niemand sehen, den die staken noch alle in der Garderobe, und nur dann und wann kam noch ein verspätetes Dienstmädchen, das einen großen, breiten Korb mit irgend einem Anzug trug, und verschämt damit vor der Herrengarderobe stehen blieb, bis Jemand herauskam, um ihn ihr abzunehmen. Hinein wäre sie um die Welt nicht gegangen — das hatte sie Einmal gethan, das erste Mal, als sie auf's Theater geschickt wurde, und den Schreck würde sie im Leben nicht vergessen.

Der Director stand vorn auf der Bühne und betrachtete sich durch eins der kleinen im Vorhang angebrachten Löcher das anwachsende Publikum.

Der Theaterdiener Peters schoß ein paar Mal über die Bühne herüber und war außerordentlich beschäftigt, aber der Director achtete gar nicht auf ihn. Es schien ein volles Haus zu werden, und er amüsirte sich vortrefflich am Vorhangloch.

Jetzt kam Peters wieder zurück; er war eine Zeit lang verschwunden gewesen und ging gerade auf seinen Chef zu.

„Herr Director!"

„Ja, Peters," sagte dieser, ohne seine Stellung zu ver-

ändern, denn er erkannte ihn an der Stimme — „was giebt's?"

„Herr Handor ist noch nicht da."

„Was?" rief der Director und fuhr wie der Blitz herum — „und kommt schon in der zweiten Scene — Herr Du mein Gott, wo steckt der unglückselige Mensch nur wieder? Laufen Sie doch einmal schnell zu ihm hinüber, Peters, und sagen Sie ihm, es wäre..."

„Ich komme eben von drüben, Herr Director, es ist aber Niemand zu Hause und der Schlüssel liegt unter dem Schrank draußen, wo er ihn immer hinlegt, wenn er ausgegangen ist."

„Dann sitzt er vielleicht in der „Hölle" — na, weiter fehlte mir heut Abend gar nichts — laufen Sie einmal schnell in die „Hölle", Peters — springen Sie ein bischen; es wäre doch schauderhaft, wenn der Mensch nicht so viel Interesse an der Sache nehmen sollte, daß er nicht einmal seine bestimmte Zeit einhielte!"

„Herr Gott, meine Beine!" seufzte Peters, als er sich wieder umwandte und in einem kleinen Hundetrab seiner neuen Bestimmung zueilte; „das ist ein Leben, Theaterdiener — wenn ich mich einmal zur Ruhe setze, werde ich Briefträger."

Der Director hatte indessen das Publikum ganz vergessen, und wenn er einmal einen raschen Blick durch den Vorhang warf, so kamen ihm jetzt die Zuschauer, die ihm früher zu langsam eintrafen, viel zu rasch. Wieder und wieder lief er nach der Garderobe, um sich selber zu überzeugen, ob denn sein unglückseliger Prinz von Dänemark noch nicht eingetroffen sei.

Und wie rasch die Zeit vorrückte, seit er auf ihn wartete! Es war ordentlich, als ob der große Zeiger an der Uhr im Conversationszimmer durchgegangen sei und auf den Moment loshetzte, wo sich Director Krüger mit seinem Hamlet unsterblich blamiren sollte. — Wahrhaftig, da traf das Orchester schon ein, und in der Hofloge — Krüger hätte durch eine Versenkung abgehen mögen — erschien ein mit Orden vorn ganz bedeckter Kammerherr, sah nach, ob die Stühle vorschriftsmäßig standen, und entzückte dann, indem er sich mit seinen weißen Glacéhandschuhen vorn auf den rothen Plüsch der

Balustrade stützte und sich das Publikum betrachtete, die Gallerie, wo der Ruf schon von Lippe zu Lippe ging: „Da is er!“

Peters kam im Sturmschritt zurück. Handor war nicht in der „Hölle“, aber vor etwa einer Stunde dort gewesen und hatte ganz allein eine Flasche Champagner getrunken; wo er jetzt sei, konnte ihm Niemand sagen — im „Paradies“ wußten sie's auch nicht.

„Ist er denn noch nicht hier?“ fragte Peters. Der Director gab ihm gar keine Antwort, und nur mit einem verzweifelten Griff fuhr er sich in die Haare und hob sich die Perrücke halb vom Kopfe.

Jetzt kam der Oberregisseur Sulzer im Costüm aus der Garderobe — er gab heute den König. Er hatte ein schwarzes Sammetbarett auf, mit einem Kronenreif darum, trug natürlich einen Hermelinmantel und gelbe, hohe Stiefel, und sah für einen König sehr bestürzt aus.

„Ist er denn noch nicht da, Herr Director?“

„Haben Sie ihn gesehen?“

„Ich? Nein — aber wo steckt der entsetzliche Mensch? Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist!“

„Uns wird eins zustoßen, Sulzer!“ rief der Director — „uns wird eins zustoßen — passen Sie auf — wenn er nicht bald kommt, rührt mich der Schlag, denn die Schande überlebe ich nicht!“

„Aber er muß ja kommen, er kann ja nicht ausbleiben! Ist denn der Prinz schon da?

„Das fehlte auch noch — aber er muß jeden Augenblick eintreffen, und wahrhaftig, da steht der Kapellmeister schon unten mit seiner verfluchten weißen Halsbinde, und die Eichenkränze hängen um den ersten Rang herum, und alle Gasflammen brennen — es ist rein zum Rasendwerden!“

„Wenn wir nun erst die Mamsell Bollo — Badelli — oder Bodellichini — ich kann den verdammten Namen nicht behalten! — tanzen ließen?“

„Das ist eine Galgenfrist, Sulzer; aber es wird uns nichts Anderes übrig bleiben — mir ahnt Schreckliches!“

„Die wird aber auch noch nicht fertig sein, da sie eigentlich erst nach dem zweiten Act kommen sollte."

„Bitte, springen Sie einmal hin, Sulzer — ich lasse sie um Gottes willen bitten, sich ein wenig zu beeilen! — Peters, ist er noch nicht da?"

„Nein, Herr Director, und jetzt kommt er auch nicht mehr."

„Du giebst mir einen Dolchstich!" citirte Sulzer im Abgehen, um die Tänzerin in Gang zu bringen.

Die junge Dame war auch in der That ausnahmsweise früh gekommen, aber natürlich mit ihrer Toilette noch nicht fertig. Die Conversation wurde durch das Schlüsselloch geführt - sie erklärte, vor dem Beginn des Stückes nicht fertig werden zu können, und kein Mensch werde von ihr verlangen, daß sie wie eine „Schlumpe" (der Name war für eine Italienerin außerordentlich deutsch) an einem solchen Abend auf den Brettern erscheine.

„Na ja, das fehlte auch noch, daß sich die auf die Hinterbeine setzt!" rief Krüger wüthend und sprang selber nach der Garderobe.

„Aber dafür ist sie doch engagirt," lachte Pfeffer, der als Todtengräber hinten mit Hilgen als Horatio auf und ab ging und sich über die Verzweiflung seines Directors und das Ausbleiben des einen Prinzen, während der andere jeden Augenblick eintreffen konnte, auf das Köstlichste zu amüsiren schien.

„Das wird ein Hauptskandal werden, wenn Handor nicht kommt," meinte Hilgen; „so 'was ist noch gar nicht da gewesen — ich begreife den Menschen nicht; er weiß doch, was davon abhängt."

„Nur immer zu," lachte Pfeffer, sich vergnügt die Hände reibend; „ich freue mich wie ein Kind auf die Geschichte. Da ist doch endlich einmal eine Abwechselung in dem verdammten Theaterleben!"

„Lassen Sie das den Alten hören..."

„Bah, ich spiele meine Rolle und damit Basta — meine Ansichten sind mein eigen — und dem eingebildeten Laffen, dem Handor, gönne ich ebenso den Rüffel, den er kriegen wird, und den Strafabzug — vielleicht werden wir ihn ganz

los damit, denn er ist doch weiter nichts, als ein erbärmlicher Coulissenreißer."

„Strafabzug?" sagte Hilgen — „er hat schon seine ganze Monatsgage voraus — vom Peters weiß ich's."

„Alle Teufel," rief Pfeffer, sich rasch gegen Horatio umdrehend, „ist das gewiß!"

„Ganz gewiß!"

„Soll ich Ihnen etwas sagen, Hilgen?"

„Nun?"

„Dann ist der Musjö auch durchgebrannt und wir sehen ihn nicht wieder."

„Unsinn — heute, am Abend der Vorstellung — vor einer Stunde bin ich ihm noch begegnet."

„Na, wir wollen's abwarten — in Schulden sitzt er bis über die Ohren, das weiß jedes Kind — bezahlen kann er sie nicht, so viel ist auch sicher — übermorgen ist der Erste, wo ihm nachher wieder Alles über den Hals kommt..."

„Das wäre ein verfluchter Streich."

„Abwarten und Thee trinken," bemerkte Pfeffer, der in diesem Augenblick an Rebe und seine erneuten Aussichten dachte — „sind schon wunderlichere Dinge in der Welt passirt."

Indessen klopfte der Director an Fräulein Bellachini's Thür und bat mit den höflichsten Worten, „wenn irgend möglich", um Einlaß.

Drinnen fand noch eine kurze Debatte statt, dann wurde der Riegel zurückgeschoben, und Director Krüger sah sich der fast schon vollständig costümirten gefeierten Tänzerin gegenüber, während ihre Begleiterin oder Ehrendame oder Kammerjungfer eine Anzahl abgeworfener Stücke Damengarderobe rasch zusammen- und in die Ecke schob.

Der Director zeigte sich aber hier nicht wüthend, sondern war die Liebenswürdigkeit selber, und mit dem Hut in der Hand bat er die junge, wunderhübsche und deshalb auch natürlich gerade wundercapriciöse Tänzerin, ihn aus seiner grimmigsten Noth zu erretten und — ihre Toilette ein wenig zu beeilen. Sie sei jetzt schon so zauberschön — wie er in seiner Todesangst hinzusetzte, — daß sie eigentlich gar nichts mehr verbessern, sondern wieder zerstören könne, und sie möge doch

ein klein wenig Erbarmen mit dem jungen Prinzen haben, der sicher nicht geahnt hätte, daß er nach Haßburg gekommen wäre, um hier rettungslos sein Herz zu verlieren.

Fräulein Bellachini sträubte sich erst und berief sich auf ihr Engagement und den Zettel. Krüger gab Alles zu; er war um den Finger zu wickeln. Dann wollte sie Bedingungen machen; er ergab sich auf Gnade und Ungnade. Endlich schien sie gerührt zu werden, und dem Director zuckte es wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder, denn draußen begann in diesem Augenblick als Ouverture zum Hamlet, Beethoven's Trauermarsch.

Der Prinz war angekommen und der Hamlet fehlte noch immer.

„Wenn Sie ein Fünkchen von Erbarmen haben, so helfen Sie mir wenigstens aus der größten Noth!" rief er in Todesangst — „denken Sie, daß der Hamlet beginnen soll und daß ich keinen Hamlet habe — die ganze Vorstellung ist ruinirt!"

„Aber was geht das mich an? Ich tanze nur in den Zwischenacten..."

„Aber, zuckersüße Terpsichore," rief Krüger mit einem Gesicht, als ob er sie hätte vergiften können, „sehen Sie denn nicht ein, daß wir ohne Hamlet auch keine Zwischenacte haben können? Das Stück ist ja aus, ehe es angefangen hat, und ich muß hinaus und das Publikum bitten, mir die Ehre an einem andern Abend zu schenken!"

„Keine Zwischenacte?"

„Natürlich nicht."

„Und dann könnte ich gar nicht tanzen?"

„Der Erbprinz verläßt augenblicklich seine Loge, sowie er hört, daß das Stück gar nicht gegeben werden kann. Benutzen Sie also doch wenigstens diesen einen möglichen Moment, sich ihm zu zeigen, daß er Ihre Kunst bewundern kann."

Das half. — „Also Sie glauben, daß der Hamlet wirklich heut Abend gar nicht sein kann?" fragte sie rasch.

„Ohne Prinzen von Dänemark? Ich kann ihn nicht spielen."

„Gut, dann werde ich tanzen — rasch, Toni, meine Schuh', und hier die Blume noch ein wenig fester, sie schwankt zu sehr — ich werde Angst haben, Herr Director!"

„Angst? Ich habe Angst," sagte der unglückliche Mann — „Sie werden mit Jubel empfangen werden und den alleinigen Triumph des ganzen Abends ernten — tausend, tausend Dank, mein bestes Fräulein!" und sich den Schweiß von der Stirn trocknend, stürzte er wieder hinaus auf das Theater.

„Ist er noch nicht da?"

„Herr Director," sagte der Requisiteur, der aber auch Mitglied war und heute den Rosenkranz spielte, „ich glaube, Herr Handor kommt heute gar nicht. Ich habe in seinem Hause nachfragen lassen und dort erfahren, daß er heute Nachmittag einen kleinen Koffer weggeschickt habe — aber Niemand wußte, wohin."

„Dann kann's nichts helfen, dann müssen wir zum Aeußersten schreiten!" rief der Director, in dem plötzlich ein großer Entschluß gereift war — „Peters, springen Sie zu Meier hinüber — er soll augenblicklich kommen!"

„Er hat sich aber heute krank melden lassen..."

„Und wenn er auf dem Todtenbett läge, er muß spielen — und, halt — noch Eins — bringen Sie nebenan aus der Blumenhandlung einen Arm voll Kränze mit!"

„Kränze?"

„Kränze und Bouquets — was vorräthig ist — für die Direction, rasch; in zehn Minuten müssen Sie wieder da sein!"

Peters fuhr ab wie aus einer Pistole geschossen, denn heute war mit dem Director nicht zu spaßen.

„Herr Hilgen!"

„Sie befehlen, Herr Director..."

„Sie müssen heut Abend den Hamlet spielen."

„Ich bitte Sie um Gottes willen!" rief der Mann erschreckt — „den Hamlet? — Dann verlangen Sie vielleicht auch, daß ich im Theater herumfliegen oder die Violine spielen soll?"

„Sie haben mir selber gesagt, Sie hätten ihn schon gespielt..."

„Ja, vor sieben oder acht Jahren — aber seit ich hier

engagirt bin, hab' ich ihn nicht mehr angesehen. Ich weiß kein Wort mehr von der Rolle."

„Sie können noch rasch in den Zwischenacten memoriren."

„Ich bitte Sie um Alles in der Welt: Sie wissen, daß ich Ihnen gefällig bin, wo ich nur irgend kann, aber verlangen Sie nicht das Unmögliche — ich würde mich und Sie blamiren!"

„Aber Einer muß ihn spielen!" schrie der Director mit trotzdem vorsichtig gedämpfter Stimme, daß man ihn nicht unten hören konnte, denn das Orchester setzte gerade zu einem Adagio ein.

„Ich hätte nicht einmal Garderobe," sagte Hilgen; „denn mit meiner kleinen, dicken Figur werden Sie doch einsehen, daß mir Herrn Handor's Anzug nicht paßte. Wollen Sie die ganze Geschichte lächerlich machen?"

Der Director lief in halber Verzweiflung mit nach unten gerungenen Händen auf der Bühne auf und ab.

Rebe als Güldenstern stand mit auf der Bühne — er hatte die Unterhaltung mit angehört. Jetzt trat er zu dem Director vor und sagte: „Herr Director!"

„Ja — Herr Rebe — nun, sind Sie vielleicht auch krank geworden?"

„Im Gegentheil," lächelte Rebe, der aber in einer ungewöhnlichen Aufregung schien und unter der Schminke fast unheimlich aussah — „vielleicht kann ich Ihnen helfen."

„Sie? — Mit was, wenn ich fragen darf."

„Ich will den Hamlet übernehmen..."

„Sie?" rief der Director fast sprachlos vor Staunen.

„Ich kenne jedes Wort der Rolle und könnte ihn ohne Souffleur spielen."

„Aber um des Himmels willen, Menschenkind!" rief der Director — „Sie haben bis jetzt nichts als kleine, erbärmliche Rollen gehabt, und das Publikum..."

„Das war nicht meine Schuld, Herr Director, und zum Theil auch nicht Ihre, sondern eher Herrn Handor's, der mich nicht leiden kann und mit Gewalt unterdrücken will. Hätten Sie mir schon früher dazu Gelegenheit gegeben, so würden

Sie vielleicht gefunden haben, daß ich doch zu etwas Besserem zu gebrauchen bin — also wagen Sie es..."

„Aber gleich mit dem Hamlet..."

„Wenn ich mich blamire, geschieht das auf meine eigene Gefahr," sagte Rebe ruhig — „Sie sind, durch die Noth gezwungen, vollkommen entschuldigt, und dem Publikum können Sie vor Aufgang des Vorhanges mittheilen, daß wegen Ausbleibens des Herrn Handor ein anderes der Mitglieder die Rolle hätte rasch übernehmen müssen. Am besten nennen Sie meinen Namen gar nicht."

Der Director konnte sich von seinem Staunen noch immer nicht erholen. Hier bot sich allerdings eine Aussicht auf Rettung aus der größten Noth, in der er sich in seinem ganzen Leben befunden; aber war es wirklich eine Rettung und steigerte sich nicht am Ende noch die Blamage dadurch, wenn sein Hamlet ausgepfiffen wurde? Lieber ehrenvoll sterben, als sich lächerlich machen! — Aber Rebe stand so entschlossen vor ihm, er schien seiner Sache so gewiß — Rebe — Rebe, dem er eigentlich kaum gewagt hatte die kleine, erbärmliche Rolle des Güldenstern anzuvertrauen, den Hamlet — *seinen* Hamlet! Aber was blieb ihm übrig? — er hatte keine Wahl mehr, und wenn Peters gekommen wäre und sich erboten hätte, den Hamlet oder die Ophelia zu spielen, es wäre ihm am Ende nicht wunderbarer oder außerordentlicher vorgekommen, und er hätte zugegriffen.

„Mensch, und wissen Sie, was Sie unternehmen? Vor dem Erbprinzen?" rief er aus.

„Ich fürchte mich weniger vor dem Erbprinzen, als vor mir selber," lächelte Rebe, „aber ich weiß, daß ich den Hamlet spielen kann."

„Na, dann in Gottes Namen!" rief Krüger — „Unglück, hab' deinen Lauf! — Courage scheinen Sie zu besitzen, aber wenn das gut geht, will ich's loben!"

„Und darf ich Herrn Handor's Garderobe nehmen?"

„Alles, was Sie finden — Alles — ich übernehme jede Verantwortung! Machen Sie nur um des Himmels willen rasch!"

Rebe antwortete gar nicht — er flog der Garderobe zu.

„Und ist das Vorspiel zu meinem Auftreten, Herr Director?" sagte die reizende Bellachini, die jetzt neben ihm, in vollem Costüm, die Dehnbarkeit ihrer Tricots prüfte — „das klingt genau so, als ob eine Leiche zu Grabe getragen würde."

„Herr Gott, an den verdammten Trauermarsch hab' ich gar nicht gedacht!" rief Krüger — „Sulzer, springen Sie doch einmal hinunter..."

„Als König?"

„Ja so — schicken Sie Jemanden, daß sie einen Rutscher oder Galopp oder Polka — zum Teufel, es ist mir Alles einerlei! — hintennach schicken — der Rebe spielt den Hamlet."

„Rebe?" rief Sulzer und blieb vor Schrecken stehen.

„Daß mir nur Jemand zum Kapellmeister springt — rasch — Herr Du meine Güte, sie sind ja schon fertig unten!"

Die Musik hatte aufgehört; oben auf der Gallerie wurden sie schon unruhig, denn die erste Neugierde war befriedigt, der junge Erbprinz begafft worden, und nun wollten sie etwas für ihr Geld haben; den Vorhang selber kannten sie schon auswendig.

An dem einen Loche im Vorhang stand Pfeffer und betrachtete sich das Publikum. „Donnerwetter," sagte er zu dem neben ihm stehenden Barthel, der den Geist spielte und sich völlig aschgrau gemalt hatte, „heute wird's voll! Was so ein Prinz ziehen kann — den werde ich mir zu meinem Benefiz engagiren. Aber auf dem ersten Rang sieht's noch bös aus; da geht noch verdammt viel Luft durch."

„Heute ist ja ein großes Fest bei Monfords draußen," sagte der Geist, „von ich weiß nicht wie viel Personen, und alle aus der haute volée. So viel Derartige haben wir nicht, daß wir sie im Theater nicht spüren sollten. Was hat denn der Rebe mit dem Director?"

„Was weiß ich," meinte Pfeffer, „wird wahrscheinlich den Hamlet spielen wollen."

„Na, so gut wie der Handor, glaub' ich, spielt er ihn auch..."

„Wißt Ihr's schon? Rebe spielt den Hamlet," zischelte in diesem Augenblick Höfken, der den Polonius gab, indem er Pfeffer an der Schulter faßte.

„Der Teufel wird ihn doch nicht plagen!" rief dieser, ordentlich erschreckt.

„Bei Gott, da stürzt er schon nach der Garderobe!"

In dem Augenblick kam, während unten im Orchester, sehr zum Erstaunen des Publikums, ein lustiger Tanz gespielt wurde, Peters hinter den Coulissen mit einem ganzen Arm voll Blumen und Kränzen vorgestürzt.

„Meine Herren, Bühne frei!" rief der Regisseur — „der Vorhang geht auf!" — Alles stob rasch auf die Seite und hinter die Coulissen.

Mauser saß unten im Souffleurkasten und wußte von alledem, was oben auf dem Theater vorging, gar nichts, war aber sehr erstaunt, als auf einmal Fräulein Bellachini herausschwebte und mit unbeschreiblicher Grazie ihre zarten Glieder nach seinem Kasten hinüberwarf. Aber Krüger, der Director, ohne dieser ersten Größe auch nur einen Blick zu schenken, hatte den Theaterdiener an einem Knopf gefaßt, und ihn mit sich nach dem Conversationszimmer ziehend, fragte er hastig:

„Nun, wie ist's, kommt der Meier?"

„Er wollte erst nicht und meinte, er hätte ein Attest eingeschickt, Herr Director, und die Nachtluft thäte ihm weh, und im Beine zwickte es ihn auch; aber ich ließ nicht locker, und wie ich fortstürzte, zog er sich gerade die Stiebeln an."

„Gut — vortrefflich!"

„Und wo soll ich jetzt mit der Bescheerung hin?"

„Die Kränze und Bouquets tragen Sie in den zweiten Rang zum Logenschließer hinauf — irgend Jemand soll sie werfen, wenn die Dings da fertig ist; wenn er Niemanden findet, soll er sie selber werfen, aber nicht wieder in's Orchester und auf den Baß, wie neulich..."

„Schön, Herr Director..."

„Halt, noch Eins, Peters, sowie Sie das Blumenzeug untergebracht haben, springen Sie hinunter in's Parterre, und sobald der Vorhang fällt, schreien Sie da capo!"

„Ich?"

„Sie und wen Sie dazu bringen können. Links hinten steht ein ganzer Haufen Freibillets, die Kerle sollen alle da capo schreien, was sie schreien können, oder kein einziger bekommt wieder frei Entrée! Nehmen Sie mit hinein, wen Sie draußen finden! Sagen Sie dem Logenschließer nur, ich hätte Sie beauftragt! Aber da capo brüllen, was Sie können. Sie muß noch einmal springen, daß mir der Rebe fertig wird."

„Der Rebe?"

„Er spielt den Hamlet."

„Daß Dich die Milz sticht!" rief Peters — „der Rebe?..."

„Fort mit Ihnen, fort! Wenn die da fertig mit Hopsen ist, ehe Sie unten im Parterre sind, ziehe ich Ihnen eine halbe Monatsgage ab."

„Dös a noch!" sagte Peters, indem er seinen Blumenflor aufpackte und wie ein Pfeil damit dem Ausgang zuschoß. Dabei murmelte er: „Ob er mir nur je im Leben damit gedroht hätte, er wollte mir eine halbe Monatsgage zulegen — Gott bewahre! Nicht einmal ein Paar neue Stiebeln setzt's, und die hab' ich mir schon heute durchgelaufen! 's doch 'was Schönes um's Theater, besonders wenn man nur die Laufereien zu besorgen hat und Allerwelts-Packträger ist — Blumenwerfen, da capo-Schreien — es ist erstaunlich, was nicht Alles von einem Theaterdiener verlangt wird! Und der Rebe den Hamlet!" setzte er hinzu, indem er die jetzt vollkommen leeren Treppen bis zum zweiten Rang emporflog — „da werd' ich nachher wohl auch noch zu der Hökerin hinüber und einen Korb voll fauler Aepfel zum Einkaufspreis besorgen müssen."

Peters war übrigens ein durchaus brauchbarer Mensch in jeder Branche und entledigte sich seines Auftrages vollkommen. Während er da oben noch Ordre gegeben hatte, auch von dort aus einen energischen da capo-Ruf erschallen zu lassen, wofür sogar der Logenschließer gewonnen worden, stürzte er hinunter in's Parterre, um die nöthigen Hülfstruppen zusammen zu bringen.

Das Publikum indessen, das zum Anfang eine ernste Tragödie erwartet hatte, war im Beginn des Tanzes überrascht und verhielt sich ziemlich passiv, trotzdem daß die junge Dame einige ganz verzweifelte Sprünge ausführte und eine Fertig-

keit im Drehen und Beinwerfen entwickelte, die in Haßburg in dieser Gewandtheit noch nicht gesehen worden. Noch immer hatte sich aber keine Hand gerührt, bis endlich der Erbprinz selber, wenn auch kaum durch das Zusammenklopfen seiner Fingerspitzen, ein wenigstens sichtbares Zeichen der Zufriedenheit gab. Jetzt legte sich das Parterre in's Geschirr, das auf diesen Anfang nur gewartet zu haben schien, und Fräulein Bellachini warf einen halb schmachtenden, halb dankenden Blick nach der Hofloge hinauf.

Krüger sah von alledem nichts, denn eben hatte er den eintreffenden Meier erspäht, den er mit ungeduldigen Geberden in's Conversationszimmer winkte.

Meier sah wirklich kläglich aus; er trug, trotz der warmen Witterung, einen alten, sehr abgenutzten und an den Aermeln sogar beschädigten Flausrock. Dabei hatte er sich den Backen mit einem dicken weißen Tuch verbunden, in dem sogar möglicher Weise noch ein Umschlag lag, und um vielleicht seinen Zustand noch etwas bedenklicher darzustellen, hielt er sich sogar den Backen, als er zu seinem Vorgesetzten in das Conversationszimmer trat.

Dieser aber schien auf seine Verfassung nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen, und kaum hatte er ihn im Zimmer, so rief er ihn an:

„Meier, das ist ein Glück, daß Sie zu Hause waren — Sie müssen heut Abend den Güldenstern spielen!"

„Nicht um eine Million!" rief Meier tragisch.

„Ich gebe Ihnen zehn Thaler Spielhonorar!"

„Baar oder Abzug vom Vorschuß?"

„Baar — in die Hand — heut Abend noch!"

„Es geht nicht, Herr Director — ich kenne die Rolle gar nicht..."

„Die paar Worte lernen Sie im ersten Acte — Sie kommen erst im zweiten vor, und werden nachher gleich in England umgebracht."

„Da bringen Sie mich lieber gleich um — mit den Zahnschmerzen kann ich nicht Komödie spielen."

„Ich lasse Ihnen den Zahn ausreißen..."

„Danke Ihnen, das kann ich selber, und in der Rolle steht

doch wahrhaftig nicht, daß der Güldenstern einen dicken Backen hat!"

„Es ist ein Hofmann — warum soll ein Hofmann nicht eben so gut einen dicken Backen haben, wie ein anderer Mensch?" rief der Director.

„Aber der Rebe spielt ja den Güldenstern — was ist denn mit dem los?"

„Der Rebe spielt den Hamlet — Handor ist fort, Gott weiß wohin, hat sich wenigstens heut Abend nicht sehen lassen..."

„Der Rebe spielt den Hamlet?"

„Schreien Sie nicht so, man hört ja jedes Wort draußen — und wenn der die Rolle übernommen hat, werden Sie doch wahrhaftig die paar Worte sprechen können!"

„Jetzt bitt' ich aber zu grüßen, Rebe den Hamlet, da wird Mauser wohl als Geist debutiren."

„Also Sie spielen?"

„Aber, bester Herr Director, der Rheumatismus ist mir in das Kreuz geschlagen und ich kann das linke Hinterbein nicht mit fortbringen; ich hinke wie ein Invalide."

„Es steht nirgends in der Rolle, daß Güldenstern nicht hinkt; hinken Sie in Gottes Namen, aber machen Sie, daß Sie in die Garderobe kommen und sich anziehen."

„Na, das wird gut gehen, aber ich habe noch nicht einmal meine Rolle, und da fällt der Vorhang schon wieder."

„Rebe hat sie, in Handor's Garderobe, lieber, bester Meier. Zehn Thaler baar! so viel Spielhonorar haben Sie in Ihrem ganzen Leben noch nicht gehabt!"

„Das weiß Gott! Na, meinetwegen;" stöhnte Meier, „wenn es denn einmal auf meinen Ruin abgesehen ist, mir kann's recht sein!" Und mit dem Kopf schüttelnd, begab sich der unglückliche, frisch geworbene Güldenstern nach hinten und brummte unverständliche Verwünschungen über das verdammte „Mimen" in den Bart.

Und draußen wirkte Peters.

Kaum war der Vorhang gefallen, als ein Paar riesige Hände zusammenschlugen und eine scharfe Stimme da capo! brüllte, Andere stimmten bei, und das Parterre, leicht ge-

neigt, einem solchen Beispiel zu folgen, fiel endlich, wenn auch nicht gleich in Uebereinstimmung, in den Beifall ein. Auch auf der rechten Seite des zweiten Ranges wurde der Ruf da capo laut, aber noch vereinzelt und von einer ganz unsichtbaren Stimme; aber der Vorhang zögerte noch wieder aufzugehen, und nun wurde das Publikum ungeduldig.

„Bellachini 'raus, Bellachini 'raus!" schrieen Einzelne — „da capo!" tönte der Ruf wieder, „da capo!" ging das Echo von da und dort, und als der Vorhang jetzt rasch in die Höhe rollte und das junge, reizende Mädchen mit einem wilden Sprung noch einmal auf der Bühne erschien, brach der Beifall stürmisch aus.

„Musik, Musik!" schrie der Director, der selber hinunter an die Orchesterthür gelaufen war — „noch einmal anfangen — rasch!"

Alle Musici wiederholten die Worte — der Kapellmeister sah sich nach der Thür um und bemerkte das erhitzte Gesicht seines Directors, der Tactstock hob sich, und die Tänzerin, von der Musik überhaupt hingerissen, begann noch einmal, während es jetzt von oben Kränze und Bouquets ordentlich niederregnete.

Krüger aber brach im Conversationszimmer auf dem Sopha zusammen und stöhnte:

„Und wenn ich so alt würde wie Methusalem, an *den* Abend will ich denken!"

19.

Der Verlobungsabend.

Und wo war Handor indessen?

Er hatte den Nachmittag dieses Tages in fieberhafter Unruhe und Ungeduld verbracht, denn er stand an einem Wende-

punkt seines Lebens, und die nächsten Stunden mußten entscheiden, ob es zum Guten oder zum Bösen neigen würde.

Liebte er Paula wirklich und aufrichtig? Er hatte an sein eigenes Herz noch nie die Frage ernst gestellt, denn er wußte, daß es keiner solchen Neigung fähig sei. Er liebte nur sich selbst; nur sein eigener Ehrgeiz, sein eigenes Wohlbefinden stachelte ihn an, und das liebliche Grafenkind mit einer halben Million im Hintergrunde reizte natürlich seine Begierden. Er merkte bald, daß er einen Eindruck auf sie gemacht; die Aufstellung eines Liebhabertheaters bot ihm erwünschte Gelegenheit, ihr in einer Weise zu nahen, die ihm unter anderen Verhältnissen unmöglich gewesen wäre, und Paula, überhaupt sinniger und schwärmerischer Natur, glaubte in ihm das Ideal ihres Lebens gefunden zu haben.

Daß er an Rang, Vermögen und Bildung tief unter ihr stand, achtete oder sah sie nicht; die Klagen des routinirten Liebhabers rührten ihr Herz und machten ihr Mitleid mit seinen erheuchelten Leiden rege. Die übermäßige und unvernünftige Strenge dabei, mit der sie von einer hartgesottenen Gouvernante bewacht wurde, reizte sie zum Widerstande, und sie vergaß sich zuletzt so weit, dem Geliebten heimlich Zusammenkünfte zu gestatten.

Sie allerdings sah darin nichts Arges; ihr Herz hatte sich ihm so rein und voll hingegeben, so gut und lieb und brav erschien er ihr in allen Stücken, daß sie ihm auch mit ihrer Liebe ihre Ehre anvertraute und selig träumend Monden lang an einem Abgrund stand.

So verschlossen aber ihr dabei sein wahres und inneres Gemüth geblieben, so vollkommen hatte ihr Handor in das, keines falschen Gedankens fähige Herz gesehen und bald gefunden, daß sie an ihm mit der ganzen Kraft ihrer Seele hange. Er war ihre erste heilige Liebe; sie fühlte das Bedürfniß einer Brust, in die sie die Gefühle der ihrigen ausgoß, sie fühlte das Bedürfniß, zu lieben und zu vertrauen, und da ihre eigene Mutter wohl stets freundlich, aber nie, nie herzlich mit ihr war, ihr nie gestattete, ihr so zu nahen, wie ein Kind der Mutter nahen soll, und besonders alle Gemüthsbewegungen als mit ihren Nerven nicht verträglich auf das Sorg-

fältigste mied und von sich hielt, wuchs diese Liebe Paula's zu dem einzigen Wesen, dem sie sich ganz und ungetheilt hingeben konnte, endlich zu einer Leidenschaft an, die sie selbst erschreckt haben müßte, wenn sie sich je derselben klar geworden wäre.

Handor benutzte das mit kalter Berechnung. Er wußte recht gut, daß der stolze Graf nie seine Einwilligung zu der Verbindung seiner einzigen Tochter mit einem bürgerlichen, pfenniglosen Schauspieler geben würde, so lange er nicht mußte, aber er zweifelte auch keinen Augenblick, daß er sich endlich, dazu gezwungen, fügen und sein Kind nicht verstoßen oder ihm doch jedenfalls eine Summe zur Verfügung stellen würde, die dem Rang der jungen Gräfin ensprechend war — und mehr verlangte er nicht. Damit hatte er Alles erreicht, was er wollte, und dahin arbeitete er jetzt.

In Haßburg konnte er sich doch nicht länger halten. Seine Schulden waren zu einer Höhe angewachsen, die selbst des Versuches spottete, sie zu decken, und die Geduld seiner Gläubiger hatte sich erschöpft. Der nächste Monat schon konnte deshalb eine Katastrophe herbeiführen, die Alles vernichtete, was er bis dahin aufgebaut, und so scheu er den entscheidenden Schritt bis jetzt noch immer hinausgeschoben, so wurde er selber nun dazu gedrängt.

Der Erste des Monats nahte, für den er die volle Gage theils schon verschleudert hatte, theils noch in der Tasche trug; Rebe hatte ihm schon seinen Secundanten geschickt, er konnte ihm nicht ausweichen, die Verlobung kam dazu, und Paula hatte ihm gesagt, daß Vater und Mutter ganz im Stillen ihre Vorbereitungen träfen, um gleich am andern Morgen Haßburg auf längere Zeit mit ihr zu verlassen. Da erhielt er noch von Paula durch die Post einen Brief, den sie der Terrasse nicht hatte anvertrauen mögen, und er erhielt die wenigen, inhaltschweren Worte:

„Wir müssen fliehen. Das Schrecklichste ist geschehen — ich bin elend mein ganzes Leben. Sei heute Abend vor neun Uhr mit einem Wagen am Drahtthor des Parks. Jetzt auf ewig die Deine."

Und heute Abend „Hamlet"! Handor lachte bitter vor sich hin, doch sein Director machte ihm wenig Sorge. Mit

dem Brief war aber die Entscheidung seines eigenen Geschickes unmittelbar in seine Hand gelegt, und es blieb ihm keine Wahl mehr.

Den Brief verbrannte er augenblicklich, dann ging er wohl eine halbe Stunde mit raschen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Das Ob kam nicht mehr in Frage, nur das Wie, und darüber brütete er jetzt. Daß er ein Wesen elend gemacht, zu dem er wie zu einer Heiligen hätte aufschauen sollen, trübte nicht einen seiner Gedanken. Sie war jetzt sein, und nur mit Umsicht mußten die Schritte geschehen, eine Vereitelung ihrer Flucht zu vermeiden, und dann, wenn er sich in Sicherheit wußte, den alten Starrkopf von Vater zu beugen — oder zu brechen — es galt ihm ziemlich gleich. — —

Der Abend dämmerte; im Schloß des Grafen Monford waren alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, und die Gäste konnten jetzt jeden Augenblick eintreffen. Die Gräfin selber stand schon fertig angezogen unten im Empfangssaal, von dem aus links eine Reihe prachtvoller Zimmer lag, deren Flügelthüren alle weit offen standen, während sich rechts der große Salon befand, in dem gewöhnlich gespeist wurde.

Paula war noch nicht da, und ihre Mutter ging ein paar Mal auf und ab. Endlich betrat Mademoiselle Beautemps das Zimmer.

„Ist meine Tochter noch nicht fertig?"

„Ich bedauere, Ihnen nichts Bestimmtes darüber sagen zu können, Frau Gräfin," bemerkte die Französin achselzuckend; „die Comtesse hat sich so vollständig von mir losgesagt, daß ich nicht einmal mehr ihr Boudoir betreten darf. Ich hatte mir auch vorgenommen, Sie zu bitten, mich, obgleich meine Verpflichtung eigentlich noch einige Monate länger dauert, schon morgen zu entlassen, da ich sehe, daß ich hier nicht allein vollkommen nutzlos, sondern auch ein — Gegenstand steigender Unzufriedenheit bin. Sie werden selber begreifen, daß unter solchen Verhältnissen meine Stellung keine angenehme sein kann."

„Liebe Beautemps, Sie sehen die Sachen mit zu schwarzen Farben."

„Ich sehe sie leider, wie sie wirklich sind, und die gnädige Gräfin würden mich — und ich glaube, auch die Comtesse — sehr verpflichten, wenn Sie meiner Bitte Gehör schenken wollten."

„Nun gut, ich werde mit dem Grafen Monford darüber sprechen."

„Dann erlauben Sie mir noch, Frau Gräfin, Sie auf eine Entdeckung aufmerksam zu machen, zu der mich heute der Zufall brachte; sie betrifft die Comtesse."

„Eine Entdeckung?"

„Als ich heute Morgen die Comtesse auf der Terrasse suchte, überraschte ich sie, wie sie einen kleinen, rosafarbenen Brief las. Sie erschrak, als sie mich hörte, und drückte das Papier so fest in der Hand zusammen, daß ich es nicht wieder zu sehen bekam."

„Und was glauben Sie, daß es war?"

„Was es war? Ein Liebesbrief, **sans doute.**"

„Und von wem? Doch jedenfalls von ihrem Verlobten?"

„Weshalb dann das Geheimnißvolle gegen mich? Warum erschrak sie, wenn sie ein reines Gewissen hatte?"

„Das ist nicht möglich!" rief die Gräfin rasch.

„Nicht möglich?" sagte achselzuckend die Gouvernante; „glauben Sie mir, Frau Gräfin, Sie wissen noch gar nicht, was bei einem so jungen, unerfahrenen Mädchen unmöglich ist. Ich kenne das, und so lange ich die Aufsicht über die Comtesse und die Ueberwachung der jungen Dame in meinen Händen hatte, konnte ich Ihnen für Alles, was geschah, gut stehen. Da mich aber der Herr Graf durch einen Machtspruch derselben enthoben, darf ich auch nicht mehr für die Folgen verantwortlich gemacht werden."

Die Gräfin hatte still und schweigend vor sich niedergesehen. Die Französin wollte morgen ihr Haus verlassen, und sie wußte, daß sie auf deren Verschwiegenheit in einer so zarten Sache, die ihre Familie betraf, nicht rechnen konnte. Es mußte deshalb auf dieser Seite jeder Verdacht zerstört werden, und sie sagte jetzt, die Gouvernante forschend ansehend:

„Ein grünfarbiges Papier hatte sie in der Hand?"

„Nein, Frau Gräfin, ein rosafarbenes, ich habe es deutlich erkannt.“

„Rosafarben? Dann, liebe Beautemps,“ lächelte die Gräfin, „war es der nämliche Zettel, den ich ihr heute Morgen gegeben und der weiter nichts enthielt, als das Verzeichniß einiger Sachen, die wir zu unserer in nächster Zeit beabsichtigten Reise mitnehmen wollten. Ich habe es Paula aufgeschrieben, damit nicht immer etwas vergessen wird.“

„Gnädige Gräfin, das Papier sah nicht aus wie ein Verzeichniß,“ rief die Gouvernante, die sich an ihren Verdacht klammerte.

„Es war auf meinem Rosabriefpapier geschrieben.“

„Es sah dunkler aus.“

„Wollen Sie eine Schattirung draußen im Freien und in einem solchen Moment erkennen?“ lächelte die Gräfin. „Nein, liebe Beautemps, dieses Mal haben Sie einen falschen Verdacht, denn ich gab es Paula ein paar Minuten vorher, ehe ich fortfuhr, und sie wird es dort gelesen haben. Uebrigens danke ich Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, und ich würde selber auf Paula strenge Obacht haben, wenn nicht mit dem heutigen Abend ein jeder solcher Verdacht von selber aufhören müßte. Sie werden begreifen, daß man ihn nachher nicht einmal mehr äußern dürfte, ohne das Kind auf das Tödtlichste zu beleidigen.“

„Aber, Frau Gräfin,“ rief die Französin, „ich kenne Beispiele, wo nach der Verlobung, ja, sogar nach der Trauung ...“

„Lassen wir das,“ wehrte die Gräfin ab, der das Gespräch unangenehm wurde; „hier mit Paula haben Sie sich geirrt, und ich werde, um Sie selber zu überzeugen, mir nachher den Zettel von ihr geben lassen.“

„Wie die Frau Gräfin befehlen,“ sagte die Gouvernante kalt, aber höflich, und ordnete die Lichter auf den verschiedenen Tischen, wegen deren sie hereingekommen war.

Und Paula kam noch immer nicht. Die Gräfin stand einige Minuten ungeduldig in der offenen Thür, drehte sich dann um und schritt langsam in das nächste Zimmer hinein, von dem ein Ausgang zu Paula's Boudoir führte. Dort klopfte sie leise an, und Paula öffnete selber.

„Meine Mutter!“ rief sie erstaunt.

„Bist Du fertig, mein Kind? Das ist recht; es wird auch in der That die höchste Zeit, denn es hat schon geschlagen und unsere Gäste müssen jeden Augenblick eintreffen. Aber Du siehst recht bleich aus, Paula; Du hättest wahrhaftig ein klein wenig rouge auflegen sollen.“

„Meine Mutter!“ rief Paula und wollte sich in überströmendem Gefühl an ihre Brust werfen.

„Ma fille,“ rief aber die Mutter, erschreckt zurücktretend, „Du zerdrückst mir den ganzen Kragen, ich bin ja in voller Toilette, Kind! Komm, komm, das geht nicht, diese Aufregung paßt nicht für einen Moment, wo man eben Gäste empfangen will. Und Thränen — um Gottes willen, Du wirst im Saal mit rothen Augen erscheinen, und was soll dann Dein Verlobter von Dir denken?“

Paula faßte ihr Herz mit der Hand, als ob es zerspringen wollte, — sie vermochte kein Wort darauf zu erwidern.

„Keine Aufregung heut Abend, liebes Kind,“ fuhr die Mutter fort, indem sie den in der That schon etwas derangirten Kragen vor dem Spiegel wieder in Ordnung brachte; „morgen früh halten wir einen großen Familienrath, wir Beide zusammen, und da sollst Du mir Dein Herz ausschütten nach Herzenslust — ich bin schon in der That hinter ein paar von Deinen kleinen Geheimnissen gekommen; heute aber haben wir keine Zeit dazu.“

„Morgen, liebe Mutter, morgen? O Gott, was liegt Alles zwischen dieser kurzen Zeit!“

„Viel, in der That, mein Töchterchen: der erste entscheidende Schritt zu Deinem ganzen künftigen Lebensglück — geh ihn getrost, Du wirst es nie bereuen. — Aber da fährt wahrhaftig schon ein Wagen vor; rasch, Kind, die Thränen fort; bade die Augen ein wenig in kaltem Wasser, und bleib nicht lange, der Vater wird sonst böse!“ Und mit den Worten rauschte sie mit ihrem schweren Stoffkleid aus dem Zimmer und in den Empfangssalon, um dort die zuerst eingetroffenen Gäste zu begrüßen.

Paula blieb, als die Mutter sie verlassen, mit gefalteten

Händen, mit bleichem Antlitz in der Stube stehen. Endlich flüsterte sie leise:

„Und kein Mitleid, kein Gefühl für das eigene Kind — nicht einmal ausweinen an ihrem Herzen durfte ich meinen Gram! Oh, Mutter, Mutter, ahnst Du denn, wie furchtbar weh Du mir damit gethan? Aber nein, nein, sie kann nicht selber fühlen, was mir die Brust hier mit qualvoller Pein zerreißen will; ihr Gott ist der Ehrgeiz, dem selbst das eigene Kind geopfert werden soll — daß das selber einen Willen, ein Gefühl, ein Verlangen haben könnte, scheint ihr entweder nicht möglich oder ist so unbedeutend, daß es keine Beachtung verdient! So lebe wohl, Mutter! Wenn ich denn allein im Leben stehen soll, will ich mir auch die Bahn allein suchen! Gott schütze Euch und mich, aber Er weiß, ich kann nicht anders!"

Eine eigene, feste Entschlossenheit kam über das junge Mädchen, fast noch ein Kind. Ihr Auge blickte klarer, ihr Schritt wurde entschiedener, und rasch trat sie zum Waschtisch, badete ihre Augen in klarem Quellwasser, ordnete sich das Haar wieder ein wenig, festigte eine locker gewordene Blume in ihrem Schmuck und legte dann selber die kostbaren Brillanten um Nacken und Arme, die sie am letzten Weihnachten von ihrem Vater erhalten hatte. Das Alles nahm ihr auch nur wenige Minuten Zeit; rasch war sie damit fertig, und noch einen Blick in den durch zwei Girandolen erleuchteten Spiegel werfend, schritt sie in den Empfangssaal hinüber.

Der Mutterblick ruhte wohlgefällig auf ihr, als sie sah, in wie kurzer Zeit und wie vollkommen ihre Tochter alles Andere von sich abgeschüttelt, was ihr den heutigen Abend zu trüben drohte — ach, wenn sie hätte in ihr Herz sehen können!

Aber ein eigener unnatürlicher und starrer Trotz war über das sanfte, hingebende Kind gekommen: — der Entschluß, sich der Macht, die sie in Fesseln schlagen wollte, für Lebenszeit und gegen ihren Willen, nicht zu beugen, und nur ein einziges Mal schrak sie noch zusammen und fühlte, wie ihre Glieder zitterten. Es war der Moment, in dem der ihr bestimmte Bräutigam, Graf Bolten, den Saal betrat.

Und wie Glück und Freude strahlend sah Graf Bolten aus, als sein Blick ungeduldig im Saal umherflog, die ihm bestimmte Braut zu suchen, und sie jetzt erkannte! Wie rasch glitt er, nicht einmal die Eltern zuerst begrüßend, auf sie zu und flüsterte, ihre Hand ergreifend:

„Meine Paula, meine liebe, liebe Paula, wenn Sie wüßten, wie unaussprechlich glücklich mich der heutige Tag macht!"

„Sie sind sehr gütig, Herr Graf!" stammelte Paula, tief erröthend, denn dem Manne gegenüber war sie sich einer Schuld bewußt.

„Herr Graf? Wie kalt das klingt!" rief Hubert vorwurfsvoll. „Hab' ich mir noch keinen besseren Titel verdient, als die fremde, kalte Form? Seien Sie freundlich mit mir, Paula; mein ganzes Lebensglück liegt ja in Ihren Händen. Lassen Sie es mich mit einem Lächeln, nicht mit einem Trauerblick empfangen!"

„Lebensglück, Du großer Gott," sagte Paula mit einem Seufzer, „wer von uns armen Sterblichen weiß, was die nächste Stunde für ihn birgt? Hoffen Sie auf kein Glück, Herr Graf; die Enttäuschung wäre zu furchtbar und schmerzlich nachher!"

„Hoffen dürfen wir, liebe Paula," sagte Hubert herzlich, „es ist das schönste Vorrecht des Menschen und sein Trost und Stab. Lassen Sie mir immer die Hoffnung, die mir Ihr lieber Anblick frisch und warm in's Herz gießt — aber was plaudern wir da," brach er lachend ab, „so ernst und feierlich, als ob wir zu einem Begräbniß und nicht zu einer Verlobung gingen. — Da kommt auch die Mama, die wird böse, wenn sie nicht freundliche Gesichter sieht."

Die Gräfin kam in der That heran, und Hubert sah sich für die nächste Zeit überhaupt von allen Seiten in Anspruch genommen, da das Geheimniß der Verlobung ja doch nur ein öffentliches war und alle Welt ihm ihre Glückwünsche darbringen wollte.

„Und wo steckt George? Ich habe ihn noch mit keinem Blick gesehen."

„Vorhin," sagte Hauptmann von Seydlitz, der neben

Hubert stand, „fuhr er an mir vorbei, aber mit einem Gesicht wie eine Wetterwolke. Er sah mich gar nicht — weiß der liebe Gott, was er hat!"

„George?" fragte die Gräfin erstaunt. „Was kann der haben, das ihn verdrießlich machen dürfte? Er ist ja doch sonst immer das Leben selber; aber er hat heute Mancherlei zu thun. Ich werde mich einmal nach ihm umsehen."

Sie traf George, als sie das nächste Zimmer betrat, in Verzweiflung, und er winkte seiner Mutter, ihm über den Gang zu folgen.

„Aber was hast Du nur? Weshalb kommst Du nicht zur Gesellschaft?"

„Zur Gesellschaft? und was ich habe? Heiland der Welt, und dabei wird es nicht für anständig gehalten, zu fluchen!"

„Aber, George!"

„Denke Dir nur, dieses alte, verwünschte Burgfräulein, die genau so aussieht, als ob sie dreieckig geschnitten und dann aufgeklebt wäre, dieses Fräulein von Wünschel läßt mir vor einer halben Stunde absagen!"

„Das ist allerdings fatal!"

„Fatal? Göttlich! Das nennst Du fatal? Und ich bin mit meiner ganzen Geschichte, die mich die letzten acht Tage vollständig aufgerieben hat, heut Abend auch noch obendrein blamirt!"

„Und was willst Du jetzt thun?"

„Weiß ich's denn selber? Ich liege hier auf der Lauer, um irgend ein unglückliches, passendes Individuum abzufassen, das mir in den Weg läuft. Glücklicher Weise sind es nur ein paar Worte zu sprechen, aber es ist eine Hauptsache, die nicht wegbleiben kann."

„Hast Du denn sonst Alle zusammen?"

„Rottacks fehlen noch; das wäre jetzt ein Hauptspaß, wenn die auch ausblieben — dann schösse ich mir eine Kugel über den Kopf weg..."

„Aber, George...!"

„Ueber den Kopf, Mama; ich würde außerordentlich vorsichtig zielen, daß ich kein Unglück anrichtete. — Aber, beim

Himmel, da kommt Fräulein von Bazcow angefahren. Die entere ich, die thut mir auch den Gefallen!"

„Aber wir sind mit den Leuten erst so kurze Zeit bekannt!"

„Bah, zu Rottacks bin ich am nächsten Tag gegangen — da kommen auch Rottacks — Hurrah, nun bring' ich die Sache doch noch am Ende zu Stande!"

Und fort schoß er mit weiter nichts im Kopf, als der glücklichen Durchbringung seines Liebhabertheaters.

Rottacks fuhren in der That in dem Augenblick vor, und Helene sah bleich und erregt aus, hatte sie doch die stolze Gräfin seit jenem Abend nicht wieder gesehen, da diese den verschiedenen Proben nicht mehr beiwohnte und sie jetzt ein erneutes Begegnen ordentlich fürchtete. Aber es half nichts; der Verpflichtung gegen George konnten sie sich nicht entziehen. Er vor Allen war gerade immer so liebenswürdig und herzlich mit ihnen gewesen, und es hätte ihn zu sehr gekränkt; das durfte nicht sein. So mußten sie denn der Gesellschaft beiwohnen, und gerade die Gesellschaft schützte sie ja auch vor einem für beide Theile vielleicht peinlichen Zusammentreffen mit der Gräfin. In großen Gesellschaften wie in einer großen Stadt kann man, wenn man will, allein sein und sich von der übrigen Welt abschließen; in kleinen Cirkeln und Städten ist es unmöglich. In der Gesellschaft verdeckt die Form auch alles Andere, denn sie besteht nur aus vorgeschriebenen Bewegungen und Situationen,wie ein Schauspiel fast auf offener Bühne, wo sich die im gewöhnlichen Leben vielleicht feindseligsten Charaktere offen und herzlich in die Arme fallen. Auch in der Gesellschaft wird Haß und Liebe übertüncht, und nur die Höflichkeit und der gute Anstand regieren.

Helenens Befürchtung war deshalb auch ganz grundlos gewesen, denn an keinem andern Platz der Welt hätte sie nach der damaligen Scene besser mit ihrer Mutter wieder zusammentreffen können, als in diesem Kreise geputzter, fröhlicher Menschen. Und trotzdem schlug ihr das Herz ängstlich in der Brust, als sie den Saal betraten und die Gräfin auf sie zukam, um sie zu begrüßen. Aber die Gräfin war eine Weltdame; kein Zug ihres Antlitzes verrieth etwas Anderes,

und durfte etwas Anderes verrathen, als Freude über das Erscheinen ihrer Gäste.

„Meine liebe Gräfin Rottack, wie ich mich freue, Sie wieder begrüßen zu können. Wir hatten solche Sorge neulich, als wir hörten, daß Sie sich unwohl fühlten! Herr Graf, Sie sind uns herzlich willkommen — hoffentlich hatte es mit Ihrer lieben jungen Frau weiter nichts zu sagen!"

„Migräne, gnädige Gräfin."

„Ach ja, das alte, häßliche Leiden, ich kenne es; in unserer Familie ist es ordentlich epidemisch."

„Auch Helene hat es geerbt," sagte Graf Rottack ruhig. Aber die Gräfin erwiderte freundlich:

„Dann muß sich Ihre liebe Frau recht in Acht nehmen und in Geduld fassen, denn es verliert sich erst mit den Jahren. Und nun bitte, legen Sie ab, lieber Graf. George hat schon ein paar Mal nach Ihnen gefragt, er war selig, als er Sie kommen sah."

„Er hat doch nicht etwa gefürchtet, daß wir ihn im Stich lassen würden?" sagte Felix.

„Er hat heute alle Hände voll zu thun," lächelte die Gräfin, „und wirklich dabei das Unglaubliche geleistet, denn Paula ahnt noch gar nichts von der Ueberraschung — aber da kommt Paula, verrathen Sie sich nicht!"

Paula hatte die junge Gräfin gesehen und kam rasch auf sie zu; aber je mehr sie ihr nahte, desto mehr hemmte sie ihren Schritt, und wollte sie und ihren Gatten eben in der gewöhnlichen stummen und hergebrachten Form der vornehmen Welt begrüßen, als Helene auf sie zutrat, ihre beiden Hände ergriff und mit herzlicher Stimme sagte:

„Meine liebe Comtesse, wie freue ich mich, Sie wieder begrüßen zu können!"

Die Worte klangen so gut, so lieb, so wahr — Paula traten, so sehr sie dagegen ankämpfte, die Thränen in die Augen, und unwillkürlich bog sie sich zu Helenen über, die einen leisen Kuß auf ihre Stirn drückte.

Die Mutter sah es, und freundlich sagte sie:

„Nehmen Sie sich der Kleinen ein wenig an, Frau Gräfin; sie macht ein viel traurigeres Gesicht heute, als es für den

Tag paßt; sie ist mir auch immer zu viel allein und sinnt und grübelt; das taugt nicht für ein junges Mädchen. Aber jetzt entschuldigen Sie mich, meine Pflichten als Hausfrau sind unerbittlich."

„Wer ist denn dieser Graf Rottack eigentlich, und wo kommt er auf einmal her?" sagte ein alter Herr mit einem entschieden militärischen Anstrich, zu einem andern Herrn, der neben ihm stand und mit einem etwas verbissenen Gesicht bis jetzt die Gesellschaft betrachtet hatte, als ob er sich über jeden Einzelnen ärgere, daß er überhaupt auf der Welt wäre. „Wissen Sie es nicht, Herr Staatsrath?"

„Thut mir leid," entgegnete der also Angeredete, „er war lange in Brasilien und hat sich auch seine Frau von dort mitgebracht."

„Es ist ein reizendes Paar; wunderhübsches Frauchen."

„Ja, passirt; er sieht mir aber eher wie ein Demokrat im Frack, als wie ein Graf aus, macht auch Besuche bei Schauspielern. Ich glaube nicht, daß viel dahinter ist. Apropos, Oberst, haben Sie denn schon diesen neuen Beitrag zu unserer chronique scandaleuse gehört mit dem Baron Beltine?"

„Mit Beltine? Nein. Da drüben steht er ja."

„Ja, er ist wieder zurück. Vor acht Tagen machte er sich aber das kleine Vergnügen, eine Schneiderstochter von hier zu entführen. Die ganze Stadt war ja voll davon."

„Ich habe kein Wort davon gehört; er ist ja aber verheirathet."

„Eh bien, und was weiter — seine Frau fuhr indessen allein in's Theater."

„Ach, das ist ja gar nicht möglich; das wäre ja eine Niederträchtigkeit und Graf Monford der Letzte, der ihn danach wieder einladen würde."

„Lieber Oberst, Sie kennen die Welt noch nicht, obgleich Sie beinahe siebzig Jahre darin leben; der Baron ist außerordentlich reich."

„Sind Sie auch mit ihm befreundet?"

„Befreundet," sagte der Staatsrath, die Achseln zuckend; „mit wem ist man eigentlich in der Welt befreundet, und ich in meiner Stellung schon gar. Ich glaube nicht, daß es zwei

Menschen in der Stadt giebt, die mich nicht hassen, aber merken Sie das Jemandem an, Oberst? Sie sind Alle die Höflichkeit selber, so lange sie mit mir verkehren, alles Andere geht mich nichts an, und wie sie hinter meinem Rücken schimpfen, was kümmert's mich? Ebenso halten es Andere. Der Baron kann mich auch nicht leiden, eingebildeter, fader Narr, der er ist; aber er und ich geben ausgezeichnete Dejeuners, und da brauchen wir einander."

„Da kommt er gerade auf uns zu."

„Ah, lieber Staatsrath! Herr Oberst, ich habe die Ehre!"

„Mein bester Baron, wo haben Sie die ganze Woche gesteckt? Mir hat ordentlich etwas gefehlt, wenn ich Ihnen Morgens auf meinem gewöhnlichen Spaziergang nicht begegnete."

„Sie sind sehr gütig, Herr Staatsrath; ich war auf einige Tage in der Residenz, wohin mich Geschäfte riefen. Die gewöhnlichen Plackereien des Lebens."

„Ueber die ich Sie erhaben glaubte."

„Keiner von uns, Keiner von uns, lieber Staatsrath; aber wo ist eigentlich unser junges Pärchen?"

„Die Braut steht da drüben, sie sieht auffallend blaß und gedrückt aus; Comtesse Monford ist sehr zart."

„In der That, in der That. Sie entschuldigen, lieber Staatsrath, ich habe der Comtesse noch nicht einmal meine Huldigung dargebracht."

„Aber, meine liebe Paula, was ist Ihnen?" sagte Helene liebevoll, indem sie ihren Arm um die schlanke Taille des jungen Mädchens legte; „Sie sind so furchtbar aufgeregt."

„Ach, wenn ich Ihnen Alles sagen könnte," flüsterte Paula, „wenn ich Sie früher gekannt hätte; Vieles, Vieles wäre vielleicht anders, besser, als es jetzt ist!"

„Es ist selbst jetzt noch nicht zu spät," sagte Helene herzlich, „und ich hoffe, wir sollen recht gute Freunde werden!"

„Zu spät, zu spät!" hauchte Paula leise, daß der Schall der Worte kaum zu Helenens Ohr drang.

„Das ist recht, meine liebe Frau Gräfin," sagte in diesem Augenblicke Graf Monford's Stimme, und der Graf grüßte

freundlich die junge Dame, „daß Sie mein kleines Töchterchen ein wenig aus ihrer Lethargie emporrütteln — das Köpfchen hoch, Paula, bist ja mein gutes Kind."

„Mein lieber, lieber Vater!" rief Paula, leidenschaftlich des Vaters Hand ergreifend.

„Bst, Kind, bst," sagte der alte Herr, „ich habe mir vorgenommen, heut Abend recht lustig und vergnügt zu sein, und da mußt Du mir helfen, denn Du hast auch alle Ursache dazu. Es ist ein merkwürdiges Kind, Frau Gräfin, so außerordentlich weich, gar nicht wie ihre Mutter, die einen viel festeren und entschiedeneren Charakter hat. Aber ein gehorsames Töchterchen ist es doch, das seinen Eltern große, unendlich große Freude macht, und auf das sie wohl mit Recht stolz sein können."

„Mein guter Vater!"

„Haben Sie nur Geduld mit ihr, Herr Graf," sagte Helene; „es ist ja so natürlich, daß sie einer so gewaltigen Wendung ihres ganzen bisherigen Lebens nicht mit voller Ruhe und Sicherheit entgegengehen kann."

„Ich habe auch Geduld mit ihr," lächelte der Graf, „denn ich kenne meine Tochter, und sie wird mir noch einmal mit thränenden Augen danken —" und Paula freundlich zunickend und mit einer Verneigung gegen Helene schritt er zu dem andern Theil des Saales hinüber. — — .

Unten in der Halle hatte der Haushofmeister eine Reihe von Bierfässern und Körbe voll Wein an die eine Wand reihen lassen, und nicht allein die Dienstleute des Gutes und die Forstbeamten und Holzhauer des benachbarten Waldes wurden dort frei gehalten, sondern wer von der Stadt heraufkam, erhielt, was er essen und trinken wollte, denn es sollte Keiner hungrig von der Schwelle gehen, auf der die Freude herrschte.

Das hatten sich denn auch eine Menge von Leuten zu Nutze gemacht, und der Platz hinter dem Schlosse, wohin sie sämmtlich gewiesen wurden, schwärmte von ihnen.

Auch der alte Maulwurfsfänger war mit heraufgekommen, aber er mischte sich nicht unter den Troß, ließ sich auch weder Getränk noch Speisen geben, und drückte sich eigentlich mehr

in den Büschen herum, abseit von den Leuten. Es war fast, als ob er Jemanden suche oder erwarte.

Endlich kam der Förster den Weg herauf, seine Flinte wie immer auf dem Rücken, und blieb erst eine Weile da, wo der Weg auf den freien Platz ausmündete, stehen, um sich das fröhliche Treiben zu betrachten. Gefallen that's ihm nicht; ein ächter Jäger mag keinen Lärm leiden, ob er nun auf der Jagd ist oder nicht, denn immer an Ruhe und Stille gewöhnt, stört es ihn. Aber der Förster trank gern ein Glas Wein, und da sein Gehalt ihm nur Bier verstattete, und selbst das mäßig, war er doch auch einmal „herüber in's Schloß" gekommen, um mit seinem alten Freund, dem Haushofmeister, eine Flasche zu leeren. Der Holzhändler aus der Stadt und der Müller vom Bache gleich unter dem Forsthaus, wie der Schulmeister von Eslich, dem nächsten Dorf, hatten sich auch schon eingefunden und saßen in des Haushofmeisters Stübchen um den runden Tisch am Fenster, während sein eigener, besonders zu dem Zweck herüber bestellter Forstgehülfe nicht weit davon beschäftigt war, ein paar kleine Böller in Ordnung zu bringen, die gelöst werden sollten, wenn drinnen im Saal zuerst die Gesundheit des Brautpaars ausgebracht wurde.

Eben kam auch die Militärmusik vom nächsten Ort auf einem Leiterwagen angefahren, denn die hiesige hatte nicht abkommen können, da sie gleich nach dem Theater nothwendig zu dem beabsichtigten Fackelzug und einem Ständchen für den Erbprinzen gebraucht wurde.

Dem Maulwurfsfänger entging nichts von alledem. Seine kleinen grauen Augen blitzten nach allen Seiten, ohne daß irgend einer der hier Versammelten auch nur die geringste Acht auf ihn gehabt hätte; die Wenigsten bemerkten ihn sogar, und die ihn bemerkten, fanden es natürlich und ganz in der Ordnung, daß er sich ebenfalls zu diesem Feste eingefunden; gehörte er doch mit zu den Arbeitern im Schlosse, in dessen Park er in jeder Woche ein paar Mal zu finden war.

Der alte Bursche betheiligte sich aber nicht an dem Trinken. Wohl eine halbe Stunde lang, als der Förster schon längst in der Stube war, stand er noch halb versteckt in dem Ge-

büsch an einen Baum gelehnt. Dann erst, als er sich vollständig überzeugt hatte, daß der Forstmann fest hinter seinem Tisch und seiner Flasche Wein saß, zog er sich vorsichtig in das Dickicht zurück und umging jetzt, immer durch das Buschwerk kriechend, das Schloß.

Einmal mußte er freilich noch eine ganze Weile warten, denn wie er den einen Weg kreuzen wollte, standen dort Leute aus dem Dorf und plauderten miteinander. Endlich — und wie lang ihm die Zeit dabei wurde — zogen sie sich ebenfalls zum Schlosse hin, und er glitt jetzt, immer die Büsche haltend und alle offenen Wege vermeidend, der nämlichen Gegend zu, in der ihn damals der Förster bei seiner nächtlichen Fasanenjagd entdeckt, wenn auch nicht erwischt hatte. Aber nicht zu den Fasanen zog ihn dieses Mal sein Trieb des Wilderns.

Der alte Förster war ein ganz ausgezeichneter Forstmann und es hätte kaum einen besseren für die Waldculturen geben können, aber er war kein Jäger, und das darf uns in unserer Zeit gar kein Wunder nehmen. — Allerdings hegte er das Wild, weil es ihm der Graf befohlen hatte, und er haßte und verfolgte alle Wilddiebe aus Leibeskräften, weil ihm das einmal in der Natur lag, daß er keinen Eingriff in seine Rechte dulden konnte. Aber eigentliche Liebe zum Wild hatte er nicht und konnte sie nicht haben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm schon seit vielleicht zwanzig Jahren verboten war, selber etwas zu schießen, was der Graf nur für ein Vorrecht der Cavaliere oder etwa eingeladener Gäste hielt.

Der Förster sollte den ganzen Tag in seinem Walde sein; er sollte abspüren und bestätigen, er sollte jeden Hirsch kennen, der auf den verschiedenen Revieren stand, jeden Rehbock sogar; aber der ächten Waidmannslust durfte er selber nie folgen.

In der Jagdzeit hatte der Graf immer eine Menge Gäste, zu deren Ehren Treibjagen veranstaltet oder die mit dem Förster oder einem der Forstgehülfen Bürschen geschickt wurden. Mußte aber Wild abgeschossen werden, so bekamen nie oder nur in höchst seltenen Fällen die Forstleute Auftrag dazu, sondern der junge Graf that es selber, oder lud sich ein paar von seinen Kame-

raben dazu ein, die dann vielleicht die nöthige Anzahl erlegten und noch außerdem drei oder vier andere Stück zu Holz schossen.

Im Anfange war der Förster außer sich darüber, zuletzt wurde er gleichgültig dagegen, und es dauerte nicht lange, so lag ihm die Forstcultur viel mehr am Herzen, als das Wild, ja, er fing an, sich zu ärgern, wenn der Wildstand zu sehr wuchs, da sie ihm in kalten Wintern seine Culturen schädigten.

Hirsche und Rehe, so weit war er schon gekommen, nannte er „das Viehzeug", und wäre es dem Grafen einmal eingefallen, seinen ganzen Wildstand auszurotten, der alte Förster würde ihm mit Vergnügen dabei geholfen haben.

Solche Verhältnisse fanden übrigens nicht allein in Haßburg statt; sie sind ziemlich allgemein in ganz Deutschland geworden, und unsere Nachkommen dürfen sich nicht wundern, wenn sie in unserem Vaterland eben so vergebens nach einem wirklichen Jäger suchen werden, wie man jetzt bei uns noch nach einem Wolf, Luchs oder Bären sucht. Sie sind eben oder werden wenigstens ausgerottet.

Der alte Förster hatte, mit einem Wort, „keine Passion" für das edle Waidwerk; er züchtete das Wild, wie eine Hausfrau Hühner und Gänse züchtet, und deshalb war der alte Maulwurfsfänger ein so gefährlicher Kunde für sein Revier.

Dieser nämlich, durch seinen Beruf schon vollkommen berechtigt, überall im Park, in dem es einen sehr bedeutenden Damwildstand gab, umherzusuchen, um angeblich nach Maulwürfen und ihren Gängen zu forschen, hatte diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt verstreichen lassen und kannte alle Wechsel des überhaupt vollkommen vertrauten Wildes so genau, als ob er es hier seit seiner Jugendzeit beobachtet habe; aber das genügte ihm nicht allein.

Er wußte recht gut, daß er in dem umschlossenen und kleinen Park nicht schießen durfte, ohne im Augenblick die sämmtlichen Schloßbewohner auf seiner Fährte zu haben; an ein Wegschaffen irgend eines erlegten Stück Wildes wäre dann nicht zu denken gewesen. Der alte Bursche verstand aber mehr als Maulwürfe zu fangen, und mit dem Terrain

erst einmal genau bekannt, hatte er auch bald seinen Plan entworfen.

Gleich hinter der Fasanerie lag ein schmales und langes Fichtendickicht, das den Park gewissermaßen gegen das daranstoßende Feld abschloß und absichtlich so dicht angesäet war, um besonders den jungen Fasanen genügenden Schutz gegen Raubvögel zu gewähren. Hier hindurch hatte sich das Damwild einen Wechsel angelegt, um zu dem Haferstück zu gelangen, und sobald der Maulwurfsfänger den ausspürte, legte er am äußersten Rand desselben auch noch eine Art von künstlicher Salzlecke an, indem er oben unter die Aeste einer jenen Platz überragenden Eiche ein paar kleine Salzsäcke band. Bei Regen und nasser Witterung tropfte das aufgelöste Salz herunter, und das Wild hatte dann auch nach kaum drei Wochen den Platz schon aufgefunden und leckte dort ein tiefes Loch in den Boden, um den salzigen Geschmack der Erde zu bekommen.

Weiter wollte der Wilderer nichts; er ließ sie ruhig gewähren, bis seine Zeit gekommen war, und den heutigen Abend hielt er dazu passend. Der Förster saß oben bei der Flasche, der Forstgehülfe war mit den alten Böllern beschäftigt und außerdem ebenfalls durstig; von den Beiden hatte er also nichts zu befürchten. Aus dem Schloß selber kam Niemand heut Abend in den Park, davon war er fest überzeugt; eine bessere und günstigere Gelegenheit fand sich deshalb nicht wieder, und er war fest entschlossen, sie zu benutzen.

Aber er hatte auch schon vorgearbeitet. Daß er ohne Schußwaffe und in einer ziemlich dunkeln Nacht, da der Mond erst nach zwölf Uhr aufging, nichts würde ausrichten können, wußte er recht gut. Zu seinem Wilddiebstahl brauchte er aber kein Licht; ja, Dunkelheit war ihm eher noch günstig, denn schon mit der einbrechenden Dämmerung hatte er sich auf ihm vortrefflich bekannten Wegen in jenes Dickicht geschlichen und dort auf dem Wechsel eine feste Drahtschlinge aufgestellt. Gleich nach Dunkelwerden wechselte das Damwild gewöhnlich von der Parkwiese nach dem Haferfeld hinüber, und nahm es dann wirklich einen andern Weg, so hatte er weiter nichts zu thun, als außen am Park das Feld lang-

sam abzugehen, und er konnte sicher sein, daß eins oder das andere der Thiere den kleinen Pfad annahm und sich dann fing.

Jetzt hatte er den Fichtenstreifen erreicht und kroch vorsichtig darin hinauf; aber er war zu dicht, er kam nicht fort, und wieder in das offene Holz hineinbiegend, glitt er unmittelbar am innern Rand der Stelle zu, wo er seine Schlinge wußte.

Halt, was für ein Geräusch war das? Er hielt und horchte; es schlug etwas den Boden.

„Hurrah," jubelte er in sich hinein, „da steckt mein Sonntagsbraten, dem auch die Flasche Wein nicht fehlen soll!" und wie ein Indianer fast, rasch und geräuschlos, floh er über die trockenen Nadeln hin, mit denen hier eine Anzahl mehr einzeln stehender Kiefern den Boden bestreut. Jetzt erreichte er den Platz. Die Anstrengungen des gefangenen Wildes, da es den Feind nahen hörte, wurden stärker; es riß und zerrte an den Büschen und schnellte sich vom Boden empor. Aber die Schlinge, an die elastischen Zweige der nächsten jungen Bäume befestigt, hielt, und wenige Minuten später hatte der Maulwurfsfänger seine Beute, ein feistes Schmalthier, gefaßt, zu Boden gerissen und ihm mit seinem scharfen Genickfänger den Todesstoß gegeben.

Die Gäste waren alle versammelt, und während ein Theil von ihnen, den wundervollen Abend noch genießend, vorn auf der Terrasse spazieren ging, bildeten sich auch in dem Saal selber, dessen Thüren und hohe Fensterflügel weit geöffnet standen und die balsamische Luft wie den Duft der Blumen überall herein ließen, einzelne Gruppen von Bekannten untereinander.

Und jetzt kam auch George, der sich aber Einzelne unter den Gästen aussuchte, um ein paar Worte mit ihnen zu flüstern. Auch zu Rottacks ging er hinüber.

„Meine Herrschaften," sagte er rasch und fröhlich, „gleich nach dem Souper beginnt unser Wirken; thun Sie mir also

den Gefallen und machen Sie sich, sobald Sie möglicher Weise können, von der Tafel los, damit es keinen Aufenthalt giebt. Ich darf doch auf Sie zählen?"

„Sicher," sagte Rottack.

„Und Paula hat noch nichts gemerkt? Sie sprachen vorhin mit ihr angelegentlich, Frau Gräfin."

„Sie hat keine Ahnung und, ich fürchte, auch fast keinen Gedanken für die Festlichkeit," seufzte Helene; „das arme Kind kommt mir recht angegriffen und so unnatürlich aufgeregt vor."

„Desto besser, desto besser!" lachte George vergnügt vor sich hin, denn er selber sah, hörte und dachte heute an nichts Anderes, als eben seine beabsichtigte Ueberraschung.

„George, wo bist Du so lange geblieben?" rief in diesem Augenblick Paula und eilte auf ihn zu; „ich habe Dich so ersehnt."

„Mein liebes Herz, ich hatte zu thun und wußte Dich ja hier so gut aufgehoben. Wie geht es Dir, Schatz?"

Paula antwortete ihm nicht. Sie sah ihn mit ihren großen Augen fest an, und dann seinen Arm ergreifend und ihn leise ein paar Schritte mit sich zur Seite führend, flüsterte sie:

„Bleibe mir immer gut, George; behalte Deine Schwester lieb!"

„Aber, Paula, was fehlt Dir? Du gehst ja doch noch nicht von uns, wenn Du auch von jetzt an einem Andern angehören wirst; mache Dir doch keine thörichten Sorgen."

„Mein guter George!"

„Komm, Kind, da beginnt die Tafelmusik; um Gottes willen, was hast Du, Paula, wir sind ja nicht allein!"

Paula hatte mit der Hand fast krampfhaft seinen Arm gefaßt, zog ihn an sich und drückte einen heißen Kuß auf seine Schulter. Dann ließ sie ihn plötzlich los und schritt der Thür der Terrasse zu.

Eine Weile noch wogten die Gäste durcheinander, hier sich begrüßend, dort miteinander plaudernd, bis der Haushofmeister endlich feierlich auf den Grafen Monford zuschritt und ihm meldete, daß die Suppe servirt werden könne.

„Meine Herrschaften, zur Tafel!“ rief der Graf fröhlich; „meine Herren, nehmen Sie sich Ihre Damen. Wo ist Hubert?“

„Er sprach eben im andern Zimmer mit der Mama,“ sagte George.

„Rufe ihn einmal. Wo ist denn Paula? Sie war ja eben noch da.“

„Sie wird draußen auf der Terrasse sein; ich werde nachsehen.“

George ging hinaus, um die Schwester zu suchen; aber auf der Terrasse war sie nicht, und von dort herein zogen jetzt die Gäste, dem willkommenen Ruf zur Tafel folgend.

Langsam schritt Paar nach Paar in den zu Tageshelle erleuchteten Saal und ordnete sich nach ihren, ihnen bestimmten Plätzen um die Tafel, deren Pracht das Auge ordentlich blendete.

Riesige silberne Candelaber streckten ihre breitästigen Arme aus und hielten zahllose flammende Wachskerzen. Prachtvoll gearbeitete Frucht- und Blumenkörbe standen dazwischen, und den mittleren Theil deckten sogar noch niedere Aufsätze von blank polirtem Silber, die wie eben so viele Spiegel das Licht tausendfältig zurückstrahlten.

Was Deutschland nicht allein, nein, was die Welt an Blumen und Früchten bot, war auf der Tafel angehäuft, von der saftigen Kirsche bis zur goldgelben Banane und Ananas, und damit harmonirte der Saal selber, der, so einfach auch decorirt, doch in jedem einzelnen Stück den Reichthum sowohl wie den Geschmack des Besitzers verrieth.

Abgeschieden von den Gästen durch einen hohen, schwerseidenen Vorhang, wie man ihn auf dem Theater wohl gemalt sieht, saß das Musikcorps, das mit dem Wagner'schen Marsche aus „Tannhäuser“ begonnen hatte, und nach dem Tacte desselben ordneten sich unwillkürlich die Gäste; aber man wollte sich setzen, und ungeduldig sah der Graf umher, denn Paula, Hubert und George fehlten noch. Hatten sie den Ruf zur Tafel nicht gehört?

Der Haushofmeister wurde hinausgeschickt, um nach ihnen zu sehen. Er kehrte ebenfalls nicht wieder.

„Um Gottes willen," flüsterte Helene ihrem Begleiter zu, „die Comtesse wird doch nicht unwohl geworden sein; sie sah vorhin so bleich aus!"

„Das ist mir auch aufgefallen," erwiderte dieser; „Graf Monford scheint unruhig zu werden."

„Eine kleine Störung," lächelte der Staatsrath seiner Nachbarin, einem gelben, aber sehr reichen Stiftsfräulein von Wurmholz, zu, „die Elisabeth hat ihr Stichwort versäumt und der Festmarsch wird noch einmal von vorn anfangen müssen."

„Das junge Brautpaar," sagte die Gnädige achselzuckend, „wird draußen auf der Terrasse schwärmen und nicht bedenken, daß wir Hunger haben; es ist schon ein Viertel nach Neun."

„Grausame Liebe!" stöhnte der Staatsrath.

Der Graf wurde in der That unruhig, denn solch ein Verstoß gegen die Etiquette gehörte mit zu den unangenehmsten Dingen, die ihm, wie er glaubte, überhaupt passiren konnten.

Ein anderer Diener wurde hinausgeschickt, um den Haushofmeister zu suchen. Er kehrte nach einigen Minuten zurück und flüsterte dem Grafen einige Worte zu.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, meine verehrtesten Herrschaften," sagte der Graf ruhig, „ich glaube, meine arme Paula ist unwohl geworden; aber es wird nichts zu sagen haben."

Er verließ mit festen, langsamen Schritten den Saal. Draußen am Eingang stand George.

„Nun, was ist? Was habt Ihr? Wo ist Paula?"

„Fort, Vater!" stöhnte George, der leichenblaß aussah.

„Fort?"

„Ihr Kammermädchen hat vorhin einen kleinen Koffer fortgetragen; mein Jean will sie gesehen haben, und der Gärtner behauptet, hinten am Drahtthor habe ein Wagen gehalten."

„Wo ist Hubert?" sagte der alte Graf tonlos und hielt sich an dem nächsten Sessel fest.

„Er läßt meinen Rappen satteln."

Der alte Herr sah seinen Sohn stier an, dann drehte er sich langsam um, als ob er in den Saal zurückschreiten wollte;

aber hier verließen ihn die Kräfte. George konnte eben noch zuspringen, um ihn in seinen Armen aufzufangen.

20.

Hamlet, Prinz von Dänemark.

Director Krüger, den wir verlassen haben, als er im Conversationszimmer von all' der Angst und Aufregung wie gerädert zusammenknickte, sollte aber noch nicht zu Ruhe kommen, denn wieder mußte das Orchester Nachricht haben, was es jetzt spielen sollte, da es den Trauermarsch doch nicht noch einmal beginnen konnte. Außerdem kam Fräulein Bellachini eben, von rauschendem Applaus und einer erneuten Blumensalve verfolgt, athemlos und erhitzt, aber mit einem ganz seligen Gesicht in das Conversationszimmer und warf dem Director lachend einen Blumenregen vor die Füße. Der mußte er etwas Angenehmes sagen, sonst gab sie ihm das zehnfach in allerlei Aergerniß wieder zurück, denn genau so stolz wie eine Sängerin auf ihre Kehle, ist eine Tänzerin natürlich auf ihre Füße.

„Mein liebes, verehrtes Fräulein," sagte er, sich mit einem innerlichen Seufzer von dem Sopha emporrichtend, „Sie haben getanzt wie ein junger Gott, wie eine Sylphide, eine Bajadere, eine Triade oder Gott weiß, wie die Dinger heißen — Sie haben getanzt wirklich zum — zum Küssen. — Erlauben Sie, daß ich Ihnen im Namen Deutschlands um den Hals falle...

„Mein bester Herr Director..."

Der Director fiel; während er sie aber etwas tragisch umarmte, sah er an der Thür Sulzer stehen und rief zugleich aus:

„Schicken Sie doch zum Donnerwetter zum Kapellmeister,

daß er irgend etwas Schwermüthiges spielt — aber kurz! — Ist denn der Rebe fertig?"

„Er läßt eben sagen, es könne angehen."

„Mein liebes Fräulein, der Erbprinz wird entzückt sein," sagte Krüger, sie bei Seite schiebend. — „Jetzt müssen Sie aber hinaus, Sulzer, und die Veränderung anzeigen."

„Mit der Krone?"

„Meinetwegen mit dem Reichsapfel — das ist ja alles Ein Deubel! Haben Sie in's Orchester geschickt?"

„Ja — was soll ich denn anzeigen?

„Sagen Sie nichts von Rebe!" rief Krüger rasch — „wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit des Herrn Handor hätte eins der Mitglieder die Rolle des Hamlet gleich und ohne Vorbereitung übernommen — Direction bäte um Nachsicht."

„Soll ich Meier's dicken Backen auch gleich anzeigen?"

„Den werden sie selber sehen — na, wenn das heut Abend gut geht..."

„Wär' es nicht eigentlich passend, Herr Director, wenn Sie selber vorher hinauf in die Loge zum Erbprinzen gingen und ihm..."

„Mit meiner großcarrirten Hose?" rief Krüger, „auf die mir noch der Esel, der Schulze, vorher die Lampe gegossen hat? Sehen Sie einmal den Oelflecken — machen Sie, daß Sie hinauskommen!"

„Da fängt die Ouvertüre schon wieder an."

„Na, dann warten Sie, bis sie fertig ist — nachher aber gleich — der Vorhang braucht gar nicht wieder zu fallen — Sie gehen nur ab."

Es war jetzt in der That weiter nichts zu thun. Unten im Orchester spielten sie eins jener monotonen Stücke, die gewöhnlich in Schauspielen die Zwischenacte ausfüllen und nichts sind, als ein musikalisches Geräusch, bei dem sich das Publikum ungestört unterhalten kann, und Aus- und Eingehende die Thüren werfen.

„Ist denn Rebe noch nicht unten?" fragte der Director ungeduldig — „wenn wir jetzt noch einmal eine Pause machen müssen..."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Director," sagte aber dieser selber, indem er in vollem Costüm auf seinen Chef zutrat.

Er hatte die vorher aufgetragene Schminke abgenommen und sah eigentlich bei Lampenlicht geisterhaft bleich aus — aber zu der Rolle paßte es. Das Costüm saß seiner schlanken, edlen Gestalt ebenfalls wie angegossen, und Krüger sah ihn ordentlich überrascht an.

„Und Sie haben wirklich noch Courage?"

„Sie sehen mich vollständig bereit, meinen Platz auszufüllen."

„Na, Gott gebe seinen Segen dazu — Sie haben es selber gewollt."

Die Musik schwieg; Sulzer gab das Zeichen zum Aufziehen des Vorhanges und trat dann rasch hinaus.

„Wer da?" schrie ihm Mauser aus dem Souffleurkasten, als ersten Ausruf Bernardo's, entgegen, denn er hatte mit Schmerzen auf den Beginn gewartet und glaubte natürlich, es sollte jetzt losgehen. Sulzer stutzte, und im Parket, wo man den Ruf deutlich gehört hatte, lachten Einige. König Claudius sammelte sich aber rasch wieder, und vortretend und zuerst den Erbprinzen, dann das Publikum mit einer ehrerbietigen Verbeugung begrüßend, brachte er die Anzeige der stattfindenden Veränderung.

Das Publikum nahm dieselbe ruhig hin, und nur ein leises Flüstern lief durch's Parterre, denn kein Name war genannt und Niemand wußte, wer jetzt den Hamlet spielen solle. König Claudius ließ sich aber auf keine weiteren Erklärungen ein, und Mauser selber unten im Souffleurkasten war in der äußersten Spannung, wer von Allen die Hauptrolle im Stücke so rasch übernommen haben konnte, daß er selber keine Ahnung davon hatte.

König Claudius aber war abgegangen. Aus der Coulisse trat der wachthabende Posten, Francisco, vor und schulterte seine Hellebarde, und Bernardo trat von der andern Seite auf.

Die erste Scene ging auch ruhig vorüber, und nur die Spannung des Publikums wurde mit der Verwandlung gesteigert.

Jetzt traten der König, die Königin, Hamlet, Polonius, Laertes und die Hofleute mit Gefolge auf, und Aller Augen hingen an dem Prinzen, aber jetzt nicht an dem Erbprinzen, sondern an dem von Dänemark, den man mit seinem bleichen Antlitz nicht einmal gleich erkannte. Aber plötzlich — Niemand wußte, woher er gekommen — flog der Ruf in einem hörbaren Zischeln durch das Theater:

„Rebe — Rebe spielt den Hamlet!"

Auf einer der vordersten Bänke saß Jeremias, der heute Rebe, wenn auch in einer kleinen Rolle, auf dem Zettel gefunden hatte und, ohne daheim etwas davon zu sagen, in's Theater gegangen war, um ihn selber einmal spielen zu sehen. War es überhaupt die letzte Rolle, in der er hier auftreten sollte. Sein Nachbar rief jetzt ebenfalls: „Rebe spielt den Hamlet!", und es gab ihm einen ordentlichen Stich in's Herz, als er den Ausruf hörte.

„Rebe den Hamlet — na, wenn das gut geht!" stöhnte er, gleich dem Director — „was ist denn da vorgefallen und dem unseligen, verzweifelten Menschen in den Kopf gestiegen? Wenn er sich da blamirt — und natürlich wird er —, ist er für immer verloren!" — Jeremias wäre auch jetzt mit Vergnügen fortgegangen, denn er glaubte zu ahnen, was geschehen würde, und mochte das Elend nicht mit ansehen; aber es war unmöglich. Er saß gerade in der Mitte im Parquet, und die Sitze waren so eng, daß die ganze eine Reihe hätte aufstehen müssen, um ihn hinaus zu lassen, und was für Aufsehen würde das mitten im Act erregt haben! Er mußte schon bleiben, wo er war, und geduldig still halten. Was auch geschah, er konnte es doch nicht mehr ändern.

Und wie unbefangen der Mensch dabei aussah, und wie blaß aber auch! Während der König mit Polonius sprach, unterhielt er sich mit den Hofleuten, als ob ihn die ganze Geschichte gar nichts anginge. Im Hause selber herrschte dabei noch immer einige Unruhe, und das flüsterte und zischelte an allen Ecken und Enden. In dem Augenblick aber, wo sich der König an Hamlet wandte:

„Doch nun, mein Vetter Hamlet, und mein Sohn..."

herrschte Todtenstille, und man hätte ein Blatt Papier können fallen hören.

Hamlet sprach aber seine kurzen Sätze einfach und verständig, die ersten Worte nur noch etwas leise - er war noch zu befangen. Trotzdem verstand man jede Silbe, denn das Publikum wagte kaum zu athmen, und schon bei der Anrede an die Mutter:

„Scheint, gnäd'ge Frau? Nein — ist! Mir gilt kein Scheint..."

schien er seine ganze Fassung erlangt zu haben oder hatte vielmehr das Publikum so vergessen, daß er nur Auge und Ohr für seine Rolle hatte, und nach dem Abgange der Uebrigen, bei den heftigen Worten:

„Zerschmölze doch dies allzu feste Fleisch,
Zerging' und löst' in einen Thau sich auf!
Oh, hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord! Gott, oh Gott,
Wie ekel, schal und flach, wie unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt..."

sprach er sie mit einer solchen edlen und auch in keiner Bewegung übertriebenen Leidenschaft, daß der Director, der indessen hinter der Coulisse wie auf glühenden Kohlen stand, fast unwillkürlich in sich hineinmurmelte: „Gut, bei Gott, recht gut! Verfluchter Kerl, der Rebe, wenn er nur so fortführe! Am Ende käme er noch unausgepfiffen durch."

Rebe schien aber nichts Derartiges zu fürchten, denn in der nächsten Scene mit Horatio, Bernardo und Marcellus benahm er sich mit so edlem Anstand und sprach, was er zu sprechen hatte, so durchaus im Geist der Rolle, daß das Staunen im Zuschauerraume wuchs, während er die Damen durch seine wie für den Hamlet geschaffene Gestalt schon halb gewonnen hatte. Aber trotzdem regte sich keine Hand, Alles saß lautlos und still, wie erwartungsvoll, daß plötzlich irgend etwas Außerordentliches geschehen solle, bis zu der Scene mit dem Geist, wo er diesem folgt und ihn endlich stellt.

Barthel war schauerlich als Geist. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß ein im Fegfeuer leidendes Gespenst, wenn es einmal über der Erde erscheine, auch seine dort

unten erlittenen Qualen deutlich kund geben müsse, und wimmerte seine Rolle kläglich ab. Die Haßburger hatten sich aber an ihn gewöhnt; sie wußten es nicht anders, als daß der Geist wimmern muß, und nur die Fremden im Theater schüttelten mit dem Kopf, wagten aber kein Urtheil kund zu geben.

Desto besser war Rebe, der in dieser Scene ordentlich aus sich herausging, ohne aber eine einzige unnatürliche Bewegung zu machen oder im Geringsten stark aufzutragen. Das Grausen, das ihn erfaßte, als er den Geist erblickte, theilte sich dem Publikum mit, und wie der Geist mit dem „Ade, ade, gedenke mein!" abwimmerte und Hamlet in die Worte ausbrach:

„Oh Herr des Himmels! Erde! Was noch sonst?
Nenn' ich die Hölle mit? —"

hörte man hier und da einzelne leise Ausrufe von: „Gut! Recht brav!" Aber keine Hand rührte sich.

Der Erbprinz selber schien ganz ergriffen von dem Spiel und gab unwillkürlich wieder das vorher so gut eingeschlagene Zeichen zum Applaudiren, indem er die Fingerspitzen der weißen Glacéhandschuhe vorn zusammenbrachte — aber es half nichts.

Bei der Tänzerin war es etwas Anderes gewesen und diese eine berühmte Notabilität; sie mußte beklatscht werden, oder ganz Haßburg hätte sich blamirt. Ihren Rebe aber, den kannten sie besser als irgend jemand Anders, und da hinein ließen sie sich nicht reden, und wenn es vom Erbprinzen selber gewesen wäre.

Der Vorhang fiel, und schweigend wie das Grab saß das ganze Haus, bis plötzlich wieder das Zischeln und Flüstern begann und Einer dem Andern seine Bemerkungen leise mittheilte, oder erst vorsichtig dessen Ansichten hören wollte.

Jeremias athmete tief auf. Wie der Vorhang fiel, war es ordentlich, als ob ein Alp von seiner Brust genommen wäre, in einer solchen, fast fieberhaften Spannung hatte er in den vorigen Scenen gesessen und zugesehen. Jetzt war es vorbei, er konnte wenigstens einmal wieder ordentlich Luft schöpfen, und ein eigenes, merkwürdiges Gefühl durchzuckte ihn, als er

dabei die verschiedenen, aber fast sämmtlich günstigen Urtheile über den neuen Hamlet hörte.

„Na, nu seh' einmal ein Mensch an; wer hätte das dem Rebe zugetraut? Nicht gemuckst hat er bis jetzt, und gethan, als ob er nicht Drei zählen könnte, und nun rückt er auf einmal mit dem Hamlet heraus."

„Na, aber der Handor hätt' ihn doch besser gespielt..."

„Nicht so viel, nicht die Probe; geschrieen hätt' er mehr, ja — aber der verfluchte Kerl sah ordentlich wie ein Prinz aus!"

„Ja, das war nichts," sagte da ein Anderer, „die Scene mit dem Geist kann ein Jeder spielen, die spielt sich von selber — aber nachher wollen wir einmal sehen! Mein Hamlet wär's nicht."

„Ach was, er macht's so gut er kann," meinte Einer auf einer hintern Bank, „und wer weiß denn auch, wann er die Rolle übernommen hat? Der Handor steht ja noch auf dem Zettel."

„Was nur dem heute fehlt?"

„Fehlen? Er hat wieder 'was zu viel — der Champagner wird heute gut geschmeckt haben!"

„Daß ihm nur noch Jemand 'was borgt! Mir ist er auch noch hundertfünfzig Thaler schuldig — das ist ein leichtfertiger Patron."

„Da ist der Rebe ordentlicher, der bezahlt Alles, was er kauft."

„Ja, aber er kauft nichts," lachte ein kleiner dicker Mann; „der arme Teufel hat immer kein Geld..."

„Bst, es geht wieder an!" — Das Gespräch war abgeschnitten.

Oben auf der Bühne hatte indessen eine andere Scene gespielt, und kaum fiel der Vorhang, als der Director, ordentlich verlegen, auf Rebe zukam und, sich die Hände reibend, sagte:

„Nun, Herr Rebe, ich gratulire! Es — es geht ja recht gut. Ich — ich muß Ihnen gestehen, ich — habe das nicht erwartet."

„Sie glaubten, ich würde durchfallen, Herr Director?"

„Aufrichtig gesagt, ja; das Schwierigste haben Sie freilich noch immer vor sich, aber bei einer so plötzlichen Uebernahme einer Rolle ist das Publikum auch immer rücksichtsvoll genug, ein Auge zuzudrücken. Ich hoffe doch jetzt wenigstens, daß wir das Stück zu Ende bringen."

„Woran Sie bis dahin gezweifelt haben. Es freut mich wenigstens, Herr Director, daß Sie, wenn ich morgen Haßburg verlasse, kein so hartes Urtheil über mich fällen werden, als das bisher vielleicht der Fall war. Ich habe Ihnen doch wenigstens bewiesen, daß ich nicht blos zum Stühlehinaustragen zu verwenden bin, und daß Sie mir die Rolle des Güldenstern mit recht gutem Gewissen hätten anvertrauen können."

„Mein lieber Herr Rebe" („lieber" Herr Rebe hatte er ihn noch nie genannt), sagte der Director wirklich etwas verlegen, „es — es thut mir in der Seele leid, daß wir es nicht früher einmal mit einer etwas bedeutenderen Rolle versucht haben! Halten Sie sich nur heut Abend tapfer; das Publikum ist noch merkwürdig still, aber verlieren Sie den Muth nicht, es geht doch vielleicht noch gut."

„Mit ein klein wenig Nachsicht hoffe ich mein Versprechen zu lösen," sagte Rebe; „aber das Orchester beginnt schon wieder. Entschuldigen Sie, Herr Director, ich komme nachher von der andern Seite, und möchte noch einen Blick in meine Rolle werfen."

„Bitte, lassen Sie sich um Gottes willen nicht stören!"

Der Director war die übertriebene Höflichkeit. Er kannte sich selber nicht wieder, und Peters ging immer hinten auf dem Theater auf und ab und schüttelte mit dem Kopf. So etwas war ihm in seiner Praris noch nicht vorgekommen.

Hinter der Scene stand Pfeffer als Todtengräber mit dem Geist.

„Wißt Ihr 'was Neues, Barthel?"

„Nichts, mein Prinz," erwiderte Barthel mit den Worten des Güldenstern, „außer daß die Welt ehrlich geworden..."

„So will ich's Euch sagen," rief Pfeffer, „in dem Rebe steckt ein Schauspieler!"

„Es brauchte kein Todtengräber vom Grabe herzukommen,"

citirte Barthel weiter, nur mit einer Veränderung des Tertes, „uns das zu sagen — aber was für einer, ist die Frage."

„Ein tüchtiger, wackerer Schauspieler!" rief Pfeffer in Eifer. „Hol' mich der Teufel, der Handor reicht ihm das Wasser nicht in der Scene."

„Bah," sagte Barthel, der von der Schauspielkunst ganz eigene Ideen hatte, „er sprach den Hamlet etwa gerade so, als ob Sie oder ich einen Geist gesehen hätten und außer sich wären — von Kothurn keine Spur — man darf doch nie vergessen, daß man auf dem Theater ist!"

„Ich will Ihnen 'was sagen, Barthel," meinte Pfeffer, „Sie sind ein Esel und verstehen vom Hamlet gerade so viel wie der Peters!"

„Ich will Ihnen 'was sagen, Pfeffer," erwiderte Barthel, „wir sind gute Freunde, aber Sie brauchen deshalb nicht gleich so grob zu werden..."

„Ruhe da hinten, es geht an!" rief der Inspector aus der Coulisse heraus, und im nächsten Augenblick ging der Vorhang wieder in die Höhe.

In der zweiten Scene erregte der neugeworbene Güldenstern mit seinem dicken Backen einige Heiterkeit, denn der Regisseur hatte ihn nicht mit angemeldet; aber das Publikum beruhigte sich bald darüber, denn Meier, als welcher er bald erkannt wurde, war eine zu beliebte und allbekannte Persönlichkeit in der Stadt, für deren bestes Bier er als Orakel galt, als daß man ihn irgend hätte kränken mögen. Außerdem lag es auf der Hand, daß er nur aus Gefälligkeit in Rebe's Rolle eingetreten sei. Der Erbprinz lachte aber, daß er sich zurückbeugen und sein Gesicht mit dem Tuch bedecken mußte, und Meier warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu.

Der zweite Act ging wieder so ruhig vorüber, als der erste. Nicht einen einzigen Applaus bekam Hamlet, obgleich die Zuschauer doch bei Fräulein Bellachini bewiesen hatten, daß sie applaudiren konnten. Peters ging um den Director herum. —

„Herr Director!"

„Ja, Peters."

„Der Rebe macht seine Sache gar nicht so schlecht; soll

ich einmal wieder in's Parterre hinunter und vielleicht mit einer Kleinigkeit..." — er zeigte dabei seine zwei hornharten Fäuste.

„Um Gottes willen, Peters!" rief der Director erschreckt. „Rebe ist in dem Act viel schwächer, als im ersten — ein einziges verkehrtes Beifallszeichen, und der Teufel geht am Ende los! Wir wollen Gott danken, wenn wir die Sache ruhig zu Ende bringen!"

„Wie Sie meinen; manchmal hängt's aber nur an einer Kleinigkeit..."

„Ja wohl thut's das," rief der Director, „und wir wollen es selber nicht muthwillig heraufbeschwören! Die Heidenangst, die ich heut Abend ausstehe, werde ich überhaupt im Leben nicht vergessen!"

Als der Vorhang fiel, regte sich Niemand. Selbst der Erbprinz hütete sich, einen zweiten Versuch zu machen, da der erste so gründlich mißglückt war. Rebe schien etwas befangen, denn die übrigen Schauspieler wichen ihm aus, aber er suchte seiner Furcht Herr zu werden.

Fräulein Bellachini tanzte wieder in diesem Zwischenact, und Rebe benutzte die Zeit, um indessen hinter der Bühne mit dem Laertes, einem jungen, ganz geschickten Schauspieler, die Zweikampf-Scene ein wenig einzuüben, da diese in der Ausführung besondere Schwierigkeiten hat und leicht lächerlich wird. Rebe selber wußte übrigens vortrefflich mit der Stoßwaffe umzugehen, und da sich sein Gegner auch alle Mühe damit gegeben hatte, ging es recht gut.

Jetzt kam der dritte Act — kam die Scene mit der Mutter, und Rebe entwickelte da eine so volle Kraft und schöne, edle Sprache, daß sich im Publikum immer mehr ein Gefühl zu regen begann, er habe doch am Ende wohl einen Beifall verdient, aber Jeder scheute sich den Anfang zu machen.

Die Scene spielte er durch, von Anfang bis zu Ende ganz vortrefflich, und todtenstill saß das Parterre dabei, denn der erste Rang hält es gewöhnlich für unter seiner Würde, zu applaudiren. Es greift auch die Glacéhandschuhe zu sehr an, und wie darf da der Schauspieler in Betracht kommen, der all' seine Kräfte darangesetzt hat, seiner Aufgabe zu ge-

nügen, und dem das Publikum durch nichts, nichts weiter auf der Welt lohnen kann, als augenblicklichen Beifall!

So kamen die letzten Worte:

„Nun, Mutter, gute Nacht — der Rathsherr da
Ist jetzt sehr still, geheim und ernst fürwahr,
Der sonst ein schelm'scher alter Schwätzer war.
Kommt, Herr — ich muß mit Euch ein Ende machen —
Gute Nacht, Mutter..."

Aber das letzte „Gute Nacht, Mutter" sprach er so ergreifend, so wunderbar wahr, daß dem kleinen Jeremias die Thränen in die Augen traten.

Und keine Hand regte sich. Jetzt aber hielt sich Jeremias nicht länger. Seine Handschuhe hatte er schon lange ausgezogen, um zu augenblicklichem Dienst bereit zu sein — jetzt hieb er ein, und wie der erste Schall durch das Haus flog, war es, als ob ein Zauber gebrochen wäre, der bis jetzt Alle befangen gehalten hätte.

Einen solchen Applaus hatte selber die berühmte Tänzerin nicht bekommen: das ganze Haus dröhnte förmlich vom Klatschen und Beifallssturm, in das der Erbprinz jetzt mit augenscheinlicher Freude und mit gutem Willen einstimmte.

„Rebe 'raus!" gellte da zwischendurch eine Stimme, und: „Rebe 'raus!" schrie das Publikum wie aus Einem Munde und als ob es das Versäumte jetzt mit Lärmen und Toben wieder nachholen wollte.

Der Vorhang stieg in die Höhe, aber Rebe kam nicht. Die Ungeduld wuchs, die Leute geberdeten sich wie toll und pochten, stampften, klatschten und schrieen: „'Raus, 'raus! Rebe, Hamlet, Hamlet! Rebe, 'raus, 'raus, 'raus!"

Ein schützender Engel waltet über Allem — Fräulein Rottenhöfer glaubte oder hoffte, ihren Namen mitzuhören.

„Aber, Herr Rebe, so kommen Sie doch, wir werden ja gerufen!"

„Aber, mein bestes Fräulein..."

„Sind Sie ein wunderlicher Heiliger! So kommen Sie doch!" und seine Hand ergreifend, zog sie den schüchternen Hamlet unter einem neuen Ausbruch von Jubel und Beifall auf die Bühne hinaus.

Rebe stand wie betäubt, und Pfeffer ging immer um ihn herum, als ob er ihn anreden wollte, änderte aber eben so oft seine Absicht wieder und machte fortwährend und in Gedanken vergebliche Versuche, seine Hände in die gewohnten Seitentaschen seines alten Rockes zu bringen. Das Costüm hatte leider keine.

Fräulein Bellachini zürnte. Sie war auch gerufen, aber nicht so, und beim zweiten Mal hatte man sogar — da es Peters nicht mehr für nöthig fand — ihren Tanz nicht einmal da capo verlangt.

„Sie schreien wie verrückt," sagte sie, als sie sich in ihre Garderobe zurückzog; „ich bin froh, daß ich mich nur für diesen einen Abend engagirt habe."

Jetzt war aber Bahn für Rebe gebrochen. Schon im vierten Act, bei den kleinen Scenen, wurde jede einigermaßen passende Stelle lebhaft applaudirt, und im fünften Act, in der Scene mit dem Todtengräber, brach der Sturm auf's Neue aus. Es war gut, daß Fräulein Bellachini das Theater verlassen hatte. Nicht enden wollte aber der Beifall in der Fechtscene, die auch wirklich vortrefflich von Beiden gegeben wurde, und als der Vorhang endlich zum Schlusse fiel, ging es von Frischem an.

Erst mußten Alle heraus, nur Meier mit seinem dicken Backen fehlte, und Fräulein Rottenhöfer erschien im Mantel und ohne Stroh in den Haaren. Dann wurde Rebe noch besonders gerufen, und wie der Vorhang kaum wieder herunter war, mußte er noch einmal heraus.

Etwas Derartiges war in Haßburg noch nicht geschehen, so lange die alte Stadt stand.

Jetzt endlich beruhigte sich der See — er hatte sein Opfer, und der Director wollte eben auf Rebe zugehen, um ihm seine Anerkennung auszusprechen, als der Hofmarschall aus der Loge des Erbprinzen auf die Bühne kam und den Director ersuchte, einen Augenblick zu dem gnädigsten Herrn heraufzukommen, der ihn zu sprechen wünsche.

„Mich? Heiland der Welt!" sagte Director Krüger erschreckt; „aber ich — ich bin ja nicht — entschuldigen Sie

einen Augenblick!" und wie ein Wetter schoß er in das Conversationszimmer, wo er wild nach Peters schrie.

„Peters, Peters! Verfluchter Kerl, wo steckt der nur wieder?"

„Aber, Herr Director, hier bin ich ja — ich habe vor Verzückung auf Einem Bein gestanden!"

„Haben Sie meinen Frack mitgebracht? Ob ich es mir denn nicht immer dachte, daß noch ein Unglück passiren würde! Meinen Frack will ich — hören Sie denn nicht?"

„Aber da liegt er ja auf dem Sopha! Wo wollen Sie denn noch hin?"

„Zum Erbprinzen — er hat ja nach mir verlangt!

„Mit dem Fettfleck?"

„Herr Du mein Gott, an den Fettfleck habe ich gar nicht gedacht! Oh, daß diesen Schulze der Teufel holte!"

„Glaube nur nicht, daß er unter den vielen Schulzes den richtigen findet," meinte Peters. „Aber warum nehmen Sie nicht Herrn Rebe's dunkle Hosen? Er ist noch in der Garderobe."

„Die sind mir ja um einen Fuß zu lang!"

„Krempeln wir auf," sagte Peters.

„Es geht nicht mehr, er wartet!" ächzte der Director, der seinen alten Rock schon abgeworfen hatte und sich in den etwas engen Frack hineinzwängte — „wo ist mein Hut? Ich halte meinen Hut vor!"

„Da sieht der Fettfleck beinah' noch besser aus," sagte Peters; „Sie haben den alten erwischt."

„Na, dann kann's nichts mehr helfen; ein Unglück kommt nie allein, und wenn ich jetzt in Oel eingekocht wäre wie eine Sardine, warten kann ich ihn nicht länger lassen!"

„Das Schnupftuch hängt Ihnen hinten heraus," sagte Peters.

Der Director steckte es in wilder Hast wieder ein, und sich unterwegs die in Unordnung gerathenen Haare ein wenig zurecht drückend, schoß er in voller Flucht zurück auf die Bühne, um sich dem übermäßig besternten und beordenten Hofmarschall zur Verfügung zu stellen.

Dieser führte ihn auch ohne Weiteres der fürstlichen Loge

zu, und Krüger, etwa mit einem Gefühl wie ein Subalternbeamter, der vor einen Vorgesetzten citirt ist und die Gewißheit hat, einen tüchtigen Rüffel zu bekommen, folgte ihm so rasch er konnte.

Der Erbprinz erwartete ihn oben. Der Wagen stand schon lange unten, seiner harrend, aber er blieb trotzdem zurück und sah indessen zu, wie sich das Haus leerte.

„Herr Director Krüger, Königliche Hoheit."

„Ah, lieber Director, es freut mich, Sie kennen zu lernen — ich bin Ihnen dankbar für Ihre Aufmerksamkeit!"

„Königliche Hoheit," stotterte Krüger.

„Heut Abend aber," fuhr der Prinz fort, „bitte ich Sie, Ihrem Herrn Rebe in meinem Namen für den Genuß zu danken, den er mir durch sein vortreffliches Spiel bereitet hat. Er ist jetzt noch in Costüm, sonst hätte ich ihn selber heraufrufen lassen, und so ersuche ich Sie denn, ihm in meinem Namen diese Tuchnadel zu überreichen, die er mir zum Andenken tragen mag," und mit den Worten nahm er seine eigene Brillantnadel aus der Cravatte und überreichte sie dem Director.

„Königliche Hoheit," stammelte dieser wieder, „sind so gnädig..."

„Guten Abend, Herr Director, nochmals, ich bin Ihnen sehr dankbar!" und fort war er, und in einer solchen Aufregung befand sich der Director, daß er selbst seinen Fettfleck vergessen hatte, und in einem Zustand, von dem er sich selber später keine Rechenschaft ablegen konnte, zurück auf die jetzt leere und fast dunkle Bühne schoß. Er schüttelte dabei fortwährend mit dem Kopf und murmelte in einem fort: „Noch gar nicht dagewesen, noch gar nicht dagewesen!"

Rebe war noch in seiner Garderobe; Krüger folgte ihm dahin fast willenlos.

„Herr Rebe, der Erbprinz läßt Ihnen in meinem Namen sagen..."

„In Ihrem Namen, Herr Director?"

„In seinem Namen, wollte ich sagen, daß er Ihnen unendlich dankbar für den Genuß des heutigen Abends ist und

Sie bittet, diese Tuchnadel — Mensch, Sie haben ein Heidenglück! — zu seinem Andenken zu tragen."

„Herr Director!" sagte Rebe erschrocken.

„Es ist so, Rebe, bei Gott! Seine Königliche Hoheit war unendlich gnädig und hat sich bei mir auch bedankt."

„In der That?"

„Rebe," fuhr der Director gerührt fort, „ich habe Ihnen Unrecht gethan, Sie sind zurückgesetzt worden, ungerechter Weise zurückgesetzt worden — Sie hätten eigentlich besser beschäftigt werden müssen, und ich sehe ein, daß Ihnen Unrecht geschehen ist."

„Herr Director," sagte Rebe ruhig, „es freut mich wenigstens, daß Sie das noch im letzten Augenblick erkannt haben, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß das mein schönster Lohn heut Abend ist. Wir werden also wenigstens in Frieden und Freundschaft scheiden."

„Wir wissen noch gar nicht, ob wir scheiden, Rebe," platzte der Director heraus, „das wissen wir noch gar nicht! Kein Mensch weiß überhaupt, was am nächsten Tag geschieht, ja, an dem nämlichen, und wenn mir heute Morgen Jemand erklärt hätte, daß Sie heut Abend den Hamlet spielen würden, so..." er schwieg erschrocken still, weil er sich beinahe verschnappt hatte. Rebe aber fuhr lächelnd fort:

„Würden Sie ihn wahrscheinlich für verrückt erklärt haben."

„Lieber Herr Rebe, ich bitte Sie um Gottes willen..."

„Ich danke Ihnen für Ihre bessere Meinung heut Abend, Herr Director, aber Sie entschuldigen jetzt. Ich fühle mich doch etwas angegriffen und will machen, daß ich nach Hause komme."

„Soll ich Ihnen vielleicht einen Wagen besorgen?"

Rebe lächelte. — „Tausend Dank, nein — ich wohne gar nicht so weit von hier und bin gewohnt, den Weg im schlechtesten Wetter zu Fuß zu gehen. Gute Nacht, Herr Director."

„Gute Nacht, lieber Rebe, schlafen Sie recht wohl — Sie können heute auf Ihren Lorbern ausruhen."

Rebe knöpfte sich seinen Rock bis oben zu und verließ rasch die Garderobe. Unten an der Treppe ging ein Mann

in einem braunen Ueberrock auf und ab — es war Pfeffer. Rebe wollte mit einem Gruß an ihm vorübergehen.

„Herr Rebe!“ rief ihn Pfeffer an.

„Mein bester Herr Pfeffer ...“

„Geben Sie mir Ihre Hand.“

Rebe schüttelte die dargebotene aus allen Kräften.

„Sie sind ein ganzer Kerl!“ sagte Pfeffer, drehte sich ab und verschwand hinter einer der Coulissen.

Rebe verließ das Theater; er schöpfte tief und anhaltend Athem, als er die frische Nachtluft draußen erreichte. Es war ihm so leicht, so froh zu Sinn, er fühlte den Boden kaum, auf den er trat. Mit raschen Schritten eilte er nach Hause — Essen und Trinken? Er dachte gar nicht daran. Seine Glieder zitterten, seine ganze Gestalt bebte, und als er sein kleines, ärmliches Zimmer im vierten Stock erreichte, schob er den Riegel hinter sich zu, warf sich auf das Sopha, barg sein Gesicht in den Händen und weinte wie ein Kind.

21.

Der Wilddieb.

Unten im Stübchen des Haushofmeisters, im Monford'schen Schlosse saß der alte Förster behaglich hinter einer Flasche Wein und einem großen Stück Kuchen, fest entschlossen, es sich den heutigen Abend einmal gut sein zu lassen — kam es doch überhaupt nicht häufig vor — als der Wiesenmüller, der auf der Stadtseite an das Gut stieß und häufigen Verkehr mit dem Haushofmeister hielt, das Zimmer betrat und sich mit zum Tisch setzte.

Natürlich wurde ihm ebenfalls sogleich ein Glas vorgesetzt, und das Gespräch drehte sich gerade um all' die verschiedenen Persönlichkeiten, welche sich heute zu dem Freibier eingefunden,

während Jonas, der zwischen ihnen saß und immer noch glaubte, andere Leute merkten nicht, daß er taub sei, mit hineinsprach und oft die verkehrtesten Dinge vorbrachte.

„Der alte Fritz hat sich auch richtig eingefunden," sagte der Müller; „das ist ein durchtriebener Halunke und weiß seine Zeit vortrefflich abzupassen."

„Der Lump!" brummte der Förster in sein Glas hinein. „Der Graf hat ihm ja verboten, sich nach Dunkelwerden auf dem Grund und Boden hier wieder sehen zu lassen."

„Ja, heute ist aber eine Ausnahme," lachte der Holzhändler, „denn wenn er bei hellem Tag erst käme, wär' die Geschichte vorbei und er kriegte nichts mehr."

„Schadete ihm auch nichts," meinte der Müller, „und ich wollte, er hätte die hiesige Gegend nie gesehen, denn seit er da ist, spür' ich's an meinen Fischen."

„Er stiehlt, wo er 'was kriegen kann," nickte der Förster, „und meine Fasanen wissen davon zu erzählen."

„Und Eure Forellen auch," lachte der Müller; „meinem Gevatter, dem Mehlberg, hat er neulich sieben Pfund verkauft."

„Der Cujon!" rief der Förster; „aber ich kann doch hier, Gott straf' mich, nicht den ganzen Tag im Park stecken, wo ich da drüben das große Revier und die Stadt in der Nähe habe, in der das Gesindel Alles brauchen kann, was vorkommt. Wenn er sich aber hier am Fischwasser herumtriebe, müßte ihn Jonas doch über Tag bemerkt haben. Habt Ihr den Fritz schon einmal angeln sehen, Jonas?"

„Du lieber Gott," sagte der alte Mann, der indessen seinen eigenen Gedanken gefolgt war und jetzt merkte, daß er angeredet wurde, „als kleines Kind hab' ich sie ja schon auf den Armen getragen!"

„Wen?" schrie der Müller.

„Die liebe Comtesse, und wenn mich Gott leben läßt, kann ich jetzt auch vielleicht ihre Kindchen sehen."

„Ob Ihr den alten Fritz nicht habt fischen sehen, fragt der Förster," schrie ihm jetzt der Müller in's Ohr.

Jonas sah ihn ganz erstaunt an, denn er begriff die Frage nicht einmal gleich; endlich aber nickte er lächelnd mit dem Kopf und sagte:

„Den alten Fritz? Oh, gewiß, nach Maulwürfen. Seine Angelruthen stecken ja über die ganze Wiese, und er ist darin ein tüchtiger Kerl, das muß man ihm lassen; es macht's ihm Keiner nach."

„Mit dem Alten ist ja nicht zu reden," sagte der Förster halblaut, „und wenn wir so schreien, hört's am Ende der Halunke da draußen und lacht uns noch obendrein aus."

„Hört einmal, Förster," sagte der Müller leise, „der Maulwurfsfänger ist mit allen Hunden gehetzt, und so hält es verdammt schwer, hinter seine Schliche zu kommen; bei einem Glase Wein hat aber schon Mancher ausgeplaudert, wovor er sich sonst wohl gehütet und sich lieber die eigene Zunge abgebissen hätte. Wenn wir ihn nun einmal hereinriefen und ihm ein bischen zusetzten?"

„Der trinkt uns Beide unter den Tisch," brummte der Förster.

„Der noch lange nicht," rief der Müller; „eine bessere Gelegenheit finden wir auch im Leben nicht wieder. Merken kann er nichts, denn alle Arten von Leuten sind heut Abend hier versammelt. Wollen wir's nicht einmal versuchen?"

„Aber am Ende ist's dem Haushofmeister nicht recht, wenn wir den Vagabonden hier in sein Zimmer bringen."

„Ach was, zu dem Zweck hat er gewiß nichts dagegen, denn er mag ihn auch nicht leiden, weil ihn der Lump immer so vornehm grüßt; und dann kommt der auch nicht vor den nächsten zwei Stunden wieder herein, denn er ist jetzt mit der Tafel beschäftigt, und nachher wird gespeist, wo er ebenfalls dabei sein muß."

„Na, meinetwegen, dann holt ihn; ich stehe mit ihm nicht so grün, daß ich ihn einladen könnte, und er röche gleich Lunte."

„Den wollen wir uns einmal langen," lachte der Müller vergnügt vor sich hin, indem er von seinem Sitz aufstand; „paßt auf, den kaufen wir uns."

„Wollt Ihr schon fort?" fragte Jonas erstaunt.

Der Müller schüttelte nur mit dem Kopf und verließ langsam das Zimmer, und der Förster qualmte indessen stärker aus seiner Pfeife, trank aber nicht mehr, weil er sich das auf

nachher aufsparen wollte. Der Müller blieb aber entsetzlich lange; der alte schlaue Bursche wollte gewiß nicht mit. Endlich kam er wieder herein.

„Na, das ist merkwürdig," sagte er, „die ganze Zeit hat der Fritz da an dem einen Baum gelehnt; der eine von meinen Burschen hat ihn deutlich gesehen, und der Hund war auch bei ihm, und jetzt ist er fort und nirgends mehr zu finden."

„Er wird irgendwo an einem der Tische sitzen."

„Gott bewahre; überall habe ich ihn gesucht, kein Mensch weiß etwas von ihm, und der Berthold, der die Getränke zu vertheilen hat, will ihn noch mit keinem Auge gesehen haben, und den hätte er sich gewiß gemerkt."

„Dann hat die Canaille wieder 'was im Werk," sagte der Förster, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „und glaubt, weil ich hier fest hinter der Flasche sitze, daß ich ihm die Nacht nicht auf den Dienst passe. Ei Du heiliger Kreuzhimmelschwerenöther Du!" Und mit den Worten stand er von seinem Stuhle auf.

„Unmöglich wär's nicht," lachte der Müller, „und dick genug hat er's dazu hinter den Ohren. Aber was will er in der stockfinstern Nacht machen? Der Mond geht erst um Mitternacht herum auf; da ist's nichts mit dem Angeln und Wildern."

„Und mit dem Netzfischen auch nicht, wie?" sagte der Förster, indem er seine Flinte vom Nagel nahm. „Ne, Müller, wenn er nicht mehr da draußen steckt, dann ist er auch im Park auf irgend eine Lumperei aus, und da schmeckt mir doch hier kein Tropfen mehr, bis ich mich wenigstens überzeugt habe. Wo ist denn mein Forstgehülfe?"

„Ja, der steht bei den Böllern und kann nicht fort, bis die abgefeuert sind. Wartet lieber so lange, das wird nicht mehr so ewig dauern, und Zwei sind besser als Einer."

„Die Böller werden nicht eher abgefeuert, bis die Tafel fast vorüber ist," sagte einer der Diener, der sich einen Augenblick weggestohlen hatte, um hier rasch ein Glas Wein zu trinken; „dann wird erst die Gesundheit auf das Brautpaar ausgebracht."

„So lange kann ich nicht warten," brummte der Förster,

indem er seinen Hut aufstülpte; „brauche auch wahrlich keinen Gehülfen und werde mit dem Lump schon allein fertig werden!"

„Was ist denn?" fragte der Lakai.

„Oh, ein Fuchs holt mir die Fasanen weg, und dem hab' ich ein Eisen gestellt," sagte der Förster; „will nur einmal nachsehen, ob er drin sitzt."

„Na, viel Glück!" rief ihm der Mann nach.

„Esel!" brummte der Waidmann vor sich hin, als er die Thür zudrückte und sich durch das Gedränge der draußen herumschwärmenden Gäste Bahn brach. Er hatte Gift und Galle im Herzen und erwiderte nicht einmal manchen ihm hier und da gebotenen Gruß.

Es trieb ihn auch, aus der Nähe des Schlosses fortzukommen, und rasch schritt er den Weg entlang nach dem Fluß hinüber, um dort vielleicht den „alten Cujon", wie er ihn nannte, auf frischer That bei verbotenem Fischfang zu ertappen, und ihn dann den Gerichten ausliefern oder doch wenigstens die Anzeige machen zu können, denn eher wurden sie den frechen Gesellen nicht aus der Gegend los. Konnte er aber erst einmal eines Vergehens überwiesen werden, dann verstand es sich auch von selbst, daß man ihn hier erst abstrafte und nachher als Ausländer einfach über die Grenze schaffte.

Am Fluß selber kannte er genau jede Stelle, an der sich ein Fischdieb einigen Erfolg versprechen durfte, und am Strom hinauf hielt er sich ein Stück davon entfernt auf dem dunkeln und weichen Rasen, bis er einen solchen Platz erreichte und dann mit aller Umsicht dort hinüberschlich — aber immer vergebens. Da, wo er den Wasserrand erreichte, flog ein aufgescheuchter Vogel aus den Büschen, dort sprang ein Frosch in's Wasser, lauter Zeichen, daß sie kürzlich von keinem Menschen belästigt oder gestört worden, und er hatte den Drahtzaun schon fast erreicht, als er draußen vor dem Thor ein Pferd schnauben hörte.

„Na?" sagte der Förster und blieb erstaunt stehen, „wer hält denn jetzt da draußen vor dem Gitter? Die Gäste haben doch die Auffahrt alle vorn." — Er wäre auch gern einmal vorgegangen, um den Kutscher zu fragen, was er da zu thun habe, denn Stadtwagen durften den Weg gar nicht fahren;

knüpfte er aber hier ein Gespräch an, so verrieth er sich vielleicht dem möglicher Weise ganz in der Nähe befindlichen Fischdieb. Nicht einmal über das Gitter konnte er hier, ohne von dem Kutscher bemerkt und dann jedenfalls angerufen zu werden, und da der Maulwurfsfänger nicht innerhalb der Umzäunung stak, mußte er doch jedenfalls draußen sein, wo er auch noch weniger eine Entdeckung zu fürchten brauchte.

Der Förster also, dem nicht so viel daran lag, zu wissen, wer hier unbefugt fahre, da das auch eigentlich Sache des Haushofmeisters oder des Gärtners war, als vielmehr dem Maulwurfsfänger nachzuspüren, zog sich wieder in den Schutz der dichten Erlenschatten zurück und kreuzte, da er hier nicht durch den Fluß konnte, die Wiese. Weiter oben brauchte er dann nur dicht unter dem Holz über den Drahtzaun zu steigen und einen kleinen Bogen zu machen, und kam dann immer wieder, und zwar an einem der besten und bequemsten Fischplätze, an's Wasser.

Wie er den Waldrand erreichte und daran hinschlich, hörte er plötzlich ein Geräusch im Gehölz, als ob Jemand mit einem Stock auf den Boden schlüge. Er stutzte und horchte — jetzt war Alles ruhig. — Sollte denn der verteufelte Kerl selbst in dieser Nacht seinen Fasanen wieder nachstellen? Aber das war ja gar nicht möglich! Was hätte er denn in der Dunkelheit mit ihnen ausrichten können? Wenn man gegen die Bäume hinaufsah, war nichts als ein dunkler, undurchdringlicher Fleck zu erkennen, in dem man nicht einmal einen weißen Vogel so groß wie ein Truthahn unterschieden haben würde, viel weniger einen dunkeln Fasan, der sich an einen der gleichfarbigen und dichtbelaubten Aeste schmiegte. Das war vollkommen unmöglich, und wenn — da wieder — wieder das nämliche Geräusch in den Büschen, genau so, als ob ein Rehbock den Grund mit den Vorderläufen schlägt.

Der Förster horchte noch gespannt, um sich der genauen Richtung zu vergewissern, als er hinter sich nach der Wiese zu ein Geräusch hörte und den Kopf rasch dorthin drehte.

Er selber stand hier vollständig gedeckt mit seiner dunkeln Kleidung im Schatten der Bäume; ihn konnte Niemand sehen, das wußte er gut genug, so lange er sich wenigstens nicht

von der Stelle bewegte, und sich langsam dem neuen Geräusch zukehrend, erkannte er jetzt eine lichte Gestalt, der eine andere, dunkler gekleidete wie ein Schatten folgte. Beide schritten auf dem hier mitten durch die Wiese führenden Kiesweg entlang und eilten, allem Anschein nach, der Richtung zu, in der er das Pferd hatte schnauben hören.

„Das ist doch merkwürdig," dachte er, indem er mit dem Kopf schüttelte, „da drinnen im Schloß fängt die Geschichte gerade an, und da sind zwei Damen, die jetzt schon genug davon haben? Und aus der Stadt können sie auch nicht sein, denn wie kämen die mit ihrem Wagen da hinten an das Gitter? Muß doch einmal nachher den Haushofmeister fragen. Oder ging' ich nicht lieber gleich selber hin und sähe zu? Die Sache kommt mir beinahe verdächtig vor und 'was Heimliches muß jedenfalls dahinter stecken."

Der Förster stand noch unschlüssig, was er thun sollte, als sich der Lärm im Busch wiederholte, jetzt aber viel lauter und anhaltender, als vorher. Es schlug in den Büschen, als ob Jemand mit Gewalt durch ein Dickicht brechen wolle und nicht hindurch könne, oder an einem Busch risse, der nicht nachgeben wollte.

Selbst die beiden Frauen auf dem Weg schienen das Geräusch gehört zu haben, denn wie der Förster den Kopf noch einmal dorthin wandte, sah er, daß sie ihren Schritt beeilten, und besonders die erste in dem lichten Kleide flog wie ein gescheuchtes Reh den Weg entlang, während die andere, welche etwas zu tragen schien, nicht so rasch folgen konnte und eine Strecke zurückblieb. Zu jeder andern Zeit würde dem Förster diese nächtliche und, wie es schien, sehr eilige Wanderung der beiden Damen verdächtig vorgekommen sein und er wahrlich nicht versäumt haben, der Sache näher auf die Spur zu kommen. Aber da drin im Busche war etwas los; das klang jetzt genau, als ob sich ein Stück Wild irgendwo gefangen habe oder vielleicht im Todeskampf mit den Läufen austräte. Was kümmerten ihn die Frauenzimmer; sein Beruf lag dort im Busch drin, und sich den Hut fest auf den Kopf ziehend, daß er ihm nicht in der Dunkelheit von irgend einem vorstehenden Zweig abgeschlagen wurde, tauchte er rasch in den

schmalen Streifen Dickicht ein, der die Wiese von dem Kiefernwäldchen abschied und etwa zwanzig Schritt breit sein mochte. War es doch nur eine Anpflanzung von Blüthenbüschen, um mit diesen die Lichtung zu verdecken, welche die hochstämmigen Kiefern bildeten.

Der Förster hütete sich dabei viel Geräusch zu machen. Während er aber selber durch die Büsche kroch, konnte er natürlich nichts hören, denn die Zweige rauschten zu viel neben ihm. Nur erst wie er den Rand und damit das offene Holz erreichte, hielt er wieder still und horchte; da drüben raschelte und schlug es noch, aber auch von links her glaubte er ein Geräusch zu hören, und als er den Kopf dorthin wandte, vernahm er die Schritte eines Menschen, der sich unfehlbar in dem dichten Schatten jenes angepflanzten Fichtenstreifens hielt, denn zu erkennen war in der Dunkelheit und hier in einer Art von Wald nicht das Geringste.

So wie er selber aber nichts sehen konnte, so brauchte er jetzt auch nicht zu fürchten, von jemand Anderem gesehen zu werden, und vorsichtig aus dem Gebüsch heraustretend, glitt er mit auf den Kiefernadeln vollständig geräuschlosem Tritt der Richtung zu, nach der er die Schritte und jetzt auch noch das immer stärker werdende Rascheln in den Büschen hörte.

Wer es sei, der hier bei Nachtzeit in dem Dickicht herumsprang, ließ sich allerdings nicht unterscheiden, ja, der Förster hatte noch nicht einmal die Gestalt erkennen können; aber das blieb sich gleich. Wer sich auch hier befand, war auf faulen Pfaden und hatte hier nichts in der Nacht zu suchen, und die Flinte gespannt in der rechten Hand, den Finger am Bügel, um rasch damit nach dem Drücker herunterfahren zu können, glitt er so leise, aber auch so rasch, wie er möglicher Weise konnte, weiter auf seiner Bahn.

Das Geräusch der Schritte hörte er dabei, als er einen Moment anhielt, um zu horchen, eine kurze Strecke vor sich; jetzt ließ es sich nicht mehr unterscheiden, da es aus einer Richtung mit dem andern kam, das stärker und heftiger wurde, aber genau auf der nämlichen Stelle blieb. Der Förster war nahe genug gekommen, um sicher zu bestimmen, daß es aus dem schmalen Fichtenstreifen herrührte, der an dem jetzt draußen

angebauten Haferfeld entlang lief. Was, um Gottes willen, war da nur los? Hatte sich ein Stück Wild gefangen — Schlingen? Zum ersten Mal zuckte es dem alten Forstmann durch den Sinn: dort war eine Schlinge gestellt, und er ertappte den Verbrecher jetzt auf frischer That.

Der Maulwurfsfänger indessen, mit keiner Ahnung, daß ihm sein grimmigster und gefährlichster Feind so dicht auf den Fersen sei, sprang so rasch er konnte der Richtung zu, in der er das gefangene Wild mit den Läufen schlagen hörte. Er achtete dabei nicht einmal auf seinen kleinen Spitz, der dicht hinter ihm folgte, dem aber das Geräusch in der Nachbarschaft dabei nicht entgangen war.

Das kleine kluge Thier stutzte und knurrte leise, denn es wußte recht gut, daß es nicht laut werden durfte — der Maulwurfsfänger hatte es schon seit langen Jahren darauf dressirt, — aber sein Herr hörte nicht. Er lief ihm nach, bis er dicht hinter ihm war, und knurrte stärker, aber mit nicht besserem Erfolg. Der Maulwurfsfänger, von der Leidenschaft ergriffen, hörte und sah nichts weiter, als seine Beute. Der Förster saß, er hatte ihn selber gesehen, in der Stube des Haushofmeisters hinter einer Flasche Wein; der Forstgehülfe war mit den Böllern beschäftigt, weiter hatte er Niemanden zu fürchten, und es blieb ihm da übrig Zeit, den Lohn für seine Mühen zu nehmen und fortzuschaffen. Und mit Einem Sprung in das Dickicht hinein, war er auf dem gefangenen Schmalthier und genickte es ab.

Jetzt war Alles todenstill — nein, da drinnen regte sich 'was, und sein Spitz, der in diesem Augenblick dicht hinter ihm stand, knurrte lauter.

„Was giebt's, Spitz?" rief der Alte erschreckt. „Kommt Jemand?"

Der Spitz knurrte noch einmal und schlug plötzlich laut an; der Wilddieb erschrak, denn das war ein untrügliches Zeichen, daß ihm Gefahr in unmittelbarer Nähe drohe. Fast unwillkürlich griff er freilich nach der Schlinge, um diese zu lösen und seine Beute frei zu bekommen; aber die Hände zitterten ihm dabei, und er horchte gespannt nach den Kiefern hinüber.

Lange in Zweifel sollte er aber nicht bleiben. War der Förster schon überhaupt in nächster Nähe, durch den Todeskampf des Thieres der richtigen Stelle zugelenkt worden, so verrieth jetzt das Bellen des Hundes nicht allein den genauen Punkt, sondern auch den, mit dem er es hier zu thun hatte.

„Hab' ich Dich endlich einmal erwischt, Dich neunhäutige Canaille?" schrie er, indem er in die jungen Fichten hineinsprang, während er mit der Linken sein Gesicht gegen die schlagenden und stachlichten Büsche schützte, in der Rechten aber noch immer das gespannte Gewehr hielt. „Steh, Schuft, oder ich schieße Dich wie einen tollen Hund über den Haufen!"

Der Maulwurfsfänger hatte im Nu die Gefahr erkannt, aber er verlor seine Besinnung nicht. Der Förster durfte nicht schießen, das wußte er recht gut, die Gesetze verboten es; vor ihm lag das weite Haferfeld, und mit drei Schritten Vorsprung hätte ihn der Alte im Leben nicht eingeholt. So half es denn nichts; die schon sicher geglaubte Beute mußte er freilich im Stich lassen, aber für sich selber fürchtete er auch keinen Moment, und mit einem leisen, eigenthümlichen Pfiff, den sein Spitz gut genug kannte, richtete er sich empor und sprang über das erlegte Stück hinweg, um das Freie zu gewinnen — aber hier fing er sich im wahren Sinne des Worts in seiner eigenen Schlinge.

Der starke Messingdraht war nämlich hoch genug gespannt, um den Kopf eines Stück Wildes in seinen Bereich zu bringen, wonach er dann, sobald sich etwas darin gefangen hatte, auf der einen Seite losriß, damit die Schlinge auf der andern desto fester angezogen werden konnte. Das Wildkalb hatte aber, von der Gewalt, die es festhielt, fortdrängend, seinen Kopf auf die entgegengesetzte Seite gebracht, und als es im Todeskampfe zusammenbrach, drückte es hier den Messingdraht mit sich nieder. Wenn sich aber der kleine, schwanke Fichtenstamm, an welchem derselbe befestigt war, auch halb niederbog, so blieb der Draht doch an jener Seite höher gespannt, was der Mann natürlich in der Dunkelheit nicht sehen konnte. Als er deshalb über das Wildkalb hinwegsprang, hakte sein einer Fuß darin, und ehe er den andern vorbringen konnte,

um sich zu stützen, verlor er das Gleichgewicht und schlug der Länge nach auf den Boden nieder.

Der Förster, welcher jetzt dicht an ihm war, bekam hier einen freieren Blick, als unter den dunkeln Kiefern, da schon das lichte Haferfeld den Hintergrund bildete. Er hatte die aufspringende Gestalt auch bemerkt, und trotz seiner Jahre noch immer ziemlich rüstig, zögerte er keinen Augenblick, den Verbrecher zu packen. Sprang er dann in das Feld, ei, in die Beine durfte er ihn schießen, das war erlaubt, das wollte er wenigstens verantworten, oder dachte auch vielleicht in dem Augenblick gar nicht einmal daran, ob da eine Verantwortung nöthig sei. Nur erst einmal haben, das Andere fand sich alles nachher. Da sah er, wie der Flüchtling auf den Boden niederschlug, er hörte den Fall und setzte mit einem Jubelruf hinterdrein.

Hier aber störte ihn der Spitz, der ihm mit Wuthgekläff nach den Beinen fuhr, so daß er unwillkürlich erschreckt zur rechten Seite hinüberprallte, wo er ebenfalls gegen den starken Draht stieß. Das aber war kein Hinderniß. Ein Tritt nach dem Hund machte ihm einen Augenblick Luft; den Draht hielt er in der Hand und bückte sich geschwind darunter durch, und so rasch war das Alles gegangen, daß er dem zu Boden Geworfenen schon die Hand auf den Rock legte, als sich dieser von der Erde wieder emporschnellte und jetzt mit Einem Satz in's freie Feld hinausfliehen wollte.

Aber so leicht ging das nicht mehr. Der alte Förster hatte ihn wie mit eisernem Griff am Rock, und fühlte jetzt nicht einmal, daß ihm der Köter wieder nach den Beinen fuhr.

„Steh, Hund!" schrie er, die Flinte noch immer mit der Rechten haltend, „oder, Gott straf' mich, ich schieß' Dich zusammen!"

„Alter Tropf," zischte der zur Verzweiflung getriebene Wilddieb zwischen den Zähnen durch, „Du hältst mich noch nicht!" Und den Arm herumwerfend, schnitt er ihm mit dem scharfen Genickfänger, den er noch immer in der Hand hielt, quer durch das Gesicht hinüber. In demselben Moment that er einen Ruck, und während der Förster, durch Schmerz und Schreck übermannt, einen Augenblick in seinem Griff nachließ,

riß er sich los und sprang jetzt, nicht in das offene Haferfeld, sondern in das Fichtendickicht hinein, wohin ihm der Alte mit der Wunde gar nicht folgen konnte.“

Der Förster fühlte, wie ihm das Blut in's rechte Auge rann, und fast rasend vor Wuth, riß er die Flinte an die Backe und drückte ab. Sehen konnte er nichts, denn die Gestalt des Flüchtigen war schon im Dickicht verschwunden; nur die Richtung hielt er, und fast unwillkürlich tief, um keinen Mord zu begehen. Aber zeichnen wollte er den Halunken, daß er ihm morgen seine Thäterschaft beweisen konnte, und kein Gericht in der Welt hätte ihn deshalb, wie er meinte, verurtheilen dürfen.

Erst mit dem Schuß selber kam er eigentlich wieder zur Besinnung und horchte jetzt in den Wald hinein, während er sich mit der linken Hand in's Gesicht fühlte. Heiland der Welt, was ihm der Schuft für einen Schnitt versetzt hatte, und wie das brannte und blutete! Seine ganze Hand war naß, und er fühlte, wie ihm der warme Strom in den Bart hineinlief. Aber nichts regte sich im Gebüsch; war der Bursche doch in's freie Feld hinausgeflohen? Er sprang dort hinüber, aber er konnte nichts sehen. Das rechte Auge war schon völlig zugeklebt, und vor dem linken flimmerte es ihm wie tausend Sterne und Lichter.

Da drinnen war es ihm eben, als ob er etwas hätte rascheln hören; jetzt Alles wieder ruhig, es konnte eine Maus gewesen sein — oder hatte er den Menschen todtgeschossen?

Es fing an ihm unheimlich da draußen allein im Walde zu werden — und wie ihn sein Gesicht schmerzte! Was konnte er auch weiter jetzt hier thun? Es blieb am besten, er ging zurück in's Schloß, um dort seinen Bericht abzustatten und sich die Wunde verbinden zu lassen, es wurde ihm überhaupt schon so weich und schwach um's Herz und in den Gliedern. Das war ein schöner Festabend, wo er einmal hatte recht vergnügt sein wollen; Jesus, wie mußte er jetzt aussehen und die Leute erschrecken, wenn er dort zurück zu den fröhlichen Menschen kam — und heute gerade Verlobung! Aber allein wäre er nicht mehr im Stande gewesen, sein eigenes, fast eine halbe Stunde entferntes Forsthaus zu

erreichen; er wollte, daß er erst die kurze Strecke nach dem Schloß zurückgelegt, so schwer, so furchtbar schwer wurden ihm die Glieder.

Draußen am Haferrand konnte er nicht hingehen; dort war ein tiefer Graben, über den er jetzt nicht zu springen wagte. Er taumelte in das Kieferwäldchen zurück, um wieder auf den freien Kiesweg im Innern des Parks zu kommen. Dort hatte er auch nicht mehr so weit nach dem Schlosse. Jetzt erreichte er die Büsche, die ihn noch vom Wege trennten; dort hindurch führte irgendwo ein schmaler Pfad, aber wie sollte er den jetzt finden? Er mußte gerade hindurch, und wie weh das that, wenn ihn einer der Zweige auf die Wunde schlug, und wie schwindelig er wurde! Es war ihm ordentlich, als ob der Boden unter seinen Füßen schwanke; aber weiter, nur weiter, daß er wieder zu Menschen, zu Hülfe kam und dort seine Geschichte erzählen konnte.

Jetzt sah er den lichteren Grasplatz vor sich — da war auch der Weg — Gott sei Dank! Den Park entlang galoppirte ein Reiter, was das Pferd laufen wollte; war das der Maulwurfsfänger? Aber wo hatte der so schnell das Pferd herbekommen? Es wurde ihm immer schwächer zu Sinn; seine Gedanken verwirrten sich, weite, glänzende Regenbogen flimmerten ihm vor den Augen und der ganze Park drehte sich mit ihm. Hatte er denn auch die rechte Richtung eingeschlagen und lag das Schloß dorthin zu oder dort drüben? Er war ganz irre geworden und blieb stehen; wie ihm die Kniee zitterten! Er streckte den Arm aus, um sich an etwas zu halten; aber die tastende Hand griff nichts weiter, als die elastischen Zweige der nächsten kleinen Büsche.

Noch that er einige Schritte vorwärts über den Weg hinüber auf den Rasen; er fühlte, daß er umsinken müsse — dann schwanden ihm die Sinne und er brach ohnmächtig, wo er stand, zusammen.

22.

Ein gestörtes Fest.

Lautlose Stille herrschte in dem Festsaal, als der alte Graf ihn verlassen hatte und nicht zurückkehrte. Man wußte, es war etwas geschehen — aber was? Die Gräfin behauptete noch immer ihren Platz; ein Diener war an ihr vorbeigegangen und hatte ihr einige Worte zugeflüstert. Sie hielt sich stolz aufrecht und suchte ruhig auszusehen. War es möglich, noch einen Eclat zu vermeiden? Der Gedanke allein hielt ihre Sinne gefesselt.

Helene befand sich in einer furchtbaren Unruhe. Irgend etwas mußte vorgefallen sein. Selbst die Diener sahen verstört aus — irgend etwas Entsetzliches — und Paula's Aufregung vorher! — Aber die Musik, die hinter ihrem Vorhang nichts davon bemerkte, spielte noch immer den Festmarsch weiter.

„Meine Gnädige," flüsterte der Staatsrath seiner Nachbarin zu, „wie mir scheinen will, fallen wir mit unserem Tannhäuser vollständig aus der Rolle. Die Verwirrung tritt schon ein, ehe der Festmarsch zu Ende ist, und jetzt wird gleich der Chor der Pilger erschallen. Ich fürchte, wir bekommen heut Abend nichts zu essen."

„Das wäre entsetzlich!" sagte das alte Stiftsfräulein mit einem giftigen Blick über die Tafel. „Und doch hat der Graf da Silber genug aufgeschichtet, um das Bankett eines Kaisers zu überfüllen."

„Ich habe einen starken Verdacht, daß die Platten — plattirt sind," flüsterte der Staatsrath.

„Wohl möglich," meinte das Fräulein; „lieber Gott, es ist ja Alles Schein heutzutage auf der Welt!" — und sie hatte wirklich Ursache, so zu reden, denn sie selber trug falsche Locken, falsche Zähne und falsche Wattirungen, und der Staatsrath, mit einem boshaften Blick über ihre Gestalt, flüsterte:

„Wie Recht haben Sie, meine Gnädige! Aber da kommt George, er sieht blasser aus, wie gewöhnlich."

Der alte Graf Bolten, der sich bis jetzt außerordentlich ruhig gehalten und nicht von seinem Platz bewegt hatte, ging auf ihn zu, nahm seinen Arm, flüsterte einen Augenblick mit ihm und verließ dann den Saal.

„Was ist, George?" sagte die Gräfin. „Warum kommt der Vater nicht zurück? Wo bleibt Paula? Unsere Gäste warten..."

„Ein plötzliches Unwohlsein hat den Vater ergriffen," sagte George mit heiserer, fast tonloser Stimme. „Es thut mir leid, die Gesellschaft zu stören; ich fürchte, er wird nicht bei der Tafel erscheinen können."

Die Trompeten hinter dem Vorhange schmetterten ihre fröhlichen Weisen so stark hervor, daß die Worte beinahe unverständlich wurden. George schritt zu dem Vorhang, schlug ihn zurück und gebot Ruhe.

Mit einem Mißklang hörten die Leute überrascht mitten im Tact auf, und eine unheimliche Stille lag in dem Moment auf dem Saal. Da trat der alte Graf Bolten wieder in den Saal und sagte mit ernster, aber vollkommen leidenschaftsloser Stimme:

„Meine Herrschaften, es thut mir leid, Sie benachrichtigen zu müssen, daß wir uns in keinem Hause der Freude, sondern in einem Hause der Trauer befinden. Meinen alten Freund Graf Monford hat ein ernster Unfall betroffen, der seine Familie an sein Lager fesseln muß — die Tafel ist aufgehoben, denn es würde unmöglich sein, unter diesen Umständen noch längere Störung hier zu verursachen."

„Aber was fehlt ihm? Was ist geschehen?" rief es von allen Seiten.

„Hoffentlich nichts," erwiderte abweisend der alte Herr, „was uns verhindern könnte, in einigen Wochen, ja, vielleicht in einigen Tagen wieder eben so fröhlich hier zusammen zu kommen — Frau Gräfin, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Arm biete und Sie hinüber zu Ihrem Gemahl führe."

„Jetzt kommt der Chor der Pilger, meine Gnädige; habe

ich es Ihnen nicht gesagt? Und wie gut die Suppe riecht!" flüsterte der Staatsrath seiner Nachbarin zu.

„Meine Nerven!" stöhnte diese und machte eine Bewegung, als ob sie sich an seinen Arm hängen wollte, dem der Hofmann aber geschickt auswich, indem er that, als ob er es gar nicht bemerkte, und sich rasch ab zu einem Andern der Gesellschaft wandte. Die Dame wurde deshalb nicht ohnmächtig.

Aber eine grenzenlose Verwirrung hatte sich indessen der Gäste bemächtigt. Felix war rasch zu Helenen hinüber gegangen. Er wollte mit George sprechen, aber dieser war seiner Mutter schon gefolgt, und aufdrängen durfte er sich nicht. Er fühlte auch recht gut, daß man jetzt der Familie keinen größeren Gefallen thun könne, als sie sobald als irgend möglich von der Gegenwart Fremder zu befreien; deshalb Helenens Arm ergreifend, flüsterte er ihr rasch zu:

„Komm, mein Herz, hier ist weiter nichts zu thun, als uns zu entfernen. Bei der wundervollen Nacht gehen wir recht gut zu Fuß in die Stadt zurück; laß uns ein wenig eilen, daß wir nicht in den Troß kommen." Er nahm ihren Arm und führte sie aus dem Saal, und das war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Draußen auf dem Gang stand ein alter Diener, der dem Grafen seinen Rock gab.

„Können Sie mir nicht sagen, Freund, was vorgefallen ist?"

„Der große Gott weiß es!" sagte der Alte, und die Thränen standen ihm in den Augen — „aber Geheimniß kann's nicht mehr bleiben: die junge Comtesse ist fort und Graf Bolten ihr nach. Draußen im Park fiel eben ein Schuß, die Diener wollen mit Fackeln hinaus — das überlebt der alte Herr nicht."

„Großer Gott, Paula?" rief Helene. Felix aber, ihr selber den Mantel umwerfend und ihren Arm in den seinen ziehend, führte sie hinaus in's Freie.

Nicht so rasch kam die übrige Gesellschaft fort. Viele der Damen, ja, die meisten trugen weiße Atlasschuhe, da man sehr stark auf einen kleinen Ball gerechnet hatte. Sollten sie in diesen den weiten Weg in die Stadt zurücklegen? Aber

die Wagen konnte man doch auch unmöglich hier erwarten, und ein anderes Haus war nicht in der Nähe. Boten über Boten wurden jetzt vorausgeschickt, Leute waren dazu genug versammelt, um die Wagen zu beordern, daß sie wenigstens entgegenkamen, oder an Droschken auftrieben, was sich finden ließ — am Theater hielten jetzt eine Menge —, und wie die wilde Jagd hetzten eine Anzahl von jungen Burschen den Weg hinab und an Rottacks vorüber.

Immer leerer wurde es oben im Schlosse, immer unheimlicher. George selber war auf einem zweiten Pferd davongesprengt — wohin? Er wußte es selber nicht.

In Paula's Zimmer stand die Gräfin und las ein kleines Briefchen, das sie versiegelt auf der Tochter Toilettentisch gefunden. Ihr Gesicht war marmorbleich, aber keiner ihrer eisenharten Züge verrieth, welche Gefühle in diesem Augenblick ihr Inneres bewegten.

In dem Zettel, der „An meine Eltern" überschrieben war, standen nur folgende wenige Worte: „Lieber Vater, liebe Mutter! Ich kann den jungen Bolten nicht heirathen, ich würde unglücklich mein ganzes Leben sein. Ich liebe mit aller Kraft meiner Seele Rudolph Handor und werde sein Weib. Oh, verzeiht Eurer armen Tochter!"

Sie faltete das Billet zusammen, kleiner und kleiner, bis es einen dünnen Streifen bildete, und fast mechanisch hob sie es dann empor zum Licht, entzündete es und sah zu, bis es sich verzehrte, ja, die Spitzen ihrer weißen Glacéhandschuhe versengte. Dann schritt sie langsam hinüber zu ihrem Gatten, der noch immer bewußtlos auf einem Sopha lag, während ihm der Haushofmeister mit zitternden Händen kalte Umschläge um die Schläfe machte. Der alte Graf Bolten stand daneben, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, in starrer Ruhe und verwandte keinen Blick von dem unglücklichen alten Manne.

Drei Boten waren nach verschiedenen Aerzten gesandt, um sie rasch herbeizurufen; sie konnten aber noch nicht da sein, der Weg war zu weit.

Die Gräfin trat in's Zimmer; Graf Bolten rührte sich nicht und wandte ihr den Blick nicht einmal zu. Sie zog

ihre weißen Glacéhandschuhe aus, nahm dem Haushofmeister das nasse Tuch ab und sagte tonlos:

„Sehen Sie nach der Tafel — daß alle Fremden das Haus verlassen — einige junge Leute behalten Sie zurück, wenn wir vielleicht noch Boten gebrauchen sollten."

„Zu Befehl, Frau Gräfin."

„Wo ist George?"

„Fort — er hat sich ein Pferd satteln lassen."

„Es ist gut — sehen Sie nach dem Hause."

Der Haushofmeister zog sich mit einer Verbeugung und einem traurigen Blick auf seinen Herrn zurück; er wäre noch so gern bei ihm geblieben, aber seine Pflicht rief ihn auf seinen Posten. Die Frau Gräfin hatte Recht: die Masse dort aufgestellten Silbers durfte nicht ohne Aufsicht bleiben — daß sie nur daran gedacht hatte!

Eine halbe Stunde verging so. Graf Bolten rührte sich nicht, er schien wie aus Stein gehauen, und nicht regungsloser war der Ohnmächtige auf dem Sopha, dem die Gattin ruhig und mechanisch die Umschläge wechselte. Endlich fuhr ein Wagen vor. So still war es im Hause geworden, daß man deutlich das Knirschen der leichten Räder auf dem Kies hören konnte. Es war einer der Aerzte, der in Carrière herausgejagt sein mußte.

Draußen vor dem Fenster wurden auch Stimmen laut und Leute kamen mit Fackeln. Weder Graf Bolten noch Gräfin Monford beachteten es. Der Arzt schien einen Augenblick da draußen aufgehalten zu sein; es dauerte wenigstens unverhältnißmäßig lange, ehe er eintrat, oder däuchte ihnen die Zeit nur so lang? Endlich kam er und trat zu dem Lager des Kranken, dessen Hand er nahm, um den Puls zu fühlen.

„Gnädige Gräfin, ich bedauere unendlich..."

„Was halten Sie von seinem Zustand, Doctor?"

Der Doctor schüttelte mit dem Kopf — endlich frug er leise:

„Liegt irgend eine bestimmte Ursache dieser heftigen Störung der Lebensthätigkeit vor? Schreck oder Gemüthsbewegung?"

„Es ist möglich," erwiderte kaum hörbar die Gräfin.

Der Arzt nickte, ohne etwas weiter zu fragen oder den Puls des Kranken loszulassen. Er hielt einen Aderlaß für nothwendig, aber ehe er ihn anwenden konnte, schlug der Kranke die Augen auf und stierte den Doctor bestürzt an.

„Mein bester Herr Graf, wie fühlen Sie sich jetzt? Es ist Ihnen plötzlich unwohl geworden, nicht wahr?"

Der Graf antwortete nicht. Er schloß die Augen wieder und legte seine Hand gegen die Stirn, als ob er sich auf etwas besänne. Er trug noch seine weißen Handschuhe, und der Arzt entfernte sie jetzt vorsichtig, was der Leidende ruhig geschehen ließ, und rieb ihm dann die Schläfe mit Eeau de Cologne.

„Ich danke Ihnen, Doctor," sagte der Kranke nach einiger Zeit — es waren die ersten Worte, die er wieder sprach —; „bitte, legen Sie mir die Handschuhe nicht fort, ich muß zur Gesellschaft zurück."

Der Doctor sah die Gräfin fragend an.

„Heute Abend nicht mehr, George," sagte diese. „Du hast sehr lange in Ohnmacht gelegen, die Gäste sind längst nach Hause, es ist spät."

Der Kranke sah sie rasch an, und wieder fuhr er sich nach der Stirn, lag aber eine Weile ruhig. Endlich sagte er leise:

„Schicke George und Paula zu mir her; ich will sie sprechen."

„Die Kinder sind schon im Bett," erwiderte die Gräfin — „morgen früh — heute halte Dich nur ganz ruhig, daß Du morgen wieder wohl und kräftig bist. Fühlst Du Dich besser?"

Der Arzt hatte zu Graf Bolten aufgesehen, als dieser ihm ein Zeichen gab und das Zimmer verließ. Der Arzt folgte ihm nach einigen Secunden.

„Was halten Sie von dem Zustand des Kranken? Glauben Sie, daß es eine bloße Ohnmacht war?"

„Ich — hoffe, ja. — Hat der Graf Monford dieses Zucken des linken Augenlides schon öfter gehabt?"

„Ich glaube nicht; ich habe es nie bemerkt."

„Es kann Schwäche im Auge sein; ich hoffe, es ist nicht mehr."

„Und was fürchten Sie sonst?"

„Oh, nichts, in der That nichts! Nur im ersten Augenblick fürchtete ich, daß es ein leichter Schlaganfall sein könne. Er ist aber ja schon wieder vollkommen bei Besinnung."

Der Graf nickte langsam mit dem Kopf und sagte endlich:

„Gehen Sie wieder zu dem Kranken hinein, Doctor, ich will nach Hause fahren. Ich glaube, Ruhe wird ihm am wohlsten thun. Gute Nacht, Doctor. Morgen früh bitte ich Sie, mir Nachricht zu senden, wie Sie ihn verlassen haben."

„Sehr gern, Herr Graf, ich werde nicht ermangeln — da draußen haben sie ja auch einen Verwundeten..."

„Einen Verwundeten?" fragte der Graf hastig und erschreckt.

„Den alten Förster. Sie brachten ihn eben in's Haus, wie ich ankam, aber es scheint nichts Gefährliches zu sein. Nur ein Schnitt oder ein Hieb durch's Gesicht — er war von Blutverlust wahrscheinlich ohnmächtig geworden. Ich werde dann gleich nach ihm sehen."

Der Graf zog seinen Ueberrock allein an, denn die Diener waren alle hinausgegangen, nahm seinen Hut, nickte dem Arzt noch einmal zu und verließ das Haus, um sich erst der Richtung hinter dem Schlosse zuzuwenden, wo er noch die Fackeln sah.

Allgemeine Bestürzung herrschte indessen auch unter der Dienerschaft, der das Vorgefallene natürlich kein Geheimniß bleiben konnte, ja, die das eigentlich Geschehene sogar schon früher wußte, als die Herrschaft selber. Der junge Gärtnerbursche hatte nämlich erzählt, daß er, als er im Park heraufgekommen wäre, ein paar Frauen bemerkt hätte — Damen mit großen, weiten Kleidern, die rasch den Weg hinabgeeilt wären und von denen die eine etwas Schweres getragen hätte. Vorher aber habe er einen Wagen unten am Drahtthor halten sehen, und ein Herr dort habe ihn gefragt, ob die Tafel schon begonnen hätte. Er glaubte damals, daß der Herr mit zu den Gästen gehöre, vielleicht einer der Rittergutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der den Weg durch den Wald gekommen sei; nur daß er nicht mitging oder das Thor nicht geöffnet haben wollte, wunderte ihn — auf was wartete er

denn noch? Aber er mußte sich selber eilen, daß er das Tractement nicht versäumte. Die Damen, denen er nachher begegnete, machten ihn stutzig, und er erzählte, was er gesehen, dem einen Lakai, der jetzt seinerseits die Kammerjungfer der gnädigen Comtesse suchte, sie aber nirgends finden konnte. Ehe man aber der Herrschaft selber Mittheilung davon machen konnte, war die Flucht der Comtesse oder wenigstens ihre Abwesenheit schon bemerkt, und der Bericht des Gärtners konnte nur die Richtung andeuten, die sie genommen. Bald darauf sprengte Graf Bolten fort, und gleich danach fiel der Schuß in derselben Gegend.

Der Haushofmeister hatte eine Anzahl von Pechfackeln herausschaffen lassen, um sie heute vielleicht beim Heimfahren der Herrschaften zu verwenden. Mit einigen von diesen machte sich nun eine Anzahl junger Burschen, darunter der Forstgehülfe, auf, um den Park abzusuchen, und da sie sich auf den Wegen vertheilten, trafen sie hier auf den ohnmächtig gewordenen alten Förster, den sie jetzt zurück zum Schloß trugen. Mehrere wurden freilich nach dem Drahtthor geschickt, um dort nach dem Wagen zu sehen, aber der war natürlich fort. Nur die Gleise desselben fanden sie im Sande, wo er gehalten, dann hatte er den dort einzigen Weg nach dem Dorfe eingeschlagen — aber wohin dann weiter? Im Dorf selber liefen vier Wege nach vier verschiedenen Richtungen ab — welchen hatte der Wagen nun verfolgt? Das Dorf lag auch zu weit, um dort jetzt nachzusehen; auch ging der Wind heut Abend ziemlich heftig, und sie hätten sich mit den Pechfackeln, die fortwährend Funken abwarfen, doch nicht zwischen die Strohdächer hineinwagen dürfen. Die Bauern würden es gar nicht gelitten haben.

Der Förster erholte sich übrigens sehr rasch wieder und kaum wie sie ihn in des Haushofmeisters Zimmer auf ein schnell hergerichtetes Lager gelegt hatten. Blutverlust mußte die Ursache seiner Ohnmacht gewesen sein, vielleicht auch der Schmerz der Wunde mit der Aufregung. Wie aber das vorquellende Blut gerann, hörte auch die Blutung von selber auf; der Alte sah aber schrecklich aus.

Der Schnitt ging ihm über dem rechten Auge weg quer über die Nasenwurzel und dann schräg die linke Backe

hinab, den er vollständig geschlitzt hatte, daß er auseinander klaffte. Seine Kleider waren dabei bis hinab wie mit Blut getränkt, und die Leute fürchteten zuerst, daß er noch vielleicht eine andere und gefährlichere Wunde an sich habe. Er wurde deshalb ausgezogen und untersucht; es ergab sich aber glücklicher Weise nichts Derartiges, und als er wieder zu sich kam, bestätigte er auch, daß er nirgends sonst getroffen sei; nur den Schnitt habe ihm der verfluchte Kerl, der Maulwurfsfänger, gegeben, als er ihn beim Wildern erwischt, und die kleine Kröte, der Spitz, müsse ihn auch in die Beine gebissen haben — der eine Hinterlauf schmerze ihn schändlich da unten um die Wade herum.

Das erwies sich in der That so; die Hose war dort an drei oder vier Stellen zerrissen und das scharfe Gebiß der kleinen Bestie tief in das Bein eingedrückt, daß das Blut daran herunter gelaufen.

Also mit der Flucht der Comtesse hatte diese Verwundung, wie die Leute anfangs geglaubt, gar nichts zu thun. Dem alten Manne that aber besonders die zerschnittene Backe so weh, daß ihm das Sprechen außerordentlich schwer wurde. Er wollte noch etwas sagen, ließ es aber wieder sein und flüsterte nur das Eine Wort: „Doctor —" dann legte er den Kopf zurück, um sich auszuruhen. Der Doctor war aber noch drinnen beim Grafen und konnte nicht herausgerufen werden — er sollte sich nur noch ein klein Weilchen gedulden, er käme gleich.

Jetzt fuhren noch rasch hintereinander zwei Wagen vor, in denen die beiden anderen herbeigerufenen Aerzte saßen. Der eine von diesen wurde auch sofort bedeutet, daß er, so schnell er irgend könne, hinüber in des Haushofmeisters Zimmer käme, wo ein Verwundeter läge; vorher mußten die beiden Herren aber pflichtschuldigst zum Grafen hinein. Der eine fragte nur: „Was für eine Wunde?"

„Ein Schnitt durch's ganze Gesicht."

„Nun, das ist nicht so gefährlich, ich komme gleich hinüber" — und damit war er rasch verschwunden, und der Förster mußte warten.

Bei dem Grafen aber konnten sie gar nichts thun. Er

hatte sich wieder erholt, fühlte sich jedoch noch sehr angegriffen und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen zuerst nur ganz unvollständig und dann gar nicht mehr, und winkte endlich mit der Hand — er wollte allein sein.

Die Aerzte zogen sich zu einer Berathung zurück, das heißt, keiner von ihnen wollte den andern fragen, was er über die Sache denke — er hätte sich dadurch etwas vergeben können —, sondern nur seine Meinung geltend machen. Der Hausarzt, ein Ober-Medicinalrath, behandelte die Sache auch sehr cavalièrement. — Es hatte nichts zu sagen: er kannte die Natur des Grafen — morgen würde nichts von der heutigen Schwäche übrig sein. Es war nur eine Nervenaufregung oder Ueberreizung, er hoffe das Beste. Die beiden anderen Herren waren ja doch nur aus Versehen, oder in der Angst, ihn nicht gleich zu treffen, gerufen worden.

Der zuerst gekommene Arzt widersprach dem vollkommen und hielt es für einen Nervenschlag, der vielleicht wiederkehren könne. Der Ober-Medicinalrath zuckte die Achseln — was half es ihm zu widersprechen! Er hatte die Behandlung des Kranken ja doch von jetzt ab allein, und die Consultation war eine bloße Höflichkeitsform. Er bat die Herren, ihn zu entschuldigen, da er noch einen andern Fall im Hause zu behandeln habe, und ging zu dem alten Förster hinüber.

Hier aber war nicht viel zu thun. Er nähte die furchtbare Wunde ziemlich gleichmüthig zu, wobei er sich erkundigte, woher der Alte den Schnitt habe, legte dann einen Verband um, betrachtete sich die Bißwunden, ließ sie auswaschen, verordnete kalte Umschläge und ließ sich dann von dem Haushofmeister ein Zimmer anweisen. Er wollte hier übernachten, falls die Frau Gräfin noch einmal nach ihm verlangen sollte.

Der alte Förster fühlte sich indeß durch das Zunähen der Wunde und den Verband sehr erleichtert; er ließ sich noch ein Glas Wein geben, um sich ein wenig zu stärken, und verlangte dann nach seinem Forstgehülfen.

Während er so da lag, war ihm doch die Sache mit dem Schuß, und daß er nachher noch ein Rascheln in den Büschen gehört hatte, im Kopf herumgegangen. Wenn er den Menschen nun doch, obgleich er blind in den Busch gefeuert und tief

gehalten, getroffen? Der Forstgehülfe stand noch draußen und besprach die Familienverhältnisse mit einem der Lakaien, der höchst entrüstet über die Flucht war, denn das Kammermädchen schien Eindruck auf ihn gemacht zu haben, und nicht ihm einmal hatte sie sich entdeckt!

„Herr Förster, Sie haben nach mir verlangt!"

„Ach, Wenzel, sind Sie das? Stopfen Sie mir erst einmal meine Pfeife; sie steckt in der linken Rocktasche und der Tabaksbeutel in der rechten."

„Ja wohl, Herr Förster." Die Pfeife wurde gestopft und gebracht. Wenzel zündete einen Fidibus an, aber das Rauchen wollte nicht recht gehen. Hatte die Pfeife keinen Zug, oder that ihm dabei die Backe so weh? Der Forstgehülfe selber probirte, sie zog vortrefflich; der Förster nahm sie noch einmal zwischen die Lippen, aber es ging nicht. Er seufzte tief auf und gab sie Wenzel zurück.

„Rauchen Sie sie selber, Wenzel," sagte er traurig; „es geht nicht. Der verfluchte Maulwurfsfänger!"

„Und weiter soll ich nichts?" fragte der Forstgehülfe, der, dem Auftrag gehorsam, die Pfeife zwischen die Zähne nahm.

„Doch Wenzel; setzen Sie sich einmal einen Augenblick hierher. Das Maul thut mir so weh, ich kann nicht laut sprechen. Nehmen Sie sich Jemanden mit einer Laterne mit, und gehen Sie auf den Platz zurück, wo Sie mich vorher gefunden haben. Das wissen Sie doch, wo das war?"

„Ja wohl, Herr Förster."

„Gut, von da an gehen Sie auf meinem Schweiß zurück bis zu dem Fichtenstreifen, der am Hafer hinläuft. Sie können nicht fehlen, er muß überall auf den Büschen sitzen. Dort finden Sie eine Drahtschlinge, die der verdammte Halunke, der Maulwurfsfänger, gelegt hat, und ein Stück Wild darin; ich weiß nicht, was es ist, ich hatte keine Zeit, nachzusehen."

„Der Lumpenkerl!" sagte der Forstgehülfe in gerechter Entrüstung — „ob ich's mir nicht immer gedacht habe!" und qualmte stärker.

„Halten Sie's Maul und hören Sie zu!" sagte der

Förster — „gerade wo das Stück liegt, hab' ich gestanden, auf der andern Seite drüben und links hinein in die Fichten geschossen; die Schrote müssen noch in den Zweigen sitzen. Nehmen Sie sich lieber zwei Laternen mit, daß Sie besser sehen können, und suchen Sie mir die Fichten ab, ob ich den Lump nicht doch vielleicht zu Holz geschossen habe."

„Glauben Sie, daß er etwas hat?"

„Ich weiß es nicht; hingehalten hab' ich — ein bischen tief — aber ich konnte nichts sehen; der Schweiß lief mir in's Auge und stockfinster war's auch, und der Kerl stak in dem jungen Holz drin — aber nachher hat's geraschelt; es ist doch möglich, daß ihm ein paar Schrote in die Beine gefahren sind — 's ist zwar nur Nummer sechs, aber ich möchte doch nicht gern, daß der Kerl die Nacht im Busch läge. Machen Sie, daß Sie fortkommen. Wenn Sie zurück sind, sagen Sie mir Antwort, dann will ich einschlafen."

Der Forstgehülfe gehorchte dem Befehl; junge Burschen, die ihn begleiten wollten, waren noch genug da, und die Fackeln aufgreifend, welche schon vorher benutzt worden, schritt der kleine Trupp rüstig durch den Park, bis sie die Gegend erreichten, wo sie vorher den Förster gefunden.

Hier übernahm der Forstgehülfe die Leitung. Zuerst mußten sie noch eine kurze Zeit nach der wirklichen Stelle suchen, aber die war bald gefunden, denn in den erst am Nachmittag frisch geharkten Wegen waren die vielen Fußtritte deutlich erkennbar. Und dort lag auch die Blutlache. Hier über den Weg war der alte Mann herübergekommen, Blutzeichen fanden sich überall, die an den Kleidern niedergetropft; dort war er aus den Büschen herausgekommen, ein paar Zweige, an die er sich gehalten, fanden sie eingeknickt, niederhangend und voller Blut — überall hingen in der That die Spuren und führten deutlich zu dem Fichtenstreifen hinüber, wo der von dem gefangenen Wildkalb geschlagene Fleck ihnen schon von Weitem die Stelle zeigte.

„Himmelhund!" fluchte der Forstgehülfe, als er das verendete Thier, noch in der Schlinge festsitzend, fand und sich jetzt niederbog, um es frei zu machen und mit zum Schloß zu

nehmen — „wenn ihm der Alte doch nur den.... vollgeschossen hätte!"

„Da knurrt ein Hund!" rief Einer der Leute. Alle horchten, und deutlich hörten sie jetzt aus den Büschen heraus einen menschlichen Ruf nach Hülfe.

„Da liegt er!" rief der Forstgehülfe, und sich rasch emporrichtend, griff er nach einer der Fackeln und preßte durch die Fichtendickung der Stelle zu, von der er den Ruf zu hören geglaubt. Er brauchte nicht weit zu gehen. Kaum zehn Schritt in den Fichten drin schlug ein kleiner Hund an, und dort fanden sie, bleich und mit Blut bedeckt, aber bei voller Besinnung, den Maulwurfsfänger, der hier den Schuß erhalten hatte und zusammengebrochen war.

„Hallo! wen haben wir da?" rief der Forstgehülfe, während er scheu vor dem Anblick zurückprallte und der Hund ein wüthendes Geheul ausstieß. Die dichten Büsche ließen auch kaum die Gestalt erkennen, denn die Fichtenzweige bogen sich von allen Seiten über ihn hin.

„Tragt mich zu Jonas hinüber," bat der Unglückliche — „mir ist das Bein zerschossen, ich kann nicht mehr!"

Der Vorschlag war in der That vernünftig. Des alten Gärtners Haus lag kaum dreihundert Schritt von dort im Dickicht drin, während die Entfernung nach dem Schloß die dreifache gewesen wäre. In's Schloß hätten sie ihn aber überhaupt gar nicht schaffen dürfen; dort herrschte überdies schon Verwirrung genug, und wenn jetzt der angeschossene Mensch noch dazu gekommen wäre — das ging gar nicht. Der alte Jonas hatte aber oben in seinem Hause noch ein kleines Zimmerchen, das gar nicht benutzt wurde. Dort konnten sie ihn bequem unterbringen, und die einzige Schwierigkeit war jetzt nur, ihn aus dem Dickicht heraus auf den Weg zu schaffen. Der Forstgehülfe schüttelte mit dem Kopf. —

„Seid Ihr bös getroffen?"

„Das Bein ist ab — unter der Hüfte — die Geschichte ist aus."

Der Jäger wollte etwas darauf erwidern, aber er fühlte selber, daß die Zeit dazu nicht passend wäre. Der arme Teufel schien hart genug gestraft, und jetzt blieb ihnen

nichts weiter übrig, als ihm so rasch als möglich Hülfe zu bringen.

Einer der Leute — denn es waren deren mehr herausgekommen, als sie zum Fortschaffen brauchten — mußte gleich in's Schloß zurück, um den Ober-Medicinalrath zur Gärtnerwohnung zu begleiten, den anderen befahl der Forstgehülfe, der sich ziemlich gut zu helfen wußte, ihre Jacken auszuziehen und den Verwundeten, so gut es eben ging, hinein zu legen, während drei auf jeder Seite trugen. Er selber ging ihnen dabei mit seinem Beispiel voran und zog seinen Rock aus, und sie stellten dadurch eine erträgliche Bahre her, um den Verwundeten so schmerzlos als irgend möglich fortzuschaffen.

Zwei von den Leuten mußten vorangehen und die Büsche zurückbiegen; wie sie aber den Verwundeten aufgreifen wollten, fiel der Hund wie toll über sie her und biß nach ihnen.

„Ruhig, Spitz," sagte der arme Teufel mit schwacher Stimme, „'s ist aus mit uns Beiden; zurück, Spitz, zurück, komm, mein Hund!"

Das kleine kluge Thier winselte kläglich und zeigte noch immer die Zähne; aber es war ordentlich, als ob es verstand, was sein Herr zu ihm gesagt, denn es widersetzte sich nicht mehr den fremden Männern, die den Hülflosen jetzt so sorgsam wie nur irgend möglich auffaßten und aus dem Busch hinaustrugen.

Sobald sie erst einmal den offenen Weg erreichten, ging es etwas besser, und der Maulwurfsfänger klagte auch nicht. Nur als sie ihn etwas weiter am Teich vorbeitrugen, stöhnte er: „Wasser — will mir Keiner einen Tropfen Wasser geben?"

Einer der Männer sprang hinunter und holte Wasser in seinem Hut, von dem der Verwundete gierig trank; dann lag er wieder still, bis sie das kleine, ziemlich einsam gelegene Haus erreichten und ihm dort, mit Laubstreu und einer wollenen Decke drüber, ein Lager zurecht machen konnten. Einer blieb oben, um die Nacht bei ihm zu wachen, denn man durfte ihn nicht hülflos dort zurücklassen.

Bald darauf kam auch der Ober-Medicinalrath, der, nachdem er die Wunde untersucht hatte, den Kopf bedenklich schüttelte.

„Heut Abend scheint ja hier auf dem Schloß der Teufel los gewesen zu sein," sagte er, „und Ihr habt genug Unglücksfälle für ein ganzes Jahr. Haltet Euch still, Freund, das ist das Beste, was ich Euch rathen kann."

„Ich werde bald still genug sein," flüsterte der Alte.

„Nun, so arg ist's nicht," beruhigte der Arzt; „ein Schuß in's Bein ist noch kein Schuß in den Leib, und ich denke, ich bringe Euch wieder auf die Füße. Wo seid Ihr zu Hause?"

„Fragt die Maulwürfe, die könnten's Euch eben so gut sagen; für jetzt wohne ich in Haßburg in der Färbergasse."

„Ich will dafür sorgen, daß Ihr heut Abend noch bessere Pflege bekommt," sagte der Ober-Medicinalrath, „denn nach der Stadt kann ich Euch mit dem Bein nicht transportiren lassen; wir müssen eine Entzündung vermeiden. Habt Ihr eine gute Natur?"

„Wie ein Pferd," sagte der Alte.

„Gut, dann hoffe ich Euch durchzubringen; aber Ruhe und keine spirituösen Getränke, überhaupt keine Aufregung. Diese Nacht macht ihm kalte Umschläge; ich will sehen, vielleicht bekomme ich noch Eis in der Stadt und schicke Euch davon heraus. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Herr Doctor!" sagte der Maulwurfsfänger, schloß die Augen und legte sich auf seinem Lager zurück. — —

Unten im Schloß war die Gräfin in dem Zimmer, in welchem der Graf lag, in fieberhafter Ungeduld auf und ab gegangen; aber der weiche Teppich ertödtete jeden Schall, so daß der Kranke, der wie schlafend lag, nichts davon hören konnte. Sie erwartete Nachricht von George, von Hubert, denn das Furchtbare war geschehen, ihre Tochter hatte sie vor den Augen der Welt compromittirt, aber das Furchtbarste konnte ihr doch nicht aufbehalten bleiben. Beide junge Leute waren den Flüchtigen nach, die kaum eine Viertelstunde, ja vielleicht nicht einmal zehn Minuten Vorsprung hatten, und Einer von ihnen mußte sie ja doch überholt haben.

Aber sie kamen nicht zurück; Minute nach Minute, Stunde nach Stunde verging, und vergebens horchte sie den klappernden Hufen eines der Pferde.

Der Ober-Medicinalrath kehrte zurück und erkundigte sich

nach seinem Patienten. Er schlief, oder lag wenigstens regungslos auf seinem Sopha, wie er ihn vorher verlassen hatte, schien auch nicht zu hören, was um ihn her vorging, beantwortete wenigstens keine der an ihn gerichteten Fragen.

Der Ober-Medicinalrath wollte sich auf sein Zimmer zurückziehen und rieth der Gräfin, ebenfalls schlafen zu gehen. Bei dem Kranken konnte ja eine Wache zurückbleiben und sie augenblicklich rufen, sobald er etwas verlange; ihr selber würde diese unnöthige und gewaltsame Aufregung nur schädlich sein. Die Gräfin verweigerte es; sie wollte wachen, sie war nicht müde.

Der Ober-Medicinalrath zuckte die Achseln und verließ das Zimmer; er war müde.

Wieder verging eine halbe Stunde — da hörte sie Hufschläge auf dem Pflaster des Hofes, die anhielten. Sie öffnete rasch das Fenster und horchte hinaus. Stimmen konnte sie hören, aber keine Worte unterscheiden. Sie klingelte, und es dauerte eine Weile, bis ein Diener kam.

„Wer ist da gekommen?"

„Graf Hubert."

„Ich lasse ihn bitten, in das Empfangszimmer zu gehen."

„Er ist schon wieder fort, Frau Gräfin," sagte der Lakai.

„Schon wieder fort?"

„Ja, er fragte nur, ob Niemand zurückgekommen wäre, und dann, ob Graf George im Hause sei. Als wir das verneinten, sprang er aus dem Sattel, warf Einem der Stalleute den Zügel zu und schlug rasch den Weg nach der Stadt zu Fuß ein."

„Und Graf George, mein Sohn, ist noch nicht zurückgekehrt?"

„Nein, Frau Gräfin."

„Was waren das für Leute mit Fackeln, heut Abend?"

„Der Förster hat einen Wilderer erwischt und auf ihn geschossen, den alten Maulwurfsfänger, der immer in den Park kam, und dem Förster hat er das ganze Gesicht mit dem Messer zerschnitten."

„Der Maulwurfsfänger?"

„Ja, Frau Gräfin. Der Förster hat ihn in's Bein geschossen; er liegt oben beim tauben Jonas im Hause."

Die Gräfin hörte schon gar nicht mehr, was er sprach. „Sobald mein Sohn zurückkehrt, werde ich gerufen," sagte sie, „ich muß ihn sprechen, ehe er zu Bett geht. Der Haushofmeister soll dann einen Augenblick zu meinem Mann kommen; ich muß mich umziehen. Wo ist mein Kammermädchen?"

„Draußen, glaub' ich, Frau Gräfin; sie war vorhin in der Küche."

„Sie soll in mein Zimmer kommen."

Die Befehle waren rasch erfüllt, und die Gräfin zog sich hastig in ihr Zimmer zurück, um ihren Ballstaat mit einem einfachen Hauskleid zu vertauschen. Der Schmuck drückte sie, den sie trug, und das schwere Seidenkleid, dessen Rauschen ihr wie Hohn und Spott in den Ohren klang.

Kaum war sie umgekleidet, als Graf George auf müde gerittenem Pferd zurückkehrte. Es war indessen nahe an zwölf Uhr geworden.

Der Diener kam und meldete der Gräfin die Rückkehr ihres Sohnes, und die Dame sagte rasch: „Er soll in den Speisesaal kommen, ich will ihn sprechen."

Noch zögerte sie einen Augenblick; aber der Graf schlief, wie es schien, fest. Er hielt die Augen geschlossen und athmete leicht. Sie bog sich über ihn und horchte seinen Athemzügen; er regte sich nicht, und leise verließ sie das Gemach, um George zu sprechen.

Dieser hatte indessen sein Pferd abgegeben und der Mutter Botschaft erhalten. Er betrat gleich nach ihr den Saal, dessen Tafel noch mit allem Geschirr, wie es die Gäste verlassen, gedeckt stand — wo hätten die Diener Zeit gehabt, es fortzuräumen? Nur das Silber war beseitigt und verschlossen, mit Ausnahme der schweren silbernen Armleuchter, von denen noch zwei auf dem Tisch brannten. Weder die Gräfin noch der junge Graf hatten ja zu Nacht gespeist, und das Essen mußte doch für sie bereit gehalten werden, wenn sie danach fragen sollten.

„Wo warst Du, George?" rief ihm die Mutter entgegen, wie er nur die Schwelle betrat. „Hast Du sie gefunden?"

George schüttelte finster mit dem Kopf. „In die Nacht bin ich hinein geritten," sagte er, „was mein Pferd laufen konnte; hätte ich zufällig den rechten Weg getroffen, so mußte ich sie erreichen, ehe sie den ersten Meilenstein hinter sich wußten. Aber im Dorfe gehen vier Wege ab — ich habe keine Spur von ihnen entdeckt."

„Und jetzt?"

„Ich bin nur zurückgekommen, um zu hören, ob Hubert sie vielleicht gefunden. Weit kann sie ja doch nicht sein, allein mit ihrem Kammermädchen."

„Hubert ist zurück — umsonst! Und glaubst Du, daß sie allein gereist ist?"

„Nun, mit Bertha; Beide sind sie ja gesehen worden, wie sie durch den Park eilten."

„Und weißt Du, wer im Wagen auf sie gewartet hat?"

„Im Wagen?" wiederholte George erschreckt.

„Jener Schauspieler Handor," sagte die Mutter mit furchtbarer Ruhe.

„Handor?" schrie George emporfahrend.

„Still," sagte die Mutter, „wir brauchen unsere Schande nicht selber in die Welt zu schreien, es wird das ohnedies zeitig genug von anderen Leuten geschehen!"

„Aber es ist nicht möglich," rief George aus, der sich indessen auf die Einzelheiten besann — „Handor spielte heut Abend in der nämlichen Zeit, in der Paula entfloh, in der Stadt den „Hamlet", und das Theater ist keinesfalls vor zehn Uhr aus gewesen, ja, kaum dann, da ich mich erinnere, daß auch noch in den Zwischenacten etwas angezeigt war."

„Ich habe den Brief, den mir Paula zurückgelassen, verbrannt," sagte die Mutter kalt; „sie nennt darin mit einfachen Worten ihren Verführer. Möglich aber, daß sie allein von hier fortgefahren, wenn er wirklich gespielt hat, um sich dann nach der Vorstellung irgend ein Rendezvous zu geben und gemeinschaftlich ihre Reise fortzusetzen; aber in dem Wagen hat ein Herr gewartet."

„Im Wagen?"

„Der Gärtnerbursche hat ihn selber gesprochen."

George ging mit gekreuzten Armen im Saale auf und ab.

Auf dem Tisch, neben den beiden zurückgelassenen Gedecken standen noch mehrere Flaschen Wein. Er nahm die eine und goß in ein Wasserglas ein; aber er sah nicht, was er ausgoß, so flimmerte es ihm vor den Augen, und die rothe Fluth schoß über das Tischtuch. Dann stürzte er den Inhalt des Glases hastig hinunter.

„Gute Nacht, Mutter!"

„Wo willst Du hin?"

„Noch einmal fort; ich habe mir nur den Schimmel satteln lassen und muß vor Tag wenigstens die Spur haben. Das darf nicht sein, das darf nicht sein, es ist zu furchtbar!"

„Und welchen Zweck hast Du dabei?"

„Welchen Zweck?" rief George erstaunt. „Dir Deine Tochter wieder zuzuführen — die Ehre unseres Hauses zu retten!"

„Ich habe keine Tochter mehr!" sagte die Gräfin mit eisiger Kälte. „Und die Ehre unseres Hauses? Glaubst Du, daß es morgen in der Stadt noch eine Dienstmagd giebt, die nicht am Brunnen die Ehre unseres Hauses bespräche?"

Ehe George etwas darauf erwidern konnte, öffnete sich plötzlich die Thür, und der alte Graf, mit einem Antlitz, das auch jeder Blutstropfen verlassen hatte, und gläsernen, stieren Augen, betrat den Saal.

„Mein Vater!"

„Bitte, meine verehrten Herrschaften, behalten Sie Platz!" sagte der alte Herr mit markerschütternder Freundlichkeit; „meine Paula wird gleich erscheinen — nur ein leichtes Unwohlsein."

„Großer, allmächtiger Gott," stöhnte George und barg das Antlitz in den Händen, „das ist schrecklich!"

Der alte Graf ging zum Tisch, setzte sich dort auf einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hand; während er aber so da saß, liefen ihm die großen, hellen Thränen an den Wangen nieder.

„Mein lieber, lieber Vater!" rief George, sprang zu ihm und umschlang ihn mit den Armen.

„George," rief der alte Mann und sah ihn an, „bist Du mir noch geblieben?"

„Mein guter Vater, darf ich Dich jetzt zu Bett geleiten?"

„Ja, geh zu Bett, George," drängte auch die Frau, „die Ruhe wird Dir gut thun; es ist spät geworden." Und sie half ihm dabei von der andern Seite, um ihn vom Stuhl aufzuheben. Der alte Graf richtete sich aber von selber empor.

„Ja, Kinder," sagte er, „ich will zu Bett gehen, ich bin recht müde geworden. Deinen Arm, George; so, das geht schon. Gute Nacht, Ottilie, gute Nacht!" Und mit festen Schritten verließ er, von dem Sohn gestützt, den Saal.

23.

Nach dem Theater.

Gleich nach der Vorstellung des „Hamlet" ging Fürchtegott Pfeffer nicht unmittelbar nach Hause, denn er fühlte sich so merkwürdig aufgeregt, daß er die Entschuldigung für sich hinreichend hielt, erst noch in der „Hölle" einen Schoppen Wein zu trinken und etwas Warmes dazu zu essen. Daheim fand er doch nichts weiter, als eine Tasse Thee und ein Butterbrod, oder wenn er wollte, ein Glas Bier. An jedem andern Abend hätte er sich aber auch vollständig damit begnügt, und war es in der That gar nicht besser gewohnt; heute drängte es ihn aber außerdem, wenn er es sich auch nicht selber gestehen wollte, Menschen zu sehen und ein Urtheil über die Vorstellung zu hören. Er fühlte mit Einem Wort das Bedürfniß, sich etwas mittheilen zu lassen.

Gedrängt voll saß aber die Stube schon, als er sie betrat, und ein Durcheinanderwogen, Sprechen und Debattiren war dort, daß man sein eigenes Wort kaum hören konnte. Aber auch kein Wunder, denn die Vorstellung heut Abend hatte nicht allein schon genug Stoff geboten, sondern man wollte

auch den Fackelzug erwarten, der vor dem „Paradies" vorbei mußte und den zu betrachten der Wirth der „Höllengesellschaft" eins von seinen Zimmern vornheraus eingeräumt hatte. Sobald der Zug ankam, sollten sie gerufen werden.

Jetzt dachte aber fast Niemand an etwas Anderes oder sprach von etwas Anderem, als dem Erfolg Rebe's, und es war eigentlich nur Eine Stimme: daß er die Bewohner von Haßburg auf das Aeußerste überrascht und Niemand ihm ein solches Talent zugetraut habe. Allerdings gab es auch Andersgesinnte, und unter diesen Doctor Strohwisch, der in der unbestimmten Hoffnung herübergekommen war, Rebe hier zu finden und eine Flasche Champagner mit ihm zu trinken, und jetzt, da er ihn nicht fand, Manches an der „Auffassung" zu tadeln hatte. Er sollte den „tiefen Sinn" einzelner Stellen nicht erfaßt und gewürdigt, Anderes wieder zu „trivial" gesprochen haben, und wie die verschiedenen Recensentenphrasen alle heißen — aber er wurde überstimmt.

„Spielen Sie einmal den Hamlet," rief der Maler Arnold dem Doctor entgegen, „so rein vom Blatt weg, ohne Vorbereitung, ohne eine Probe, ohne nur vorher in die Rolle hineinzusehen, und mit kaum Zeit genug, in die Lumpen hineinzufahren! Die Nase rümpfen kann ein Jeder, aber meinen Hals zum Pfande, daß unter hundert Schauspielern nicht zehn, ja, nicht drei sind, die ihm das nachmachen!"

„Nun ja, ich habe ja nichts dagegen," sagte Strohwisch einlenkend, denn er war verschiedener Ursachen wegen noch nicht mit sich im Reinen, ob er entschieden für oder gegen Rebe auftreten solle; er mußte erst mit ihm „sprechen". „Er hat in der That das Außerordentliche geleistet, und ohne ihn hätte die Vorstellung gar nicht stattfinden können."

„Wo, zum Henker, kann aber Handor gesteckt haben?" rief einer der Officiere; „hat ihn denn Niemand gesehen?"

„Meine Herren," sagte Travest, „meine Meinung ist die, daß ihn auch Niemand wieder sehen wird."

„Nicht wiedersehen?" rief Alles durcheinander. „Woher wissen Sie das?"

„Das will ich Ihnen sagen," meinte Travest ruhig, indem er einen Pfropfen aus einer Flasche Rüdesheimer zog

und sie auf den Tisch stellte. Heute gegen Abend war er hier, ziemlich aufgeregt, und ließ sich eine Flasche Champagner geben. Morgen ist der Erste, und er hatte versprochen, da zu zahlen; ich konnte sie ihm nicht gut verweigern. Da hinten an der Tischecke saß er, ganz allein, den Kopf in die Hand gestützt, und schüttete das edle Getränk nur so hinunter; dann stand er plötzlich auf, warf den Mantel um, sagte „Gute Nacht, Trauvest!" und weg war er. Ich hatte freilich noch immer kein Arges daraus, denn ich dachte, die Rolle ginge ihm im Kopf herum, weil mir Höfken erzählt hatte, daß er den Morgen auf der Probe kein Wort davon gewußt, bis ich heut Abend hörte, daß er gar nicht gekommen wäre und Herr Rebe den Hamlet spielen wolle. Da wurde mir nicht wohl bei der Sache, und ich machte mich in sein Logis hinüber — aber wo war Herr Handor? Sein Wirth schien selber schon Angst gekriegt zu haben, weil so viel Nachfrage nach ihm gewesen, und tüchtig auf der Kreide steht er da drüben ebenfalls, das können Sie sich wohl denken. Wir gingen deshalb zu ihm in die Stube hinauf, und da blieb denn wohl kein Zweifel, daß Herr Handor eine kleine Reise angetreten, wobei überdies noch das Mädchen bestätigte, daß er gegen Abend einen Koffer weggeschickt habe. Einige alte Kleidungsstücke, ein paar Stiefel und zwei oder drei Bücher lagen allerdings noch im Zimmer, das war Alles, die Commodenkasten standen leer und der Vogel war ausgeflogen."

„Merkwürdig," rief Barthel, „und morgen ist Gagetag!"

„Ja, als ob er die nicht schon weg hätte!" lachte Höfken. „Wenn aber nun der Rebe nicht eingetreten wäre, das hätte eine Heidenwirthschaft gegeben; und der Erbprinz hat dem Rebe seine eigene Tuchnadel geschenkt."

„Alle Wetter," rief Strohwisch, „ist das begründet?"

„Ich habe selber dabei gestanden, wie sie Krüger herunter brachte; aber hol' mich Dieser und Jener, er hat sie auch verdient!"

„Habt Ihr's schon gehört?" rief in diesem Augenblick einer der gewöhnlichen Gäste, der Doctor Kleemann, welcher besonders viel populär-medicinische Aufsätze für Zeitungen schrieb und Stammgast in der „Hölle" war.

„Nun, was ist jetzt wieder?" rief Arnold. „Haben sie ihn erwischt?"

„Erwischt — wen?"

„Den Handor."

„Was hat denn der ausgefressen?"

„Durchgegangen ist er."

„Alle Wetter!"

„Aber was wollten Sie denn erzählen?"

„Oben bei Monfords sollte doch heute Verlobungsabend sein und große Gesellschaft war geladen."

„Ja, welche Alle im ersten Range fehlten."

„Sie hätten eben so gut in's Theater gehen können," sagte Kleemann, „aus der Verlobung ist nichts geworden; das wird einen Skandal geben in der haute volée!"

„Aber was ist denn vorgefallen?" rief Strohwisch ganz Ohr, denn solchen Stoff konnte er brauchen. „Alle Wetter, heut Abend jagen sich ja ordentlich die Neuigkeiten; ich kenne mein Haßburg gar nicht wieder!"

„Was vorgefallen ist?" rief Kleemann; „ein Hauptspaß. Ich war heut Abend beim Ober-Medicinalrath, als etwa vor einer halben Stunde ein Bote vom Monford'schen Schlosse ganz außer Athem heruntergestürzt kam, um den Ober-Medicinalrath, der dort Hausarzt ist, hinaufzurufen. Den alten Grafen hat der Schlag gerührt, denn wie sie sich eben zur Tafel setzen wollten, wo die Verlobung proclamirt werden sollte, geht die junge Comtesse heimlich durch."

„Die Comtesse Monford," rief Arnold ordentlich erschreckt, „das wunderhübsche, liebliche Mädchen — aber mit wem?"

„Gott weiß es; hinten im Park soll ein Wagen gehalten haben, und der angeführte Bräutigam war zu Pferde nach. Wahrscheinlich erwischt er sie auch wieder, denn Vorsprung hatten sie nicht viel — aber der Skandal, und in der Gesellschaft!"

„Donnerwetter," sagte Höfken, seine Faust auf den Tisch legend und ganz verdutzt im Kreise herumsehend, „das wäre eigentlich ein merkwürdiges Zusammentreffen: die Comtesse fort und Handor ebenfalls ausgekniffen — dem traue ich Alles zu!"

„Glauben Sie wirklich?" rief Strohwisch rasch; „die Vermuthung liegt allerdings nahe."

„Unmöglich ist's nicht," sagte ein Anderer, „der Handor hatte in der letzten Zeit so viel und heimlich mit dem jungen Grafen zu verkehren."

„Na, der soll wohl dabei geholfen haben?" rief Arnold verächtlich. „Daß der Welt doch eigentlich nie etwas erwünschter ist, als ein Skandal, wenn er nur nicht sie selber betrifft!"

„Sollten wir etwa bemänteln helfen, was in der haute volée vorgeht?" rief Strohwisch.

„Bemänteln? Davon ist keine Rede; aber nur nicht schmutziger machen, als es wirklich ist!" rief Arnold. „Und überhaupt, was geht uns irgend eine Familienangelegenheit an? Kehre Jeder vor seiner eigenen Thür, da hat er gerad' genug zu thun!"

„Sie paßten schön zu einem Zeitungs-Redacteur," rief Strohwisch lachend.

„Allerdings für kein Blatt, das nur den Stadtklatsch ausbeutet!" sagte Arnold trocken, der den Menschen überhaupt nicht leiden konnte.

„Meine Herren, der Fackelzug!" rief in diesem Augenblicke Trauvest, dem ein Kellner die Meldung gemacht hatte, daß der Zug gerade die Straße heraufkam; das „Zimmer vorn ist offen."

Alles sprang in die Höhe, um den Zug mit anzusehen, und das Gespräch war unterbrochen. Die Gäste strömten auch alle nach vorn, um den für Haßburg sehr seltenen Anblick eines solchen Schauspiels zu genießen, und Pfeffer, der heut Abend, seiner sonstigen Gewohnheit ganz entgegen, kein Wort in die Unterhaltung eingeworfen, nahm seinen Hut, zahlte seinen Schoppen Wein und schritt langsam in die vom Volk gefüllte Straße hinaus, nicht etwa, um den Fackelzug mit anzusehen, sondern gleich querüber in eine Seitenstraße einzubiegen und seine eigene Wohnung ungestört zu erreichen.

Er hatte auch ruhig die über Handor's Flucht ausgesprochene Vermuthung mit angehört, aber es interessirte ihn

nicht, denn mit jenen Kreisen kam er nie in Berührung und kannte sie gar nicht. Andere Dinge gingen ihm aber im Kopf herum, und vorzüglich, ja, ausschließlich die Wendung, welche Rebe's Geschick unstreitig mit dem heutigen Abend genommen hatte, und das Einzige, was ihn dabei ärgerte, war, daß er ihm selber früher jedes Talent abgesprochen.

„Wer konnte das aber auch denken, wer konnte das auch denken?" murmelte er dabei immer vor sich hin; „so ein Duckmäuser, so ein verwünschter Duckmäuser! Und wie geheim er das Alles gehalten hat — und was wird die Jette dazu sagen? Nun ist's ganz vorbei, nun ist dem Faß der Boden ausgestoßen! Und Jeremias, der hat die ganze Geschichte mit angesehen, seine Glatze leuchtete ja ordentlich unten im Parket — merkwürdig, rein merkwürdig!"

Er hatte sein Haus erreicht, — denn diese abgelegenen Straßen schienen heut Abend von Menschen ganz gesäubert zu sein, so war Alles dem Fackelzuge zugeströmt — schloß auf und tastete sich die dunkle Treppe hinauf. Wie er über den Gang schritt, sah er durch das über der Thür angebrachte Fenster, das der Küche über Tag dürftiges Licht geben mußte, bei seiner Schwester drinnen noch die Lampe hell brennen.

Pfeffer schüttelte mit dem Kopf. Das Mädel saß jedenfalls noch da drinnen und arbeitete bis in die späte Nacht hinein, und der Jeremias hatte es ihr streng verboten. Wettermädel das, und ihre Augen sahen so schon roth genug vom vielen heimlichen Weinen aus! Aber er mochte die Schwester nicht mehr stören, die wahrscheinlich schon schlief, sonst wäre er gern noch einmal hinüber gegangen und hätte die Jette auch in's Bett geschickt, oder ihr noch vielleicht gesagt, was heut Abend vorgegangen; es brannte ihm ordentlich auf der Seele.

Das war aber heut Abend zu spät, morgen früh erfuhr sie's ja auch noch früh genug. Er ging leise an sein Zimmer hinüber, um nicht zu viel Geräusch zu machen, und er wollte aufschließen, denn der Schlüssel stak immer von außen. Es war aber schon aufgeschlossen, wer konnte da drinnen gewesen sein?

Kopfschüttelnd trat Pfeffer zu der Commode, auf der das

Feuerzeug stand, und entzündete ein Schwefelhölzchen, ließ es aber vor Schreck wieder fallen, daß es verlöschte, als eine ruhige Stimme im Zimmer sagte: „Guten Abend, Pfeffer; bist Du aber lange geblieben!"

„Herr Du meine Güte," rief Pfeffer, aber immer noch mit unterdrückter Stimme, indem er rasch ein neues Hölzchen entzündete, „wer, zum Henker, hat sich denn da — Jeremias," setzte er jedoch in unbegrenztem Erstaunen hinzu, als er beim Schein des aufflammenden Phosphors das dicke, gutmüthige Gesicht seines Schwagers erkannte, „wo kommst Du denn noch her?"

„Ich konnt's nicht mehr aushalten," flüsterte Jeremias, „ich mußte Dich heut Abend noch sprechen und sitze jetzt hier schon eine volle Glockenstunde auf einer Lichtscheere, wie ich eben entdeckt habe, die auf dem verwünschten Stuhl gelegen hat. Junge, mir ist zu Muthe, als ob ich tanzen müßte!"

„Auch eine sehr passende Zeit und Gelegenheit dafür," brummte Pfeffer, dem aber trotzdem nichts Lieberes hätte geschehen können, als daß er seinen Schwager noch getroffen. Dabei zündete er das Licht an und setzte es auf den Tisch. „Na, wie war's? Aber sprich leise, ich glaube, die Guste schläft schon."

„Licht haben sie noch; wie's dunkel war, schien es durch das Schlüsselloch da drüben herein."

„Das Blitzmädel arbeitet wieder bis nach Mitternacht; ich habe große Lust, hinüber zu gehen und ihr die Lampe vor der Nase auszublasen. Du warst im Theater?"

„Ja, Pfeffer."

„Nun, wie — bst — ich glaube, die sprechen da drüben noch zusammen."

„Jettchen," hatte die Mutter, welche schon ein paar Stunden geschlafen, die Tochter angerufen, „bist Du denn noch auf, Kind? Es muß ja schon so spät sein."

„Gar nicht, Mütterchen; aber morgen Abend ist ja der Ball, und ich muß doch denen die Arbeit fertig machen, denen ich sie versprochen habe; und der Brautkranz kam auch noch dazu."

„Ist denn nicht noch Jemand drüben beim Fürchtegott?"

„Ich habe auch sprechen gehört. Vor einer Stunde etwa kam der Onkel nach Hause, ich hörte wenigstens Schritte, und es ging Jemand in das Zimmer nebenan, und dann hat sich nichts weiter gerührt. Jetzt kam wieder Jemand, und nun sprechen sie mit einander."

An die Verbindungsthür pochte es.

„Seid Ihr noch munter?" fragte Pfeffer's Stimme.

„Ja, Onkel."

„Können wir einmal hinüberkommen?"

„Wir — wer denn noch?"

„Der Jeremias."

„Der Vater? War der es, der noch so spät kam? Es ist doch nichts vorgefallen, Onkel?"

„Können wir noch einmal hinüberkommen?"

„Es ist zu spät, Fürchtegott," sagte Jeremias abwehrend.

„Nie zu spät, eine gute Nachricht zu hören," brummte Pfeffer; „wie?"

„Ja gewiß, Onkel; ich habe noch Licht."

„Das weiß ich, Du kleine Hexe, und auch noch die Finger voll Blätter und Staubfäden; na, warte!" Und sein Licht vom Tisch nehmend, winkte er Jeremias und sah, als er sein Zimmer verließ, nur eben noch, wie Jettchen in die Küche hineinhuschte.

Sie gingen hinüber. Das Bett der Kranken war jetzt im Wohnzimmer aufgeschlagen worden, und die Frau, welche recht leidend aussah, hatte sich aufgerichtet, um die beiden Männer begrüßen zu können.

„Nun, wie geht's heut Abend, Auguste? Wieder viel gehustet? Was machst Du?"

„Es geht etwas besser, seit ich die häßliche Medicin nicht mehr trinken muß."

„War der neue Doctor da?" fragte Pfeffer rasch.

„Jeremias wollte es ja absolut; er behauptete immer, daß unser alter Arzt mich falsch behandle."

„Und was sagt der neue? Natürlich Alles verkehrt bisher, wie gewöhnlich, und nun versucht er es einmal mit einer andern Quacksalberei; kommt mir damit, das bleibt immer dasselbe."

„Er hat mir fast gar keine gegeben," sagte die Frau leise; „er behauptet, ich wäre gar nicht krank, wenigstens könne er nichts entdecken, was eine ernstliche Cur verlange. Nur vor Gemüthsbewegungen solle ich mich hüten und mir besonders keine traurigen Gedanken machen, denn es sehe ihm beinahe so aus, als ob mich nur die Furcht vor einer Krankheit wirklich krank gemacht hätte."

„Also mache Dir keine traurigen Gedanken!" lachte Pfeffer.

„Und kann ich denn anders?" sagte die Frau leise. „Sehe ich denn nicht das arme Kind, das Jettchen, den ganzen Tag vor mir, wie es immer ruhig, immer freundlich, mit keiner Klage auf dem Herzen auch mit jedem Tage elender wird und sich verzehrt, und nur Abends, wenn sie glaubt, daß ich schlafe, ihre Schmerzensthränen still und heimlich fließen läßt? Das arme Jettchen! Aber was führt Dich noch so spät hierher, Jeremias? Es ist doch nichts vorgefallen? Lieber Gott, ich habe jetzt immer eine solche Angst, als ob irgend etwas recht Schlimmes eintreten müsse!"

„Und wenn's nun etwas recht Gutes wäre, Auguste," sagte Jeremias, der sich die ganze Zeit verlegen die Hände gerieben hatte — „etwas recht Gutes?"

„Recht Gutes?" rief die Frau aufmerksam werdend. „Ihr seht mir Beide so sonderbar aus, und diese späte Stunde!"

„Wo steckt denn das Jettchen?"

„Hier ist sie schon, Onkel," rief das junge Mädchen, die Thür öffnend. „Guten Abend, Vater! Ich hatte kurz vorher kochend Wasser gemacht, weil die Mutter so hustete; das war den Augenblick wieder zum Kochen gebracht, und da hab' ich Euch Beiden eine Tasse Thee aufgegossen. Onkel trinkt ihn ja doch gern, wenn er Abends nach Hause kommt, nicht wahr?"

„Aber doch nicht um Mitternacht, Schatz; doch nun setze Dich einmal dahin. Wie, Jeremias, nicht wahr? wir wollen den Beiden jetzt einmal eine Geschichte erzählen?"

„Was hast Du nur, Onkel?"

„Dahin setzen und ruhig zuhören; erst gieb mir aber einmal den Zucker her."

Henriette gehorchte kopfschüttelnd, denn sie begriff gar nicht, was sie aus dem Allen machen sollte. Der Onkel war aber innerlich vergnügt, das hatte sie ihm auf den ersten Blick angesehen; was konnte nur vorgefallen sein?

„So," sagte jetzt Pfeffer, als er sich hinter den Tisch gesetzt und behaglich seinen etwas späten Thee schlürfte, während ihn die beiden Frauen erwartungsvoll ansahen — „nun erzähl' einmal, Jeremias."

„Nein, erzähl' Du's lieber," meinte sein Schwager, „Du kannst's besser."

„Hm, gut," nickte Pfeffer, „dann will ich's erzählen; nun paßt einmal auf. Heut Abend war also Hamlet im Theater."

„Ist das Alles?" lächelte das junge Mädchen, als der Onkel schwieg.

„Doch nicht ganz," sagte Pfeffer, der in Gedanken nach seiner Cigarrentasche griff, sie aber wieder zurückschob und eine Prise nahm, „Wie wir anfangen wollten, stellte sich nämlich die kleine Schwierigkeit heraus, daß wir — keinen Hamlet hatten."

„Keinen Hamlet?"

„Handor kam nicht; die Ouvertüre spielte, die Tänzerin mußte ihre Künste machen, und noch immer kein Hamlet."

„Ja, aber was wurde denn da?"

„Es mußte ihn ein Anderer spielen," sagte Pfeffer trocken.

„Ein Anderer?" fragte jetzt auch die Frau erstaunt. „Und wer konnte denn in der kurzen Zeit den Hamlet übernehmen?"

„Rebe!" platzte Jeremias heraus.

„Rebe?" riefen die beiden Frauen fast erschreckt wie aus Einem Munde.

„Jetzt verdirbt mir der meine ganze Geschichte!" rief Pfeffer. „Konntest Du denn nicht das Maul halten? Ich hätte sie noch eine ganze Stunde rathen lassen."

„Aber wie, um Gottes willen, war das möglich?" stöhnte Henriette, während die Mutter ausrief:

„Und ging's gut?"

Jeremias wollte wieder etwas sagen; Pfeffer hatte ihn aber im Auge und fuhr dazwischen:

„Halt, erst komm' ich! Ob es ging? Keine Hand rührte sich im Anfang, Alles war todtenstill, und sie lachten nur, wie Meier mit einem dicken Backen als Güldenstern auftrat. Krüger ging auf dem Theater herum, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen, gerade etwa wie Einer, der zum ersten Mal auf einer Versenkung steht und nicht genau weiß, wann sie mit ihm abgeht. Wir hatten übrigens Alle Heidenangst, und ich erwartete jeden Moment, daß sie unten an zu pfeifen fingen. Aber ne — auch der zweite Act ging vorüber, und im Parterre und Parket saßen sie wie die Mauern."

„Und dann?"

„Dann haben sie gejubelt und applaudirt und herausgerufen, wie ich's in meinem Leben nicht für möglich gehalten!" rief jetzt Jeremias, der nicht mehr länger an sich halten konnte. „Rein getobt haben sie, wie die Indianer, und der Erbprinz hat dem Rebe seine eigene Tuchnadel als Anerkennung geschickt!"

„Und woher weißt Du denn das schon?" rief Pfeffer.

„Auf der Straße erzählten sich's die Leute. Wie ein Lauffeuer ging's von Mund zu Mund."

Die Frau hatte vor Freude die Hände gefaltet. Jettchen aber saß still und bleich auf ihrem Stuhl und rührte und regte sich nicht, aber um ihre Lippen zuckte es; sie wollte aufstehen, sie konnte nicht, und plötzlich dem neben ihr sitzenden Vater um den Hals fallend, lehnte sie ihren Kopf auf seine Schulter und schluchzte leise.

„Mein liebes, liebes Jettchen," sagte Jeremias gerührt, „aber so weine doch nicht, Schatz! Das ist doch keine Ursache zum Weinen, nicht wahr, Fürchtegott? Das ist doch eher Ursache zum Fidelsein. Er hat seine Sache brav gemacht, recht brav, er ist ein ganz tüchtiger Schauspieler, sie Alle sagten da unten, der Handor hätte die Rolle in seinem ganzen Leben nicht so gespielt, und ich habe selber mit applaudirt, daß mir noch jetzt die Hände weh thun."

„Und was war mit Handor?" fragte die Mutter, die sich immer noch nicht von ihrem Erstaunen erholen konnte.

„Durchgebrannt ist er und wird wahrscheinlich nicht wiederkommen," rief Pfeffer. „Jetzt aber geht schlafen, und Du auch, Jettchen; es ist spät und Ihr sollt mir nicht länger wach bleiben."

„Ja, ich will auch nach Hause gehen," sagte Jeremias.

„Fällt Dir gar nicht ein," brummte Pfeffer. „Glaubst Du, daß ich nach all' der Aufregung jetzt schlafen kann?"

„Aber es ist zwölf Uhr vorbei."

„Gerade deswegen, die Nacht ist doch einmal angebrochen, und Jettchen hat gewiß noch heißes Wasser."

„Ja, Onkel"

„Sehr schön; auf den dünnen Thee schläft sich's überhaupt erbärmlich; da setzen wir uns noch drüben in meine Stube, rauchen eine vernünftige Pfeife oder Cigarre — hast Du welche mit, Jeremias?"

„Gute, aber ich habe mich im Theater darauf gesetzt."

„Auf was Du nicht Alles gesessen hast! Na, es wird schon gehen, trinken ein anständiges Glas Grog dazu und besprechen noch so Manches, was wir auf dem Herzen haben."

„Ich mache Dir gleich wieder heißes Wasser, Onkel."

„Setz' uns lieber das Wasser und den Spiritus hinüber, Schatz, und vergiß den Zucker nicht. Du, Dein Rum ist famos, Jeremias; ich bin mit der einen Flasche schon halb fertig — und morgen wollen wir dann das Weitere sehen."

„Und nun machst Du Dir auch keine traurigen Gedanken mehr, nicht wahr Auguste; es wird ja jetzt Alles gut gehen," sagte Jeremias herzlich.

„Jetzt nicht mehr, Kinder, jetzt nicht mehr," sagte die Frau gerührt, „und jetzt wird Jettchen auch die rothen Ränder um die Augen verlieren und nicht mehr heimlich weinen."

„Aber, beste Mutter!"

„Ruhe im Quartier!" rief Pfeffer; „ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach einem Glase Grog. Und nun gute Nacht! Du bist doch nicht böse, daß wir Dich heut Abend noch einmal gestört haben?"

„Ich bin recht glücklich, Fürchtegott!"

„Na, also denn Abgang mit allseitiger Zufriedenheit!" rief Pfeffer, griff Jeremias unter den Arm und schleppte ihn

mit in sein Zimmer hinüber, wo die beiden Männer noch wenigstens zwei Stunden zusammen saßen, mit einander rauchten und tranken und zuletzt so vergnügt wurden, daß Pfeffer wieder vor verhaltenem Lachen seinen bösen Husten bekam und hinten in den Alcoven ging und den Kopf in's Bett steckte, damit die Frauen nebenan nicht davon gestört würden.

24.

Am andern Morgen.

Lange hatten keine zwei, solcher Art zusammentreffende Ereignisse die Gemüther einer Stadt so gleichzeitig und in allen Schichten der Gesellschaft in Aufregung gesetzt, als die in den vorigen Capiteln beschriebenen.

Da war fast kein Haus in Haßburg, bis zu der niedrigsten Hütte hinab, das sich nicht für den einen oder den andern Theil der Tragödie interessirte, denn Graf Monford war nicht besser und genauer in den höheren, als Handor in den mittleren Kreisen bekannt; und selbst die Handarbeiter und Tagelöhner nahmen Partei in der Sache, denn sie alle kannten den sogenannten „alten Fritz", den Maulwurfsfänger, der jetzt nicht auf einem einfachen Wildfrevel erwischt sein durfte, sondern jedenfalls bei der Flucht der jungen Gräfin mit geholfen haben mußte.

Es läßt sich denken, daß die abenteuerlichsten Entstellungen dabei zum Vorschein kamen, denn nichts ist so toll und unwahrscheinlich, das nicht doch bei solchen Gelegenheiten eine Menge von Gläubigen und Weiterträgern fände. Leider liegt es dabei nun einmal im Menschen — oder, wenn das zu allgemein ist, doch in dem größten Theil der civilisirten Welt —, daß sie am liebsten Böses oder Nachtheiliges von ihren Mit-

menschen hören und es mit viel größerer Vorliebe nacherzählen, als das Gegentheil. Selbst gute Menschen, die nie mit Absicht einem Andern ein Unrecht oder einen Schaden zufügen würden, verweilen mit weit gespannterem Interesse bei irgend einer Schreckenskunde, einem verübten Verbrechen oder einem Unfall, wie bei irgend einem freudigen Ereigniß, und betrifft die Sache nun gar bekannte, oder, noch mehr, befreundete Familien, so können es die verschiedenen Persönlichkeiten kaum erwarten, bis sie im Stande waren, der Sache die weiteste Verbreitung zu geben.

So verworren und unbestimmt alle solche „ersten Gerüchte" aber überhaupt sind, etwas Wahres ist doch gewöhnlich daran, und die Gesellschaft hat besonders eine kaum zu überschätzende Gabe im Combiniren, was ihr in diesem Fall aber noch außerdem sehr erleichtert wurde.

Wie der Gedanke schon an jenem Abend in der „Hölle" aufgetaucht und ausgesprochen worden, daß die Flucht des ersten Liebhabers am Theater mit dem Verschwinden der jungen Gräfin auf das Genaueste in Verbindung stehen könne, so verbreitete sich diese Erzählung des Geschehenen als unwiderlegbare Thatsache am nächsten Morgen durch die ganze Stadt, und die Gräfin Monford hätte jenes Abschiedsbillet ihrer Tochter nicht so sorgfältig zu verbrennen gebraucht; der Inhalt desselben konnte nicht genauer überall bekannt sein, und wenn es Feodor Strohwisch selber gelesen hätte.

Es gab des Neuen aber in der That auf einmal zu viel, um es gleich ordentlich zu sichten und zu verwerthen, und wahrlich, der Stoff, wenn nur ordentlich eingetheilt, würde für den ganzen Sommer und bis spät in den Herbst hinein gelangt haben, um die Gemüther in einer angenehmen Aufregung zu erhalten. So pufste Alles mit Einem Mal in die Höhe; es war ordentlich schade.

Und dabei sollten die Damen auch noch ihren Putz für den heut Abend stattfindenden Ball herrichten, wo jede darauf brannte, Besuche zu machen oder zu empfangen. Es war das schwierigste Stück Arbeit, das sie in ihrem ganzen Leben geleistet, und nur die Aussicht, auch dafür heut Abend wenigstens ihre Meinungen auszutauschen und noch eine Masse interessanter

Einzelheiten zu erfahren, konnte sie einigermaßen dafür entschädigen.

Unberührt von dem Allen saß indessen der Held des vorigen Theaterabends, Horatius Rebe, in seinem kleinen, ärmlichen Dachstübchen und träumte den verlebten seligsten Tag seines Lebens noch einmal durch.

Er wußte von Allem nichts, weder von Handor's wirklichem Durchgehen, noch von den Ereignissen, die sich in dem ihm überdies vollkommen fremden gräflich Monford'schen Hause zugetragen, und das doch eigentlich die directe Ursache seines gestrigen Triumphes gewesen.

Das Herz zum Zerspringen voll von Glück und Seligkeit, gab er sich ganz dem einen erhebenden Gefühl hin, endlich seinen Beruf gefunden zu haben, daß seine Zuversicht, sein Vertrauen zu sich selbst ihn nicht getäuscht und daß er im Stande gewesen, nicht allein dem Publikum, nein, auch sich selber zu beweisen, er verdiene den Namen eines Künstlers und sei besser als das, wozu man ihn bis jetzt gemacht und gebraucht: ein Ausfüllsel für werthvollere Stoffe.

Wie hatte ihn bis jetzt Alles unterdrückt und unter die Füße getreten, vom Director nieder bis zum Souffleur, der ihm ja hier in seinem eigenen Zimmer gesagt, daß er lieber Schuster oder Schneider werden, aber jedenfalls die Bühne verlassen solle, weil er kein Talent dafür habe! War ihm denn auch nur von Einer Seite Aufmunterung und Trost geworden — nur von Einer Seite? Aber ja, Henriette; sie allein hatte ihn immer getröstet, wenn er schon verzweifeln wollte, sie allein war lieb und freundlich mit ihm gewesen und hatte den armen Ausgestoßenen nie fühlen lassen, wie verloren und verlassen er in der Welt stehe. Und würde er sie wiedersehen? Gott allein wußte es; denn er ging heute Morgen einen ernsten Gang, und jeden Augenblick erwartete er den Freund, einen alten Commilitonen, der hier bei einem Arzt als Famulus eingetreten war, zurück, um zu erfahren, welche Zeit er mit Herrn Handor für ihr bestimmtes Rencontre ausgemacht und besprochen habe.

Und wenn er fiel? — dann mit Gott, er fiel doch ehrenvoll! Er hatte bewiesen und beweisen können, daß er den

Kampf nicht muthwillig und in Ueberschätzung seiner eigenen Kräfte gesucht, sondern daß er dazu durch ungerechtfertigte Mißhandlung und Heruntersetzung gezwungen worden.

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür, und ehe er noch „Herein" rufen konnte, öffnete sich diese und der Erwartete trat ein.

„Nun, Frank, wie steht's?" rief ihm Rebe entgegen. „Wann ist die Zeit? Je eher, desto besser!"

„Höre, Rebe," sagte der junge Mann, „wenn Du Dich absolut schlagen willst, so mußt Du Dir schon einen Andern suchen, denn Handor ist fort!"

„Fort?"

„Ich hörte schon gestern Abend darüber munkeln, mochte Dir aber nichts davon sagen, bis ich mich selber überzeugt hätte; aber es hat seine Richtigkeit. Ausgekniffen nach allen Regeln der Kunst; aber wohl kaum des Duells wegen, sondern mit einer jungen Dame aus einer der ersten Familien der Stadt, der Comtesse Monford, und mit Hinterlassung eines negativen Vermögens von circa zwanzigtausend Gulden."

„Und gestern Abend schon?"

„Vor Dunkelwerden ist er noch gesehen worden; jetzt sucht ihn alle Welt, und wird er wirklich eingebracht, möchte er wohl kaum im Stande sein, Dir Genugthuung zu geben. Sei übrigens froh, denn Du bist auf diese Art die unangenehme Geschichte am besten los geworden."

„Ich begreife noch immer nicht..."

„Du wirst das Nähere schon über Tag hören, denn die ganze Stadt ist voll davon; ich selber habe aber keine Zeit, denn ich muß zu Monfords hinaus, wo gestern ein Mensch, der sich seit einigen Jahren hier im Lande herumtreibt, beim Wildern vom Förster erwischt worden ist und einen bösen Schuß in den Schenkel bekommen haben soll. Also auf Wiedersehen! Sobald ich kann, komme ich zu Dir; die Sache ist aber abgemacht und Du brauchst Dir deshalb nicht weitere Sorgen zu machen." — Und seinen Hut aufsetzend, den er noch nicht einmal abgelegt, schoß er aus dem Zimmer.

Rebe ging eine Weile mit gekreuzten Armen in seinem kleinen Kämmerchen auf und ab. Was war nicht Alles vor-

gefallen in den kurzen Tagen, wie drängte sich Ereigniß auf Ereigniß, und wie würde sich selber jetzt sein Schicksal gestalten? — Handor fort auf Nimmerwiederkehren, denn nach dem Geschehenen wäre ja doch seine Stellung am hiesigen Theater unhaltbar gewesen. Sein eigener Contract war dabei mit dem heutigen Tage abgelaufen, und er sollte jetzt die Stadt verlassen, in der er Alles zurücklassen mußte, an dem sein Herz, seine Seele hing. Und war es doch vielleicht möglich, daß er noch blieb? Waren die freundlichen Worte, die ihm der Director gestern Abend nach der Vorstellung gesagt, nicht blos eine leere Höflichkeitsform gewesen, die er heute vergessen hatte oder vielleicht gar bereute?

Wieder klopfte es laut und herzhaft an, und auf Rebe's „Herein" öffnete sich die Thür und Feodor Strohwisch stand in Lebensgröße auf der Schwelle.

Rebe war in der That erstaunt, denn der gefürchtete Recensent Haßburgs hatte ihn bis jetzt, wie er für ihn in der Kritik nie anders als höchstens in einer höhnischen Bemerkung existirte, kaum eines Blickes gewürdigt, wenn er ihm auf der Straße begegnete, ja, selbst die Form des gewöhnlichen Anstandes so weit außer Acht gelassen, ihm nicht einmal auf einen Gruß zu danken, so daß ihn Rebe von da an ebenfalls ignorirte. Und der besuchte ihn jetzt?

Rebe war so erstaunt, daß er nicht einmal gleich wußte, wie er ihn empfangen solle. Feodor Strohwisch überhob ihn aber aller derartigen Bedenklichkeiten, denn mit der liebenswürdigsten Cordialität streckte er ihm, während er den Spazierstock unter dem Arm und den Hut auf dem Kopf behielt, beide Hände entgegen und rief herzlich und entzückt:

„Lieber, bester Rebe, gestatten Sie mir, daß ich der Erste sei, der Ihnen zu Ihrem gestrigen ungeheuern Erfoge Glück wünscht; Sie können gar nicht glauben, wie ich mich darüber gefreut habe!"

„Herr Doctor," sagte Rebe, der sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen konnte, „das ist in der That eine Ueberraschung, Sie bei mir zu sehen."

„Und das wundert Sie?" sagte Strohwisch vollkommen unbefangen; „ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich Ihr kei-

mendes Talent schon lange im Stillen beobachtet und erkannt habe, wenn ich auch natürlich nicht ahnen konnte, daß es einmal plötzlich in einer solchen Flamme emporlohen würde. Vortreffliches Bild, nicht wahr? Mit Krüger ist aber nichts anzufangen, der reitet so lange auf seinen Steckenpferden herum, bis er sie alle zu Schande geritten hat; denn wäre der meinem Rathe gefolgt, so würde er Sie schon lange anständig beschäftigt haben — aber Gott bewahre!"

„In der That, Herr Doctor?"

„Das können Sie mir glauben," sagte Strohwisch, seinen Hut auf den Tisch stellend und sich selber auf einen Stuhl werfend. Dabei sah er sich augenscheinlich im Zimmer nach etwas um.

„Ich bin Ihnen dann in der That sehr zu Dank verpflichtet," sagte Rebe trocken, „und muß nur bewundern, wie geheimnißvoll Sie das Alles betrieben haben."

„Bescheidenheit, lieber Freund, vielleicht thörichte Bescheidenheit. Aber à propos, haben Sie nirgendwo eine Cigarre? Meine Cigarrentasche muß in einem andern Rock stecken."

„Ich bedaure sehr, ich rauche gar nicht."

„Sie rauchen nicht? Das ist merkwürdig, das müssen Sie sich noch angewöhnen — ein Künstler und nicht rauchen! Sie sind ein ganz außerordentlicher Mensch, Rebe, ein ganz außerordentlicher Mensch!"

Dabei griff er in die Tasche, nahm die in dem andern Rock vermuthete Cigarrentasche, und aus dieser eine Cigarre, biß sie ab und entzündete sie dann mit dem auf dem Tisch neben dem Licht stehenden Streichfeuerzeug.

„Und haben Sie auch schon davon gehört," fragte Rebe endlich, da sein Besuch keine Anstalt machte, das Gespräch wieder aufzunehmen, sondern nur an seiner etwas schwergehenden Cigarre zog, „daß Herr Handor wirklich durchgegangen sein soll?"

„Futsch," erwiderte Strohwisch, indem er den Rauch in einer Wolke von sich blies, „vollkommen futsch! Ich habe es schon lange erwartet; er konnte sich auch hier nicht länger halten, oder wurde vielmehr nur noch künstlich von mir über Wasser getragen. Es war vorbei, er hatte sich ausgespielt;

immer wieder dieselbe Geschichte, eine Rolle wie die andere, ob er den Marquis Posa oder den Wetter vom Strahl, den Max Piccolomini oder den Faust spielte. Das Publikum ermüdete zuletzt und sehnte sich nach einer frischen, natürlichen Kraft, und daher auch der rasende Erfolg, den Sie gestern Abend errangen."

„Aber Herr Handor war hier sehr beliebt."

„Bah, gemacht; jeden Abend zwanzig Freibillets im Theater, und die, richtig vertheilt, können 'was ausrichten. Sie glauben gar nicht, Rebe, was ein einziges Paar Hände im rechten Moment bedeutet, und ich denke, ich habe Ihnen gestern eine Probe davon gegeben, als ich im dritten Act, wie ich das Publikum genugsam vorbereitet glaubte, mit einem Avec einsetzte."

„Sie, Herr Doctor?"

„Nun, versteht sich; daß das ein alter Prakticus war, konnten Sie doch gleich am Zuschlagen hören. Das erste Rennen haben Sie dadurch gewonnen, und jetzt kommt Alles darauf an, wie die Sache gehandhabt wird, um Ihnen ohne allen Zweifel einen bleibenden Erfolg hier zu sichern."

„Das würde wohl nutzlos sein," meinte Rebe, „sich darüber den Kopf weiter zu zerbrechen, denn mein Contract ist mit dem gestrigen Tage abgelaufen. Es war der letzte Abend, der mir Gelegenheit bot, dem Publikum doch wenigstens zu zeigen, daß ich nicht ganz so mittelmäßig sei, als ich bis daher hingestellt worden."

„Schwatzen Sie kein Zeug," sagte Strohwisch mit einer Protectormiene, „Sie jetzt Haßburg verlassen? Denken gar nicht daran — der Director wird doch kein Esel sein und darein willigen!"

„Es wird doch wohl so werden."

„Und wo will er denn einen Andern herkriegen? Glauben Sie, die ersten Liebhaber laufen auf der Landstraße herum, daß man nur einen Gensdarmen hinzuschicken braucht, um sich einen einzufangen? Hahahaha, denken Sie sich das Bild! Nein, wenn das Publikum mit Ihnen hier zufrieden ist, so hat Krüger gar keine Wahl, und wer das Publikum eigentlich hier

in Haßburg ist, Rebe, ich dächte, das wüßten Sie doch — das bin ich."

„Sie, Herr Doctor?"

„Fragen Sie nicht so kindlich. Wer schreibt denn die Recensionen über das hiesige Theater, und in wessen Händen liegt es denn, zu bestimmen, ob ein Künstler hier reüssiren soll oder nicht? Sobald ich meine Hand von ihm abziehe, ist er verloren, so lange ich ihn halte, jubelt ihm das Publikum entgegen — Publikum, wenn ich nur den Namen gar nicht mehr hören müßte! Es ist eine zusammengelaufene, urtheilslose Masse, die nur in höchst seltenen Fällen, selbst im Theater drin, eine eigene Meinung kundzugeben wagt, bis sie erst einmal gehört und gelesen hat, wie die Sache besprochen ist."

„Aber gestern Abend war doch das Gegentheil der Fall."

„Weil ich zu applaudiren an fing!" rief Strohwisch leidenschaftlich. „Tausendmal haben Sie ja den Beweis mit einem neuen Stück; sitzen sie nicht drin wie die Stöcke und rühren keine Hand, bis sie erst am nächsten Morgen gelesen haben, wie das Stück gefallen hat. Und applaudiren sie wirklich einmal und rufen heraus, und ich beweise ihnen am nächsten Morgen, daß sie sich blamirt haben, sehen Sie einmal zu, ob nachher bei der zweiten Aufführung noch zehn Menschen im Theater sind!"

„Sie mögen in mancher Hinsicht nicht Unrecht haben."

„In mancher Hinsicht? Lieber Freund, ich habe in jeder Hinsicht Recht. Wer applaudirt denn im Theater? Beantworten Sie mir einmal die Eine Frage. Der erste Rang? Fällt ihm gar nicht ein, das schickt sich nicht für das vornehme Pack und strapazirt die Glacéhandschuhe auch zu sehr, denn man kann sich nicht alle acht Tage ein Paar neue kaufen. Das Parterre ist's, das den Ton angiebt, und der dritte Rang bildet das Echo und macht den Spectakel, und fängt jedesmal deshalb an heraus zu schreien, weil sie den Vorhang noch einmal wollen aufgehen sehen und dadurch etwas mehr für ihr Geld bekommen. Wer sitzt aber im Parterre? Der ehrliche Bürger, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Bierbrauer, Metzger, Posamentirer, lauter Leute, die sich blos für eine Kleinigkeit amüsiren wollen und von

denen Sie nicht verlangen können, daß sie auch gleich ein fertiges Urtheil mit hineinbringen. Diese Leute repräsentiren das Publikum, und der erste Rang, so sehr er auch die Nase darüber rümpfen würde, wenn man ihm vorhalten wollte, daß er sich gerade von diesen in seinem eigenen Urtheil bestimmen lasse, besteht doch aus nichts als aufgeputzten Gliederpuppen, die Entrée bezahlen, das Theater füllen und höchstens untereinander raisonniren."

„Dann muß ich schon meine Chance nehmen, wie sie eben fällt," sagte Rebe achselzuckend, denn Doctor Strohwisch fing an ihm unangenehm zu werden. „Wir wollen's abwarten. Sie haben mich gestern so freundlich aufgenommen, daß ich wohl hoffen darf, sie werden mir auch ein freundliches Andenken bewahren."

„Andenken? Phantasie!" sagte Strohwisch. „Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Krüger Sie fortläßt, er darf es gar nicht, oder er hätte mich auf dem Halse, und das riskirt er nicht. Nein, betrachten Sie Ihr Wieder-Engagement als vollkommen gesichert; und dann, lieber Rebe, haben Sie keine Sorge, ich mache die Geschichte, ich weiß Bescheid, und Sie sollen einmal sehen, in acht Tagen kräht kein Hahn mehr nach Handor und Sie spielen eine von seinen Rollen nach der andern ruhig weg."

„Sie malen mir die Zukunft sehr verführerisch, Herr Doctor," lächelte Rebe, „aber die Hauptsache würde ich doch wohl machen müssen, wenn es wirklich dazu käme. Wenn die Kritik dabei ein wenig nachsichtig mit mir verfahren wollte, so würde ich das dankbar anerkennen, denn ich kann wohl sagen, ich bin durch mein langes Zurückhalten in kaum mehr als Statistenrollen auch kaum mehr als ein Anfänger jetzt und muß wieder von Neuem beginnen."

„Und was zahlen Sie für die Spalte Honorar?" sagte der Doctor, der mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit, die nichts zu wünschen übrig ließ, auf den Hauptpunkt übersprang.

„Zahlen für die Spalte?" sagte Rebe wirklich überrascht, denn nach seinen Ansichten von Ehrgefühl war es doch nicht denkbar, daß der „Doctor" damit sagen wollte, er wünsche

seine Recensionen von ihm bezahlt zu haben. „Ich verstehe Sie nicht."

„Sie sind wirklich kindlich," lächelte Doctor Strohwisch; „Sie wissen doch, daß ich meine Recensionen stets honorirt bekomme."

„Aber doch nicht von dem Schauspieler!" rief Rebe ordentlich erschreckt.

„Nein, nicht von allen," sagte der Doctor, „aber die haben sich die Folgen dann auch selber zuzuschreiben."

Rebe war ein seelensguter Mensch und hätte sich lieber das Aeußerste versagt, ehe er im Stande gewesen wäre, irgend Jemanden wissentlich zu beleidigen. Bei dieser Unverschämtheit, von der er bis jetzt wirklich noch keinen Begriff gehabt, kochte ihm aber doch das Blut, und er mußte sich Mühe geben, an sich zu halten.

Strohwisch dabei, mit keiner Ahnung, was in dem jungen Künstler vorging, und in der Meinung, er überlege jetzt mit sich im Stillen, was er ihm etwa bieten könne, sah ihn freundlich lächelnd an und blies ihm dazu den Rauch seiner Cigarre in's Gesicht.

„Nun?" fragte er endlich.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Doctor," erwiderte ihm Rebe mit mühsam errungener Fassung. „Erstlich ist die Sache mit einem Wieder-Engagement hier noch im weiten Felde, ich glaube noch nicht einmal daran; wenn das aber auch wirklich eintreten sollte, so bin ich fest entschlossen, was ich erreiche, auch nur mir selber zu verdanken und nie im Leben eine gute Kritik zu bezahlen, wenn ich sie mir nicht ehrlich verdient habe. Ich werde mir die größte Mühe geben, ich werde fleißig lernen, und daß ich der Sache Lust und Liebe entgegenbringe, deß ist Gott mein Zeuge. Mehr kann aber auch kein Mensch von mir verlangen, und genüge ich damit dem Publikum nicht, gut, dann setze ich meinen Stab weiter und will versuchen, mich zu vervollkommnen, bis ich den Rang erreicht habe, nach dem ich strebe. Genüge ich ihm aber und finden Sie selber, daß ich meinen Platz ausfülle, dann muß ich es Ihnen auch selber überlassen, was Sie darüber schreiben wollen."

„Mein lieber Herr Rebe," sagte Strohwisch trocken, „mit diesen Grundsätzen brauche ich kein Prophet zu sein, um Ihnen zu sagen, daß Sie schon in den nächsten acht Tagen ausgepfiffen werden."

„Herr Doctor!"

„Auf mein Wort, gar keine Frage," lächelte Strohwisch; „ein Recensent ist nun einmal nicht im Stande neutral zu bleiben. Entweder interessire ich mich für oder gegen Sie, und jetzt haben Sie noch die Wahl. Seien Sie vernünftig," setzte er dann mit gutmüthigem Kopfschütteln hinzu; „sehen Sie, ein Mensch kann ja doch nun einmal nicht mit seinem Schädel durch eine Mauer rennen, und wie die Welt ist, ändern Sie sie ja doch nicht. Wir wollen die Sache aber einfacher machen, Sie kennen doch das Institut der Lebensversicherungen, nicht wahr? Nun gut; sehen Sie, wie Sie dort Ihr Leben oder in einer andern Anstalt Ihre Möbel, Wäsche und Kleider gegen eine Feuersbrunst versichern können, so versichern Sie bei mir Ihre Carrière als Künstler, und ich will nicht hart mit Ihnen sein: fünf Procent von Ihrer Gage — beim Himmel, Sie dürfen sich nicht über mich beklagen, und die ganze Geschichte kostet Sie im höchsten Fall lumpige hundert Thaler das ganze Jahr."

„Und wenn ich es für hundert Groschen, ja, für hundert Pfennige haben könnte," rief Rebe jetzt, von seinem Stuhl emporspringend und wirklich ganz außer sich, „so würde ich mich vor mir selber schämen, einen solchen — Patron zu bestechen, wie Sie sich mir eben gezeigt haben!"

„Bitte," sagte Strohwisch, sich mit spöttischer Höflichkeit von seinem Stuhl erhebend, aber doch nicht gewillt weiter zu gehen, denn Rebe war von sehniger Statur und muskulös gebaut. „Ich sehe, Sie sind kein Geschäftsmann, Herr Rebe, und bedauere wirklich herzlich, Ihre werthvolle Zeit heute Morgen so lange in Anspruch genommen zu haben. Ob Sie recht daran gethan, mein freundliches Entgegenkommen in solcher Art zurückzuweisen, mag die Zeit lehren. Für jetzt habe ich die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen!" Und seinen Hut aufgreifend, verließ er mit einer sehr förmlichen Verbeugung das Zimmer.

Rebe fühlte sich eine Last von der Seele genommen, als der Mensch ging; denn so lange er sich in seiner Nähe befand, war es ihm ordentlich, als ob irgend ein böser Geist Macht über ihn gewinnen und ihn von seinem ehrlichen Pfade ablenken wollte. Aber kehrte er noch einmal zurück? Draußen knarrte wieder die Treppe. Aber nein, das waren zwei Personen; er hörte Stimmen. Es wurde wieder geklopft.

„Herein!"

„Bitte, nach Ihnen, ich bin hier zu Hause!" hörte er Jemanden sagen. Das war Peters. Die Thür öffnete sich weit und der Theaterdiener nöthigte auch wirklich — Rebe's Herz schlug hoch — Henriettens Vater zuerst hinein.

Jeremias hielt sich aber nicht lange bei der Vorrede auf. Er ging auf Rebe zu, reichte ihm herzlich die Hand und rief: „Mein lieber Rebe, ich komme hierher, um Ihnen Abbitte zu thun."

„Mir, Herr Stelzhammer?"

„Ich habe Sie im Verdacht gehabt, daß Sie kein Schauspieler wären und die Geschichte nur so aus Plaisir mitmachten; ich bin jetzt aber anderer Meinung darüber. Bleiben Sie dabei, Sie gehören nirgends anders hin, und — ich hoffe, es soll noch Alles gut werden."

„Mein bester Herr..."

„Nicht wahr, er hat seine Sache gut gemacht!" rief Peters, der selber mit stolz auf den gestrigen Erfolg war, den der Director allerdings auch seinen Beinen zu verdanken hatte. — „Ja, ganz brav hat er's gemacht, und hier, Herr Rebe, auch ein Brief vom Director. Sollen um zwölf Uhr einmal zu ihm in's Bureau kommen, verstehen schon — gratulire im Voraus."

„Und haben Sie bis dahin noch etwas vor?"

„Nicht das Geringste, Herr Stelzhammer."

„Schön; hätten Sie etwas dagegen, mich einmal zu begleiten?"

„Wohin, Herr Stelzhammer?"

„Nu, natürlich in den Italienischen Keller," sagte Peters mit einem verschmitzten Lächeln; „wohin kann man einen Menschen um diese Tageszeit wohl führen? Aber, Donner-

wetter, was wollte denn der Doctor Strohwisch schon bei Ihnen — pumpen? Natürlich! Halten Sie sich den zum guten Freunde, wenn ich Ihnen rathen soll; er hat ein bitterböses Maul."

„War das der Herr, dem wir auf der Treppe begegneten?"

„Ja wohl, mit den kurzen Haaren und dem mopsigen Gesichte; aber er hat's hinter den Ohren. Na, ich muß jetzt fort; vergessen Sie nicht, um zwölf Uhr. Guten Morgen, meine Herren!" Und wie ein Pfeil schoß er wieder aus der Thür hinaus.

„Und wohin soll ich Sie begleiten?"

„Das war der Theaterdiener, nicht wahr?"

„Ja, Peters."

„Wohin Sie mich begleiten sollen? Wohin Sie wahrscheinlich recht gern mitgehen," lächelte der kleine Mann. „Sie wissen, was mein Schwager Pfeffer von Ihrer Bewerbung um Jettchen hielt — bitte, lassen Sie mich ausreden. Pfeffer kennt das Theater durch und durch, und mit keiner Aussicht, daß Sie sich je eine unabhängige Stellung dabei erringen könnten, hielt er es für seine Pflicht, ein Verhältniß abzubrechen, das, wie er fürchtete, für Jettchen nur vergebliche Hoffnungen hatte und aus dem doch nie etwas Ernstes werden konnte. Gestern Abend nun, oder vielmehr noch diese Nacht, habe ich mit ihm die Sache überlegt, und wir sind Beide zu dem Schluß gekommen, daß Sie..." Hier stak er fest, denn er wußte jetzt nicht recht, wie er dem ihm mit hochgerötheten Wangen gegenüber sitzenden jungen Mann die Sache weiter auseinander setzen sollte.

„Und erlauben Sie mir, daß ich Henriette wiedersehen darf?" sagte endlich Rebe mit leiser Stimme.

„Hurrjeh, deshalb bin ich ja hergekommen," rief Jeremias, der sich dadurch mit Einem Mal aller Verlegenheit enthoben sah. „Jetzt, auf den Ruck wollen wir hingehen! Ich sage Ihnen, daheim ist es ein wahrer Jammer die Zeit über gewesen, so hat sich das arme Ding, das Jettchen, heimlich gesorgt und abgequält, und die Mutter ist dabei immer elender und miserabeler geworden. Heute blüht Jettchen wie eine junge Rose und singt im Hause herum, daß es eine Lust ist."

„Mein lieber Herr Stelzhammer!“

„Machen Sie nur rasch, mir brennt's ordentlich unter den Sohlen,“ rief Jeremias; „weiß Gott, es war kein Spaß, das Leiden den ganzen Tag mit anzusehen und nichts dabei thun zu können! Der Hamlet hat die ganze Geschichte wieder auf die Strümpfe gebracht, und wenn Sie jetzt in Gang bleiben, ist mir auch nicht bange.“

Es mochte etwa elf Uhr Morgens sein, als der junge Graf Hubert, sein braves Pferd in Schweiß gebadet, in die Stadt zurückkehrte. Er war seit Tagesanbruch draußen gewesen und sah wild und verstört aus. Sein Gesicht glühte dabei und seine Augen waren wie mit Blut unterlaufen.

Den Weg herunter kam in einem scharfen Trab George. Er hatte Hubert's Pferd erkannt und wollte ihn sprechen.

„Um Gottes willen, Hubert, wo bist Du gewesen?“ rief er den Freund erschreckt an. „Wie siehst Du aus?“

„Du freilich siehst aus, als ob Du von einer Morgenpromenade kämest,“ erwiderte gereizt der junge Graf. „Wo ich war? Und das fragst Du auch noch? Den Flüchtigen nach. Beim ewigen Gott, hätte ich ihn erreicht, seine Minuten wären gezählt gewesen!“

„Und Du hättest Dich selbst unglücklich dadurch gemacht!“

„Unglücklich? Beim Teufel, glaubst Du, daß ich jetzt glücklich bin, wo die ganze Stadt mit Fingern auf mich deuten wird? Tod und Hölle, ich möchte rasend werden, wenn ich darüber nachdenke!“

George seufzte tief auf. Wie gern hätte er den Freund getröstet, aber war er nicht selber jeden Trostes bar? Seine arme, arme Paula! —

„Handor hat wie ein Schuft gehandelt!“ sagte er endlich düster.

„Wer?“ schrie Hubert mit einer vor innerer Bewegung fast unhörbaren Stimme, indem er den Arm George's krampfhaft ergriff und nur wieder loslassen mußte, weil er sein

Pferd zugleich mit den Sporen berührte und dieses mit ihm nach vorn sprang. Hubert, überdies schon zum Aeußersten gereizt, stieß ihm die Sporen jetzt fest in die Seiten, und zugleich es am Zügel zurückreißend, mißhandelte er das Thier, daß es vor Angst und Schmerz kaum stehen konnte. Aber er hatte keinen Sinn für sein Roß, nur gegen George zu riß er es wieder herum, und mit heiserer Stimme wiederholte er: „Wer, sagtest Du, wer?"

„Handor, der Schauspieler," erwiderte George; „es ist kein Zweifel mehr, und Gott nur weiß es, wie er das Herz des armen Kindes so zu berücken mußte!"

„Handor? Hahahahahaha," lachte Hubert jetzt wild und grell auf, „das ist zum Todtschießen! Handor, der Komödiant, mit der Comtesse Monford, der Braut des Grafen Bolten, bei Nacht und Nebel und vom Verlobungsschmaus weg, so recht zum Hohn entflohen! Und daher Deine Freundschaft mit diesem Menschen, die ich mir bisher nicht zu erklären wußte; daher Deine heimlichen Zusammenkünfte und Berathungen mit ihm!"

„Hubert, Du weißt nicht, was Du sprichst!" rief George.

„Weiß ich's nicht?" lachte Hubert in aufkochendem Zorn. „Und weil Ihr mich zum Tölpel gemacht und meine Gutmüthigkeit benutzt habt, glaubst Du, daß ich meine Sinne nicht wiederfände?"

„Du bist rasend, die Leute werden schon aufmerksam!"

„Aufmerksam? Hahaha, in der ganzen Stadt wird wahrscheinlich jetzt von nichts Anderem gesprochen, und mit Fingern werden sie gleich auf uns zeigen: Da, das ist der Bräutigam, dem die Braut davongelaufen, und das da der Bruder, der sie zusammengekuppelt hat!"

„Du bist von Sinnen, Hubert!" rief George, der Mitleid mit der Leidenschaft des Freundes fühlte. „Reite nach Hause und beruhige Dich erst, dann wollen wir Alles besprechen; jetzt und in diesem Zustand kannst Du mich nicht beleidigen." Und damit lenkte er sein Pferd ab und wollte den Weg hinabreiten.

„Kann ich Dich nicht beleidigen, Kuppler?" schrie in diesem Augenblick der fast außer sich Gerathene, indem er sein schon

überdies halb wild gewordenes Thier mit den Sporen in mächtigen Sprüngen nach vorn trieb, daß es in wenigen Sätzen George's Pferd eingeholt hatte. „So nimm das wenigstens zum Lohn!" Und ehe es George verhindern oder den Schlag pariren konnte, hieb er ihm mit der schweren Reitpeitsche mit voller Kraft am Kinn herunter über die Brust.

George zügelte im Nu sein Thier ein. Er war todtenbleich geworden; aber so bleich und starr sein Antlitz war, so ruhig hielt er sich im Sattel, und wie Hubert sein springendes Thier nur erst einmal wieder gebändigt, sagte George mit eisiger Kälte:

„Gott vergebe Dir Deinen Wahnsinn, ich kann es nicht, das fordert Blut!"

„Hab' ich Dich endlich warm gemacht?" lachte der junge Graf höhnisch, und seinem Pferd die Zügel lassend, flog er mit ihm in Carrière die Allee entlang.

25.

Wie das Glück wechselt.

In ihrem freundlichen Boudoir saß Helene, scheinbar mit einer kleinen Arbeit beschäftigt; aber ihre Gedanken waren weit von da, und nicht einmal der Kinder achtete sie mehr, die neben ihr auf dem Teppich spielten und aus einem mächtigen Baukasten Schlösser aufzurichten suchten, um sie nachher von Günther's Bleisoldaten stürmen und der Erde gleichmachen zu lassen. Und wie sie dann jubelten und lachten, wenn der stattliche Bau, den sie schon wenigstens noch einmal so hoch als Mamas Fußbank aufgerichtet, polternd in sich zusammenstürzte und Helenchen dann mit den kleinen Patschchen, vor Freude aufkreischend, dazwischen herumstrich, damit auch nicht ein Stein auf dem andern blieb!

Man sagt: Kinder zerstören gern; aber es ist nicht wahr. Nur neubilden wollen sie, nur dem, was sie besitzen, eine andere Form und Gestalt geben, und daß sie dabei leichtsinnig mit dem, was ihnen gegeben, umgehen und nach der Zerstörung oft nicht wieder im Stande sind, das Geschehene ungeschehen zu machen — ist es ihre Schuld, und thun wir großen, erwachsenen Menschen nicht so oft, oh, so entsetzlich oft im Leben genau dasselbe?

Und die Mutter sah das Alles nicht, hörte nicht einmal den Jubel der Lieblinge über eine vollbrachte diminutive Heldenthat, und leise tropften dann und wann große, helle Thränen von ihren Wangen nieder und auf die Arbeit, daß sie das Tuch zu Hülfe nehmen mußte, um nur wieder klar sehen zu können.

Geräuschlos war Felix eingetreten; aber kaum hatten ihn die Kinder bemerkt, als sie aufsprangen und sich jubelnd an seine Kniee hingen; er konnte sich ihrer kaum erwehren, und die Mutter wischte indessen rasch und verstohlen die verrätherischen Tropfen weg, daß der Gatte sie nicht sehen sollte.

„Helene," sagte Felix und schlang leise seinen Arm um sie, „mein liebes, liebes Frauchen, immer noch die trüben, traurigen Gedanken?"

„Ach, Felix," seufzte die junge Frau, „soll ich fröhlich sein, wenn ich an das Schicksal der armen Paula denke?"

„Es ist unerklärlich," rief Graf Rottack, indem er sie losließ und zum Fenster trat, „rein unerklärlich, wie das scheue, schüchterne Wesen nicht allein zu diesem Entschlusse, nein, zu der Ausführung desselben gelangte; denn hätte mir Jemand vorher gesagt, daß gerade Paula so selbstständig, so rücksichtslos selbstständig auftreten könne, ich würde ihn für thöricht erklärt haben."

„Und ist es bestätigt, daß sie mit jenem Schauspieler entflohen ist?"

„Das Gerücht in der ganzen Stadt sagt allerdings Ja, und es bleibt uns beinahe nichts Anderes zu glauben übrig, als ihm beizustimmen. Handor ist gestern Abend, etwa zu der nämlichen Zeit verschwunden, so daß ein junger Anfänger im Theater seine Rolle übernehmen mußte, und leider lautet das,

was ich über jenen Handor heute Morgen in der Stadt hörte, trostlos genug für Paula's künftiges Lebensglück."

„Arme, arme Paula!"

„Daß sich die Eltern versöhnen ließen, daran ist nun vollends kein Gedanke," fuhr Felix fort, „und ich fürchte, ich fürchte, das unglückliche junge Mädchen hat einem leichtsinnigen, gewissenlosen Menschen ihre ganze Zukunft anvertraut!"

„Und kann denn gar nichts geschehen, um sie zu retten?"

„Es ist die Frage," sagte Felix ernst, „ob ihr Vater unter dem ersten Eindruck dieser tödtlichen Kränkung auch nur den Versuch dazu machen wird, und nachher — ist es zu spät. — Aber wer ist das? George Monford — großer Gott, wie todtenbleich er aussieht!"

Es war in der That George, der in diesem Augenblick vor dem Gartenthor abstieg und sein Pferd am Zügel in die innere Einfriedigung hineinziehen wollte. Felix sandte augenblicklich einen Diener hinaus, um es ihm abzunehmen, und wenige Minuten später betrat der junge Graf das Zimmer, in dem die beiden Gatten sich befanden.

Beide begrüßten ihn auf das Herzlichste. George selber war aber so bewegt, daß er anfangs gar nicht im Stande schien, ihre freundlichen Worte zu erwidern. Endlich sagte er leise:

„Was müssen Sie von mir denken, wenn ich schon wieder mit einer Bitte nahe, die aber dieses Mal freilich keinen heitern Scherz betrifft!"

„Lieber Graf," sagte Rottack herzlich, „Sie wissen, wie willkommen Sie uns immer waren, aber nie mehr, als gerade jetzt, wenn Sie uns Hoffnung machen, daß wir Ihnen in Ihrem Schmerze beistehen können!"

George erwiderte kein Wort, aber er preßte fest die Hand, die er in der seinigen hielt. Sie wurden gestört, denn die Bonne kam herein, um die Kinder abzuholen, und Helenchen wollte nicht mitgehen, weil Günther noch einen kleinen Thurm aufgebaut hatte, den sie vorher umwerfen mußte. Der Vater ließ sie gewähren, und indeß sie das Zimmer verließen, hatte George auch seine volle Ruhe wiedergewonnen. — Kaum schloß sich die Thür hinter ihnen, als er leise sagte:

„Sie wissen Alles, was gestern vorgefallen, und insofern ist es mir eine Erleichterung, daß ich das Entsetzliche nicht zu wiederholen brauche. Wohin sich Paula gewandt, ist unbestimmt, nur die Richtung, welche der Wagen letzte Nacht genommen haben muß, oder wir würden ihn sicher überholt haben, macht es wahrscheinlich, daß sie nach dem Rhein zu geflohen. Wer aber soll sie dort in jetziger Zeit, wo Tausende von Fremden auf und ab schwärmen, verfolgen? Trotzdem hatte ich die Absicht, die Reise heut Abend anzutreten; es ist aber möglich, daß ich daran verhindert werde, und in diesem Fall möchte ich Sie dringend bitten, Ihre Bemühungen mit den meinigen zu vereinigen."

„Oh, so gern, so gern," rief Helene, „wenn wir nur eine Andeutung bekommen können, nach welcher Himmelsgegend das unglückliche Kind entflohen!"

„Wohl ist sie ein unglückliches Kind," sagte George ernst, „denn ich fürchte, sie gerieth in schlimme Hände; aber das zu bedenken ist jetzt zu spät, und nur den Versuch müssen wir noch machen, sie zu retten, ehe sie ganz verloren geht."

„Und was sagen Ihre Eltern?"

„Von denen ist nichts zu hoffen," seufzte George. „Die Mutter ist unerbittlich, und nur den Vater könnte ich vielleicht noch gewinnen, wenn nicht ein anderes Hinderniß dazwischen träte. Paula war immer des Vaters Liebling, mit seiner ganzen Seele hing er an der Schwester; deshalb traf ihn auch gestern die Schreckenskunde mit so furchtbarer Schärfe, daß wir schon das Schlimmste fürchteten. Er war ganz außer sich und phantasirte mit offenen Augen. Heute hat er sich erholt; er scheint die Nacht ruhig geschlafen zu haben und war heute Morgen, als ich das Schloß verließ, schon auf und am Fenster. Armer alter Mann, und was steht ihm vielleicht noch bevor!"

„Geben Sie die Hoffnung noch nicht auf," rief Helene bewegt, „Gott kann noch Alles zum Besten lenken!"

„Ja," sagte George leise, „aber bis dahin müssen wir thun, was in unseren Kräften steht. Ich weiß nicht, woher es kommt," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „aber zu Ihnen, Frau Gräfin, und zu Ihrem Gatten habe ich mich

vom ersten Moment hingezogen gefühlt, habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und es war mir wunderbarer Weise immer, als ob wir uns eigentlich gar nicht so fremd, als ob wir schon lange mit einander bekannt, befreundet gewesen wären. Das gab mir damals den Muth, sogleich ohne Weiteres zu Ihnen zu kommen und Sie um Beistand in einer Sache zu bitten, die jetzt freilich anders geendet hat, als ich damals dachte. Ihnen, Frau Gräfin, empfehle ich jetzt auch meine Paula. Ich weiß, mit welcher Liebe die Schwester, der es genau so ging, an Ihnen hing, wie oft sie in der kurzen Zeit von Ihnen sprach. Seien Sie ihr eine Schwester, wenn ich — vielleicht verhindert werden sollte, das auszuführen, was ich heute begonnen."

„Hier haben Sie meine Hand darauf," sagte Helene, während sich ihre Augen mit Thränen füllten; „wir werden sie wiederfinden, und was treue Liebe vermag, sie zu trösten, ihr zu helfen, soll gewiß geschehen."

„Ich danke Ihnen," sagte George gerührt; „ich war davon überzeugt, ehe ich zu Ihnen kam, und jetzt gehe ich fröhlicher an meine Arbeit, da ich weiß, daß ich meine arme Paula nicht fremd, nicht hülflos ihrem Geschick begegnen sehe. Sie haben mir eine schwere Last von der Seele genommen."

„Aber wollen Sie denn fort von hier?"

„Wahrscheinlich auf eine kurze Zeit, es ist wenigstens möglich, und da ich rasch abgerufen werden könnte, wollte ich doch nichts versäumt haben. Ich komme auch eben vom Telegraphenamte, wo ich in jener Richtung an vier verschiedene Freunde in verschiedenen Orten telegraphirt habe. Für den Fall aber, daß ich nicht hier sein sollte, gab ich Ihre Adresse auf; Sie sehen, Frau Gräfin, wie fest ich auf Ihre Güte rechnete."

„Aber Paula wird doch gewiß unmittelbar an ihre Eltern schreiben," sagte Felix

„Ich glaube es auch, aber ich fürchte, meine Mutter nimmt, in der ersten Zeit wenigstens, keine Briefe von ihr an, und der Vater ist so leidend, daß ich nicht auf ihn rechnen kann."

„Großer Gott," seufzte Helene, „welches Unheil kann ein

einziger schlechter Mensch über eine glückliche Familie bringen, und wie furchtbar schnell fiel der Schlag!"

„Furchtbar schnell," wiederholte George leise und fast tonlos die Worte, „ganz furchtbar schnell, und wir waren so glücklich, so ahnungslos glücklich! Aber es hat nicht sein sollen," fuhr er plötzlich mit fester Stimme und sich wieder hoch aufrichtend fort, „und da es einmal geschehen, müssen wir dem Schicksal trotzig die Stirn bieten."

„Sie wollen schon fort?"

„Ja, ich habe heute Morgen noch viel zu thun."

„Sie sind ganz blutig am Kinn, Graf George."

„Noch ein Andenken dieser Nacht," sagte George, während ihm das Blut in die Schläfe stieg, „ich hatte einen wilden Ritt. So leben Sie wohl, Herr Graf, leben Sie wohl, Frau Gräfin, Gott schütze Sie und lohne Ihnen, was Sie an meiner Schwester thun!"

Er drückte Beiden die Hand, wandte sich rasch ab und verließ das Haus, um draußen sein Pferd wieder zu besteigen.

In der nämlichen Zeit, in welcher George Monford Rottacks besuchte, schritt Rebe an Jeremias' Seite Pfeffer's Wohnung zu, und wie leicht und wie glücklich schlug ihm dabei das Herz!

Noch hatte er nicht alle Schwierigkeiten besiegt, das wußte er recht gut, ja, eigentlich war nur der erste Schritt auf seiner Bahn gethan; aber er war doch gethan, es war ihm doch gestattet worden, in die Arena einzutreten, und seiner eigenen Kraft anheimgestellt, den Sieg zu erringen, und mehr verlangte er ja nicht, mehr hatte er nie verlangt. Was jetzt auch kommen mochte, er konnte doch erproben, ob er wirklich im Stande sei, eine ehrenvolle Stellung auszufüllen, und dann, wenn das nicht möglich war, mit dem Bewußtsein zurücktreten, sein Aeußerstes versucht zu haben. Gelang es ihm aber, blieb er Sieger, dann war auch sein heißester Seelenwunsch erfüllt, das Ziel seines ganzen Strebens erreicht, und er sah eine Laufbahn vor sich, deren Lasten und Mühen selbst nur so viel

Genüsse für ihn waren, weil eben seine ganze Seele daran hing, sein ganzes Streben dem gewidmet war.

Und wie lieb und freundlich wurde er oben im Hause von Allen empfangen! Wie hold erröthend trat ihm Henriette entgegen, und wie ganz verändert war selbst der sonst immer mürrische und verdrießliche Fürchtegott Pfeffer gegen ihn geworden!

„Rebe," sagte er, sowie dieser nur das Zimmer betrat, indem er ihn bei einem Knopf erwischte, „Sie sind ein verfluchter Kerl. Sie haben sich gestern Abend vortrefflich herausgebissen, und wenn Sie auch wirklich nicht in Haßburg bleiben, was aber doch vielleicht der Fall ist, so werden Sie Ihr Glück auf jeder Bühne machen."

„Herr Pfeffer, Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue..."

„Ist auch gar nicht nöthig," unterbrach ihn Pfeffer, „ich wollte Ihnen auch nur sagen, daß es mir leid thut, früher grob gegen Sie gewesen zu sein; aber Sie dürfen es mir auch nicht übel nehmen, denn was für ein trauriges Exemplar der menschlichen Gesellschaft ein schlechter Schauspieler ist, wissen Sie wahrscheinlich besser, als ich es Ihnen sagen könnte."

„Aber, Fürchtegott, so laß uns auch einmal zu Worte kommen," bat die Frau, welche heute aber viel wohler schien, als sie bis jetzt gewesen. Ihre Wangen hatte ordentlich etwas Farbe bekommen und ein liebes, freundliches Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Bin schon fertig," brummte Pfeffer; „'s ist doch merkwürdig, daß Frauen nie leiden können, wenn ein Anderer spricht."

„Mein lieber Herr Rebe," sagte Henriettens Mutter, dem jungen Mann die abgemagerte Hand entgegenstreckend, „es hat uns Alle recht herzlich gefreut, als wir Ihren gestrigen Erfolg gehört; Gott wird Sie ja weiter führen und noch Alles zum Guten lenken."

„Meine liebe, verehrte Frau," rief Rebe bewegt, „seien Sie versichert, daß ich alles in meinen Kräften Stehende thun

werde, um weiter zu kommen, und schon daß ich Ihnen dies sagen darf, ist mir ein großer Trost."

„Er stichelt," meinte Pfeffer.

„Und Jettchen?" sagte Rebe leise, indem er seine Hand gegen sie ausstreckte.

„Ich habe es fest geglaubt, daß Sie Ihr Ziel erreichen würden," flüsterte das junge Mädchen, das wie mit Purpur übergossen da stand, indem es die dargebotene Hand schüchtern nahm.

„Na, dann ist die Geschichte ja abgemacht," rief Pfeffer, „und viel besser, als ich gedacht habe, denn ich hatte mich schon wieder vor einer Ueberschwemmung gefürchtet. Aber wo willst Du denn hin, Jeremias?"

„Bin gleich wieder da, warte nur einen Augenblick," rief der kleine Mann. Er hatte bis jetzt an der Thür gestanden und ein paar Mal hinausgehorcht. Jetzt kam Jemand die Treppe herauf, und wenige Minuten später kehrte Jettchen's Vater mit einer Flasche Champagner unter jedem Arm zurück, die er unbedingt unterwegs bestellt haben mußte.

„So," rief er, „und nun trinken wir vor allen Dingen erst einmal die Gesundheit des neuen Liebhabers — und Guste auch mit."

„Aber darf ich Wein trinken?"

„Du? Erst recht, daß Du wieder zu Kräften kommst," rief Pfeffer. „Der Rebe scheint überhaupt auch, wie er bis jetzt ein heimlicher erster Liebhaber war, ein heimlicher erster Doctor zu sein, denn die Geschichte von gestern Abend hat Dich mehr auf den Strumpf gebracht, als bisher alle Medicinflaschen. Apropos, Rebe, haben Sie den Director schon gesprochen?"

„Ich erhielt vor einer halben Stunde etwa einen Brief von ihm, worin er mich bittet, um zwölf Uhr auf das Bureau zu kommen."

„Bittet — so? Haben Sie ihn bei sich."

„Hier ist er."

„Lassen Sie einmal sehen. „Mein lieber Herr Rebe!" Wie der Lump freundlich sein kann, wenn's ihm auf den Nägeln brennt. „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie

mich um zwölf Uhr heute Morgen auf meinem Bureau besuchen wollten. Ich habe Ihnen eine erfreuliche Mittheilung zu machen." Glaub' ich ihm, dem Cujon! „Ihr ganz ergebenster Krüger, Director." 's ist unglaublich," rief Pfeffer, mit der Hand in den Brief schlagend, „und wie schreibt er sonst!"

„Aber, Onkel," sagte Jettchen, „Herr Rebe ist ja doch nicht mehr bei ihm engagirt!"

„Ach was da, er hätte 'mal gestern nicht sollen den Hamlet spielen und heute Morgen Herrn Director Krüger um eine Unterredung gebeten haben, möchte sehen, wie der Brief gelautet haben würde! Aber wie viel Uhr ist's jetzt?"

„Halb Zwölf."

„Also nun erst anstoßen auf das Wohl unseres ersten jugendlichen Liebhabers," rief Jeremias und ließ in dem nämlichen Augenblick einen Pfropfen knallen, als ein scharfer Schrei in der Thür ausgestoßen wurde.

„Oh, mein Gott, haben Sie mich erschreckt!" stöhnte Fräulein Bassini, die auf der Schwelle stand

„Ob die nicht jedesmal zum rechten Moment kommt," rief Pfeffer lachend; „na, her, Alte — noch ein Glas, Jettchen!"

„Alte? Fürchtegott, ich verbitte mir Deine Grobheiten! Aber, mein lieber Herr Rebe, Sie haben uns Alle gestern Abend..."

„Die Geschichte ist lange abgemacht," rief Pfeffer, ihren Arm fassend und sie auf einen Stuhl ziehend.

„Aber ich darf doch..."

„Champagner trinken, gewiß; da stoß mit Horatius an, denn er muß fort, um ein neues Engagement abzuschließen."

„Also wirklich?" rief Fräulein Bassini entzückt. „Oh, da gratulire ich von ganzem Herzen!"

„Und Rebe soll leben, vivat hoch!" rief Pfeffer.

Pfeffer war überhaupt in einer überaus aufgeregten Stimmung, litt aber trotzdem nicht, daß Rebe über eine Minute seiner Zeit blieb, damit er den Director nicht warten ließ. Das schickte sich nicht für einen jungen Künstler, wie er meinte. Er mußte aber versprechen, ihnen gleich nachher das Resultat

mitzutheilen, und dann drückte er ihm selber den Hut auf den Kopf und schob ihn zur Thür hinaus.

Rebe fand den Director in seinem Bureau mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab gehen.

„Mein lieber Herr Rebe," rief er und streckte ihm die Hand entgegen, „es freut mich ausnehmend, daß Sie meinem Wunsche so pünktlich nachkommen; eben schlägt es Zwölf."

„Herr Director, Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich nie säumig gewesen bin."

„Nie, gewiß nicht, nein wahrhaftig! Sie hielten immer musterhaft auf Ordnung; aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Rebe setzte sich und merkte dem Director an, daß er sich in irgend einer Verlegenheit befand. Er schien wirklich nicht recht zu wissen, wie er beginnen sollte, und rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Nun, wie haben Sie diese Nacht geschlafen?" begann er endlich. „Nicht wahr, vortrefflich? Dachte es mir. Auf Lorbeern schläft sich's vorzüglich," setzte er lächelnd hinzu, „und ich muß Ihnen gestehen, daß Sie die gestern reichlich und verdient geerntet haben."

„Sie sind so gütig."

„Bitte, Sie wissen, ich schmeichle nie; ein Theaterdirector kann das auch nicht. Uebrigens haben Sie doch wohl erfahren, welchen Streich mir Herr Handor gespielt?"

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich seine Flucht nicht begreife."

„Es ist die bodenloseste Undankbarkeit, die mir je im Leben vorgekommen; sie ist eigentlich undenkbar, classisch großartig, und er hat mich dadurch in die furchtbarste Verlegenheit gesetzt."

Rebe schwieg. Er war fest entschlossen, sich nicht anzutragen, und Director Krüger durch den Ausruf in eine Sackgasse gerathen.

„Ja, furchtbarste Verlegenheit," fuhr er nach einer etwas zu langen Kunstpause fort, „aus der Sie uns allerdings für gestern Abend durch Ihr kühnes Einspringen gerissen. Aber was jetzt weiter? Haben Sie sich schon wieder engagirt, Herr Rebe?"

Rebe lächelte. „Sie wissen wohl, Herr Director, daß die Zeit dazu doch etwas zu kurz gewesen wäre."

„Hm, ja, und — und hätten Sie Lust, an unserer Bühne noch ein paar Versuche zu machen?"

„Mein Engagement ist mit dem heutigen Tage abgelaufen. Sie meinen auf Gastrollen?"

„Hm, ja, und — wenn auch —" Der Director rückte wieder herum. Er hatte jedenfalls etwas, und Rebe konnte sich nicht denken, was es sein möchte. „Hören Sie, Herr Rebe," platzte er endlich heraus; „es kann nichts helfen, ich muß aufrichtig mit Ihnen reden, denn das Drumherumgehen ist meine Sache nicht; ich bring's nicht fertig."

„Und ist das bei mir nöthig, Herr Director?"

„Ich will Ihnen etwas sagen," fuhr Krüger entschlossen fort. „Sie wissen, daß Sie gestern dem Publikum ausnehmend gefallen haben; es hat Ihnen davon jeden Beweis gegeben. Auch der Erbprinz war entzückt von Ihrem Spiel. Das will aber Alles noch nichts sagen, denn allen Respect vor Seiner Königlichen Hoheit, aber ein Urtheil in solchen Dingen haben die Herren sehr selten. Die Hauptsache jedoch bleibt die, Sie haben mir gefallen, Herr Rebe, Sie haben mich hingerissen, die Thränen sind mir altem Esel in die Augen gekommen, was mir, so lange ich fast denken kann, nicht passirt ist, und gestern Abend, ja noch heute Morgen bis etwa vor einer Stunde, war ich fest entschlossen, Sie unter jeder nur einigermaßen annehmbaren Bedingung an unsere Bühne zu fesseln."

„Und jetzt?" sagte Rebe erwartungsvoll.

„Da bekam ich," fuhr der Director fort, „vor etwa einer halben Stunde den Wisch da." Und er zeigte auf einen neben Rebe auf dem Tisch liegenden Brief. „Lesen Sie."

Rebe nahm den Brief und las ihn laut:

„Mein lieber Herr Director! Ich möchte keine Zeit versäumen, Sie wohlmeinend vor einem voreiligen Schritt zu warnen. Rebe hat gestern Abend den Hamlet gespielt, und das Publikum, dadurch bestochen, daß er eine so große Rolle so rasch übernehmen konnte, war artig genug, ihn für die Gefälligkeit zu honoriren. Die Gegenwart des Erbprinzen

trug dazu bei, die Leute etwas aufzuregen. Ich selber hatte eine Claque für Handor besorgt, die aus mißverstandenem Diensteifer das auf seinen augenblicklichen Nachfolger übertrug, und für den Abend war das gut. Lassen Sie sich aber um Gottes willen nicht verleiten, dem unglücklichen Menschen auch nur noch Eine Rolle anzuvertrauen. Er hat auch nicht die Spur von Talent, und ich werde ihm und dem Publikum das in meiner morgen erscheinenden Recension beweisen. Danken Sie Gott, daß Sie ihn los sind, denn Sie dürfen das Publikum gar nicht so in's Gesicht schlagen, ihm ein Subject wie diesen jungen Anfänger für einen Künstler einzuschieben. Aber meine Furcht ist gewiß grundlos, Sie denken wahrscheinlich eben so wenig daran, wie ich es hoffe. Nur das Interesse für unser Institut konnte mich bewegen, diese Zeilen an Sie zu richten.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster
Feodor Strohwisch."

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte der Director.

„Weiter nichts," lächelte Rebe, „als daß dieser selbe Herr Strohwisch heute Morgen in aller Frühe bei mir war, mir zu meinem gestern entwickelten Talent gratulirte und mir gegen ein mäßiges Honorar jede Unterstützung versprach."

„Aber das ist doch nicht möglich! Sie sagten es ihm doch zu?"

„Ich gab ihm zu verstehen," sagte Rebe, während ihm das Blut in die Schläfe stieg, „daß ich ihn, wenn er sich nicht gutwillig entfernte, die Treppe hinunterwerfen würde!"

„Da haben wir's!" rief der Director aus, indem er wie besessen von seinem Stuhl emporsprang und im Zimmer herumlief. „Unglückliches Menschenkind, wissen Sie denn nicht, daß Sie der Recensent — mit Respect zu melden — da wir doch unter uns sind — hier todt machen kann und auch wirktodt macht?"

„Durch sein Schimpfen?" sagte Rebe. „Mein lieber Herr Director, wenn ich mir dadurch meinen Platz am Theater wahren könnte, daß ich einen dieser erbärmlichen Lohnschreiber bezahlte, um mich zu loben, dann würde ich noch heute der Bühne, an der ich mit ganzer Seele hänge, den Rücken kehren."

„Aber ändern Sie einmal die Welt," rief der Director; „das Publikum glaubt nun einmal, was es gedruckt sieht."

„Und wer schreibt denn überhaupt all' diese Recensionen?" fuhr Rebe fort. „Gehen Sie all' unsere Kritiker durch, und unter den Tausenden, die davon leben, haben Sie kaum fünfzehn oder zwanzig ehrenwerthe und tüchtige Männer, die auch wirklich selber etwas schaffen können. Die Anderen sind lauter heruntergekommene oder noch nie oben gewesene Literaten, die, nicht im Stande, etwas Selbstständiges zu arbeiten, sich nun auf's hohe Pferd setzen und an uns armen Schauspielern, wenn wir ihnen nicht das Blutgeld zahlen, oder an anderen Schriftstellern ihr Gift und ihre Galle auslassen!"

„Aber was hilft Ihnen das? Es ist einmal so, und gegen den Strom kann kein Mensch schwimmen."

„Oh doch, Herr Director," lächelte Rebe; „es geht allerdings etwas langsamer, aber es geht."

„Fangen Sie mit dem an," rief Krüger, „der scheut sich vor keiner schmutzigen Arbeit!"

„Das glaube ich Ihnen, das thun alle diese Herren nicht; aber ich bezweifle doch, daß er das Publikum so in seiner Gewalt hat, um über einzelne Individuen nach Belieben zu disponiren."

„Passen Sie auf," rief Krüger, „ich gebe Ihnen mein Wort, wenn er Sie in seiner nächsten Nummer richtig herunter macht — und das thut er jetzt, darauf können Sie Gift nehmen, — dann rührt sich am nächsten Abend keine Hand, und was das Schlimmste ist, die Leute gehen vielleicht noch ein- oder zweimal aus Neugierde in's Theater, wenn Sie spielen, aber nachher bleiben sie aus wie Röhrwasser."

„Ich muß es abwarten."

„Bedenken Sie doch nur," fuhr Krüger fort, „einem bösen Hunde giebt man zwei Knochen. Was haben Sie denn davon, wenn Sie Tag um Tag im Blatt heruntergerissen werden?"

„Aber wie kann ich's hindern?"

„Gleichen Sie's aus," rief Krüger rasch, „Strohwisch ist kein Unmensch; mit Geld ist Alles zu machen, und hier —

Apropos, lieber Rebe, eh' ich's vergesse, hier habe ich auch Ihr Spielhonorar für gestern Abend."

„Herr Director..."

„Bitte mir's aus, das stand nicht in Ihrem Contract, und wenn mir Jemand gestern Abend das Messer auf die Brust gesetzt hätte, würde ich mit Wonne das Vierfache bezahlt haben. Das dürfen Sie auch nehmen, Sie haben sich's ehrlich und redlich verdient, und mein Dank für Sie bleibt dabei immer noch derselbe."

Dabei legte er ihm fünf Friedrichsd'or auf den Tisch, und Rebe's Ehrgefühl sträubte sich erst, so nothwendig er das Geld auch brauchte, dagegen, es anzunehmen, weil er gestern eben noch im Engagement gestanden. Allerdings war es ein außerordentlicher Fall gewesen, und Krüger, der, wenn er wollte, ganz liebenswürdig sein konnte — er wollte nur selten, — bewies ihm mit einer solchen Herzlichkeit, daß er ihn selber beleidigen würde, wenn er etwas verweigerte, was eine reine und einfache Schuldsache der Direction sei, daß er es endlich nicht länger ausschlagen konnte.

„Und — nun," sagte Krüger, „wenn Sie meinem Rathe folgen, gehen Sie ohne Weiteres zu Strohwisch, Umstände brauchen Sie mit ihm nicht zu machen, und drücken ihm zwei davon in die Hand. Sie sollen dann einmal sehen, was für eine Recension morgen erscheint!"

„Da schenkt' ich sie lieber dem ersten armen Menschen, der mir begegnet, Herr Director," sagte Rebe. „Ich bin fest entschlossen, mir meinen Weg zu erkämpfen; nur so kann ich mir selber genügen und Freude an der Sache behalten. Im andern Falle müßte ich mich vor mir selber schämen."

„Das ist sehr schön und ehrenwerth von Ihnen," sagte der Director trocken, „wird Ihnen aber hier den Hals brechen; Sie sollen sehen."

„Und wollen Sie es trotzdem versuchen?"

„Ich will Ihnen etwas sagen, Rebe," erwiderte der Director nach einer kurzen Pause. „Es ist wohl nicht nöthig, ein Wort über die Vergangenheit zu verlieren — das ist abgemacht, und ich gestehe ein, daß wir Sie verkannt haben. Sie besitzen in der That ein schönes Talent, und ich muß aufrichtig

sagen, daß ich selber neugierig wäre, dessen Entwickelung zu beobachten. Nach dem gestrigen Abend würde ich Ihnen auch augenblicklich einen neuen jährigen Contract mit ganz annehmbaren Bedingungen angeboten haben, wenn Sie sich nicht mit diesem Strohwisch verfeindet hätten. Glauben Sie nicht etwa," fuhr er rasch fort, als er sah, Rebe wolle etwas darauf erwidern, „daß ich selber nur so viel für das Urtheil jenes Menschen gebe. Er versteht vom Theater so viel wie eine Kuh, aber das Publikum liest trotzdem jeden Morgen sein Blatt, und ich weiß aus Erfahrung, welchen Einfluß es, so absurd das klingen mag, ausübt. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen; es muß Ihnen selber daran liegen, Ihr Talent auch noch in anderen Rollen zu erproben. Ich engagire Sie deshalb für einen Monat — nennen Sie das Gastrollen, wenn Sie wollen — gebe Ihnen zweihundert Gulden für die Zeit und außerdem das Versprechen, Sie wenigstens in acht großen Rollen zu beschäftigen. Sind Sie das zufrieden?"

„Sie begegnen meinem innigsten Wunsche," sagte Rebe erfreut, „denn gerade um das hatte ich Sie bitten wollen."

„Desto besser, die Sache wäre also abgemacht. Wenn Sie denn Courage haben, so beißen Sie sich in der Zeit mit Strohwisch herum, und behaupten Sie das Feld, was ich aber, ehrlich gesagt, bezweifle, so sprechen wir weiter mit einander; behaupten Sie es nicht, nun, so haben Sie in der Zeit wenigstens Ihre Kräfte geprüft und ich selber Zeit gewonnen, mich nach einem andern ersten Liebhaber umzusehen. Ich glaube, das ist ein ehrlicher Handel."

„Für den ich Ihnen von Herzen dankbar bin," rief Rebe, in die gebotene Hand einschlagend; „nur Eine Bedingung habe ich noch zu stellen."

„Und die wäre?"

„Daß Sie den Contract von gestern datiren und die fünf Friedrichsd'or als Abschlagszahlung betrachten."

„Sie sind ein komischer Kauz," lachte der Director, „und ich muß Ihnen gestehen, etwas Aehnliches ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. Meier ging gestern Abend gar nicht eher weg, bis er seine versprochenen zehn Thaler hatte."

„Also es bleibt dabei?"

„Darüber sprechen wir noch. Jetzt muß ich nach Hause, und heute Abend kommen Sie um acht Uhr, wenn Sie können, einmal in meine Wohnung, daß wir mit Sulzer das Repertoire bereden. Also auf Wiedersehen, Rebe, und — halten Sie sich tapfer!"

25.

Der reiche Mann.

Die Welt! Wie wunderbar verschieden der Begriff sich stellt. Für den Einen ist es das weite, unermessene Universum mit seinen kreisenden Sonnensystemen, für den Andern das enge Haus, der kleine, beschränkte Raum am eigenen Herd.

Auch unsere Erde nennen wir die Welt, und in wie viel tausend Welten zerspaltet sich ein einzig Städtchen drin, eine jede abgesondert für sich mit ihren Sorgen und Freuden, ihren Leidenschaften, ihrem Ringen und Streben.

Wen von uns Allen ist nicht schon einmal ein solch' Gefühl überkommen, wenn er Abends in später Stunde durch eine Straße wanderte und die verschiedenen, nur durch dünne Mauern getrennten erleuchteten Familienwohnungen sah! Hier Licht und Glanz und laute Fröhlichkeit; dort, dicht daneben, nur durch einen dunkeln Strich geschieden, Jammer und Elend und bleicher Sorge nagende Pein; hier Einigkeit und Liebe in dürftiger Dachkammer, und dicht darunter, daß Eins die Schritte des Andern hört, Haß und Zwietracht.

So bildet jedes Haus, jede für sich abgeschlossene Wohnung in der That eine eigene kleine, abgeschlossene Welt für sich selber. Da drinnen wird geboren, gelebt, gestorben, ohne daß der Nachbar mehr davon erfährt, als wir von jenen Sternen wissen, die Abends vom klaren Nachthimmel niederfunkeln;

und während wir heute ein Fest feiern und die Gläser lustig zusammenklingen, drückt nebenan ein armes Weib dem Gatten die müden Augen zu, und weinend knieen am Bett die armen Waisen.

Aber die Welt rollt und mit ihr Fortuna's Rad, den einen Sterblichen hoch empor zu Glück und Freude hebend, während es zu gleicher Zeit vielleicht den Nachbar unter seinem Gewicht zermalmt. Und wie rasch wechselt das; wie sehnen wir thöricht oft den nächsten Tag, die nächste Stunde herbei, anstatt uns der gegenwärtigen zu freuen, und wissen doch nie, was in dem Schooße der herbeigesehnten für uns verborgen liegt; Dank dem Himmel, daß wir es nicht wissen!

Wie wenige Tage, ja Stunden fast, waren erst vergangen, daß man in Haßburg die Monford'sche Familie, über welche alle Gaben des Glücks verschwenderisch ausgestreut schienen, beneidete, und jetzt? Kummer und Leid waren in die prachtvollen Gemächer eingezogen, und doch hatte das Unglück erst begonnen, die gierige Hand nach ihnen auszustrecken.

Still und geräuschlos glitten heute die sonst so übermüthigen Diener durch die leeren Räume; scheu und lautlos thaten sie ihre Arbeit, und wenn einer dem andern etwas zu sagen hatte, geschah es nicht mehr mit fröhlichem Zuruf, sondern in leisem Flüstern.

Drinnen in seinem Zimmer, am offenen Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, saß der alte Graf und starrte hinaus in's Leere. Er hatte sich von seinem gestrigen Anfall vollständig erholt, und der Ober-Medicinalrath war schon vor einer Stunde wieder in der gräflichen Equipage zurück in die Stadt gefahren. Was sollte er auch länger hier thun; die beiden Verwundeten konnte sein Famulus besorgen.

Der Graf hatte heute Morgen durch den Haushofmeister erfahren, daß der Maulwurfsfänger durch den Förster beim Wildern ertappt und in's Bein geschossen sei. Die Anzeige war in der Stadt gemacht worden und die Polizei herausgekommen, um den Thatbestand zu untersuchen. Aber was kümmerten den alten Herrn diese gleichgültigen Menschen, er hatte andere Dinge im Kopf; sie sollten ihn damit zufrieden lassen.

Da der Förster übrigens mit einem heftigen Wundfieber

ebenfalls im Bette lag, ließ man ihn jetzt gewähren, um den Termin etwas später anzusetzen und zu untersuchen, ob er zu dem Schusse berechtigt gewesen, d. h. ob er ihn in Selbstvertheidigung gethan, und dagegen sprach allerdings, daß der Getroffene den Schuß nicht von vorn, sondern seitwärts und sogar mehr von hinten bekommen hatte. Man wollte den alten Maulwurfsfänger auch in das Krankenhaus bringen, aber der gerade dazu kommende Famulus des Ober-Medicinalraths litt das nicht. Wie er die Wunde genauer untersuchte, stellte sich heraus, daß der Knochen des Oberschenkels zersplittert war, und der Verwundete lag in einem so heftigen Fieber, daß an einen Transport gar nicht gedacht werden durfte. Die Polizei konnte hier vor der Hand gar nichts thun, nicht einmal an Ort und Stelle verhören, denn der Kranke phantasirte wild und toll durcheinander. Von den Beiden lief ihnen auch jetzt Keiner fort, und sie mußten eben ruhig liegen bleiben.

Die Gräfin befand sich in ihrem Zimmer; sie hatte es vermieden, heute Morgen mit ihrem Gatten zusammen zu treffen. Sie wollte ihn nicht wieder auf's Neue aufregen, wie sie dem Haushofmeister sagte. Ruhe war für ihn das Beste. Nach ihrem Sohne hatte sie einigemal gefragt, aber George war noch nicht zurückgekehrt. Sobald er kam, sollte er ihr gemeldet werden.

Es schlug gerade Zwölf auf der Schloßuhr, als er in den Hof einritt. Er stieg langsam die Treppe hinauf, zu dem Zimmer seiner Mutter, die aber erschrak, als sie seiner ansichtig wurde.

„Um Gott, George, wie siehst Du aus?" rief sie ihm entgegen, „Du bist krank; Dein Gesicht gleicht einem Todten."

„Es ist nichts, liebe Mutter, wie geht es dem Vater?"

„Besser, er ist auf. Der Ober-Medicinalrath meint, es sei nur eine Ohnmacht gewesen und habe nichts zu sagen. Aber Du mußt Dich schonen. Die Aufregung dieser Nacht hat Dich furchtbar angegriffen und Du bist wohl auch ohne Speise und Trank geblieben." Sie klingelte, und als der Diener das Zimmer betrat, rief sie ihm zu: „Das Frühstück für meinen Sohn; bringen Sie es herein."

„Ich danke Dir, Mutter, ich fühle weder Hunger noch Durst.“

„Aber Du mußt etwas genießen, daß Du mir nicht auch am Ende krank wirst. Wir haben Elend genug im Hause, das weiß Gott,“ sagte sie mit düsterer Stimme.

Wieder schwiegen Beide, und der Diener kam jetzt herein und brachte einige Speisen, zu denen er eine Caraffe mit Portwein auf den Tisch stellte.

George schenkte sich ein Glas Wein ein, das er leerte, und aß ein paar Bissen; dann schob er den Teller zurück. Er war aufgestanden und ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab.

„Mutter,“ sagte er endlich leise, indem er vor ihr stehen blieb, „Paula wird sicher in diesen Tagen an Dich schreiben.“

„Nenne mir den Namen nicht mehr,“ rief die Gräfin heftig, indem ihr Blick selbst finster und drohend wurde, „ich will ihn nicht wieder hören.“

„Es ist der Name Deiner Tochter, Mutter, — Deines Kindes.“

„Ich habe keine Tochter mehr,“ sagte die Gräfin, indem sie sich gewaltsam emporrichtete. „Nie hat eine Tochter ihre Eltern tödtlicher beleidigt, nie gewaltsamer die Bande zerrissen, die sie an sie banden. Es ist geschehen, aber deshalb kein Rücktritt auch mehr möglich. Ich kenne sie nicht mehr.“

„Das ist nicht möglich, Mutter,“ rief George bewegt, „so unnatürlich kann Dein Herz nicht denken! Paula war unser Aller Liebling, gut und unschuldsvoll, und daß die Zunge eines schlauen, bübischen Verführers sich in ihr Ohr zu stehlen wußte, oh, bedenke, daß es sie schon unglücklich gemacht, laß sie nicht auch damit die letzte Stütze verlieren, die sie auf der Welt hat, die Liebe, den Schutz ihrer Eltern!“

„Der ward ihr im reichsten Maß zu Theil,“ entgegnete mit zusammengezogenen Brauen die Frau. „Kein Kind ist mehr geliebt und auf Händen getragen worden, wie dieses falsche, undankbare Geschöpf. Laß sie jetzt ernten, wo sie gesäet; auf unsere Liebe hat sie keinen Anspruch mehr.“

„Aber der Vater wird sie nicht verstoßen,“ rief George heftig, „er kann es nicht, sie war von je sein Liebling!“ Er

wandte sich, als ob er zu ihm eilen und seine Hülfe anflehen wolle.

„Wenn Du ihn tödten willst," rief die Mutter heftig, „dann gehe jetzt zu ihm und nenne ihm Deiner Schwester Namen! Er hat sich kaum von seiner Schwäche erholt und der Arzt streng befohlen, daß Alles ihm ferngehalten werden müsse, was ihn nur im Geringsten aufregen und an den erlittenen Verlust mahnen könne. Versuch' es, aber die Folgen auf Dich selber!"

„Großer Gott," stöhnte George, „was für Hülfe kann die Unglückliche von fremden Menschen erhoffen, wenn die eigenen Eltern ihr Herz vor ihr verschließen?"

„Sie hat sich fremden Menschen in die Arme geworfen," sagte die Mutter kalt, „fremde Menschen mögen ihr denn auch das ersetzen, was sie hier muthwillig von sich gestoßen; sie hat keine Eltern mehr."

„Arme Paula!" seufzte George. „Aber Eins versprich mir, Mutter. Bist Du wirklich im Stande, ein Kind so von Deinem Herzen zu reißen, dann gestatte wenigstens fremden Menschen, sich desselben anzunehmen, und kommt ein Brief von Paula — sie wird und muß ja schreiben, — so sende ihn an Rottacks, die mir zugesagt..."

„Bist Du wahnsinnig?" rief die Mutter, ordentlich erschreckt emporfahrend. „An Rottacks? Und was haben die mit unserem Hause zu thun?"

„Es sind brave, treffliche Menschen, die Paula von Herzen lieb haben," sagte George bewegt; „bei denen kann sie dann wenigstens Rath und Trost und vielleicht auch wieder den Weg zurück zum Herzen der Eltern finden. Willst Du mir das versprechen, Mutter?"

„Du bist von Sinnen!" sagte die stolze Frau finster. „Soll ich selber Fremden unserer Familie Schmach aufdecken? Ich begreife Dich nicht, George. Aber," fuhr sie plötzlich aufmerksam werdend fort, „was sollen all' diese Reden? Bleibst Du denn nicht selber hier? Du sprichst gerade, als ob Du Vorbereitungen zu einer größeren Reise träfest."

„Es ist möglich, daß ich in diesen Tagen auf einige Zeit

fortgehe," sagte George leise; „ich weiß es noch nicht, ich muß erst mit dem Vater darüber sprechen."

„Und willst Du uns nicht nach Italien begleiten?"

„Vielleicht — vielleicht komme ich nach."

„Du bist so sonderbar, George. Was hast Du?"

„Nichts, liebe Mutter; der Kopf thut mir weh vom vielen Denken und Grübeln."

Die Gräfin nickte leise vor sich hin, sie kannte das Gefühl selber. „Wohin willst Du jetzt?"

„Zum Vater hinüber."

„Rege ihn nicht auf; ich wollte lieber, Du miedest ihn für ein paar Tage."

„Er würde unruhiger werden," sagte George, „wenn er mich nicht wie gewöhnlich sähe."

„Du willst mit ihm über — die Entflohene sprechen?"

„Nein, Mama, fürchte das nicht. Ich muß es Gott anheimgeben, daß er Eure Herzen wieder dem Kinde zuwendet; ich fühle, daß meine Stimme zu schwach dafür ist. Lebe wohl, Mutter!"

Er nahm ihre Hand, sah ihr einen Moment ernst und traurig in die Augen, schloß sie dann in die Arme und küßte ihre Wange.

Die Gräfin erwiderte die Umarmung nicht, sie duldete sie nur, sagte auch kein Wort, und George verließ rasch das Zimmer.

Den Vater fand er noch immer in der nämlichen Stellung, wie er schon Stunden lang gesessen. Erst als George sein Zimmer betrat, wandte er zuerst rasch und wie erschreckt das Antlitz der Thür zu, stand dann auf und sagte leise: „Ah, Du bist es, George!"

„Ja, lieber Vater. Ist Dir jetzt besser?"

„Gewiß, gewiß. Wo ist Deine Mutter?"

„In ihrem Zimmer drüben."

„Ich werde zu ihr hinübergehen; es ist so einsam hier."

„Recht einsam, Vater."

Der alte Graf sah ihn rasch und streng an, strich sich aber dann mit der Hand über die Stirn und sagte: „Es ist

gut so, ich habe es gern, ich bin gern allein. Aber wo hast Du denn den ganzen Morgen gesteckt?"

„Ich war in der Stadt, Vater; ich wollte..."

„Ich brauche nicht zu wissen, was Du wolltest."

„Mein lieber, lieber Vater!" Er hatte des Vaters Hand ergriffen und hielt sie fest in der seinigen.

Der alte Graf sah ihn an; dann legte er ihm die andere Hand auf den Kopf und sagte leise: „Ich will zu Deiner Mutter gehen; laß mich jetzt los, George."

„Lebe wohl, Vater!"

„Gehst Du wieder fort?"

„Ja, ich habe versprochen um vier Uhr in der Stadt zu sein."

„Gut, gut, aber bleibe nicht zu lange."

George küßte die Hand, die er in der seinigen hielt. Der alte Graf aber, als ob er fürchte, daß der Sohn noch von etwas Anderem sprechen werde, machte sich los, winkte ihm mit der Hand und verließ dann rasch das Zimmer.

Eine Viertelstunde später ritt George wieder langsam zum Thor hinaus. Der Himmel hatte sich umzogen, der Wind heulte das Thal hinauf und ein feiner Regen begann zu fallen. Er fühlte es nicht. Draußen vor dem Thor hielt er sein Thier noch einmal an und wandte den Blick zurück auf das Schloß.

„Lebt wohl!" sagte er leise und bewegt. „Gott beschütze Euch!" Und das Pferd wieder herumwerfend, trabte er rasch auf der Straße hinab, die nach Haßburg führte.

Ueber die bewaldeten Berge zogen die Wolken in wilder Hast; von dort herüber leuchtete auch schon fahler Blitze Schein und der Wind riß an den alten Bäumen, als ob er ihre Kraft und Zähigkeit erproben wolle.

Es war eine sehr lange Zeit in Haßburg schönes und trockenes Wetter gewesen. Jetzt schien es, als ob sich die Elemente dafür entschädigen wollten, um mit verstärkter Wuth ihren Reigen aufzuführen. Ein zündender Blitz, als wenn sich das Firmament öffnete, und hinterdrein ein Donnerschlag, der die Erde erbeben machte, und alle Schleusen des Himmels öffneten sich.

Drin im Walde, am obern Ende des Parkes, mit dem Blick nach dem freien Feld, lag das Häuschen des alten Gärtners Jonas, von ihm allein, seiner elfjährigen Enkelin, die er zu sich genommen, weil ihre Eltern sie nicht ernähren konnten, und einer alten Verwandten bewohnt. Das Haus aber, zu einer Gärtnerwohnung eingerichtet, hatte mehr Räumlichkeiten, als der alte Mann benutzen konnte, und der kleine Erker, der sich aber im Winter nicht gut heizen ließ, stand deshalb vollkommen leer.

Hierher hatte man den armen Verwundeten gebracht, und vom Schlosse selber war schon heute Morgen, nachdem man ihn gestern Abend nur nothdürftig auf Laub und eine wollene Decke gelegt, ein ordentliches und weiches Bett heruntergeschafft, damit ihm wenigstens diese Bequemlichkeit nicht fehle.

Der junge Famulus, Rebe's Freund, Frank Hesse, stand neben seinem Lager. Er hatte eben die furchtbare Wunde untersucht und verbunden und der Kranke kaum den Schmerz überwunden, den er dabei gefühlt, wenn er auch keinen Klagelaut ausstieß, sondern die Qual wie ein Mann ertrug.

„Nun, Herr Doctor," sagte er endlich, als sich seine Nerven wieder ein wenig beruhigt und er die Lippen von einander bringen konnte, „glauben Sie, daß ich's noch lange mache?"

„Lieber Freund," lautete die ermuthigende Antwort, „gebt Euch keinen solch' traurigen Gedanken hin; es ist ja nur ein Schuß in's Bein, der kann bald wieder heilen."

„Aber der Knochen ist gebrochen," sagte der Maulwurfsfänger; „ich fühl's, morsch entzwei, und ob der sich wieder zusammenleimen läßt, der Teufel weiß es."

„Der Knochen ist allerdings gebrochen," sagte der junge Arzt, „aber darum doch nicht alle Hoffnung verloren. Der Schuß muß außerordentlich nahe abgefeuert sein."

„Viel Zeit hatte er allerdings nicht," brummte der Maulwurfsfänger, bitter vor sich hinlachend, „denn ich war eigentlich schon in den Büschen drin; es können vielleicht eine acht oder zehn Schritt gewesen sein, vielleicht nicht so viel. Die Schrote haben höllisch zusammengehalten, nicht wahr?"

„Es ist beinahe wie ein Kugelschuß," bestätigte der Arzt. „Habt Ihr denn noch Schmerzen?"

„Nicht mehr, als um einen gewöhnlichen Menschen verrückt zu machen," sagte der arme Teufel; „ich kann aber einen Puff vertragen. Wie lange leb' ich noch, Doctor?"

„Unsinn, schwatzt nicht solches Zeug! Ihr werdet noch manchem Maulwurf gefährlich werden."

„Glaub's kaum," brummte der Alte, „so viel versteh' ich auch von der Geschichte. Schienen kann man den alten Knochen da oben nicht mehr, abnehmen auch nicht, also friß, Vogel, oder stirb. Wir müssen's abwarten, wie Schrader in der Gosse. Ich will auch gar nicht wissen, wie lang's noch dauern könnte, wenn sich der Schuß ausheilen sollte, ich meine nur, wenn — der Brand dazu käm', wie viel Zeit ich dann noch etwa zum Leben hätte."

„Darüber sprechen wir später," sagte Frank, dem besonders daran lag, daß sich der Verwundete keinen trüben Gedanken hingeben und dadurch seine Lage verschlimmern sollte. „Jetzt seid guten Muths, Freund, es geschieht hier Alles, was für Euch geschehen kann, und bis Ihr transportirt werden könnt, müßt Ihr nun schon hier aushalten."

„Transportirt? Ja," brummte der Verwundete, „ich weiß schon, auf dem alten, verdammten schwarzen Leichenkasten — thut mir nachher kein Finger und kein Bein mehr weh."

„Vor der Hand noch nicht," lachte Frank. „Uebrigens hütet Euch vor spirituösen Getränken — keinen Branntwein, keinen Wein und kein Bier; den Kaffee hier könnt Ihr trinken, der regt nicht auf."

„Nein, das weiß Gott," sagte der Maulwurfsfänger, „höchstens die Galle, daß man ein solches Spülwasser Kaffee nennt; also auf Wasser und Brod gesetzt?"

„Nur für kurze Zeit; sobald das Wundfieber vorüber ist, dürft Ihr wieder kräftige Nahrung zu Euch nehmen."

„Aber das ist vorüber."

„Doch nicht ganz; heute Morgen habt Ihr noch eine Menge tolles Zeug geschwatzt."

„Bah, das thu' ich immer," sagte der Alte; „aber meinetwegen — nur Einen Wunsch hätt' ich."

„Und der ist?"

„Den Förster möcht' ich gern einmal anschau'n, wie dem sein Gesicht heut' Morgen aussieht," lachte der Verwundete ingrimmig in sich hinein. „Ruhig, Spitz," fuhr er aber gleich darauf, den Hund beschwichtigend, fort, als dieser plötzlich zu knurren anfing. „Ob der nur den Titel des Schuftes hören kann, ohne sich selber zu giften! Ruhig, mein Hund, unsere Zeit kommt doch vielleicht noch einmal!"

Er fiel matt und erschöpft auf sein Lager zurück, denn das viele Sprechen hatte ihn angestrengt, und der junge Arzt suchte jetzt dem kleinen Mädchen — denn mit dem alten, tauben Jonas war nichts zu reden — begreiflich zu machen, in welcher Art sie den Kranken zu behandeln habe. Das Kind fürchtete sich aber vor dem alten, ungeselligen Burschen, der, wenn er allein war, immer vor sich hin lachte oder fluchte; ebenso auch vor dem kleinen, bissigen Hund, der sie immer anknurrte, wenn sie zum Lager wollte, und Frank beschloß deshalb, selber hinüber in das Dorf zu gehen, um eine erfahrene Wärterin zu engagiren. Der Zustand der Wunde war allerdings bedenklich und es durfte in der Behandlung derselben nichts versäumt werden.

Das Gewitter hatte nachgelassen, der Wind sich aber von Südwest nach Nordwest herumgedreht, und ein feiner, kalter Regen peitschte auf die Erde nieder. Wie der Abend endlich dämmerte, war es recht kalt und unfreundlich geworden, ja, so rauh, daß die Gräfin dem einen Diener befahl, in ihrem Kamin ein kleines Feuer anzuzünden. Es fröstelte sie, und der Raum kam ihr heute überdies so öde vor.

Es war völlig Nacht geworden und der Haushofmeister, von einem Diener begleitet, der zwei große silberne und prachtvoll gearbeitete Armleuchter auf den Tisch stellte, hatte die schwerseidenen Gardinen vorgezogen.

Am Kamin, den Blick stier und nachdenkend auf die glühenden Kohlen darin geheftet, saß die Gräfin, neben ihr am Tisch, mit einem Haufen von Zeitungen und Büchern vor sich, der Graf. Aber kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, keine Frage gestellt, und der alte Herr hielt eben eine große, bunt und elegant gedruckte Karte zwischen den Fingern, die

Einladung zu dem heutigen Ball in Haßburg. Nur sein Blick haftete darauf und seine Lippen zogen sich zu einem bittern Lächeln zusammen.

„Wo nur George heute bleibt?“ sagte die Gräfin endlich, aber mehr zu sich selber, als zu ihrem Gemahl sprechend, leise vor sich hin. „Er weiß, wie allein wir hier sind.“

Die Thür ging auf und sie wandte rasch den Kopf; aber es war nur der Haushofmeister, der die Theemaschine mit den Tassen hereinbringen ließ.

Draußen heulte der Nordwest und fegte die Terrasse rein; die dichtbelaubten Bäume rauschten und schüttelten schon hier und da einige vergilbte Blätter los, die vom Sturm weit hinab in's Thal getragen wurden.

„Ist der Briefträger noch nicht dagewesen?“ fragte der Graf.

„Noch nicht,“ erwiderte der Haushofmeister, „aber er kann jeden Augenblick kommen; es ist jetzt seine Zeit, Herr Graf.

„Wie das da draußen stürmt!“

„Der Regen hat nachgelassen, Herr Graf; aber einen solchen Sturm weiß ich mich nicht zu entsinnen, seit wir hier oben wohnen. Es ist, als ob er die Bäume aus der Erde reißen wollte.“

„Arme Menschen, die jetzt draußen in Wind und Wetter sind,“ nickte der Graf, „arme Menschen!“

Der Haushofmeister seufzte tief auf, aber er wagte nicht weiter etwas zu sagen, ordnete das Theeservice, rückte den kleinen Tisch mit der Maschine etwas näher zu seiner Herrin hin, und verließ dann das Gemach.

So verging wieder eine halbe Stunde. Draußen wurde die Vorsaalthür geöffnet und schlug gleich darauf, vom Sturm gefaßt, wieder heftig zu. Der Graf schreckte empor, beruhigte sich aber wieder und nippte an einer Tasse Thee, die ihm die Gattin eingeschenkt.

Schritte draußen — der Haushofmeister kam selber herein; er trug einen silbernen Teller in der Hand, auf dem ein Brief lag. Aber seine Hand zitterte, und mit vor Freude fast bebender Stimme rief er: „Ein Brief, Herr Graf, ein Brief, der Postbote hat ihn eben gebracht!“

Unwillkürlich streckte der Graf die Hand danach aus, aber er ließ sie wieder sinken. „Woher ist er?“ fragte er leise.

„Ja, mein bester Herr, das Postzeichen kann ich nicht erkennen, es schwimmt mir Alles vor den Augen; aber die Schriftzüge kenn' ich, die lieben Schriftzüge!“

„Ich will ihn nicht haben,“ sagte der Graf und wandte den Kopf zur Seite, als ob er sich seiner Schwäche bewußt sei; „ich will ihn nicht haben.“

„Aber die gnädige Frau Gräfin nimmt ihn dann,“ sagte der alte Mann; „oh, dem Himmel sei Dank, da kommt doch endlich Nachricht!“

Er hielt den Teller der Gräfin hin, und sein Blick dankte ihr, als sie den Arm danach ausstreckte.

Finster und schweigend nahm die Gräfin den Brief; nur Einen Blick warf sie auf die Adresse — es waren die Schriftzüge ihrer Tochter — und ohne weiter ein Wort zu sagen, schleuderte sie den Brief auf die glühenden Kohlen im Kamin.

„Frau Gräfin!“ schrie der alte treue Diener fast entsetzt auf, „er ist von Ihrer Tochter, von der lieben, lieben Comtesse!“ Und fast unwillkürlich wollte er zuspringen, um das auflodernde Papier noch zu retten.

„Halt!“ sagte die Gräfin streng, indem sie den Arm abwehrend vorstreckte. „Hußmann, Ihr überschreitet Eure Grenzen!“

Der alte Herr hatte ebenfalls fast unwillkürlich eine Bewegung gemacht, als das Papier in die Flamme flog, aber es war nur ein Moment gewesen; dann nickte er wie zustimmend mit dem Kopf und murmelte leise vor sich hin: „Es muß sein, es muß sein; es geht nicht anders!“

Eine Rettung des Briefes war nicht mehr möglich. Die Gluthhitze des Kamins hatte ihn in wenigen Secunden zerstört, nur noch ein kleiner Haufe schwarzer, krustender Asche lag auf den Kohlen. Der alte Mann ließ den Teller, den er in der Hand hielt, sinken, und ein paar helle Thränen glänzten ihm in den Augen; aber er sagte kein Wort weiter — er durfte nicht. Die Frau Gräfin hatte ihn ja schon in seine Schranken zurückgewiesen, und das noch nie nöthig gehabt, noch nie, so lange er zurückdenken konnte, die vielen, vielen Jahre. Er

konnte nichts weiter sagen, es war ihm verboten worden, und daß er das Kind, die gnädige Comtesse, hatte mit erziehen helfen und ihre Jugend mit fast Vaterliebe überwacht, lieber Gott, er war ja nur ein Diener des Hauses, und das vielleicht mehr als seine Schuldigkeit gewesen; wie hätte er können Ansprüche darauf gründen, die ihm noch nie, selbst im Traum nicht, eingefallen waren!

Nur das Eine stand fest, das arme, verlassene Mädchen hatte geschrieben, an ihre Eltern geschrieben; in ihrer Macht war es gewesen zu erfahren, wo sie jetzt weile, wie es ihr gehe — und der Brief von der Flamme rettungslos und für immer zerstört worden! Mit dem Bewußtsein verbeugte sich der alte Mann demüthig, und mit einem recht schmerzlichen Blick auf seinen Herrn, der über den Tisch gebeugt saß und nur immer leise vor sich hin mit dem Kopf nickte, verließ er das Zimmer.

„Es ist Alles vorbei," sagte der Graf flüsternd, als der Haushofmeister schon lange die Thür wieder hinter sich zugezogen hatte — „Alles vorbei, Alles vorbei! Wo nur George bleibt? Und so glücklich hätten wir sein können, so glücklich!"

Er nahm eine Zeitung auf, als ob er darin lesen wollte; aber die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, er sah nur ein großes Blatt Papier mit flimmernden Zeichen, und nur manchmal warf er den Blick fast wie vorwurfsvoll nach der Gattin hinüber — aber sie hatte doch Recht gehabt. Es durfte ja nicht sein, es durfte ja nicht sein, die Ehre des Hauses, stand auf dem Spiel, und der mußte jedes Opfer gebracht werden, jedes — selbst das eigene Kind!

Aber die Ehre des Hauses forderte noch mehr.

Wieder war eine kleine Zeit verflossen, da wurden draußen vor dem Hause Stimmen laut, als ob eine Anzahl fremder Menschen unten im Garten ankäme.

Die Gräfin horchte dort hinüber; jetzt war Alles wieder ruhig und die Hausthür ging auf und fiel wieder zu. Dann sprangen einzelne Leute im Schloß selber rasch vorüber. Was war das?

Sie ergriff die neben ihr stehende Glocke und drückte darauf, daß der Ton hell und laut durch den stillen Raum schallte.

Niemand gehorchte dem Ruf. Wo war der Diener, den seine Pflicht in das Vorzimmer bannte? Die Gräfin wiederholte ungeduldig das Zeichen.

Da öffnete sich rasch die Thür und einer der jüngsten Lakaien stürzte mit verstörtem Angesicht herein.

„Was ist, Charles? Was habt Ihr da draußen? Weshalb hört Niemand?"

„Ach, gnädige Frau Gräfin," rief der junge Bursche ganz entsetzt, „sie — sie bringen ihn!"

„Ihn — wen?" rief der Graf und sprang von seinem Sitz empor.

„Den jungen Herrn Grafen."

„George?" schrie die Gräfin, und Leichenblässe deckte ihre Züge.

„Ja," jammerte der junge Mensch, „ganz blutig und so blaß!"

Der Graf gab keinen Laut von sich; einen der schweren silbernen Armleuchter griff er auf und schritt der Thür zu.

„Ich bitte Dich um Gottes willen, George, bleib hier!" rief die Gräfin, die ebenfalls aufgesprungen war und seinen Arm faßte.

Der Graf sah sie mit einem eisig kalten Blick an. „Willst Du mich auch noch von meinem letzten Kinde trennen?" sagte er mit einer Stimme, die gar keinen irdischen Ton mehr hatte, und als ihn die Gräfin erschreckt, entsetzt frei ließ, verließ er das Zimmer, aus dem sie ihm fast willenlos, an allen Gliedern zitternd, folgte.

Sie sollten nicht lange über das Geschehene in Zweifel bleiben.

„Es hilft nichts, wir können es nicht verheimlichen," hörten sie den Hofmeister sagen, „der Stern des alten Hauses ist gesunken!"

Unten die Hausthür war geöffnet; fremde Männer trugen eine Bahre herein, auf der ein Sterbender lag.

Der alte Graf schritt die Treppe hinab, als ob er auf Luft gegangen wäre; er fühlte keine Stufe unter sich, er sah nichts als ein todtenbleiches Antlitz, das von dem Licht zweier

Fackeln und darüber gehaltener Kerzen furchtbar deutlich erhellt wurde.

„George," sagte er, und er selber hörte nicht einmal den Laut der Worte, „George, was ist geschehen?"

„Unterstützt meinen Vater," sagte der Verwundete leise, „und dann tragt mich hinauf in mein Zimmer — vorsichtig, es thut gar zu weh!"

Zwei der Diener sprangen zum alten Herrn, aber nur den Armleuchter ließ er sich aus der Hand nehmen, den er noch fest und kräftig hielt; er selber stand aufrecht, die rechte Hand, in der er den Leuchter gehalten, noch immer in der nämlichen Stellung emporgehoben, und sein Blick haftete wie gebannt an dem bleichen Antlitz seines Sohnes.

„Was ist geschehen?" wiederholte er, als sich die Mutter mit einem gellenden Aufschrei an die Bahre des geliebten Kindes, an dem ihr Herz mit allen Fasern hing, warf.

Ein Arzt in Uniform begleitete den Trauerzug. Er konnte eben noch verhindern, daß die Unglückliche nicht auf den Verwundeten fiel und seine Schmerzen vergrößerte.

„Hinauf mit Euch, Leute," rief er, „rasch in das Zimmer, daß der Kranke zu Ruhe kommt! Wollen Sie sich nicht der Dame annehmen?"

Die Worte galten dem Haushofmeister, der, kaum eines Gedankens fähig, neben dem Entsetzlichen stand.

Weitere Worte waren auch unnütz. Während der Arzt selber das Kopfende der Bahre mit unterstützte und alle Diener zusprangen, hoben sie dieselbe leicht und sicher empor und trugen sie rasch die Treppe hinauf in das Zimmer, wo sie den Unglücklichen gleich mit der Matratze, auf der er hierher geschafft worden war, auf sein eigenes Lager legten.

George, todtenbleich und matt, während die Mutter jetzt an seinem Bett kniete und seine Hand gefaßt hielt, war erschöpft und schloß die Augen, und der Graf, den Arm des Arztes ergreifend, sagte mit leiser, aber fester Stimme:

„Was ist vorgefallen? Sie sind verpflichtet, es mir zu sagen; ich muß Alles wissen!"

„Es kann auch leider kein Geheimniß bleiben, Herr Graf," sagte der Arzt achselzuckend; „der junge Herr hatte heute Nach-

mittag um vier Uhr ein Rencontre mit dem jungen Grafen Bolten."

„Mit Hubert?"

„Mit dem jungen Grafen Hubert; Graf Bolten hatte den ersten Schuß und traf seinen Gegner gleich zu furchtbar sicher. Bereiten Sie sich auf das Schlimmste vor," flüsterte er ihm leise zu, „Rettung ist unmöglich, die Kugel hat die Lunge verletzt."

Der Arm des Grafen sank wie gelähmt an seiner Seite nieder, als der Verwundete die Augen aufschlug und leise sagte: „Vater! — Mutter!"

„Mein George, mein liebes Kind, wir sind hier, wir sind bei Dir! Um Gottes willen, was fehlt Dir?"

„Es ist vorbei," flüsterte der Sterbende, — „ich — kann nicht — mehr sprechen. Seid gut — mit Paula — lebt — wohl!"

Er schloß die Augen und ein Zucken lief über seinen ganzen Körper.

„George, George!" schrie die Mutter und warf sich über ihn. Er rührte sich nicht mehr, es war vorbei, und während der Graf, ein wahres Bild des Entsetzens, an seinem Lager stand und den Blick, wie durch einen Zauber gebannt, nicht von dem starren Antlitz des Todten nehmen konnte, lehnte der alte Haushofmeister in der Ecke und schluchzte laut.

27.

Die Recension.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr ging Rebe wieder, wie verabredet, zum Director Krüger, um dort das Repertoire für die nächste Vorstellung mit ihm zu besprechen. Er traf den Director in einer nicht geringen Aufregung, und als er nur

das Zimmer betrat, rief ihm dieser schon, mit der Hand auf den Tisch zeigend, entgegen:

„Sehen Sie, habe ich Ihnen das nicht vorausgesagt? Jetzt können Sie die Folgen Ihres Leichtsinns erkennen."

„Aber, bester Herr Director!"

„Haben Sie das Stadtblatt von heute Morgen schon gelesen?"

„Nein, noch nicht."

„Na, dann machen Sie sich einmal ein Vergnügen. Da liegt der Wisch auf dem Tisch; Strohwisch thut sein Aeußerstes."

„In der That?" lächelte Rebe, indem er das Blatt aufnahm und hineinsah. „Aber es wird dann auch das Aeußerste sein, und er ist nachher fertig."

„Der? Noch lange nicht, da kennen Sie den nicht. Aber lesen Sie nur — nein, bitte, laut. Ich habe nur einen Blick darauf geworfen, weil mich der Grimm packte. Es ist wirklich ein malitiöser Kerl!"

Rebe las: „Theater in Haßburg. Hamlet, Prinz von Dänemark. Zur Feier..."

„Das können Sie überschlagen," unterbrach ihn der Director, „das ist blos die Einleitung, und die Geschichte haben wir selber mit durchgemacht. Gleich da unten geht's an: Wir sind uns einer Versäumniß bewußt..."

„Ah, da. „Wir sind uns einer Versäumniß bewußt, dem Publikum nicht schon gestern über das Stück berichtet zu haben; aber wir müssen gestehen, daß wir volle vierundzwanzig Stunden gebraucht haben, um uns von unserem Erstaunen über das Gesehene und Erlebte zu erholen. Herr Horatius Rebe den Hamlet — wenn wir es nicht selber mit gelitten und ertragen hätten, wir würden es jetzt noch nicht glauben und das Ganze für einen wüsten, unnatürlichen Traum halten. Aber leider ist es nur allzu wahr, und wir müssen die Thatsache constatiren, daß Herr Horatius Rebe allerdings vorgestern Abend den Hamlet, diesen dänischen Prinzen, auf eine Weise mißhandelt hat, die unserem Nationalgefühl nichts zu wünschen übrig ließ. Wir geben auch zu, daß ohne Herrn Horatius Rebe eine Störung in der Vorstellung stattgefunden

haben würde, das heißt, die ganze Vorstellung wäre unmöglich geworden. Aber war das Publikum nicht zehntausendmal besser daran, wenn es sein Geld zurück, als diesen entsetzlichen Hamlet vorgesetzt erhalten?

„Was wir dabei nicht begreifen, ist die bodenlose Selbstüberschätzung dieses jungen „Künstlers", der es wagen konnte, ohne zu erröthen — denn er sah blaß aus, daß wir eine Zeit lang im Zweifel waren, welches der Geist sei — dem urtheilsfähigen und feingebildeten Haßburger Publikum eine solche Qual zu bereiten. Die Noth entschuldigt dies keineswegs, denn er konnte sich doch unmöglich einbilden, die geistvolle Auffassung eines Handor uns ersetzt zu haben — also was sonst? Er hat nur eine Rolle hergesprochen, damit das Stück gegeben werden konnte — nur damit kein rechtlicher Grund vorhanden war, dem Publikum das Eintrittsgeld zurückzuzahlen.

„Wir haben die Gutmüthigkeit des Publikums bewundert, daß es sich das gefallen ließ und sogar dem Delinquenten noch applaudirte; es sollte ihm das vielleicht in etwas die Angst vergüten, die er gehabt. Nun, Gott sei Dank, der Abend ist auch überstanden und wird hoffentlich nicht wiederkehren.

Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels.

„Herr Horatius Rebe mag ein recht lieber, braver Mensch und ein guter Bürger sein, aber wir können es ihm Schwarz auf Weiß geben, daß er ein sehr mittelmäßiger Schauspieler ist. Sein Hamlet war der Beweis dafür: keine Idee einer höheren Auffassung, keine Faser von Genialität, kein Funke jenes göttlichen Feuers, das die der Kunst Geweihten auch durchdringen und sie und dadurch den Zuschauer elektrisiren muß.

„Das Einzige, was uns Herr Rebe an jenem Abend gezeigt, ist, daß er ein gutes Gedächtniß hat; möge er deshalb nie vergessen, daß er seine ruhmreiche Laufbahn wohl noch immer auf einer kleinen Winkelbühne Deutschlands fortsetzen kann, daß es aber dem Haßburger Publikum nicht zugemuthet werden darf, einen solchen Genuß zum zweiten Male zu leiden. Wir warnen die Direction wohlmeinend vor einem solchen Mißbrauch des Vertrauens und hoffen, daß diese milde Rüge

genügt hat, Herrn Horatius Rebe dem hiesigen kunstsinnigen Publikum nicht mehr gefährlich zu machen. F. S."

„Nun, wie gefällt Ihnen das?" sagte Krüger, als Rebe die Epistel beendet hatte und das Blatt wieder lächelnd auf den Tisch zurücklegte.

„Und sorgt Sie das wirklich, was ein Strohwisch schmiert?" sagte er. „Ich kann mir doch nicht denken, daß es auch nur den geringsten Einfluß auf das Publikum selber haben könnte; also lassen Sie ihn schreiben. Notiz darf man ja doch von einem solchen Menschen nicht nehmen."

„Das sagen Sie, lieber Rebe," rief der Director; „aber ich kenne die Welt und mein Publikum besser, und ich versichere Ihnen, der Artikel hat Sie hier zu Grunde gerichtet."

„Und wollen Sie es trotzdem versuchen?"

„Ja, wollen Sie es denn versuchen?" rief Krüger erstaunt. „Mann Gottes, ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie bei Ihrem ersten Auftreten ausgepfiffen werden!"

„Ich habe keine Furcht, Herr Director," sagte Rebe ruhig und entschlossen. „Mit solchen schmutzigen Waffen kann ich allerdings nicht kämpfen und werde es nicht, aber wir können jetzt gleich an mir die Probe machen, ob das Publikum wirklich ein Urtheil für sich selber hat, oder ob es sich von jedem lumpigen Literaten leiten und an der Nase herumführen läßt."

„Aendern Sie einmal die Welt."

„Ich will sie nicht ändern, ich will sie nur kennen lernen."

„Na, das Vergnügen können Sie haben," nickte Krüger; „so viel will ich Ihnen aber sagen, ich habe Sie im Voraus gewarnt. Ich riskire nichts dabei, denn ich bekomme jedenfalls ein volles Haus, und bin auch noch immer erbötig, Sie für einen vollen Monat zu engagiren, aber mit der Bedingung: fallen Sie beim ersten Auftreten gründlich durch, so ist unser Contract gelöst."

„Und soll Herr Doctor Strohwisch das Urtheil sprechen?" lächelte Rebe.

„Nein," rief der Director, „Sie selber, denn nach der nächsten Vorstellung bleiben wir nicht lange im Zweifel. Das Gute hat es jedenfalls, daß wir genau wissen, woran wir sind."

„Gut, ich nehme es an," nickte Rebe; „ich bin fest entschlossen, dieser Nichtswürdigkeit zu begegnen, und hoffe das Beste."

„Hoffen, lieber Freund, hoffen ist gar nichts," sagte der Director. „Aber wollen Sie wenigstens dieses Mal einen guten Rath annehmen?"

„Und welchen, Herr Director?"

„Sie haben den ersten nicht befolgt und, will ich recht ehrlich sein, vielleicht auch gut daran gethan. Ein solcher Mensch wie dieser Strohwisch und alle diese Art Leute ist nicht zu kaufen, sondern nur zu miethen, das heißt, mit Einer Zahlung können Sie sich ihrer nie versichern. Sie brauchen immer Geld und sind unersättlich. Aber wenn es Ihr Stolz auch nicht zuließ, jenen Burschen zu bestechen, so glaube ich, werden Sie doch nichts dagegen haben, seine Pläne zu kreuzen."

„Wenn das auf ehrenvolle Weise geschehen kann."

„Ehrenvolle Weise?" sagte der Director, den Kopf ungeduldig herüber und hinüber werfend. „Wenn mich ein unreines Thier anrennt, so sehe ich, daß ich ihm ausweichen kann, und jede Weise ist dabei ehrenvoll, denn Selbsterhaltung bleibt das Hauptgesetz in der Natur. — Ehrenvoll? Nennen Sie es etwa ehrenvoll, wenn Sie den Abend ausgepfiffen werden?"

„Wenn es ohne mein Verschulden und ungerecht geschieht."

„Und wer fragt danach? Ich bitte Sie um tausend Gottes willen, lassen Sie doch nur die verfluchten Redensarten und werden Sie vernünftig — ohne mein Verschulden und unrecht! Lassen Sie Jemanden auf einen falschen Verdacht hin einstecken und ihm den Kopf herunterschlagen, glauben Sie, daß ihm das nachher eine Beruhigung sein kann, daß es ohne sein Verschulden und ungerecht geschah? Lauter Redensarten; hier haben wir es mit der Sache selber zu thun, und wenn Sie Alles geschickt anfangen, läßt sich dem Musjö doch noch am Ende ein Paroli bieten."

„Aber wie?"

„Das will ich Ihnen sagen; Geld kostet die Geschichte, weiter nichts. Einige Dutzend Freibillets sollen Sie von mir haben, dann engagiren Sie noch eine Anzahl kräftiger Kerle, die..."

„Mein lieber Herr Director," unterbrach ihn Rebe, „auf solche Spitzfindigkeiten verstehe ich mich nicht; da wäre ein Mittel, meiner Meinung nach, eben so niedrig wie das andere."

„Aber die größten Künstler thun es!" rief der Director in Verzweiflung.

„Das mögen sie mit ihrem Gewissen ausmachen," sagte Rebe ruhig; „ich habe vielleicht, wie ich Ihnen gern zugestehen will, ganz eigenthümliche Begriffe von Ehre, aber meine Meinung ist auch die, daß solche literarische Blutegel gar nicht existiren könnten und elend zu Grunde gehen müßten, wenn Alle so dächten wie ich. Von mir sollen sie wenigstens nie auch nur eines Groschens Werth Unterstützung bekommen, und sind sie nur die Ursache, daß ich am Theater nicht vorwärts komme, gut, dann habe ich mir selber wenigstens keine Vorwürfe zu machen und kann nachher mit Ehren die Bühne verlassen."

„Wieder „mit Ehren"," rief der Director ungeduldig. „Gut, dann machen Sie meinetwegen was Sie wollen, ich werde mir die Zunge nicht weiter daran verbrennen; Sie haben's nicht besser verlangt. Und worin also gedenken Sie das nächste Mal aufzutreten? Unser Repertoire kennen Sie ja."

„Ich möchte Sie um den Fiesco bitten, Herr Director."

„Fiesco, hm — meinetwegen; Eins ist so gut wie's Andere, und Fiesco auch eigentlich lange nicht da gewesen. Also nächsten Mittwoch, wenn es Ihnen recht ist, denn Sonntags bringt mir eine Posse mehr ein."

„Und als zweite Rolle möchte ich Sie um den..."

„Thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie uns wegen der zweiten Rolle noch nicht den Kopf zerbrechen. Erst wollen wir einmal sehen, wie die erste abläuft."

„Sie scheinen kein rechtes Vertrauen zu haben."

„Hab' ich auch nicht," sagte Krüger, „weil ich meine Pappenheimer kenne. Also auf morgen werde ich die erste Probe ansetzen, Herr Rebe, Sie sind doch fertig?"

„Ich könnte die Rolle morgen Abend spielen."

„Alle Wetter, Sie wären in der That ein brauchbares Mitglied! Handor mußte immer vierzehn Tage Zeit haben, und nachher haperte es noch. Ueberlegen Sie sich nur die

Sache mit den Freibillets noch einmal; ich gebe Ihnen mein Wort..."

„Ich werde es mir überlegen, Herr Director," unterbrach ihn Rebe, „und bei jeder Stunde Nachdenken finden, daß ich so und nicht anders handeln konnte."

„Sehr schön, Herr Rebe," sagte der Director trocken, „dann wollen wir einmal am nächsten Mittwoch sehen, wie dick die Mauer sein wird, an der Sie Ihren Kopf zu versuchen gedenken. Guten Morgen!"

„Guten Morgen, Herr Director!" sagte Rebe und verließ langsam und nachdenkend das Haus.

Während Rebe die Unterredung mit dem Director hatte, wurde bei Pfeffers ein ganz eigenes kleines Familienfest gefeiert.

Der Mutter kränklicher Zustand schien sich nämlich in den wenigen Tagen, ja, man konnte fast Stunden sagen, so wesentlich gebessert zu haben, daß Alles im Hause einen freundlicheren Charakter annahm. — War es die veränderte Diät gewesen? Der frühere Doctor, der Theaterarzt (der „Thierarzt", wie ihn Pfeffer gewöhnlich nannte), der die Stelle durch Protection erlangt, hatte die arme Frau auf Gott weiß was curirt, und ihr fast jede Nahrung entzogen. Es war eine ganz neue, von ihm erfundene Hungercur, der, wie das Gerücht ging, bis jetzt erst wenige Menschen zum Opfer gefallen. Dadurch aber kam Henriettens Mutter von Tag zu Tag mehr herunter, bis sie zuletzt so schwach wurde, daß sie nicht einmal mehr aufrecht sitzen konnte.

Wenn aber Jeremias auf der Welt irgend etwas haßte, so war es Hunger, oder gar eine Hungercur, die den Körper natürlich so schwächen mußte, daß er sich gar nicht mehr, nicht einmal gegen den Arzt, helfen und schützen konnte. Er ruhte deshalb auch nicht, bis er Pfeffer, oder vielmehr Auguste bewog, einen andern Doctor herbeizuziehen, und dieser erklärte denn auch natürlich augenblicklich, daß sie der frühere ganz falsch behandelt habe und die Kranke bei einer noch kurze Zeit fortgesetzten ähnlichen Cur nicht sowohl ihrer Krankheit, als ihrem Magen erlegen wäre. Nahrhafte Speisen wurden verordnet, und Jeremias schleppte herbei, was nur aufzutreiben

war: ein Glas stärkenden kräftigen Weins; eine Stunde später stand ein Dutzend Flaschen alten Portweins in der Stube, und dann wo möglich etwas Bewegung, vor der Hand noch im Zimmer, und so viel frische Luft als thunlich.

Half dieses Alles, oder war es mehr ein Gemüthsleiden gewesen, das auf der Seele der Kranken gelegen, aber schon seit gestern Abend trat eine entschiedene Aenderung zum Besseren ein, und Henriette sang heute Morgen wie eine Haidelerche im Hause herum.

Die Mutter saß am geöffneten Fenster, denn nach der gestrigen stürmischen und kalten Nacht hatte sich die Luft gereinigt und die Sonne schien warm und klar. Jeremias war fort gewesen, um Rebe aufzusuchen und Näheres über seine weiteren Pläne und Aussichten zu hören, aber er traf ihn nicht in seiner Wohnung und mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

„Das ist ein ganz verzweifelter Mensch, Auguste," sagte er, als er in dem kleinen Zimmer auf und ab ging und sich den kahlen Kopf kratzte, „wie ich gestern mit ihm sprach und ihm meine Hülfe in Allem, was Jettchen betraf, antrug, faßte er mich bei der Hand und sagte: „Mein lieber Herr Stelzhammer, ich danke Ihnen herzlich für Ihre guten und freundlichen Absichten, und Sie wissen, daß Jettchen's Besitz das Höchste ist, was ich erstrebe, aber ich bin auch fest entschlossen, ihn mir selber zu verdanken. Ich will mir später nie Vorwürfe machen können, daß ich durch meine Frau vorwärts gekommen sei."

„Und da hat er ganz Recht," sagte Pfeffer, der in diesem Augenblick eingetreten war und die letzten Worte hörte, „der Rebe ist ein ganzer Kerl, das sage ich noch einmal, und es thut mir jetzt schmählich leid, daß wir ihn früher so unter der Kanone behandelt. Na, wie geht's heute Morgen, Guste, besser? Donnerwetter, Du kriegst ordentlich wieder rothe Backen!"

„Die höchste Zeit, daß ich von Brasilien herüber kam," rief Jeremias, „Ihr hättet sie hier heilig verhungern lassen."

„Der verdammte Theaterfriseur," fluchte Pfeffer, „na, komm Du mir über die Schwelle, ausgenommen zu einem

Krankheits- oder Pensionirungsattest! Du meine Güte, wenn ich das erst einmal in Händen hätte und das vermaledeite Komödienspielen an den Nagel hängen könnte!"

„Wünsch' Dir die Zeit nicht heran, Fürchtegott," nickte die Frau, „alt werden wir Alle früh genug, und doch zehntausendmal lieber von Morgens bis Abends arbeiten, als so da liegen und anderen Menschen zur Last fallen."

„Zur Last fallen," brummte Pfeffer, „wem bist Du schon zur Last gefallen, und laß Du das das Jettchen hören, — aber alle Wetter," unterbrach er sich plötzlich, aus dem Fenster sehend, „kommt denn da nicht Fräulein Bassini wie ein orangefarbener Blitzstrahl angeschossen? Na, die muß eine Neuigkeit haben, da möchte ich meinen Hals darauf verwetten."

„Kommt sie denn her?" fragte Jeremias.

„Eben ist sie in die Promenadenthür hineingefahren. Was das Frauenzimmer für eine Eile hatte!"

„Wer weiß, was sie hat," sagte seine Schwester.

„Sicher nichts Gutes," nickte Pfeffer, „sonst liefe sie nicht so rasch, darauf kannst Du Dich verlassen. Da ist irgend ein Unglück geschehen, oder der Teufel sonst wo los. Ich kenne meine Schwester."

„Wenn Du nur immer 'was auf die arme Lise bringen kannst," lächelte die Frau, „und Du hast sie doch lieb, und ich möchte keinem Andern rathen, Uebles von ihr zu reden."

„Wenn sie nur ein klein wenig Vernunft annehmen und sich nicht immer so verflucht lächerlich machen wollte," sagte Pfeffer, „sonst ist sie ja gut genug, und auf's Theater paßt's. Sie spielt aber den ganzen ausgeschlagenen Tag Komödie, von dem Augenblick an, wo sie Morgens aufsteht, bis Abends, wenn sie wieder einschläft. Ein verrückteres Frauenzimmer ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen."

„Habt Ihr es schon gelesen?" rief in diesem Moment die besagte Dame, wie sie nur den Kopf zur Thür hereinsteckte, „habt Ihr das Schandblatt schon gesehen? Es ist himmelschreiend, daß so etwas nur die Censur passirt. Da könnte man ja eben so gut in Brasilien bei den Cannibalen leben."

„Bitte," meinte Jeremias.

„Nun, hab' ich es nicht gesagt?" lachte Pfeffer.

„Was hast Du gesagt, was ist vorgefallen?" rief die Schwester heftig.

„Na, das mußt Du doch am besten wissen. Was hast Du denn da für ein Zeitungsblatt in der Hand?"

„Habt Ihr das Stadtblatt noch nicht gelesen? Dann habt Ihr nichts gelesen," rief Fräulein Bassini mit Emphase.

„So, und was steht darin?"

„Eine Kritik über Rebe."

„Alle Wetter! Gut?"

„Da lies, mach' Dir ein Vergnügen," sagte Fräulein Bassini, „hier, von Herrn Doctor Strohwisch, Deinem guten Freund."

„Meinem guten Freund?" brummte Pfeffer, indem er das Blatt nahm und leise vor sich hinmurmelnd an zu lesen fing.

„Und habt Ihr schon gehört," fuhr indessen Fräulein Bassini fort, um ja keine Zeit zu versäumen, „daß sich des Lumps, des Handor wegen die beiden jungen Grafen von Monford und Bolten gestern duellirt haben und Graf Bolten den Andern todtgeschossen hat?"

„Oh Du lieber Gott," stöhnte Auguste, „die armen Eltern!"

„Ja, das ist nun nobel," sagte die Schwester, „damit geben sie einander die Ehre wieder, daß sie sich abschlachten. Die ganze Stadt ist voll davon."

„Und so reiche, vornehme Leute!"

„Ja, wie gut könnten die es haben; aber ob es wohl Jemand einmal weiß, wenn es ihm wohl ist. Gott bewahre, immer will er's noch wohler haben, bis er zuletzt drin sitzt. So reiche Menschen; sie sitzen ja im Geld, sie wissen nicht wie tief, und silberne Spucknäpfe sollen sie in den Zimmern haben; aber Hochmuth kommt vor dem Fall."

„Alle Teufel!" rief Pfeffer, der indessen die Einleitung überflogen hatte und jetzt zu dem Kern des Ganzen kam. Jeremias stand neben ihm und sah ihm über die Schulter in's Blatt.

„Oh Du Lumpenkerl!" murmelte er leise vor sich hin, und ballte schon in Gedanken die Faust.

„Das ist ja ein sauberer Patron!"

„Wie? Na, was habe ich gesagt?"

„Was schreibt er denn?" fragte Auguste.

„Kannst die Bescherung gleich lesen — ei Du Himmelhund, Du verdammter! Wenn er ihm fünf Thaler in den Rachen geschoben hätte —"

„Ja, schieb einmal, wenn Du nichts hast," sagte Fräulein Bassini.

„Das ist derselbe Musjö, dem ich einmal auf Rebe's Treppe begegnet bin," rief Jeremias.

„Nein, da hört Alles auf," schrie Pfeffer, „ei zum Teufel mit dem Wisch!" und damit knillte er das Papier zusammen und schleuderte es auf die Erde.

„Aber, Fürchtegott," rief Fräulein Bassini erschreckt, „die Zeitung gehört ja dem Schuhmacher, meinem Hausherrn was hat denn das arme Papier nur gethan?" — und sie hob es auf und glättete es wieder aus.

„Bitte, laß es mich einmal lesen," sagte Auguste, und streckte die Hand danach aus.

„Ja, ich möchte es auch einmal haben," meinte Jeremias, „kann man denn nicht so eine Nummer zu kaufen bekommen?"

„Gewiß, in der Expedition, aber das fehlte auch noch."

„Ich möchte doch eine Nummer haben," meinte der kleine Mann, indem er sich heftig die Hände rieb, „und wenn es nur das wäre, um jedes Mißverständniß zu vermeiden."

„Mißverständniß?"

„Das ist schändlich," sagte Henriettens Mutter, „wirklich boshaft, niederträchtig, und ich begreife nur nicht, daß sich das Publikum dies gefallen läßt. Er sagt ihnen doch darin mit dürren Worten: Ihr versteht Alle nichts, daß ihr so ein Wesen von dem Rebe macht, ich bin der allein Kluge!"

„Und so ein Lump kriegt ein Freibillet," rief Pfeffer, „na, wenn ich Director wäre, ich wollte Dich befreibilletten!

„Der Mensch wird außerdem jetzt Alles daran setzen, um den armen Rebe vollends zu ruiniren," sagte Fräulein Bassini, „denn er darf jetzt ja nicht einmal mehr applaudirt werden, sonst hätte er nicht Recht gehabt."

„Natürlich," sagte Pfeffer, „was der jetzt thun kann, thut er."

„Und ich glaube nicht einmal, daß ihn der Director nach der Recension wieder spielen läßt," fuhr Fräulein Bassini fort, „ich kenne ihn, und was der für eine Angst vor diesem aufgesteckten Strohwisch hat, kann gar kein Mensch glauben."

„Dann geschieht ein Unglück," sagte Jeremias, und seine Stimme hatte etwas Feierliches, „dann geschieht wahrhaftig ein Unglück."

„Na, was wird für ein Unglück geschehen," brummte Pfeffer, „wer einmal Pech haben soll, verliert die Butter vom Brode."

„Da kommt Jettchen," rief die Mutter rasch, die das junge Mädchen draußen hörte, „thut die Zeitung weg; sagt ihr nichts davon, das arme Kind kränkt sich sonst zu sehr."

Fräulein Bassini schob sie rasch in ihre Tasche, aber wie Jettchen eintrat, stockte das Gespräch, und Jeremias selber machte ein so bestürztes Gesicht, daß sie gleich wußte, es war etwas vorgefallen.

„Guten Morgen mitsammen," rief sie lachend aus, sah aber Alle dann erstaunt im Kreise an und sagte: „Nun, was habt Ihr denn, Ihr seht mich ja Alle so merkwürdig an, was ist denn? Mutter, es ist irgend etwas geschehen?"

„Nichts, was uns beträfe, Kind," fiel aber hier Fräulein Bassini ein, die sich noch am ersten faßte, „aber hast Du noch nichts von dem Unglück bei Monfords draußen gehört?"

„Leider ja," nickte Jettchen traurig — „Du lieber Gott, so ein junges, hoffnungsvolles Blut, und in seinem frischesten Alter!"

„Kannteſt Du den jungen Grafen?"

„Ich habe ihn draußen im Schlosse gesehen, als ich früher der Comtesse manchmal Arbeiten hinaufbrachte, und in letzter Zeit ist er auch manchmal mit Graf Rottack hier vorbeigeritten. Es war derselbe, Onkel, der damals dem armen Jungen hier vor dem Hause, dem Graf Bolten den Karren überritten hatte, Geld gab, um ihn für den Verlust zu entschädigen."

„Und der Nämliche hat ihn jetzt todtgeschossen?"

„Und was für Strafe bekommt er nun?"

„Strafe?" sagte Fräulein Bassini, „solche vornehme Herren werden sie auch strafen! Uebrigens ist er noch dieselbe Nacht fortgereist, und nun sucht ihn, wenn Ihr ihn haben wollt."

„Aber was hast Du nur, Vater?" sagte Jettchen, die erstaunt Jeremias betrachtete. Dieser war indessen in der Stube, sich immer die Hände reibend, auf und ab gegangen, und so mit seinen eigenen Gedanken dabei beschäftigt, daß er die Frage nicht einmal gleich hörte.

„Was ich habe, Kind?" sagte er dann, als Jettchen die Worte wiederholte, „oh, oh, nichts, ich dachte nur in dem Augenblick gerade an 'was, ich habe noch etwas zu thun, beinah' hätte ich's vergessen. Also guten Morgen miteinander!"

„Wo willst Du denn hin, Jeremias?"

„Ich muß einmal nach Hause, ich komme nachher wieder!"

„Um zwölf Uhr essen wir."

„Gut, ich werde kommen, sollte ich aber um zwölf Uhr nicht da sein, so wartet nicht auf mich, denn es ist doch möglich, daß ich Abhaltung bekäme," und mit den Worten schoß er zur Thür hinaus.

„Was hat nur der Vater?" sagte Jettchen verwundert; „er sah so merkwürdig verstört, so zerstreut aus."

„Gott weiß es," brummte Pfeffer, „irgend noch ein paar brasilianische Schrullen vielleicht, die ihm im Kopf herumgehen! Laß ihn nur laufen, der findet sich wieder zurecht, dafür ist mir gar nicht bange. Wo warst Du, Jettchen?"

„Ich habe den Brautkranz fortgetragen," sagte das junge Mädchen, „und jetzt gar nichts weiter zu thun, als den bestellten Kranz für Graf Rottack zu machen."

„Das ist gescheidt, da kannst Du Dich endlich einmal ausruhen."

„Aber die Zeit wird mir lang werden, und was hätte ich Alles zu thun bekommen können! Wie viele Arbeiten waren bestellt, aber Vater wollte es ja nicht leiden."

„Ganz vernünftig von ihm, denn Du hättest Dich caput gearbeitet, das ist sicher. Nun aber sieh nach Deiner Küche, Schatz, daß wir 'was zu essen bekommen!"

„Ist Alles in Ordnung, Onkel," nickte Jettchen, „brauche

nur ein wenig nachzulegen, denn während es kochte, bin ich blos die zwei Schritt hinüber gelaufen. Punkt zwölf Uhr kann das Essen auf dem Tisch stehen."

Jeremias stieg in einer unbeschreiblichen Stimmung die Treppe hinab, und niemand Anders war die Veranlassung dazu, wie der arme, unselige Recensent.

„Oh Du Federfuchser," rief er dabei halblaut vor sich hin und ballte die gar nicht so unansehnliche Faust gegen das Treppengeländer, „oh Du verfluchter Federfuchser — hätt' ich Dich, wie wollt' ich Dich!" Aber er hatte ihn eben nicht, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als Rebe aufzusuchen, um mit diesem zu besprechen, was sich etwa in der Sache thun ließ, denn daß sich etwas thun ließ, davon war er fest überzeugt.

Rebe fand er allerdings, aber bei ihm selber auch nicht die geringste Unterstützung in der Angelegenheit.

Rebe blieb dabei, daß die Persönlichkeit, von welcher der Angriff stamme, so tief unter ihm stehe, daß er gar nichts in der Welt mit ihm anfangen könne, und was das beträfe, gegen ihn zu agiren, so würde er sich dadurch mit diesem Strohwisch genau auf Eine Stufe stellen, daran sei also gar nicht zu denken. Die einzige Waffe, die er in Händen habe, sei die, dem Publikum durch seine Darstellung zu beweisen, daß Jener gelogen habe; weiter könne er nichts, weiter werde er nichts thun.

Jeremias suchte ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er sein Fortkommen an hiesiger Bühne sichern wolle, und Rebe behauptete, das wäre nur dadurch möglich, daß er alle Chancen liefe. Aber sich jetzt und für Eine Vorstellung einen Erfolg sichern und damit alle übrigen noch in Frage gestellt lassen, käme ihm ungefähr ebenso vor, als ob Jemand über einen mächtigen Strom schwimmen wolle und zuerst in einem Teich versuche, ob er sich eine so lange Zeit über Wasser halten könne, bei dem Versuch aber Blasen unter die Arme binde. Er täusche Niemanden damit als sich selber, und müsse dann später dafür büßen.

Es war mit dem Menschen nichts anzufangen, denn er blieb hartnäckig dabei, daß er ehrenvoll siegen oder lieber seine

Stellung aufgeben und anderswo beginnen wolle; denn nur dadurch könne er sich seine Selbstachtung und die Achtung anderer ehrenwerther Leute bewahren.

Jeremias mußte ihm ja wohl im Herzen Recht geben. Es war ganz hübsch und ehrlich gehandelt, aber dumm, stockdumm, wenn er das auch nicht gerade aussprach, und in voller Verzweiflung lief er endlich hinüber zu Director Krüger, um von diesem vielleicht eine andere Ansicht zu hören. Das Mittagessen bei Pfeffers hatte er lange vergessen und versäumt.

Hier fand er seinen Mann. Krüger, dem selber daran lag, daß sich Rebe am hiesigen Theater behaupten möge — denn wo fand er solchen ersten Liebhaber gleich für die Gage wieder, mit der er sicher die erste Zeit mit Rebe abschließen konnte —, gab Jeremias in Allem Recht und war so vollkommen in jeder Hinsicht seiner Meinung, daß ein Gespräch fast ganz unmöglich wurde.

Der Director theilte dem kleinen, lebendigen Fremden auch ganz aufrichtig seine eigenen Ansichten über den Recensenten mit; weshalb sollte er sich auch geniren? Strohwisch kostete ihm überhaupt jährlich viel Geld, und Jeremias begriff zuletzt nur das nicht, wie man sich noch mit einem solchen Menschen abgeben und in persönlichem Verkehr mit ihm stehen konnte.

„Lieber Gott," sagte der Director, „was will ich dagegen thun? Soll ich mir mein ganzes Theater fortwährend schlecht machen lassen? Das Publikum bekäme doch zuletzt, wenn es das alle und alle Tage hörte und läse, einen Widerwillen dagegen und ginge mir schließlich gar nicht mehr hinein; deshalb zahle ich ihm das Blutgeld und stopfe ihm das Maul."

„Also wann ist Fiesco?"

„Nächsten Mittwoch; wenn Sie etwas thun könnten — aber um Gottes willen, ohne daß es Rebe erführe, denn er würde die ganze Geschichte verderben —, so wäre es mir sehr angenehm, und auf meine Unterstützung dürfen Sie rechnen."

„Aber in welcher Art?"

„Ich will Ihnen sagen, was ich fürchte," erwiderte Krüger. „Ich fürchte, Strohwisch wird Anstalten getroffen

haben, Herrn Rebe das nächste Mal auspfeifen zu lassen; er hat mir genau dasselbe schon einmal gemacht."

„Aber das Publikum wird sich das nicht gefallen lassen."

„Lieber Gott, alle Menschen erfreuen sich zuweilen an einem Skandal," sagte Krüger, „und wenn nur drei oder vier in derartigen Arbeiten geschickte Leute vortheilhaft im Parterre placirt sind, so finden sie überall ein paar nichtsnutzige Jungen, die ihnen helfen. Sie glauben gar nicht, wie das Pfeifen ansteckt."

„Hurrjeh," sagte Jeremias, „vielleicht käme er selber hinein; wenn ich nur dann in der Nähe wäre!"

„Er selber würde sich wahrscheinlich ruhig verhalten, aber das Ganze dirigiren."

„Na, warten Sie 'mal, dagegen ließe sich doch am Ende noch 'was thun. Apropos, haben Sie Polizei im Theater?"

„Auf die dürfen Sie nicht rechnen," sagte der Director; „allerdings stehen ein paar Mann im Vorsaal, aber bei derartigen Gelegenheiten verhalten sie sich rein passiv."

„Sehr schön," sagte Jeremias, „weiter verlange ich nichts, und nun empfehle ich mich bestens!"

„Sie sind fremd hier in der Stadt, Herr Stelzhammer?"

„Fremd allerdings; aber ich glaube, ich weiß Jemanden, der mich unterstützen kann."

„Darf ich fragen, wen?"

„Ihren Theaterdiener Peters."

„Da sind Sie in vortrefflichen Händen," lachte Krüger vergnügt; „aber lassen Sie ihn um Gottes willen nicht ahnen, daß ich von der Sache etwas weiß!"

„Haben Sie keine Sorge — bitte, bemühen Sie sich nicht, ich finde schon meinen Weg!" Und während der Director oben in seinem Zimmer, sich vergnügt die Hände reibend, auf und ab ging, stieg Jeremias langsam die Treppe hinunter.

Director Krüger wohnte zwei Treppen hoch, und jede Etage bestand aus zwei Abtheilungen Stufen, die in dem alten Hause ziemlich steil aufwärts führten, aber durch Seitenfenster hell erleuchtet wurden.

Jeremias war eben den ersten Absatz hinabgestiegen, als ein Herr dicht unter ihm die Treppe heraufkam und zu ihm

aufsah. Der Fremde, welcher etwa einen Kopf größer als unser kleiner Freund sein mochte, stand noch drei oder vier Stufen unter ihm, als er den Kopf zu ihm emporbrehte und Jeremias plötzlich halten blieb.

„Hurrjeh!" rief er aus, indem er sich so klein machte, daß er seinen Kopf ziemlich in eine Richtung mit dem die Treppe Heraufkommenden brachte und beide Hände dabei auf die Kniee stützte. „Habe ich nicht das Vergnügen, den Herrn Doctor Strohwisch vor mir zu sehen?"

„Das ist allerdings mein Name," sagte der Herr. „Und mit wem hab' ich die Ehre?"

„Na, seh'n Sie einmal an," rief Jeremias, ohne die Frage zu beantworten, „und so hübsch allein unter vier Augen! Da erlauben Sie mir vielleicht, Ihnen gleich zu sagen, mein lieber Herr Strohwisch, daß Sie ein ganz miserabler, erbärmlicher Dintenkleckser und Schubbejack sind!"

„Sie alberner Esel!" rief der Doctor, der gar nicht gleich wußte, über was er am meisten erstaunen sollte, über die kleine, geduckte, komische Gestalt, die vor ihm kauerte und die er deshalb auch, was persönliche Kraft anbetraf, bedeutend unterschätzte. „Was unterstehen Sie sich? Fort, oder ich werfe Sie die Treppe hinab!"

„So?" sagte Jeremias, der nur auf eine solche Einladung gewartet zu haben schien, drückte sich mit der Linken seinen Hut fest und hatte aber auch im nächsten Moment schon den Doctor beim Kragen, der sich wie ein Kind in seinem Griffe wand.

„Herr, lassen Sie mich los!" schrie er.

„Treppe hinunter — so?" rief Jeremias. „Wundervolle Idee — Kopf weg unten!" Und ehe der „Doctor" nur einen Hülferuf ausstoßen konnte, hatte er ihn herumgedreht, und wie ein Pfeil schoß er die Treppe hinab.

Jeremias' Blut war aber jetzt aufgeregt. Alberner Esel hatte er ihn genannt — was vorangegangen, zählte nicht — und die Recension geschrieben, und da unten kullerte er auf der Treppe herum. Unglücklich für ihn trug Doctor Strohwisch auch ein spanisches Rohr in der Hand, und Jeremias wußte eigentlich später gar nicht mehr recht, wie es gekommen

war; ehe er sich aber auf etwas besann, war er die Stufen hinab unten bei seinem Schlachtopfer, hatte ihm den Stock aus der Hand gerissen und zerwalkte ihn dabei nach Herzenslust.

Strohwisch schrie um Hülfe und versuchte zuletzt, zur Verzweiflung getrieben, Gegenwehr; aber jetzt wurde Jeremias erst recht böse. In der Etage, wo er sich befand, wurden Stimmen laut, und um den Kampfplatz auf neutrales Gebiet zu verlegen, faßte er den Unglücklichen wieder beim Kragen und warf ihn vor sich her den nächsten Absatz hinunter, von wo nur noch eine niedere Stufenreihe bis zur Hausthür blieb, und hier folgte Fortsetzung.

Oben in der zweiten Etage stand Director Krüger, schaute über das Geländer hinab und hätte vor Wonne applaudiren mögen, wenn er es sich nur getraut hätte. Unten in der ersten Etage war das Dienstmädchen und dann der Herr Ober-Appellationsrath X. mit der Frau Ober-Appellationsräthin und Fräulein Tochter herausgekommen. An der Hausthür, da der Schall des Tumults hinausdrang, hatten sich ebenfalls Leute gesammelt und drängten zuletzt bis in's Haus hinein. Und oben auf dem ersten Absatze stand Jeremias und prügelte Strohwisch, bis er den Stock in Atome zerschlagen hatte und seinen Arm nicht mehr rühren konnte; dann warf er ihn den letzten Absatz hinunter, den Stummel des spanischen Rohrs, mit einem sehr zierlich geschnitzten Elfenbeinknopfe daran, hinter ihm her, und während er selber an ihm vorüberschritt, sagte er: „So, Herr Doctor, jetzt wünsche ich Ihnen wohl zu bekommen. Mein Name ist Jeremias Stelzhammer."

„Herr Stelzhammer," sagte da ein Mann in einem rothen Kragen, der sich indessen durch die immer anwachsenden Zuschauer in das Haus gedrängt hatte, „es thut mir leid, Sie in Ihrer Beschäftigung zu stören."

„Bitte, ich bin eben fertig," meinte Jeremias.

„Nun desto besser," sagte der Mann; „aber nun ersuche ich Sie auch, einmal ein bischen mit mir zu kommen, denn ich habe hier auf Ruhe und Ordnung zu sehen."

„Mein lieber Herr," erwiderte Jeremias, jetzt nicht im

Geringsten um die Folgen besorgt, denn er sah wohl, daß er es hier mit einem Polizeidiener zu thun hatte, „Ruhe herrscht jetzt, und daß der Herr da ordentliche Prügel besehen hat, wird er Ihnen selber bezeugen können. Ich hoffe, Sie sind nun befriedigt."

„Doch nicht so ganz," lachte der Gerichtsdiener, „Sie müssen mit."

„Verhaften Sie den Kerl im Namen des Gesetzes!" schrie jetzt Strohwisch, der sich kaum von seiner Betäubung erholt hatte. „Ich bin hier auf die nichtswürdigste Weise von ihm angefallen und mißhandelt worden; mein Eigenthum ist dabei zerstört, mein Stock in Selbstvertheidigung zerschlagen, meine Hose zerrissen und beschmutzt..."

„Die Keile nennt er Selbstvertheidigung!" lachte Jeremias.

„Na," meinte der Polizeidiener mit einem Blick auf die robuste Gestalt des Doctors, „Sie sehen mir allerdings aus, als ob Sie sich hätten wehren können; aber das ist einerlei, Sie mögen das Beide vor Gericht ausmachen."

„Aber ich werde doch nicht..."

„Ja, Sie müssen auch mit," sagte der Mann trocken; „ich kann hier nicht untersuchen, wer angefangen hat. Also bitte, machen Sie keine Umstände."

Immer mehr Leute hatten sich indessen in das Haus gedrängt; denn was sieht das Publikum lieber, als eine Prügelei mit späterer Abführung der Betheiligten durch die Polizei, die gerade so dazu gehört, wie die Verlobung von zwei verliebten Paaren am Ende eines Lustspiels.

„Meine Herren," sagte der Diener der öffentlichen Sicherheit zu den Eindrängenden mit jener Hochachtung, die er stets Leuten gegenüber beobachtete, gegen welche „noch nichts Gravirendes bekannt geworden", „seien Sie so gut und gehen Sie nach Hause; Sie sehen, es ist Alles vorübrr. Bitte, machen Sie Platz, es kann ja kein Mensch durch."

Die Leute gaben langsam Raum; aber Doctor Strohwisch brauchte noch einige Zeit, um seine sehr derangirte Toilette etwas in Ordnung zu bringen. Er wollte auch noch Schwierigkeiten machen, mit einem Polizeidiener am hellen Tag durch die

Straßen zu gehen, aber es half ihm nichts. Der Mann des Gesetzes blieb unerbittlich wie das Gesetz selber, und wenige Minuten später expedirte der würdige Beamte die beiden Uebelthäter zum innigen Vergnügen einer Anzahl zerlumpt und anständig gekleideter Straßenjungen nach dem Rathhaus hin. —

Die Straße herab kam Graf Rottack. Er sah ernst und angegriffen aus, und als er dem Menschenknäuel begegnete, wollte er eben, vor der Berührung damit zurückscheuend, nach der andern Seite der Straße hinüberbiegen, als sein Blick auf Jeremias fiel und er erstaunt und verwundert stehen blieb.

„Aber, Jeremias, um Gottes willen, was haben Sie denn gemacht? Was ist vorgefallen?"

„Nur eine Kleinigkeit, Herr Graf," lächelte der kleine Mann, aber doch etwas verlegen, in solcher Gesellschaft gerade von ihm betroffen zu werden; „ich und der Herr da geriethen ein wenig aneinander."

„Ich leiste Bürgschaft für den Herrn," sagte Felix zu dem Gerichtsdiener; „mein Name ist Graf Rottack."

„Thut mir leid, Herr Graf," erwiderte der Mann ruhig, „das hier nicht annehmen zu können. Meine Pflicht ist, die beiden Männer auf's Rathhaus hinaufzuführen und die Anzeige zu machen. Dort notirt dann der Herr Actuar den Fall, und wenn Sie mit hinaufgehen, so hat es nicht die geringste Schwierigkeit, daß der Gefangene augenblicklich auf freien Fuß kommt."

„Schön."

„Aber, bester Herr Graf!"

„Gehen Sie nur voran," lächelte dieser, „denn escortiren möchte ich mich nicht gern lassen; ich folge Ihnen aber augenblicklich."

Er zog sich zurück, denn einige der Zuschauer, die vielleicht gehofft hatten, daß irgend ein gewaltsames Einschreiten oder sonst ein amüsanter Zwischenfall eintreten könne, preßten näher. Das Rathhaus war nicht weit entfernt, und nachdem die beiden Feinde, nicht gerade zur Erbauung des ziemlich bös zugerichteten „Doctors", noch eine Weile in dem Vorsaal

hatten warten müssen, da gerade ein Dienstmädchen wegen versuchten Diebstahls verhört wurde, kamen sie endlich vor.

Die Verhandlung war übrigens eine kurze; Jeremias, der vorher seinen Vor- und Zunamen wie überhaupt eine kurze Lebensbiographie zu Protokoll geben und erklären mußte, daß er noch nie vor Gericht gestanden, leugnete nicht, den Doctor Strohwisch zuerst angefaßt und geprügelt zu haben, und da Graf Rottack jetzt ebenfalls vorgelassen wurde und erklärte, Bürgschaft für das Erscheinen des Herrn vor Gericht leisten zu wollen, so wurde der Delinquent entlassen.

Der Doctor, eine allbekannte Persönlichkeit in Haßburg, blieb noch oben, um seine Klage gegen den Ueberfall zu formuliren und gleich aufnehmen zu lassen.

„Aber nun sagen Sie mir um Gottes willen, Jeremias," rief Rottack, als sie wieder zusammen auf der Straße waren, „was hat Sie denn zu einem solchen Gewaltstreich bringen können? Wir sind doch hier nicht mehr in Brasilien!"

„Mein lieber Herr Graf," sagte der kleine Mann und schämte sich jetzt ein wenig der Rolle, die er gespielt, „Sie haben Recht — ich hätt's nicht thun sollen, aber die Galle lief mir über. Der Mensch war ein Recensent, und — da hab' ich noch einmal den Hausknecht herausgekehrt; aber ich verspreche es Ihnen, es soll zum letzten Mal geschehen sein, denn ich darf Ihnen doch keine Schande machen!"

„Und was, beim Himmel, haben Sie mit den Recensenten zu thun?" lachte Graf Rottack.

„Das ist weitläufig, das erzähle ich Ihnen ein andermal. Und wie geht es der Frau Gräfin?"

„Sie ist unwohl," seufzte Felix; „manches Leid verwandter Freunde hat sie tief betroffen und angegriffen. Aber von Ihnen selber weiß ich gar nichts weiter, seit wir uns bei jenem Fräulein — wie hieß sie doch gleich?"

„Bassini."

„Ja, ganz recht — bei jenem Fräulein gesehen. Haben Sie Frieden mit Ihrer Familie geschlossen? Sie hätten uns wohl einmal, als alten Freunden, Nachricht geben können."

„Ich gestehe, daß ich wie ein schlechter Kerl gehandelt habe," rief Jeremias; „aber erstens wußte ich nicht, ob

ich Ihnen recht kam, und dann hab' ich die Zeit über so viel zu thun gehabt. Aber Gott sei Dank, es geht Alles recht gut, und wenn Sie es mir erlauben, so komme ich einmal in diesen Tagen und statte ausführlichen Bericht ab."

„Das soll ein Wort sein, Jeremias," sagte Graf Rottack, ihm die Hand reichend. „Glauben Sie mir, wir haben die alten Freunde noch nicht vergessen und viel zu wenig neue gefunden, um sie entbehren zu können."

„Lieber Herr Graf..."

„Auf Wiedersehen, Jeremias!" Und Graf Rottack schritt, tief aufseufzend, die Straße hinab.

28.

Die Contremine.

Der junge, hoffnungsvolle und in der Blüthe seiner Jahre dahingerafffte Graf George von Monford war begraben worden und damit die Tragödie, die einige Tage die Stadt beschäftigt, zu Ende gespielt. Sein Gegner, der junge Graf Bolten, schien seit der Zeit verschwunden; er hatte jedenfalls den Staat verlassen, und die Secundanten wurden verhört und sahen ihrer formellen Strafe entgegen, die ihnen aber jedenfalls leicht genug gemacht wurde.

Es ist auch eine eigene Sache um das Duell und die dagegen erlassenen Gesetze. Wir Alle sind wohl darüber einig, daß es eine gegen die Moralität verstoßende Sitte ist, wenn zwei Menschen in der Absicht, einander zu tödten, gegen einander auftreten. Wir finden es auch natürlich, daß der Staat eine Strafe darauf setzt, aber wie Wenige von denen, die wirklich gegen eine solche „Unsitte" streiten, würden sich selber ihr entziehen, wenn sie sich zu einem solchen Kampf gezwungen sähen!

Ich bin weit davon entfernt, Die zu tadeln, die aus moralischen oder religiösen Bedenken das Duell durchaus für sündlich halten und sich deshalb nicht schlagen. Es ist das eine Gewissenssache, über die kein Anderer ein Recht hat zu urtheilen — aber man soll auch Die nicht verdammen, die mit einem — möglicher Weise irrigen Ehrgefühl eine erlittene Beleidigung nur glauben durch Blut auswaschen zu können. Auch bei ihnen ist es eine Gewissenssache, und wenn hierbei eine Majorität entscheiden könnte, so wären sie ganz entschieden und unzweifelhaft im Recht.

Muth? — Es ist möglich, daß mehr moralischer Muth dazu gehört, eine Herausforderung abzulehnen, als sie anzunehmen; aber das Duell selber ist noch ein letztes Ueberbleibsel fast der alten, kräftigen Ritterzeit, wo der Mann auch für sein eigenes gutes Recht einstand und nicht um jeden Quark die Polizei belästigte. Das Duell hat manchen Uebelstand, ja; mancher Streit wäre auch vielleicht ohne solch ein gewaltsames Mittel beizulegen gewesen, mancher Familie endloser Jammer, namenloses Leid erspart worden, aber trotzdem ist es in vielen Fällen nicht möglich, es zu vermeiden. Es ist ein anerkanntes Uebel, aber ein nothwendiges, und nur eine Umwandlung unserer Ansichten und Meinungen könnte dem Zweikampf ein Ende machen.

Hier freilich hatte alte Sitte ein furchtbares und schweres Opfer gekostet, den einzigen Sohn des Hauses, das letzte Kind, und wie das Glück in früheren Jahren nicht müde geworden schien, all' seine Gaben mit verschwenderischen Händen über die von Tausenden beneidete Familie auszustreuen, so unerbittlich schritt jetzt das Unglück durch die verödeten Räume seine erbarmungslose Bahn, das Haus der Freude in ein Haus des Jammers wandelnd.

Der junge Graf war, von einem prächtigen Leichengepränge begleitet, in die Familiengruft beigesetzt worden, und wie die unglücklichen Eltern in das Schloß zurückkehrten, schien das sonst so gastfreie und allen geselligen Freuden geöffnete Haus in ein düsteres Kloster verwandelt zu sein.

Draußen das blitzende Thürschloß des Gartenthors deckte, der englischen Sitte nach, ein Trauerflor — der größte Theil

der Dienerschaft war entlassen worden; der alte Graf wollte die vielen Menschen nicht mehr um sich sehen, die Fenster wurden verhängt und nur so weit geöffnet, um das nöthigste Tageslicht herein zu lassen, und die Gräfin selber lag gebrochen auf ihrem Bett.

Der Verlust Paula's hatte sie erschüttert, aber weit mehr ihren Zorn als ihren Schmerz erweckt; der Verlust des Sohnes, an dem ihr Herz mit aller Liebe hing, deren es nur fähig war, brach die Kraft, die sie bis dahin aufrecht gehalten, und sie gab sich jetzt so wild und rücksichtsvoll ihrem Grame hin, als sie den vorher hart und kalt in ihrer Brust zurückgehalten.

Das war ein trauriges Leben jetzt in dem sonst so fröhlichen Hause, und der alte Haushofmeister schlich wie ein Geist in den Räumen umher, als ob er die Verlorenen suche und ihren Verlust noch nicht glauben könne, noch nicht denken möge. So aufmerksam er aber dabei den Grafen selber bediente, so scheu hielt er sich von der bis dahin geliebten Herrin zurück, denn an dem Abend, an dem sie den Brief seiner lieben kleinen Comtesse kalt und erbarmungslos in die verzehrende Flamme warf, hatte sich sein Herz ihr entfremdet, und wieder und wieder zuckte ihm der Gedanke durch den alten Kopf, daß Gottes Strafgericht dafür das jetzt dem Untergang geweihte Haus betroffen habe.

Der Graf selber freilich brauchte fast keine Bedienung. Er verließ sein Zimmer nur dann und wann, um eine halbe Stunde auf der Terrasse auf und ab zu gehen und frische Luft zu schöpfen, fühlte sich aber so schwach, daß ihn ein Diener dabei unterstützen mußte. Er sprach auch wohl immer vom Reisen und befahl dem Haushofmeister drei-, viermal im Tage, die Koffer zu packen und Alles herzurichten, aber der Ober-Medicinalrath, der Morgens und Abends kam, schüttelte dazu mit dem Kopf.

Der Graf war unmittelbar nach den gehabten Aufregungen viel zu schwach, um jetzt an eine Reise denken zu können. Er mußte sich jedenfalls erst wieder, eine kurze Zeit wenigstens, erholen. In vier oder sechs Wochen ließ sich eher darüber

reden. Jetzt brauchte er vor allen Dingen sorgsame Pflege und Ruhe.

Ruhe, Du großer Gott, Ruhe herrschte allerdings in dem Hause, aber die Ruhe des Grabes, und wie schon Jeder die Stätte der Trauer von selber mied, wurden selbst die wenigen Personen, die theilnehmend Trost spenden wollten, abgewiesen.

Auch Graf Rottack war hinaufgefahren, um den Unglücklichen sein inniges Beileid auszusprechen und vielleicht zugleich etwas Näheres über Paula's jetzigen Aufenthalt zu erfahren, um die sich Helene sorgte und abängstigte; aber weder Graf noch Gräfin nahmen einen Besuch an. Sie ließen der Nachfrage danken, fühlten sich aber jetzt zu leidend, um Fremde zu empfangen.

Rottack wandte sich sogar an den Haushofmeister, um von diesem etwas über den gegenwärtigen Aufenthalt der Comtesse zu hören. Lieber Gott, der alte Mann wußte selber nichts darüber und liebte seine Herrschaft viel zu sehr, das von ihr weiter zu erzählen, daß sie mit eigenen Händen die einzige Kunde ihres verlorenen Kindes vernichtet hätten — und ein weiterer Brief war doch nicht eingetroffen.

Graf Rottack mußte unverrichteter Sache wieder nach Haßburg zurückkehren.

Empört war er aber hier, in dem sogenannten Stadtblatt einen ganz gemeinen Artikel über die Verhältnisse des Monford'schen Hauses zu lesen, auf welches Doctor Strohwisch eine specielle Malice zu haben schien. Es ist wahr, der alte Graf hatte ihn früher nicht mit der Hochachtung behandelt, die er glaubte als Vertreter der Presse beanspruchen zu dürfen. Sein erster Besuch im Schlosse war allerdings angenommen, aber nicht einmal durch eine abgegebene Karte erwidert worden, sein zweiter schlug total fehl, und nicht eine einzige Einladung war an ihn, trotz aller „Feste und Gelage", wie er es nannte, ergangen. Man hatte ihn vollständig ignorirt, und er konnte deshalb eine so günstige Gelegenheit, sich zu rächen, nicht unbenutzt vorüber lassen.

Leider verfehlte er aber dadurch vollkommen den beabsichtigten Zweck, denn die Familie Monford war in Haßburg wirklich beliebt gewesen. Die alten Herrschaften galten aller-

dings für stolz, aber kein Nothleidender hatte je ihre Thür unbeschenkt verlassen, alle Armen- und Wohlthätigkeits-Anstalten der Stadt waren von ihnen stets auf das Freigebigste bedacht worden, und der junge Graf und die Comtesse durch ihre Liebenswürdigkeit und ihr offenes, freundliches Betragen gegen Jeden, mit dem sie in Berührung kamen, allbeliebt in ganz Haßburg gewesen. Das furchtbare Schicksal der Eltern bei so schwerem Verlust trug dann ebenfalls noch dazu bei, alle Schatten in dem allerdings etwas übermüthigen Charakter der Gräfin selber zu verwischen; was mußte ihr Mutterherz jetzt empfinden. — Desto unangenehmer wurden die Leser fast ohne Ausnahme von der rücksichtslosen Schadenfreude berührt, mit welcher ein Leitartikel des Blattes das Unglück dieses edlen Hauses besprach.

Einen unglücklicheren Moment hätte Strohwisch auch nicht wählen können, wenn ihm wirklich ein Erfolg am Herzen lag, als in derselben Nummer den Versuch zu machen, die Entrüstung des Publikums gegen die Theaterdirection aufzurufen, die an diesem Abend die Keckheit haben wollte, ihnen Herrn Horatius Rebe nochmals als Fiesco aufzuzwingen, dem er ein gänzliches Fiasco prophezeite.

Das Blatt wurde Herrn Rebe unter Kreuzband in's Haus geschickt.

Jeremias hatte es ebenfalls gelesen, aber er ließ sich an dem ganzen Tag nicht bei Pfeffers blicken, sondern lief in einer merkwürdigen und an ihm sehr ungewöhnlichen Aufregung in der Stadt herum. Die Klagesache mit Strohwisch konnte es auch nicht sein, denn die war schon abgemacht und er dieses Mal mit einer nicht unbeträchtlichen Geldstrafe davongekommen. Er tauchte auch oft in abgelegenen Straßen in kleine, ganz unansehnliche Spelunken ein, mit deren Bewohnern er einige Zeit verkehrte, stieg in dem Hause in den dritten, in jenem in den vierten Stock hinauf, und entwickelte überhaupt eine Thätigkeit, wie er sie vielleicht seit seinen Dienstjahren in Brasilien nicht mehr gezeigt hatte.

Um zwölf Uhr suchte er dabei kein Hotel auf, um sich nach der ungewohnten Anstrengung zu restauriren, sondern eine ganz gewöhnliche, noch dazu außer dem Weg gelegene Bier-

kneipe und Schenkwirthschaft, wo er sich ein Glas Bier und eine Portion Graupen und Rindfleisch, die einzigen Gegenstände, die auf der Speisekarte standen, geben ließ.

Er hatte dort aber noch nicht lange gesessen — und es war dabei augenscheinlich, daß er Jemanden erwartete, denn er sah fortwährend nach der Thür — als Peters, der Theaterdiener, auf der Schwelle erschien, ihm ziemlich vertraut zunickte, seinen alten Hut an einen Nagel hing und sich dann, wie zu einem alten Bekannten, neben ihn setzte.

„Na, das ist gescheidt, Peters, daß Ihr kommt," sagte Jeremias.

„Werde doch die Fütterung nicht versäumen," bemerkte dieser, „wo sollte nachher die Kraft und Ausdauer herkommen!"

„Und Alles in Ordnung?"

„Alles; aber ich sage Ihnen, Herr Stelzhammer, ich fühle meine Beine nicht, und habe den letzten Groschen von dem Gelde ausgegeben!"

„Hier ist mehr," nickte ihm Jeremias zu, indem er ihm eine Zwanziggulden-Note in die Hand drückte, „wenn es die Leute nur vernünftig anfangen, daß es nicht auffällig wird."

„Na, da können Sie sich ganz auf mich verlassen, aber der Durst..."

„Knellner, zwei Glas Bier!"

„Darin, dächt' ich, hätt' ich einige Uebung," fuhr Peters fort, und wischte sich schon im voraus nach dem Bier den Mund, „Alles mit dem gehörigen Avec und zur rechten Zeit!"

„Und wenn welche pfeifen?"

„Desto besser, die werden hinausgefuhrwerkt. Uebrigens habe ich mir noch einen Hauptkerl für derlei Sachen — ein außerordentlich nützliches Mitglied, wie unser Director sagt, hier um zwölf Uhr herbestellt, weil ich ihn nicht zu Hause traf."

„So? kommt er?"

„Gewiß; es ist eine Art verdorbenes Genie, der Gelegenheitsgedichte und dergleichen macht und eigentlich mit dem „Doctor" befreundet; aber, lieber Gott, er hat immer Durst;

Ihr Wohl, Herr Stelzhammer, und ein paar Gulden mehr auf die eine Seite können da schon 'was ausrichten!"

„Sie wissen, Herr Peters, daß es mir auf ein paar Gulden nicht ankommt."

„Sehr hübsch von Ihnen, Herr Stelzhammer," bemerkte Peters, „wollte, ich könnte dasselbe von mir sagen."

„Wenn die Sache gut abläuft, soll es Ihr Schade gewiß nicht sein!"

„Was thut man nicht im Interesse der Direction," bemerkte Peters bescheiden, „und wenn uns der Rebe nur ein klein wenig hilft, und ich bin fest überzeugt, er wird seine Sache gut machen, so — aber da kommt er," stieß er plötzlich seinen Nachbar heimlich mit dem Ellbogen an. „Das ist der Hauptmatador von Allen — aber jetzt ruhig, daß er nichts merkt. Lassen Sie mich nur machen."

Der Eintretende war eine ganz auffallende Erscheinung, ein baumstarker Mensch mit blonden Haaren und blauen, etwas verschwommenen Augen. Die Nase dabei ein wenig geröthet, das Gesicht unrasirt, ging er, in einen braunen, sehr abgetragenen Ueberrock, trotz der warmen Witterung, bis oben hin eingeknöpft, so daß auch nicht die Spur von reiner Wäsche sichtbar wurde. Den Hut hatte er dabei keck und zuversichtlich auf einem Ohr sitzen und in der Hand trug er ein dickes spanisches Rohr.

Wie er in die Thür trat, warf er einen Blick in das noch sehr spärlich besetzte Zimmer, bemerkte Peters, nickte ihm huldvoll zu, hing dann ebenfalls seinen Hut an den Nagel und setzte sich, ohne Jeremias weiter zu beachten, dem Theaterdiener gerade gegenüber.

„Wollen Sie mit essen?" fragte der etwas schmutzig aussehende Kellner ohne viele Umstände, „Graupen und Rindfleisch!"

„Danke — Glas Bier!" war die Antwort. „Nun, Peters, wie geht's? Was treibt Ihr?"

„Haben Sie denn schon gegessen, Herr Walther?" fragte dieser.

„Ich? — hm — nein — speise gewöhnlich später..."

„Na, aber dann zur Gesellschaft. — Heh, Kellner,

Couvert für den Herrn!" rief Peters, der sich alle gesellschaftlichen Formen angeeignet hatte. „Die Herren kennen sich wohl noch nicht? Herr Walther, eine literarische Größe; Herr Stelzhammer, ein Kaufmann aus Brasilien!"

„Sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen," sagte Herr Walther mit einem völlig gleichgültigen Gesicht, indem er verlangend nach dem eben gebrachten Bier hinüber sah, und auch drei Viertel des Glases auf einen Zug leerte. „Was wollten Sie denn, Peters? Sie waren bei mir im Hause. Ich hatte einige Besuche zu machen."

„Sind Sie schon auf heut Abend engagirt, Herr Walther?" fragte Peters, der weitere Umstände nicht für nöthig hielt.

Herr Walther nickte einfach, während er die für ihn bestellten Speisen in Empfang nahm und trotzdem, daß er sonst später speiste, mit außerordentlichem Erfolg zu bearbeiten begann.

„Alle Wetter," rief Peters, „das wäre mir aber nicht lieb! Sie selber würden viel dabei versäumen, Herr Walther, denn es liegt uns viel daran, daß die Vorstellung heut Abend eine befriedigende ist!"

„So?" sagte Herr Walther.

„Aber vielleicht ließe es sich doch noch vereinigen."

„Möchte wohl schwerlich gehen, Peters, — ich werde pfeifen," sagte der Herr mit einer bodenlosen Ruhe.

Jeremias zuckte zusammen, Peters gab ihm aber unter dem Tisch einen Stoß mit dem Fuß.

„Hm," meinte er dann, als ob in der Antwort nicht das geringste Außergewöhnliche gelegen hätte, „das ist dann freilich etwas Anderes. Schade, aber wenn's nicht ist, ist es nicht — Sie hätten indeß ein schön Stück Geld verdienen können!"

„Bah," sagte Herr Walther verächtlich, und kaute das nicht ganz zarte Stück Rindfleisch, „was Ihr schön Stück Geld nennt — frei Entrée und einen halben Gulden Klopfgeld. Die andere Seite ist bequemer, dabei kann ich die Hände in den Taschen behalten."

„Ja, halben Gulden," lachte Peters, „da wäret Ihr

dieses Mal schön angekommen — mit halben Gulden wird sich nicht besaßt, aber, wie gesagt, wenn's nicht ist, ist es nicht," und dabei fiel er wieder über das Rindfleisch her.

Herr Walther saß ihnen eine Zeit lang schweigend gegenüber und sein Blick streifte dabei ein paar Mal Jeremias. Daß der mit darunter stak, hatte er im Nu weg, und der Mann sah noch dazu aus, als ob er zahlen könne. Er trank sein Bier aus.

„Kellner, unsere Gläser sind leer!" sagte Jeremias, und Peters nickte bestätigend mit dem Kopf. Der Riese machte eine halbe Verbeugung gegen den kleinen Mann, als Anerkennung seines Verdienstes um das öffentliche Wohl, nahm aber das Gespräch nicht wieder auf und schien die Sache an sich kommen zu lassen. Peters aber sagte auch nichts weiter, eine höchst überflüssige Bemerkung ausgenommen, daß er heute einen entsetzlichen Durst habe, und trank stark dabei.

„Kellner, unsere Gläser sind leer!" rief Jeremias wieder nach einer gar nicht etwa so langen Pause.

„Bitte," sagte dieses Mal Herr Walther, schob aber doch dem Kellner sein geleertes Glas hin. Die Stille wurde ihm aber unheimlich — mit Essen waren sie fertig. Jeremias nahm seine Cigarrentasche heraus, zündete sich eine Cigarre an und offerirte dieselbe dann dem Gegenübersitzenden und Peters. Beide Herren acceptirten.

„Donnerwetter," sagte Peters, „das ist 'was Feines — allen Respect!"

„Ausgezeichnet," bemerkte Herr Walther, und blies den Rauch mit Kennermiene durch die Nase. Sein vis-à-vis stieg augenscheinlich in seiner Achtung; Strohwisch rauchte nichtswürdige Cigarren.

Der kleine Jeremias war aber ein praktischer Geschäftsmann und fühlte, daß jetzt die beiden würdigen Leute viel besser mit einander zu Stande kommen würden, wenn er nicht dabei wäre. Seine Gegenwart störte mehr, als daß sie half. Er stand auf und sagte: „Ach, lieber Herr Peters, Sie entschuldigen mich wohl; ich habe noch in der Nachbarschaft etwas zu thun und hole Sie in einer Viertelstunde wieder ab, berichtigt ist Alles — habe die Ehre" — und dabei drückte er

dem Theaterdiener noch einen Zehngulden-Schein in die Hand, aber so, daß Herr Walther Zeuge der Bewegung sein mußte. Dann machte er einen kleinen Spaziergang, und zwar eine volle Viertelstunde. Als er aber wieder in die Schenke zurückkehrte, fand er Peters allein vor, der mit freudestrahlendem Gesicht hinter einem frischen Kruge Bier saß.

„Nun?"

„Alles in Ordnung," lachte dieser, „Sie alter Menschenkenner Sie — capital gemacht — ausgezeugnet. Mit Ihnen möchte ich öfter zu thun haben. Donnerwetter, wenn ich da bedenke, wie zäh unser Alter ist!"

„Und er wird nicht pfeifen?" sagte Jeremias.

„Das Unmögliche dürfen wir nicht verlangen," erwiderte achselzuckend Peters, „aber — er läßt sich 'rausschmeißen, und damit haben wir Alles gewonnen. — Ja, Sie lachen," fuhr Peters halb beleidigt fort, „aber glauben Sie etwa, daß das eine Kleinigkeit ist? Wenn der Stand halten will, bringen ihn zwölf Menschen nicht hinaus, und zu großen Skandal müssen wir vermeiden, sonst mischt sich doch die Polizei hinein. So aber ist Alles in Ordnung. Pfeifen muß er, das sieht ein Kind ein; er hat das Geld dafür schon genommen, aber er bleibt nahe an der Thür stehen, dann fuhrwerken wir ihn wie der Wind hinaus, und damit ist der ganzen Opposition die Spitze abgebrochen."

„Und das kostet?"

„Ein Heidengeld — fünfzehn Gulden; er wollte es aber nicht einen Kreuzer billiger thun. Seine Ehre stände auf dem Spiel."

„Gut," lachte Jeremias vergnügt; „kommt nicht darauf an, und für die Uebrigen stehen Sie?"

„Jetzt habe ich keine Sorge weiter," rief Peters, „nun muß ich aber fort. Donnerwetter, es ist schon ein Uhr vorbei, und ich kann nur die Beine unter die Arme nehmen!"

„Haben Sie noch etwas getrunken?"

„Nur noch vier Glas — das geht jetzt mit auf die große Rechnung — also adieu, Herr Stelzhammer, bei Pompeji sehen wir uns wieder." Und mit einer eleganten Verbeugung schoß er aus dem Zimmer. —

„Fiesco oder die Verschwörung zu Genua. Fiesco, Graf von Lavagna — Herr Rebe" stand mit groß gedruckten Buchstaben auf den feuerrothen Zetteln, die überall in der Stadt angeklebt waren und die Augen auf sich lenken mußten.

Zugleich hatte sich aber — wer weiß denn durch wen solche Sachen bekannt werden — das Gerücht verbreitet, Rebe würde heut Abend ausgezischt werden, und wer nicht aus Theilnahme für das Stück und die Darsteller hineinging, suchte sich ein Billet zu verschaffen, um den Skandal mit anzusehen, so daß schon um vier Uhr an der Kasse sämmtliche Plätze vergriffen waren.

Insofern hatte der Director also ganz richtig speculirt. Er bekam ein ausverkauftes Haus, sogar das Orchester mußte geräumt werden, und im Uebrigen war er nach keiner Seite hin gebunden; er konnte das Resultat ruhig mit ansehen.

Rebe selber erfuhr von allen den gegen und für ihn gespielten Intriguen natürlich nichts, denn er hielt sich den ganzen Tag in seinem Zimmer verschlossen, um seine Rolle noch einmal fleißig durchzugehen. Ein paar Mal hörte er Schritte auf der Treppe, und es klopfte bei ihm an, aber er gab keine Antwort; denn nur dem Theaterdiener hatte er ein bestimmtes Anpochen gelehrt, wie er sich bemerklich machen sollte, wenn er vielleicht irgend etwas von der Direction zu bestellen hätte. Aber dieser kam nicht, und allen Anderen blieb die Thür verschlossen.

So kam die Theaterzeit heran, und schon eine Stunde vor Oeffnung der Kasse drängte sich das Publikum der Gallerie und des Steh-Parterres vor den verschiedenen Thüren des Eingangs, mit Ungeduld die Erschließung derselben erwartend, und kaum geöffnet, füllten sich die Räume.

Die haute volée kam später, aber sie kam, denn Viele hatten an jenem ersten Abend dem so plötzlichen Auftreten Rebe's nicht beiwohnen können, und man war überhaupt neugierig geworden, wie sich ein junger Künstler, den man bis jetzt gewohnt gewesen als Statisten zu betrachten, entwickeln würde. Außerdem sollte er ja auch des vielbesprochenen Handor Platz einnehmen. Wirkliches Interesse für ihn fühlten nur Wenige. Was kümmerte sie der Schauspieler,

sie wollten sich amüsiren, und wenn es im Theater ein wenig Skandal gab, desto besser; welchen trefflichen Unterhaltungsstoff hatte man dann wieder auf morgen! Daß die Existenz eines jungen Talents auf dem Spiel stand — wer dachte daran, oder sorgte sich deshalb?

Wie die Vorstellung aber heranrückte, wurde dem Director doch nicht wohl bei der Sache, denn durch seine Kundschafter hatte er schon lange erfahren, was für den Abend beabsichtigt, und wer dabei betheiligt war. Und wo stak Peters? Ob er des Menschen wohl habhaft werden konnte, der wie ein losgelassener Irrwisch in der Stadt umherschoß! Aber was konnte ihm Peters auch helfen?

„Was will gescheh'n, es mag gescheh'n!"

declamirte er mit Pathos vor sich hin und ging dann in's Theater und auf die Bühne, um zu sehen, ob dort wenigstens Alles in Ordnung und keine Störung zu befürchten wäre.

Den Schauspielern selber hatte die Stimmung im Publikum aber auch nicht verborgen bleiben können, und sie wußten aus eigener Erfahrung, welch böses Zeichen es ist, wenn schon im Voraus bei einem Stück Skandal angekündigt wird. Es giebt immer eine Masse nutzloses Volk, das mehr Freude daran, als an einer guten Aufführung findet, und zuletzt den Skandal, wenn er wirklich nicht ausbrechen sollte, provocirt.

Sie Alle wußten aber nicht, wie des Doctors Strohwisch boshafter Artikel durch den Aufsatz über die Monford'sche Familie völlig paralysirt worden. Der bessere Theil des Publikums, und, Gott sei Dank, bei jedem Publikum die Mehrzahl, war entschieden entrüstet darüber, und dadurch auch fest entschlossen, seinen Beifall nicht zurückzuhalten, wenn ihn der Schauspieler wirklich verdienen sollte. Was sich dann im Parterre vorbereitete, mußte man eben abwarten.

Um sechs Uhr sollte die Vorstellung beginnen. Etwa eine halbe Stunde vorher betrat Jeremias, ziemlich erschöpft von dem heutigen ereignißvollen Tag, Graf Rottack's Wohnung und wurde von dem Diener, der ihn rasch wiedererkannte, sogleich gemeldet.

Graf Rottack war allein im Zimmer, als Jeremias in einer Transpiration, die nichts zu wünschen übrig ließ, dasselbe betrat.

„Nun, Jeremias, wie geht's?" redete ihn der junge Graf freundlich an. „Sie haben sich lange nicht bei uns sehen lassen. Was treiben Sie?"

„Was ich in meinem Leben nicht geglaubt hätte, Herr Graf," sagte der kleine Mann, sich den ganzen Kopf abtrocknend; „ich werbe Leute an, um im Theater zu applaudiren."

„Wollen Sie selber auftreten?" lachte Felix. „Dann stelle ich Ihnen meine Hände ebenfalls zur Verfügung."

„Danke Ihnen," nickte Jeremias, „ich nehme sie an, wenn auch nicht für mich selber. Aber ich bin Ihnen noch die Erzählung von meinem neulichen Abenteuer schuldig, und wenn Sie einen Augenblick Zeit hätten, denn lange kann ich selber nicht..."

„Setzen Sie sich, Jeremias — für Sie immer."

Jeremias ließ sich nicht lange nöthigen und erzählte jetzt dem jungen Grafen mit kurzen Worten zwar, aber immer dabei nur das Hauptsächlichste hervorhebend, seine eigene kleine Familienangelegenheit, zu welcher der Schauspieler Rebe und dessen neulicher Erfolg in engster Beziehung stand; dann die Bosheit jenes Literaten und sein neuliches Begegnen mit demselben, und jetzt dessen rachsüchtige Machinationen, um den ihm verhaßten Menschen zu stürzen, und seine eigene Contremine dagegen.

Rottack, welcher der Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gelauscht, denn Handor's Flucht stand ja in der genauesten Beziehung dazu, seufzte tief auf.

„Wie wunderbar das in der Welt ist," sagte er, „daß Eines Glück des Andern Elend birgt! Während durch jenes Menschen Flucht Ihr junger Freund Lorbeern erntet und sich eine Existenz erringt, geht auf der andern Seite darüber ein altes edles Haus zu Trümmern."

„Ja, Du lieber Gott," sagte Jeremias achselzuckend, „wie manches edle Haus wird auch mit dem Untergang vieler armen Familien aufgebaut! Wer kann's ändern? Der

Himmel helfe dem nur, den's trifft; wir Anderen schwimmen indessen sachte weiter. Aber, Herr Graf, was ich Sie fragen wollte: gehen Sie heut Abend in's Theater?"

„Ich hatte nicht die Absicht, Jeremias. Meine arme Helene fühlt sich noch recht angegriffen, und ich selber bin, aufrichtig gestanden, gerade nicht in der Stimmung, Komödie zu sehen."

„Sollte mir sehr leid thun," sagte Jeremias, „ich hatte fest auf Sie gerechnet."

„Auf mich?"

„Ja, und Ihnen auch schon ein Billet besorgt für den ersten Rang."

„Für mich?" lachte Felix. „Aber, bester Jeremias, wenn ich das Theater besuchen wollte, würde ich mir doch das selber besorgen."

„Kriegen aber keins mehr," rief Jeremias, „das ist ja gerade die Geschichte, nicht um eine Million; Alles ausverkauft bis in die Puppen hinauf."

„So voll wird es?"

„Na, da kommen Sie schön an; die eine Hälfte von Haßburg sitzt drin und die andere steht vor der Thür."

„In der That? Und hat Ihr Rebe wirklich brav gespielt?"

„Das nicht allein, er ist auch ein ehrlicher, anständiger Kerl, der sich auf so gemeine Kniffe nicht einläßt, und da..."

„Haben Sie ihm das besorgt," lächelte Felix.

„'s ist beinahe so 'was; aber thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie, 's ist wahrhaftig ein gutes Werk!"

„Und ich soll auch applaudiren?"

„Was Sie können; ziehen Sie nur keine Glacéhandschuhe an, es klappt besser."

„Das ist nicht übel," lachte Rottack gerade heraus; „da werben Sie mich also mit einem Freibillet zum Claqueur?"

„Nennen Sie's, wie Sie wollen, aber hauen Sie nur tüchtig ein," rief der kleine unverwüstliche Bursche; „ich wirke unten."

Graf Rottack schüttelte den Kopf. „Gut, Jeremias," sagte er endlich, „ich will gehen."

„Bravo! Der erste Rang ist die Hauptsache."

„Aber ich habe eine Bedingung zu stellen."

„Stellen Sie."

„Sie sind mit vielen Leuten des Theaters bekannt?"

Jeremias nickte.

„Schön, so bitte ich Sie, genaue Nachforschungen zu halten, ob jener Handor nicht wieder irgendwo aufgetaucht und wo er dann zu finden ist."

„Der ist Ihnen wohl auch noch schuldig?" rief Jeremias. „Ja, der hat Gott und die Welt angepumpt."

„Das nicht," lächelte Graf Rottack; „aber mir liegt sehr viel daran, seinen jetzigen Aufenthaltsort zu erfahren, und ich würde Ihnen unendlich dankbar sein, wenn Sie mir Auskunft darüber brächten."

„Ja, was an mir liegt, mein lieber Herr Graf, da können Sie sich fest darauf verlassen. Ich habe freilich noch nicht viel Bekannte, aber Pfeffer kennt die ganze Theaterwelt von A bis Z, und was der Eine da nicht weiß, weiß der Andere. Irgendwo muß er ja doch wieder zum Vorschein kommen."

„Also verlasse ich mich auf Sie."

„Das können Sie, und wenn — Hurrjeh, da schlägt's Sechs — machen Sie, daß Sie hinüberkommen!" Und wie der Blitz war er zur Thür hinaus.

Er hatte sich auch in der That nicht verhört; die Schloßuhr schlug gerade noch, als er vor die Thür trat, und er lief jetzt mehr, als er ging, dem Theater zu, um sich, dort angekommen, zu seinem Sperrsitz durchzuarbeiten.

Das Orchester beendete eben sein Vorspiel, und Jeremias hatte gerade noch Zeit, einen Blick im Theater selber umher zu werfen, wo Kopf an Kopf dicht gedrängt saß, als der Vorhang aufging.

Fräulein Rottenhöfer als Leonore trat auf; aber sie spielte heut Abend befangen, und kein Wunder, denn überall im Theater hatte sich schon das Gerücht eines beabsichtigten Tumults kund gegeben, und die Schauspieler selber konnten unmöglich unter diesem Eindruck ihre Ruhe bewahren.

Pfeffer, heute übrigens nicht beschäftigt, ging in Todesangst hinter der Scene auf und ab und allen Menschen scheu

aus dem Wege, und der Director selber hatte sich in seine kleine, völlig versteckte Loge geflüchtet, von wo er Alles übersehen und doch selber nicht gesehen werden konnte.

Jetzt kam die vierte Scene mit Julia und Fiesco, und im Parterre lachte Jemand laut; aber Alles sah ihn an, es war zu früh und wurde Ruhe geboten.

Rebe übertraf sich selber; mit voller Ruhe und edlem Anstand und zuletzt mit glühender, hinreißender Leidenschaft spielte er die Scene durch. Seine ganze Persönlichkeit paßte dabei vortrefflich zu dem Grafen Lavagna; ein reiches, geschmackvolles Costüm hob sie noch mehr hervor, und die Damen waren entzückt von ihm.

Im Parterre wurde jetzt hier und da leise mit einander geflüstert, aber da bei seinem Abgang kein Zeichen des Beifalls gegeben wurde, unterblieb auch jede Gegendemonstration.

Jeremias hatte indessen immer vom Parket aus nach dem ihm bekannten Platz im ersten Rang hinaufgesehen, ob Graf Rottack noch nicht erschienen wäre.

Jetzt trat Fiesco wieder auf, und in der nächsten Scene mit den drei schwarzen Masken erschien auch Graf Rottack und nahm seinen Platz ein. Auch diese Scene ging vorüber und die mit Bourgognino, und jetzt kam die Hauptscene mit dem Mohren, den Höfken ganz vortrefflich gab. Aber auch hier regte sich noch nichts. Es war ordentlich, als ob Alle, die Rebe's Spiel befriedigte, gefürchtet hätten, durch irgend ein Beifallszeichen den angedrohten Tumult hervorzurufen, und die Gegenpartei schien strenge Ordre zu haben, nicht zu beginnen, weil sie sich dadurch leicht in Nachtheil setzen konnte.

Der Vorhang fiel, Todtenstille herrschte im Hause, bis sich dieselbe in ein lautes Flüstern auflöste. Jeremias war aufgestanden und hatte sich umgedreht. Sein Blick fiel auf ein rothes, dickes Gesicht mit blonden Haaren, das ihm lächelnd zunickte, — das war richtig Herr Walther. Er stand nicht weit von der Thür, und wie er weiter suchte, erkannte er auch mitten im Parket, aber auf einer der letzten Bänke desselben, den Doctor Strohwisch, der ihn hämisch und wie triumphirend belorgnettirte. Jeremias lief die Galle über. War der Bursche seines Sieges so gewiß?

Aber der Vorhang ging wieder auf, und jetzt ließ sich die für Alle unerträglich werdende Aufregung nicht länger zurückhalten.

Schon in Fiesco's erstem Auftreten mit dem Mohren sprach Rebe die Worte: „Von einem Schurken das anzuhören!" so ganz vortrefflich, daß im ersten Range Einige applaudirten, unter ihnen Rottack; im Parterre wurde darauf an zwei, drei Orten gezischt, aber das konnte auch Ruhe bedeuten. Damit aber hatte der Kampf begonnen, denn die vorhin ihren Beifall gezeigt, ärgerten sich jetzt, daß sie Jemand daran verhindern wollte.

Das Flüstern steigerte sich während der folgenden Scenen, die Rebe ganz vortrefflich gab, wozu Director Krüger hinter seinem Gitter fortwährend beifällig mit dem Kopf nickte; und als er sich vom Mohren den Arm ritzen ließ und mit dem Ausruf: „Mörder! Mörder! Besetzt die Wege, — riegelt die Pforten zu!" abstürzte, kam es zum Ausbruch.

Jetzt wurde nicht allein vom Parterre aus, sondern auch vom ersten und zweiten Range lebhaft applaudirt, während an den verschiedensten Stellen das Zischen die Bravos zu übertäuben suchte.

Leonore und Rosa traten rasch auf, konnten aber nicht zu Worte kommen und zogen sich bestürzt zurück. Darüber wurde gelacht, und jetzt ertönte der erste Pfiff, mit dem Herr Walther selber das Zeichen gab und der an verschiedenen Seiten ein Echo fand.

„Da haben wir's," stöhnte Krüger und sank in seinen Stuhl zurück; „oh, dieser Strohwisch!"

Aber die Opposition war stärker, als die Pfeifer vermuthet hatten. Im Parterre wurde eine Bewegung bemerkbar, und nach verschiedenen Richtungen hin drängten sich Menschen, während Parket und erster Rang plötzlich fest entschlossen schienen, ihren mit Recht gespendeten Beifall nicht übertäuben zu lassen.

„Rebe heraus!" tönte es auf einmal an verschiedenen Stellen, und ein gellendes Pfeifen antwortete, — das war Strohwisch selber.

„Hinaus mit dem Lump!" rief Jeremias, der sich nicht

mehr mäßigen, aber auch nicht von seinem Platz konnte, wo er eingekeilt saß. Wieder pfiff es rechts und links. Aber „Hinaus, hinaus mit den Kerlen! Rebe heraus! Bravo, bravo!" tobte es jetzt von allen Seiten, und Herr Walther, der in voller Gemüthsruhe unter einer Parketloge lehnte und laut vor sich hin pfiff, als ob er sich ganz allein in einer einsamen Gegend befände, sah sich plötzlich von zu ihm andrängenden Leuten gefaßt und fortgeschoben.

„Na, holla," rief er, „was ist das? Ich habe meinen Platz bezahlt!" Aber er leistete dabei nur geringen Widerstand, und Strohwisch, der aufgesprungen war, beobachtete in ziemlicher Spannung die Entfernung seiner Hauptstütze.

„Rebe heraus!" schrie es jetzt wieder von verschiedenen Seiten, und ein schallender Applaus folgte.

Wieder Zischen und Pfeifen, aber schon bedeutend in der Minorität und nur vereinzelt. „Rebe heraus!" schrie das Publikum, und links und rechts wurden indessen einige räthselhafte Individuen aus dem Parterre hinausgeworfen. „Rebe heraus!"

Krüger war auf die Bühne gesprungen. Rebe weigerte sich, hinaus zu gehen, aber auf des Directors Bitten und Beschwörungen gab er endlich nach und trat hinaus.

Stürmischer Applaus und ein einzelner gellender Pfiff dazwischen, den der von Verzweiflung getriebene Recensent als letzten Versuch selber ausgestoßen. Jetzt aber war die Geduld des Publikums auch erschöpft.

„Hinaus mit ihm!" schrieen die ihm Nächsten, während das übrige Publikum nur so viel stärker applaudirte. Strohwisch wollte sich wehren — umsonst; er klammerte sich an die Parketlehne — umsonst. Kräftige Arme hatten ihn gefaßt, und während Rebe unter rauschendem Applaus abging, beförderte das Parterre mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit und unter dem noch fortwährend lebhaften Applaudiren des ersten Ranges und dem Jubelgeschrei der Gallerie den unglücklichen Recensenten vor die Thür.

Jetzt hatte Rebe gesiegt. In der Scene mit dem Maler und nachher mit den Verschworenen wurde er rauschend applaudirt, ohne daß die Opposition auch nur einen Gegen-

laut gewagt, nach dem Acte wie nach allen übrigen Acten stürmisch, und zum Schlusse sogar, etwas Unerhörtes für Haßburg, dreimal hervorgerufen.

Krüger umarmte ihn auf der Bühne vor allen übrigen Mitgliedern und bat sich seinen Besuch auf morgen früh aus, und das Publikum ging mit dem beruhigenden Gefühl nach Hause, seinen Willen durchgesetzt und sich vortrefflich amüsirt zu haben.

Daß Rebe ein ausgezeichneter Schauspieler sei, darüber war von dem Augenblick an nur Eine Stimme in Haßburg, und sein Triumph wurde vollkommen, als am nächsten Morgen die Nachricht die Stadt durchlief, daß der Eigenthümer des Stadtblattes Herrn Doctor Strohwisch die Redaction des Feuilletons gekündigt habe.

Der boshafte Aufsatz über die Monford'sche Familie hatte ihm den Hals gebrochen.

29.

Der Maulwurfsfänger

In der Stadt Leben und Bewegung, lärmende Vergnügungen und fröhliches Schaffen und Drängen — draußen auf dem Monford'schen Stammsitz dumpfe Schwüle und Grabesruhe.

Ja, die Sonne schien noch so warm und golden auf die schattigen Waldungen und den sorgfältig gehaltenen Rasen nieder, die Blumen blühten und dufteten wie vordem, der kleine Bergstrom rieselte rasch vorbei und rauschte und plauderte, und die Nachtigallen sangen Abends ihr wunderbar ergreifend Lied; aber still und geräuschlos glitten die Diener in dem alten Schlosse umher, öffneten und schlossen die Thüren leise und vorsichtig und sprachen nur flüsternd mit einander.

Der alte Graf hatte sich bis jetzt noch einigermaßen wohl gefühlt, wenigstens jeden Tag seinen kurzen Spaziergang gemacht. Gestern Abend aber, noch in später Stunde, war er plötzlich wieder, gerade als ihm der Haushofmeister seinen Thee in's Zimmer brachte, vom Stuhle gefallen und lag jetzt in dumpfem Hinbrüten in seinem Bette.

Der Ober-Medicinalrath war noch in der Nacht von Haßburg herausgeholt worden und saß an dem Lager des Kranken. Das war keine Ohnmacht mehr gewesen; der Tod hatte deutlich an des Lebens Pforte geklopft, und der alte Arzt fühlte wieder und wieder den Puls des Kranken, stand dann auf, ging in dem Zimmer auf und ab und setzte sich wieder am Bett nieder.

Die Gräfin kam nur selten in das Zimmer des Kranken, der allerdings nicht bewußtlos, aber vollkommen theilnahmlos auf seinem Bette lag. Er beantwortete auch keine der an ihn gerichteten Fragen, sah wohl nach der Thür, wenn sich diese öffnete, starrte dann aber wieder halbe Stunden lang zur Decke empor.

Des Ober-Medicinalraths Famulus war indessen von der Gärtnerwohnung herüber gekommen, um Bericht abzustatten und den Arzt zu bitten, sich den Verwundeten dort oben selber einmal anzusehen. Es ging sehr schlecht mit ihm, und er fürchtete, da eine Amputation an der Stelle unmöglich war, das Schlimmste. Die Wunde nahm ungewöhnlich rasch einen bösartigen Charakter an, da sich der Verwundete noch außerdem in heimlicher Weise Branntwein verschafft und unmäßig davon getrunken hatte.

Der Ober-Medicinalrath schüttelte ungeduldig mit dem Kopf, versprach aber im Laufe des Morgens hinüber zu kommen, und fragte, ob sich der Geschossene nicht transportiren ließe.

Es war ganz unmöglich; bei der geringsten Bewegung schrie er laut auf.

Der alte Maulwurfsfänger befand sich wirklich in einer bösen Lage und hatte die ganze Nacht ein heftiges Fieber gehabt. Erst mit der Morgendämmerung ließ das etwas nach, und er fiel dann in einen unruhigen Schlaf, aus dem er

manchmal mit einem Schrei emporschreckte. Gegen zehn Uhr wachte er auf und aß etwas Wassersuppe, aber er fühlte sich todesmatt. Als ihm der junge Arzt nachher die Wunde verband, betrachtete er sie selber auch kopfschüttelnd und sagte dann, indem er ihn fest ansah:

„Hören Sie 'mal, Herr Doctor, die Ränder gefallen mir nicht; ich habe in meinem Leben schon zu viel Derartiges gesehen. Das kommt mir beinahe vor wie der Brand — hm?"

„So weit ist's noch nicht," beruhigte ihn Frank, „aber wenn Ihr noch einen Tropfen Branntwein trinkt, steh' ich Euch für nichts."

„Ja, jetzt hat's der Branntwein gethan," nickte der Alte vor sich hin. „Daß Ihr Doctoren doch immer genau wißt, woher es kommt, aber nie, wohin es geht! Ich merke schon, wie die Geschichte ist, faul, überfaul, und..." Er biß vor Schmerz die Zähne aufeinander und fiel, während der Arzt die geöffnete Wunde wieder verband, auf sein Kissen zurück.

So lag er wohl eine halbe Stunde. Der Arzt war fortgegangen, und die alte Wärterin, die ihn pflegen mußte, da man dem Kind im Hause das nicht Alles überlassen konnte, war hinunter in die Küche gestiegen, um sich ihr Mittagessen zu bereiten. In der Zeit mußte dann immer des alten Jonas Enkelin bei ihm sitzen, um die Wärterin rufen zu können, wenn er etwas verlangte, oder ihm selber vielleicht eine kleine Handreichung zu thun.

Der Verwundete hatte eine Weile still gelegen und auf seine Decke niedergestarrt. Endlich sagte er leise:

„Bärbel!"

„Ja, Herr Fritz," antwortete die Kleine, welche am Fenster stand und auf die grünen Büsche hinausschaute, „wollt Ihr Wasser? Ich habe frisches mit heraufgebracht."

„Nein, Kind, jetzt nicht," antwortete der alte Maulwurfsfänger; „aber willst Du mir einen recht großen Dienst erweisen?"

„Ich darf Euch keinen Branntwein wieder bringen," sagte die Kleine erschreckt; „der Herr Doctor hat so mit mir gezankt."

„Das sollst Du auch nicht, Kind," lautete die matte Ant-

wort; „den letzten in diesem Leben werde ich wohl getrunken haben. Hast Du mir nicht gesagt, daß Du jeden Tag zur Frau Gräfin hinaufgehst und ihr Blumen bringst?"

„Ja, Herr Fritz, wenn die alte Rosie wieder zu Euch heraufkommt, gehe ich gleich. Großvater hat sie schon abgepflückt — immer Mittags."

„Und siehst Du die Gräfin selber?"

„Ja, jedesmal; ich gehe immer gleich zu ihr in's Zimmer — ich darf."

„Willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Recht gern, wenn ich kann."

Der alte Maulwurfsfänger schwieg, zog aber von dem kleinen Finger der linken Hand einen schmalen Goldreif mit einem kleinen grünen Stein herunter. Vor acht Tagen noch war der Ring in's Fleisch gewachsen gewesen, daß man ihn fast gar nicht mehr sehen konnte; jetzt fiel er fast von selber ab.

„Willst Du mir auch versprechen, Bärbele, daß Du keinem Menschen etwas von dem, was ich Dir jetzt sage, erzählst?"

„Es ist doch nichts Böses?" fragte das Kind erschreckt.

„Nein, Bärbele, nichts Böses, im Gegentheil, vielleicht macht es mich wieder gesund. Aber höre, Kind; den Ring hier — verlier' ihn mir ja nicht — den Ring nimmst Du mit hinauf zur Frau Gräfin, und wenn Du ihr die Blumen bringst, gieb ihr den Ring und sag' ihr, hier bei Euch im Hause liege Jemand krank und wünschte sie noch einmal zu sprechen."

„Aber die Frau Gräfin soll doch nicht zu Euch herüberkommen?" sagte das Kind bestürzt; „das thut sie gewiß nicht."

„Gieb ihr nur den Ring, Herz," bat der Maulwurfsfänger, „und richte aus, was ich Dir gesagt habe, weiter nichts. Willst Du das thun?"

„Gewiß; das ist nichts Böses."

„Und Du sprichst mit keinem Menschen darüber?"

„Ich will's Keinem sagen, ich verspreche es Euch, und was man verspricht, muß man halten, meinte die Mutter selig immer."

„Ich danke Dir, Bärbel; ich werd's Dir auch gedenken.

Geh jetzt mit Deinen Blumen, je früher Du hinauf auf's Schloß kommst, desto besser; denn — wer weiß, wie lange es noch mit mir dauert."

„Aber ich kann doch jetzt nicht fort, bis die Rosie wieder heraufkommt."

„Geh nur, Kind, ich brauche jetzt nichts; ich schlafe so lange, und da ist's besser, wenn ich Ruhe habe."

Die Kleine zögerte einen Augenblick. Es war ihr nicht recht, daß sie ihre Pflicht versäumen solle — aber der Kranke bat sie so sehr.

„Ich will der Rosie sagen, daß sie dann und wann einmal heraufguckt, und der Großvater muß auch gleich heimkommen," nickte sie, band den Ring dann in ihr kleines Taschentuch, daß sie ihn ja nicht verlor, und stieg die Treppe hinab, um den Auftrag auszuführen. —

In ihrem Zimmer am offenen Fenster stand die Gräfin Monford in Trauer gekleidet und sah gedankenvoll auf das freundliche Landschaftsbild hinaus, das sich, jetzt freilich unbeachtet, unbewundert, vor ihr entfaltete. Aber wie auch ihr Herz gebrochen sein mochte, ihr Stolz war es nicht, ja, es schien weit eher, als ob er sich durch die furchtbaren Verluste, die sie erlitten, noch mehr gehärtet, noch unzugänglicher diese Brust einem wärmeren Gefühl gemacht habe.

Während ihres Gatten Krankheit waren noch zwei Briefe an diesen eingelaufen, und zwar von Handor selber an den Grafen adressirt, doch ohne nur einen Aufenthaltsort anzugeben, und so frech und unverschämt nur Geld, große Summen für sich fordernd, ja, sogar mit Drohungen im Falle der Weigerung gefüllt, daß die Gräfin sie im auflodernden Zorn zerstörte. Und dieses Menschen wegen hatte die eigene Tochter ihre Eltern verlassen!

Kein Schmerz lag auch jetzt in den Zügen der finstern Frau; das war Trotz allein, starrer, unbeugsamer Trotz dem Schicksal gegenüber, und während ihr thränenloses Auge unter den zusammengezogenen Brauen hervorblitzte, ballte sich unwillkürlich die weiße, mit Ringen bedeckte Hand, als ob sie einem Feind begegne — und doch stand ihr kein Feind gegen-

über; nur in der eigenen Brust wohnte er, und klopfte und bohrte und mußte gewaltsam niedergehalten werden.

Ueber den Gartenplatz kam die kleine Bärbel mit ihren Blumen, sah die Gräfin am Fenster stehen und machte ihren Knir. Aber die Gräfin bemerkte sie gar nicht, wenn auch ihr Blick sie streifte, bis das Kind endlich, das von der Dienerschaft immer unbeläſtigt hinaufgelassen wurde, draußen schüchtern anklopfte.

Niemand antwortete; Bärbel klopfte noch einmal, und da noch immer keine Antwort erfolgte, öffnete sie die Thür. Es war schon oft vorgekommen, daß sich die Frau Gräfin nicht in ihrem Zimmer befand; dann ging sie doch hinein und legte ihr die Blumen auf den Tisch. Heut aber mußte sie ja drin sein, Bärbel hatte sie selber am Fenster gesehen. Wie sich die Thür öffnete, drehte sich die Gräfin um und erblickte das Kind; Bärbel war ihr Pathchen, und sie hatte die Kleine immer gern gehabt.

„Grüß Gott, Frau Gräfin!“ sagte das Kind mit einem tiefen Knir, indem sie ihr den Strauß entgegenhielt; „hier bring' ich die Blumen.“

„Ich danke Dir, Bärbel; leg' sie nur auf den Tisch, ich werde sie selber in die Vase stellen.“

Die Kleine gehorchte und blieb dann zögernd stehen.

„Willst Du noch etwas, Bärbel?“

Bärbel drehte das Tuch verlegen in der Hand herum und knüpfte dann den Ring heraus. „Ja, Frau Gräfin,“ flüsterte sie; „bei uns liegt der arme Mensch krank, der Maulwurfsfänger...“

„Ja, ich weiß, er ist vom Förster geschossen.“

„Ja, sehr, und da — da hat er mich heute gebeten...“

„Nun, um was, Bärbel? Braucht er etwas?“

„Nein, Frau Gräfin,“ sagte die Kleine ängstlich, denn es kam ihr jetzt gar so entsetzlich vor, daß sie bestellen sollte, der alte, schmutzige Maulwurfsfänger wolle die Frau Gräfin sprechen; „nein, er hat Alles und die alte Rosie pflegt ihn.“

„Und was will er sonst? Was hast Du da, Bärbel?“

„Den Ring hat er mir gegeben,“ sagte das Kind, jetzt gewaltsam Muth fassend, denn es hatte ja versprochen den

Auftrag auszurichten; „ich — ich sollte ihn Euch bringen, Frau Gräfin."

„Mir?" rief die Gräfin erstaunt. „Von wem?"

„Von dem alten Fritz, und er möchte — er meinte, er — er wäre recht krank — und er möchte die Frau Gräfin gern sprechen." Das Kind seufzte recht aus voller Brust auf — jetzt war's heraus.

Die Gräfin schüttelte noch immer erstaunt mit dem Kopf; es mußte da jedenfalls ein Irrthum obwalten, und die Kleine hatte irgend einen Auftrag verkehrt ausgerichtet. „Und zu mir solltest Du den Ring bringen?"

„Ja, zu Euch, Frau Gräfin, und ihn Euch selber in die Hand geben."

Die Gräfin streckte den Arm aus, und das Kind reichte ihr den kleinen Goldreif, den sie mit zwei Fingern nahm und gleichgültig einen Moment betrachtete; aber plötzlich wurde ihr Blick stier und haftete wie entsetzt auf dem einfachen Schmuck.

„Wer gab Dir den Ring, Bärbel?" fragte sie und faßte des Kindes Schulter. „Wer? Wo kommt er her?"

„Ach, Frau Gräfin, ich kann ja nichts dafür!" bat die erschreckte Kleine; „der kranke Mann gab ihn mir."

„Der Geschossene?"

„Ja, Frau Gräfin."

„Und wie heißt er?"

„Ja, das weiß ich nicht," sagte Bärbel, immer schüchterner werdend; „Fritz heißt er, den alten Fritz nennen sie ihn im Dorfe."

„Wo hat er den Ring her?" fragte die Gräfin, aber mehr mit sich selber, als mit dem Kinde sprechend.

„Ja, das kann ich Euch auch nicht sagen," rief die Kleine, immer ängstlicher werdend. „Er wird ihn doch nicht gestohlen haben? Ich sollte keinem Menschen etwas davon erzählen; aber ich kann ja wahrhaftig nichts dafür!"

„Nein, Bärbel, beruhige Dich," sagte die Gräfin, sich gewaltsam fassend, „ich weiß, Du kannst nichts dafür; Du bist ein gutes Kind und hast nur Deinen Auftrag ausgerichtet. Also ist der Mann wirklich so krank und kann nicht ausgehen?"

„Ach Du lieber Gott," sagte die Kleine, „nicht einmal tragen können sie ihn; sehr krank ist er. Aber er wird den Ring doch nicht gestohlen haben?"

„Nein, Kind, ich glaube nicht; ich — ich werde ihn selber darum fragen — vielleicht hat er ihn gefunden."

„Und er gehört Euch?"

„Ja, Bärbel. Aber nun geh wieder nach Hause. Sag' ihm, wenn ich heute spazieren ginge, würde ich bei Euch einmal vorkommen und, wenn er so sehr krank ist, sehen, ob sich etwas für ihn thun läßt."

Bärbel knixte. Es war fast, als ob sie noch etwas sagen wollte; aber sie brachte nichts mehr heraus und schien auch froh, wieder fort zu kommen, denn die Sache mit dem Ring ging ihr doch noch immer im kleinen Kopf herum.

In einer merkwürdigen Unruhe aber verließ sie die Gräfin, denn kaum hatte sie die Thür hinter sich zugezogen, als sich diese in einen Fauteuil warf und, ihr Antlitz mit den Händen deckend, eine lange Weile regungslos sitzen blieb; dann sprang sie auf und betrachtete wieder den Ring — war es, daß ein Zweifel in ihr aufstieg, ob es der rechte sei? Sie hielt ihn gegen das Licht und prüfte ihn genau, und ging dann, während sie ihn an ihren Finger schob, mit unruhigen Schritten in dem Gemach auf und ab. Plötzlich, wie zu einem Entschluß gekommen, blieb sie am Tisch stehen und klingelte.

„Der Haushofmeister soll hereinkommen."

Der Diener schloß die Thür wieder, und nach einer Weile kam der alte Mann und fragte, was die Gräfin befehle.

„Hußmann," sagte die Frau, welche indessen ihre ganze eiserne Ruhe wiedergewonnen hatte, „was für ein Mensch ist das eigentlich, den in jener Nacht der Förster geschossen hat? Wo kommt er her und wie lange ist er schon da?"

„Ja, Frau Gräfin," sagte der alte Mann achselzuckend, „viel Genaues bin ich auch nicht im Stande, Ihnen darüber zu sagen. Ich weiß nicht einmal seinen vollen Namen, denn hier auf dem Schlosse wurde er nur immer Fritz oder, wie ihn die Leute nannten, der alte Fritz geheißen, der sich, wie alle derartigen Subjecte, im Lande herumtreibt und dort eine Zeit lang bleibt, wo er Beschäftigung findet."

„Und wie lange ist er hier?"

„Es mögen jetzt drei oder vier Jahre sein, daß er in die Gegend kam, ich weiß es wirklich selber nicht einmal mehr genau; es war das Jahr, wo die Maulwürfe so überhand genommen hatten, und in deren Vertilgung zeigte er sich außerordentlich geschickt. Nachher war er einmal wieder von Zeit zu Zeit fünf bis sechs Monate verschwunden, dann kam er wieder. Jetzt mag er auf's Neue seit etwa zwei Monaten in der Gegend sein, und der Förster hatte ihn schon lange in Verdacht, daß er nicht blos den Maulwürfen und anderem Ungeziefer nachstellte; er war aber zu schlau, als daß er ihn erwischen konnte, und nur in — in jener Nacht mochte er sich vielleicht sicherer fühlen als sonst, und hatte wohl nicht geglaubt, daß der Förster auf seinem Posten wäre."

„Und hat er sich zu Zeiten im Schlosse selber gezeigt?"

„Nie, Frau Gräfin. Es ist eigentlich ein sonderbarer Kauz; mit den Bedienten hat er nie verkehrt, und die haben ihn auch deshalb immer verspottet, daß er stolz wäre. Es scheint ein heruntergekommenes Subject, das vielleicht einmal bessere Tage gesehen hat. In der letzten Zeit fing er aber auch an, sich dem Trunk zu ergeben, und das muß ihn jetzt besonders so krank gemacht haben. Ich fragte vorhin den Doctor; er wird's nicht lange mehr machen. Der Brand ist zu der Wunde gekommen, und da sich das Bein nicht amputiren läßt, wird er wohl seinen letzten Jagdfrevel verübt haben. Mir thut's leid um den Förster, der kommt dadurch gewiß in Ungelegenheit, und hat sich doch nur seines eigenen Lebens gewehrt. Außerdem macht er sich ein Gewissen daraus den armen Menschen so schwer getroffen zu haben."

Die Gräfin stand am Fenster und sah gedankenvoll hinaus. Der Haushofmeister blieb an der Thür. Sie hatte ganz vergessen, daß er im Zimmer war. Nach einer Weile fragte er endlich: „Befehlen Sie sonst noch etwas, Frau Gräfin?"

„Ich? — Nein — ja so — es ist gut, Hußmann; ich danke Euch!" Und der alte Diener verließ geräuschlos das Gemach.

Oben im kleinen Gärtnerhäuschen ging es mit dem Kran-

ken recht schlecht. Der Ober-Medicinalrath war dort gewesen, hatte sich die Wunde angesehen und Alles, was bis jetzt dafür geschehen war, gutgeheißen. Aber es stellte sich schon wieder ein Fieber ein. Der Verwundete schien von einer merkwürdigen Unruhe erfaßt zu sein und klagte auch über Schmerzen im Körper, über ein krampfhaftes Gefühl in der Herzgegend. Der Ober-Medicinalrath verordnete Ruhe und Eisumschläge und als einzige Nahrung eine dünne Wassersuppe; dann nahm er Hut und Stock und verließ den Patienten.

Bärbel war zurückgekommen und zum Kranken hinauf gegangen; aber die alte Rosie saß noch im Zimmer, und sie wußte nicht, ob sie in deren Gegenwart etwas von dem Ring und der Frau Gräfin erwähnen durfte. Aber der Kranke kam ihr zu Hülfe.

„Rosie," sagte er, „gebt mir doch einen Trunk frisches Wasser. Nein, nicht von dem," fuhr er fort, als die Alte ihm aus dem Kruge einschenken wollte, „das steht schon so lange im Zimmer; bitte, holt mir frisches, gleich vom Brunnen."

„Geh, spring einmal hinunter, Bärbel, und hol' frisch Wasser," sagte die Alte; „Du hast junge Beine."

„Nein, geht Ihr nur selber; die Bärbel soll mir indessen das Eis wieder auflegen, sie versteht's so gut."

„Na, ich dächte, ich hätt's auch immer geschickt gemacht."

„Ja, Rosie; aber bitte', laßt's jetzt einmal die Bärbel thun!"

„Na, meinetwegen; mir kann's recht sein."

Die alte Person war ein wenig in ihrer Ehre gekränkt, aber sie nahm den Krug auf und humpelte damit, immer vor sich hin murmelnd, die Treppe hinab.

„Nun, Bärbel, hast Du's ausgerichtet?"

„Ja; ich hab's Euch ja versprochen."

„Gutes Kind; und ihr selber gegeben?"

„Ja."

„Und was sagte sie?"

„Sie wunderte sich, wie Ihr zu dem Ringe kämt. Habt Ihr ihn gefunden, Maulwurfsfänger?"

„Ja, Kind, ich hab' ihn gefunden im Park draußen. Und wird sie kommen? Sagte sie es Dir?"

„Sie will vorkommen, wenn sie spazieren geht, und sehen, ob es Euch an 'was fehlt."

Der Kranke athmete tief auf.

„Bärbel!"

„Ja, wollt Ihr 'was?"

„Da unten an dem Bettpfosten hängt meine Weste; geh einmal hin, Kind."

„Wollt Ihr sie haben?"

„Nein; in der linken Tasche steckt ein blanker Thaler. Hast Du ihn gefunden?"

„Ja, da ist er."

„Behalt ihn, Bärbel, den sollst Du haben."

„Den ganzen Thaler?"

„Thu' ihn in Deine Sparbüchse, Kind."

„Aber darf ich denn das viele Geld behalten? Großvater zankt gewiß."

„Behalt es mir zum Andenken, ich kann Dir ja doch sonst nichts geben, und Du hast mich so oft gepflegt."

„Aber das muß ich dem Großvater sagen, heimlich darf ich ihn nicht behalten."

„Sag's nur dem Großvater, Kind, er wird Dir's erlauben. So, und nun leg' mir das Eis auf; die Rosie wird gleich wiederkommen. Oh Gott, wie das feuert und klopft! Du wirst's nicht mehr oft zu thun brauchen, Bärbel."

Es war fast, als ob das viele Sprechen oder auch vielleicht die gerade von dem Arzte verbotene Aufregung ihn übermäßig angegriffen habe. Er schloß die Augen, war sehr blaß geworden und lag still und regunglos auf seinem Bett.

Die Rosie wollte ihm das verlangte Wasser geben; aber er antwortete ihr gar nicht, und Bärbel selber schlich sich leise hinunter, um den Großvater im Park aufzusuchen und ihm das Geschenk zu zeigen.

Etwa nach einer Stunde öffnete der Kranke die Augen wieder und sah sich verstört um. Nur die Rosie war bei ihm im Zimmer.

Ob er 'was haben wollte? Nein; er schien unruhig, aber die alte Frau auch keine Person, gegen die er sich aussprechen konnte. Er schüttelte mit dem Kopf und horchte nur immer

hoch auf, wenn sich unten im Hause etwas regte. Immer heftiger wurde dabei sein Fieber, und das vorher so bleiche Gesicht flammte jetzt ordentlich in wilder Gluth.

Die Rosie war wieder einmal hinunter gegangen, um etwas zu besorgen, als sie plötzlich rasch die Treppe heraufkam und mit ängstlicher Stimme sagte:

„Herr Du meine Güte, die gnädigste Frau Gräfin ist selber unten und will heraufkommen — die Ehre! Und wie's hier aussieht — na, die wird schön schauen! Aber wer hat daran auch gedacht?" Und dabei schob sie hastig Alles aus dem Wege, was sich eben nicht gut zeigen ließ, und wischte noch mit ihrer Schürze den einen dem Bett gegenüber stehenden Stuhl ab, auf dem sie gewöhnlich saß, als die Thür schon aufging und die hohe, stattliche Gestalt der Gräfin auf der Schwelle stand.

Das kleine Gemach hatte vielleicht noch nie so ärmlich ausgesehen, als in dem Augenblick, wo die elegante Gestalt der Dame in ihrem schwarzen rauschenden Seidenkleide darin erschien, und der ängstliche, scheue Blick, den sie darin umherwarf, zeigte, daß sie das fühlte. Aber im nächsten Moment haftete ihr Auge schon fragend und forschend auf dem Antlitz des Kranken, der, als er ihren Schritt auf der Treppe hörte, unwillkürlich emporgezuckt war, vom Schmerz gebannt aber in seine alte Lage zurücksank und finster die Zähne zusammengebissen auf seine Decke niederstarrte.

Ganz versteinert über die „hohe Ehre" stand indessen die Rosie in der Ecke und knirte nur einmal nach dem andern, um dem vornehmen Besuch ihre Ehrfurcht zu erweisen.

Aber die Gräfin, deren Blick nur über sie hinglitt, sagte leise: „Geh'n Sie hinunter, gute Frau, ich habe mit dem Kranken etwas zu sprechen."

„Zu Befehl, Frau Gräfin."

„Und kommen Sie nicht eher wieder herauf, bis ich Sie selber rufe."

„Zu Befehl, Frau Gräfin."

Die Alte war seelenfroh, da oben weg zu kommen, und wie ihr die Gräfin nur so viel Raum an der Thür ließ, daß

sie hindurch konnte, ohne auf ihr Kleid zu treten, schoß sie die Treppe hinab.

Die Gräfin war mit dem Maulwurfsfänger allein; aber noch immer sprach sie kein Wort, noch immer haftete ihr Blick wie fragend und ungewiß auf den eingefallenen Zügen des vor ihr Liegenden, und erst als dieser keine Miene machte, sie anzureden, und nur wie krampfhaft in die Decke griff, sagte sie leise:

„Sie haben mich zu sprechen verlangt. Was kann ich für Sie thun?"

Der Maulwurfsfänger drehte langsam den Kopf nach ihr um, denn selbst diese Bewegung that ihm weh; dann aber flüsterte er, daß die Worte kaum zu dem Ohr der Gräfin drangen und trotzdem wie mit einem Schlage das Blut aus ihren Wangen jagten:

„Also hast Du den Ring wiedererkannt, Ottilie? Bist Du wirklich gekommen, um mir Lebewohl zu sagen?"

„Heiliger, allmächtiger Gott!" stöhnte die Gräfin und faßte ihr Herz mit beiden Händen, als ob sie es festhalten wolle in der Brust. „Wäre es denn möglich — wäre es wahr...?"

„Es ist wahr, Frau Gräfin," sagte der Alte, indem ein bitteres Lächeln um seine Lippen spielte, „die Jammergestalt hier auf dem Bett, zerschossen und von Krankheit und Alter gebrochen, eigentlich auch schon halb verfault, mit dem schleichenden Tod in den Gliedern, ist Alles, was von dem einst so lebenslustigen und gefeierten Friedrich von Sitrop übrig geblieben. Wenig, nicht wahr? Verdammt wenig — und das Wenige selbst verstümmelt und mißhandelt!"

Die Frau stand, das Gesicht in den Händen bergend, mitten in der Stube; kein Laut kam über ihre Lippen, aber die ganze Gestalt zitterte und bebte, und des Alten Blick haftete fast wehmüthig und mitleidsvoll an ihr. Endlich fuhr er leise fort: „Setz' Dich, Ottilie — etwas näher zu mir; ich kann nicht so laut sprechen und fühle, daß ich auch nicht mehr lange sprechen werde. Ich weiß Alles, was Du fragen möchtest, ich will Dir Alles mit wenigen Worten sagen. Aber dann — mußt Du mir auch Eine Frage beantworten — nur

eine einzige Frage, die mir lange Jahre am Leben gefressen hat und die ich — noch vor meinem Tode gelöst haben möchte. Setz' Dich, die Zeit vergeht und die Secunden fangen an kostbar zu werden."

Die Gräfin machte eine Bewegung gegen das Bett, und der Spitz, der bis jetzt nur leise und fast unhörbar geknurrt hatte, schlug laut an. Der Maulwurfsfänger pfiff leise durch die Zähne und sagte dann: „Ruhig, Spitz, es ist vorbei; Du wirst jetzt abgelöst von Deinem Posten. Sei ruhig, mein Hund, ich bin's ja auch; hörst Du?"

Das kleine treue Thier knurrte zwar noch leise, aber es kauerte sich wieder unter dem Bett zusammen und winselte nur noch ein wenig, als die Gräfin fast mechanisch nach dem Stuhl griff und sich darauf niederließ. Dann lag er ganz still, schob die Schnauze wieder in seine langen Haare und blieb regungslos liegen, hielt aber immer noch die kleinen blitzenden, schwarzen Augen mißtrauisch auf das Kleid des fremdartigen Besuchs geheftet.

Auch der Kranke schien sich erst von der ungewohnten Anstrengung des Redens zu erholen; dann fuhr er langsam fort:

„Die Geschichte ist sehr kurz. Mein Vermögen brachte ich durch — im Spiel; arbeiten konnte und wollte ich nicht; in Frankreich, wohin ich flüchtete, fälschte ich einen Wechsel, um Geld zu bekommen, und wurde eingekerkert. Ich saß lange Jahre und kehrte, endlich freigelassen, nach Deutschland zurück; aber den Baron hatte ich im französischen Gefängniß oder vielmehr schon vor dessen Thür gelassen, leben mußte ich, Geld hatte ich keins, — das Einzige, was ich verstand, war das Spiel und die Jagd; Croupier mocht' ich nicht werden, so tief war ich doch noch nicht gesunken, zum Förster wollte mich Niemand, da" — ein bitteres, höhnisches Lächeln zuckte um die Lippen des Kranken — „benutzte ich eine frühere Passion von mir, das Fallenstellen, und — wurde Maulwurfsfänger. Sechs Jahre wanderte ich so in Deutschland umher, mich den Henker mehr um die übrige Welt scherend, bis es mir keine Ruhe mehr ließ, den Ort wieder aufzusuchen, wo..."

Er schwieg plötzlich; Todtenstille herrschte in dem kleinen

Raum, nur das schwere Athmen der Frau unterbrach die Stille oder machte sie vielmehr noch unheimlicher.

„Das ist eigentlich Alles," sagte der Kranke nach einer Pause. „Du kanntest mich nicht wieder; hübscher war ich auch nicht geworden, und mir machte es Spaß, so incognito gerade mit diesem Platz zu verkehren. Da begegnete ich neulich im Park einer jungen fremden Frau — wie ein Messer stach mir deren Anblick durch's Herz, — es war, als ob die langen Jahre zurück, statt vorwärts gegangen wären, und Du, Ottilie, wie ich Dich in all' Deiner Schönheit und Jugend gesehen, standest wieder vor mir, wie vor einem Vierteljahrhundert an derselben Stelle."

Die Gräfin war aufmerksam geworden; ihre Hände sanken langsam in ihren Schooß, und das große Auge haftete fragend auf dem Sprechenden.

„Ich erfragte den Namen," fuhr dieser endlich leise fort, „er klang mir fremd — Rottack — ich hatte ihn nie gehört."

„Rottack?" hauchte die Frau.

Der Maulwurfsfänger nickte, und sein Blick hing forschend an ihren Zügen; aber er bekam keine Antwort. Angst und Schmerz lagen in ihrem Antlitz, aber die Lippen blieben unbewegt.

„Rottack," wiederholte er endlich, „Helene Rottack. Aber Du mußt reden, Ottilie," fuhr er heftiger fort, „die Zeit verfliegt, meine Pulsschläge sind gezählt, Du mußt meine Frage beantworten!"

„Und welche Frage ist das?" hauchte die Frau, die sich dem alten, kranken Manne vollkommen willenlos gegenüber befand.

„Was ist aus dem Kind geworden?" sagte der Alte leise. „Als der Graf aus Westindien zurückkehrte, konnte ich Dir nicht wieder nahen, denn ich wußte, daß er mich haßte. Bald darauf mußte ich selber flüchten, schreiben durfte ich nicht — was ist aus dem Kind geworden, Ottilie?"

Die Frau barg ihr Gesicht wieder in den Händen, aber sie antwortete nicht, und fast mitleidig ruhte der Blick des Kranken auf ihr.

„Fürchte nichts," sagte er endlich leise, „ich weiß, welches

furchtbare Unglück Dich in der letzten Zeit betroffen hat. Ich hätte es vielleicht verhindern können," setzte er düster hinzu. „Aengstige Dich nicht, daß diese Lippen, die so lange geschwiegen, jetzt plaudern könnten; ein Sterbender spricht zu Dir — was ist aus dem Kind geworden?"

„Es lebt!" hauchte die Gräfin.

„Es lebt?" rief der Kranke. „Und — und heißt Helene?"

Die Gräfin antwortete nicht, aber ohne zu ihm aufzusehen, neigte sie leise das Haupt.

„Gott sei Dank!" stöhnte der Mann. „Aber — mir wird auf einmal so wunderbar schwach zu Sinn — es flackert mir vor den Augen. Gieb mir Deine Hand, Ottilie — laß uns versöhnt scheiden — so, das ist lieb von Dir — Gott segne Dich — so — und nun geh — Du darfst nicht länger hier bleiben. Schick' mir die Rosie herauf — die Alte oder die Bärbel, wenn sie unten ist. Oh, mein Gott, wie das brennt — das Eis ist fortgeschmolzen und zu glühend heißem Blei geworden..."

Die Gräfin hatte ihm die Hand gereicht; sie war aufgestanden, und ihre Brust hob sich stürmisch, ihr Antlitz deckte Leichenfarbe. Sie wollte sprechen, aber sie konnte nicht. Willenlos, fast bewußtlos hatte sie bis jetzt in der Gegenwart des Furchtbaren gehandelt; was sie sich vorgenommen, ehe sie das Haus betrat, wie sie mit kalter Verachtung seiner Anklage begegnen, sein Erkennen verleugnen wolle — es war hingeschmolzen, als jene Jammergestalt auf dem Bett, der Schatten dessen, der einmal im Leben ihre ganze Seele füllte, vor ihr lag. Alte Erinnerungen, Reue, Zerknirschung und Mitleid bestürmten ihr Herz; aber ihre Kräfte verließen sie, die Luft hier drohte sie zu ersticken.

„Leb' wohl!" flüsterte sie, und wie von Furien gejagt, floh sie aus dem Zimmer hinaus in's Freie, in die Einsamkeit.

Draußen wurde ihr leichter. Wohl eine Stunde lang ging sie in dem weiten Park auf und ab. Endlich wandte sie sich wieder dem Schlosse zu und ging in ihr Zimmer hinauf.

Noch hatte sie nicht ihren Hut abgelegt, als es leise an die Thür klopfte.

„Herein!“

Bärbel stand auf der Schwelle. „Ach, Frau Gräfin,“ sagte die Kleine, und die hellen Thränen liefen ihr an den Wangen nieder, „ich bin nicht hergeschickt, aber — ich — ich wollte Ihnen nur melden, daß der alte Maulwurfsfänger eben gestorben ist.“

„Todt?“

„Die Rosie sagt's. Er liegt kalt und starr auf dem Bett.“

Die Gräfin winkte mit der Hand; Bärbel verließ schüchtern das Zimmer. Die Gräfin Monford wankte zu ihrem Sopha, und Thränen — Thränen, die ersten, die sie seit langen Jahren vergossen, netzten ihr die Wangen.

Sie war glücklich, denn sie konnte weinen.

30.

Pfeffer dictirt einen Brief.

Wochen vergingen und Monate. Die rauhen Herbststürme traten ein, Schnee fiel, und der Winter deckte die freundlichen Hügel und Gebirgszüge um Haßburg mit seiner weißen Decke und die Wasser mit Eis, und noch hatte die Monford'sche Familie mit keinem Menschen in der Stadt wieder verkehrt, noch hatte die Gräfin selber die Stadt nicht wieder betreten, oder auch nur einen einzigen Besuch selbst ihrer früheren intimsten Freunde angenommen.

Der Zustand des Grafen schleppte sich freilich auch nur langsam hin: die früher eingetretenen Schlaganfälle hatten sich mehrfach wiederholt, und so sehr Beide gewünscht haben mochten, diesen Ort, der jetzt für sie so furchtbare Erinne-

rungen trug, zu verlassen und eine andere Gegend, ein wärmeres Klima zu ihrem Aufenthalt zu wählen, so schüttelte doch der alte Ober-Medicinalrath dazu auf das Entschiedenste den Kopf und beharrte dabei, daß der Graf jetzt an eine Reise gar nicht denken dürfe, wenn er sich nicht muthwillig der größten Gefahr aussetzen wolle. Ihm bliebe vor der Hand nichts weiter übrig, als abzuwarten, ob sich sein sehr bedenklicher Zustand bessern würde, wozu er die Hoffnung keineswegs aufgegeben habe. Träte der Fall ein, dann würde er selber eine Reise nach Italien oder einem andern warmen Himmelsstrich dringend anrathen.

Ganz verändert war indessen die Gräfin selber geworden. Wie sie früher die Pflege des Kranken fast ausschließlich der Dienerschaft überlassen hatte, so wich sie seit jenem Tag, an welchem sie das Gärtnerhaus besucht, fast nicht mehr von dem Lager des Gatten, und wachte, wenn sich sein Zustand dann und wann verschlimmerte, halbe Nächte neben seinem Bett. Sie war auch viel freundlicher mit den Leuten selber geworden, und sogar der alte Haushofmeister, der ihr seit jenem Abend, wo sie den Brief verbrannte, lange Wochen durch wohl ehrerbietig, aber doch wie scheu ausgewichen war, fing an sich ihr wieder zu nähern und Mitleid mit ihr zu fühlen, denn er, vor allen Anderen, sah und fühlte die Veränderung zum Besseren, die mit ihr vorgegangen. Fiel sie doch mit einer wahren Hast über alle Briefe her, die ihr gebracht wurden, und legte sie dann traurig und oft mit einer unterdrückten Thräne bei Seite, wenn keiner von ihnen mehr die jetzt so heiß ersehnten Schriftzüge des verlorenen Kindes trug.

Aber Paula schien verschwunden; kein Brief von ihr war mehr eingetroffen, keine Zeitung nannte Handor's Namen, keine Nachforschung, die sie im Geheimen, besonders durch den Ober-Medicinalrath, anstellen ließ, führte zu irgend einem Resultat. Sie mußte todt sein oder Deutschland verlassen haben, denn alle Nachfragen blieben fruchtlos.

In Haßburg selber hatte man die Monford'sche Familie, die für Wochen lang das Tagesgespräch gebildet, fast vergessen. Eine Zeit lang wurde die Erinnerung daran wohl

noch durch die nach dem Tode des Maulwurfsfängers gegen den Förster eingeleitete Untersuchung aufgefrischt, und dieser auch wegen Tödtung — aber mit mildernden Umständen, da er selber dabei verwundet worden — zu zwei Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt. Jetzt hatte er diese abgesessen und Niemand sprach mehr davon oder dachte noch daran. —

Freundlicher hatten sich indessen die Verhältnisse in der Pfeffer'schen Familie gestaltet.

Rebe's Erfolg am hiesigen Theater konnte als gesichert betrachtet werden, denn nach der Aufführung des Fiesco wagte sich keine Opposition mehr heraus — oder wurde vielmehr nicht mehr bezahlt und fiel deshalb von selbst weg. — Strohwisch hatte Haßburg verlassen, und Rebe bekam dadurch freien Raum und ehrliches Spiel, sich seine Stellung am Haßburger Theater zu erkämpfen, was er ehrenvoll that. Nacheinander, aber von dem vorsichtigen Director immer noch nur von Monat zu Monat engagirt, trat er in den bedeutendsten und schwierigsten Rollen auf und zeigte sich bald als ein so talent- und geistvoller Schauspieler, daß ihn das Publikum immer lieber gewann und ihm jetzt allabendlich die deutlichsten und lebhaftesten Zeichen seines Beifalls gab.

Aber trotzdem veränderte er seine Lebensart nicht. Seine Gage war schon jetzt eine sehr anständige, und er hätte mit Leichtigkeit ein besseres Quartier nehmen und besser leben können. Das Rechtlichkeitsgefühl aber, das ihn bisher geleitet, führte ihn auch weiter, und wenn er schon offen und ehrlich um Henriettens Hand bei den Eltern angehalten und ihre freudige Einwilligung erlangt hatte, weigerte er sich doch, Henriette früher heimzuführen, als er sich selber so viel Geld erspart habe, um seiner Frau eine freundliche und angemessene Heimath gründen zu können.

Jeremias erbot sich allerdings augenblicklich, ihm jede verlangte und nöthige Summe vorzustrecken, aber Rebe wies Alles, wenn auch freundlich und dankend, doch entschieden zurück. Er wollte sich selber und aus sich selber heraus seinen eigenen Herd gründen, und Henriette hatte ihn deshalb nur um so lieber.

Darin stimmte er aber ganz mit Pfeffer überein, daß er

jetzt bei Krüger auch auf einen bestimmten und längeren Contract dringen müsse, denn das Provisorium hatte lange genug gedauert. Rebe schrieb auch deshalb an Krüger, und heute war eine schriftliche Antwort eingelaufen, worin sich der Director in den schmeichelhaftesten Ausdrücken erbot, einen fünfjährigen Contract mit Rebe als erstem Liebhaber und Helden einzugehen, und ihm ein Concept desselben unter sehr annehmbaren Bedingungen beilegte.

Rebe hatte augenblicklich zustimmen wollen, Pfeffer that aber Einspruch und behauptete, daß in einer so wichtigen Angelegenheit auch nothwendiger Weise großer Kriegsrath gehalten werden müsse. Außerdem sei es nicht einmal gerathen, diesem „Blutsauger", wie er seinen Director im vertraulichen Gespräch gewöhnlich nannte, zu zeigen, daß man augenblicklich zuschnappe, sobald er einen Brocken hinhielt. Er müsse zappeln, er müsse eine Zeit lang in Ungewißheit gehalten werden, dann erst dürfe man hoffen, auf einen andauernd guten Fuß mit ihm zu kommen; sonst setze er seinen Schlachtopfern doch augenblicklich wieder den Daumen auf's Auge.

Rebe wollte dagegen protestiren, aber es half ihm nichts; er wurde gerade nicht überstimmt, aber von Pfeffer überschrieen, und willigte endlich lächelnd in einen „großen Rath", der an diesem Nachmittag bei Pfeffer zusammenkommen und Rebe's Entschluß bestimmen solle.

Pfeffer's Schwester, die sich merkwürdig in den letzten Monaten erholt hatte und schon tüchtig wieder im Hause wirthschaftete, arrangirte mit Jettchen einen großen Kaffee, und selbst Fräulein Bassini war dazu eingeladen worden und erschien, eine halbe Stunde vor der Zeit, im höchsten Staat und Putz, so daß Pfeffer augenblicklich in sein Zimmer stürzte, den alten Schlafrock abwarf, ein weißes, allerdings etwas „mitgenommenes" Halstuch umband und in seinen alten blauen Frack mit blanken Knöpfen hineinfuhr, dazu ein Paar schmutzige Glacéhandschuhe anzog, seinen Cylinderhut aufsetzte und der Schwester nun, in der linken Hand die lange Pfeife und an den Füßen noch immer die grüngestickten Schlapp-Pantoffeln, entgegen ging, um sie höchst förmlich zu begrüßen.

Pfeffer hielt denn auch, als Alle versammelt waren, in

diesem Costüm seinen Vortrag, und Jeremias saß dabei und lachte, fing aber an mit dem Kopf zu schütteln, als sein Schwager Rebe aufzuhetzen begann, den Contract zurück zu weisen und höhere Bedingungen zu fordern. Die Gage war nämlich von Krüger selber so hoch gestellt, wie sie nur Haßburg mit seinen bescheidenen Verhältnissen zahlen konnte, und Jeremias protestirte heftig gegen jede solche Ueberschreitung des Möglichen. Pfeffer gab endlich nach.

„Gut, Kinder," sagte er, während Fräulein Bassini daneben saß und an einem entsetzlich langen, brennend rothen Strumpf strickte, „ich habe nichts dagegen, wenn Rebe denn für eine solche Lumpengage bleiben soll, wo er in Berlin und Wien das Doppelte bekommen könnte..."

„Wenn nicht dort alle Stellen besetzt wären, Herr Pfeffer..."

„So habe ich auch nichts dagegen," fuhr Pfeffer fort, „aber in Einer Sache müßt Ihr mir folgen — Rebe muß ihm einen derben Brief schreiben, in dem er den Contract allerdings annimmt, aber diesem Blutegel, diesem Krüger, auch zu verstehen giebt, daß er ihn durchschaut und sich seines Werthes vollkommen bewußt ist."

„Aber, bester Herr Pfeffer," sagte Rebe, „ich bin nicht im Stande einen Brief zu schreiben, in dem ich etwas Anderes sagen soll, als ich wirklich denke."

„Dann werde ich Ihnen dictiren," rief Pfeffer.

„Aber, Fürchtegott..." bat die Frau.

„Mach' mich nicht böse," rief aber Pfeffer jetzt gereizt, „setzen Sie sich dahin, Rebe, dort liegt ein Briefbogen und Feder und Dinte, und fangen Sie an!"

„Aber willst Du das nicht lieber mir dictiren, Onkelchen?" bat Henriette, „Horatius kennt doch noch nicht so genau Deine Art und Weise."

„Ach was, Art und Weise — er muß sich hinein finden, und so viel Verstand wird er doch wohl haben! Schreiben Sie, Rebe!"

Seine Schwester Auguste saß dabei und schüttelte lächelnd den Kopf, aber sie sagte kein Wort; ja, als Jeremias auch dagegen reden wollte, faßte sie nur seinen Arm und flüsterte:

„Laß ihn nur machen! Er will nun einmal seinen Willen haben; das Jettchen wird schon Alles wieder in die Reihe bringen!"

Rebe schien nicht halb damit einverstanden, aber er mochte Pfeffer auch nicht böse machen, setzte sich also an den Schreibtisch, rückte sich den Bogen zurecht, tunkte die Feder ein und sagte: „Also, Herr Pfeffer?"

Fürchtegott Pfeffer ging noch immer — eine höchst possirliche Gestalt — mit seinem Frack und den grüngestickten Pantoffeln, wie der langen Pfeife — in der Stube auf und ab und blies den Rauch in kleinen hellen Wolken von sich.

„Sind Sie so weit?"

„Ja!"

„Gut! so fangen Sie an. Ueberschrift: Herrn Director Krüger hier, — Mohrengasse 42, erste Etage, rechts, — erste Etage, rechts. Haben Sie rechts?"

„Nur weiter, ich komme schon mit!"

„Also — Schafskopf..."

„Aber, Herr Pfeffer," sagte Rebe und sah verwundert zu ihm auf.

„So schreiben Sie doch nur, ich verliere ja sonst den Faden."

Rebe schüttelte mit dem Kopf, und Henriette stand, mit der Hand seine Stuhllehne gefaßt, und sah ihm lächelnd über die Schulter.

„Schreibe nur — schreibe," flüsterte sie, und ein eigener Zug von Muthwillen zuckte ihr dabei über das liebe Antlitz.

„Haben Sie Schafskopf?"

„Ja, Herr Pfeffer!"

„Haben Sie endlich eingesehen, was ich Ihnen hier bin und leiste..."

„Aber," wollte Rebe wieder remonstriren, Jettchen hielt ihm jedoch rasch den Mund zu und flüsterte wieder: „Schreibe nur!" Er wurde gar nicht klug aus ihr. Den Brief konnte er doch nicht dem Director schicken, das ging ja unmöglich an.

„Was ich Ihnen hier bin und leiste — haben Sie das?"

„Leiste," wiederholte Rebe kopfschüttelnd.

„Das Lumpengeld, was Sie mir bieten, ist freilich kaum die Hälfte dessen, was ich verdiene..."

Rebe schrieb jetzt — er wollte wenigstens einmal sehen, was daraus würde, war aber fest entschlossen, nie in dieser Weise selber zu antworten.

„Haben Sie verdiene?"

„Verdiene..."

„Und in den zwei Monaten Urlaub, die Sie vernünftiger Weise eingeschoben..."

„Eingeschoben," sagte Rebe.

„Werde ich das Dreifache herausschlagen — aber ich komme doch in der Zeit..."

„In der Zeit..."

„Aus der Schmiere hier fort..."

Rebe lachte, aber er schrieb weiter.

„Ich fühle, daß Sie mir mit dem Contract das Fell über die Ohren ziehen — über die Ohren ziehen — aber ich hoffe doch mit — dem Gelde auszukommen — Hol' Sie der Deubel —" so, und nun Ihren Namen darunter."

„Und den Brief soll ich fortschicken?"

„Gewiß!" nickte Pfeffer. — „Aber nun lesen Sie mir erst einmal vor, was Sie geschrieben haben."

Rebe las: „Sie Schafskopf!"

„Ach, Donnerwetter — Unsinn!" rief Pfeffer.

„Ja, aber das haben Sie mir doch dictirt!"

„Aber Sie müssen doch," brummte Pfeffer, — „den Teufel auch, Sie haben ja gar keinen Begriff vom Briefschreiben — da weiß Jettchen besser mit umzugehen — na, lesen Sie nur weiter!"

„Haben Sie endlich eingesehen," las Rebe, „was ich hier bin und leiste? Das Lumpengeld, das Sie mir bieten..."

„Schwerenoth," schrie Pfeffer und riß ihm das Blatt aus der Hand, „das wollen Sie doch nicht an den Director schreiben! Jettchen, setze Du Dich einmal hin — der Mensch ist so kindlich, als ob er gerade aus der Schule käme — Sie möchte ich zum Secretär haben!"

„Ja, lieber Onkel," lachte Jettchen, und nahm Rebe's Platz ein, „nun dictire Du mir einmal."

„Also, bist Du fertig?"

„Alles bereit."

Pfeffer, Rebe's Brief in der Hand, dictirte nun dem jungen Mädchen genau dasselbe, was auf dem Blatte stand, und Jettchen schrieb. Als er wieder mit „Hol' Sie der Deubel" schloß, nickte Jettchen und stand auf.

„So, nun lies einmal vor."

Jettchen las: „Hochverehrter Herr!"

Pfeffer nickte, „das klingt schon besser!"

„Recht herzlich freue ich mich, daß Sie Ihre Zweifel endlich besiegt haben und mir vertrauen. Ich nehme den mir gebotenen Contract mit Dank an und bin Ihnen besonders für den zweimonatlichen Urlaub verpflichtet, den ich nicht allein dazu benutzen kann, andere Bühnen zu sehen und dort mein Glück zu versuchen, sondern mich auch noch weiter auszubilden. Ich fühle, daß Sie mir mit dem Contract..."

„Das Fell über die Ohren ziehen," sagte Pfeffer.

„... ein ehrendes Zeugniß meiner bisherigen Leistungen geben," las Jettchen, „und hoffe auf ein recht freundliches künftiges Zusammenleben mit Ihnen und meinen Collegen."

„Hol' Sie der Deubel," nickte Pfeffer vergnügt.

„Hochachtungsvoll," las Jettchen, „Ihr ergebenster Horatius Rebe."

„Bravo!" rief Pfeffer, „der Brief hat Hand und Fuß. Sehen Sie, Rebe, von dem Mädel können Sie noch 'was lernen!"

„Ja, aber mein bester Herr Pfeffer," lachte Rebe, „wenn Sie sagen: Hol' Sie der Deubel..."

„Meine ich immer „hochachtungsvoll"," rief Pfeffer — „das versteht sich doch von selbst und sieht ein Kind ein!"

Jeremias hatte ruhig dabei gesessen und sich vortrefflich über Pfeffer's Briefdictiren amüsirt, als es plötzlich anklopfte und auf sein „Herein" ein Bedienter in Livrée auf der Schwelle erschien. Jeremias kannte übrigens die Livrée, es war die des Grafen Rottack.

„Sie entschuldigen — ist Herr Stelzhammer hier zu — ah," unterbrach er sich, als er den kleinen Mann erkannte

und ihm einen Brief überreichte — „wären Sie so freundlich, mir Antwort zu sagen?"

Jeremias brach den Brief auf. Er enthielt nur wenige Zeilen, in denen ihn Graf Rottack bat, sie doch, sobald es irgend anging, zu besuchen, da er dringend weitere Auskunft wünsche.

„Ist der Herr Graf jetzt zu Hause?"

„Allerdings, und wartet jedenfalls, bis ich ihm Antwort bringe."

„Schön — dann sagen Sie ihm, ich würde gleich kommen."

„Sehr wohl, Herr Stelzhammer," und der Diener entfernte sich.

„Wegen der Geschichte?" fragte Pfeffer, als er fort war.

„Jedenfalls," nickte Jeremias — „und hast Du nichts weiter von der Sache gehört?"

„Nichts weiter, als was die Lise erzählt hat."

„Mit Handor? meinte diese, „das ist sicher; die Ronelli, die vor einiger Zeit in Prag gastirte, jetzt aber schon lange wieder von da fort ist, hat mir selber geschrieben, daß er unter einem andern Namen dort aufgetreten, aber durchgefallen wäre. Wo er aber jetzt stecken mag, weiß Gott!"

„Und wie lange ist das her?"

„Ja, das schreibt sie nicht."

„Kennen Sie denn Niemanden in Prag?"

„Keine Seele — wenn nur der Mauser noch hier wäre — der hat Verwandte in Prag und könnte es von dort gewiß leicht erfahren."

„Der Mauser? — der Souffleur? Ist denn der fort?"

„Oh, schon über sechs Wochen — er hatte ja einen Zank mit dem Director und ging damals ab. Natürlich aber hat Keiner von uns je wieder etwas von ihm gehört."

„Wenn ich den Brief nur einmal bekommen könnte," sagte Jeremias.

„Es steht weiter nichts davon drin," versicherte Fräulein Bassini. „Die Ronelli ist ja in Prag nur dreimal aufgetreten und dann nach Schwerin gegangen, und schrieb mir auch das Wenige nur, weil sie glaubte, daß es mich interessiren könne. Wenn nur der Mauser noch da

wäre, der könnte uns gewiß weitere Auskunft verschaffen. Doch was liegt daran, wo sich der Lump, dieser Handor, jetzt aufhält, und ich möchte wirklich wissen, was der Graf mit dem zu schaffen hat."

„Ich will wenigstens hören, was er verlangt," sagte Jeremias, seinen Hut aufgreifend. „Sobald ich kann, komme ich zurück."

Er fand den jungen Grafen Rottack schon seiner harrend, und dieser kam auf ihn zu, streckte ihm die Hand entgegen und rief: „Mein lieber Jeremias, ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre Freundlichkeit. Wir haben Sie sehnsüchtig erwartet!"

„Mein bester Herr Graf!"

„Kommen Sie herein — Helene ist auch drin und will Sie sprechen — wir müssen zusammen berathen, was zu thun ist."

Helene begrüßte den alten Freund in der That auf das Herzlichste — aber wie bleich und leidend sah sie aus — wo war das Feuer und Leben geblieben, das sonst aus ihren guten Augen sprühte — wie wehmüthig lächelnd reichte sie ihm die Hand, und wie ängstlich drängte sie danach, die Sache erledigt zu sehen, die jetzt ihre ganze Seele in Anspruch nahm: das Schicksal der armen Paula.

Rottack unterstützte sie darin. „Die Nachricht, die Sie uns neulich gaben, Jeremias," rief er aus, „hat Bestätigung erhalten. Ich habe augenblicklich nach Prag an einen Freund geschrieben, und heute Morgen kam die Antwort. Ein Schauspieler, der sich dort Boslaw nannte und in Prag auftrat, scheint allerdings dieser unglückselige Handor zu sein, der jene Gegend jetzt unter einem falschen Namen bereist, möglicher Weise, um seinen Gläubigern keine Spur seines Aufenthalts zu geben. Das Gerücht nannte dort wenigstens jenen Namen."

„Und wo steckt er jetzt? Ist er noch in Prag?"

„Das weiß Gott," seufzte Felix — „von Prag scheint er fort zu sein."

„Er kann es nicht gewesen sein," rief Helene, „die Be-

schreibung jener Person, die er bei sich hatte, paßt doch wahrhaftig nicht auf Paula."

„Hatte er Jemanden bei sich?" sagte Jeremias.

„Allerdings," nickte Felix, „dieser Boslaw soll mit einem Frauenzimmer gereist sein, das er für seine Frau ausgab — eine kleine dicke Person, anscheinend eine Böhmin — aber Gott weiß, was da vorgegangen ist!"

„Es ist nicht möglich!" rief Helene unter vorquellenden Thränen.

„Frau Gräfin," sagte Jeremias, „es ist Alles möglich auf der Welt, besonders das; denn daß sich eine anständige Dame nicht lange mit diesem — Lump glücklich fühlen konnte, war vorauszusehen. Aber was wollen Sie jetzt thun?"

„Sie sollen uns helfen, Jeremias!" rief Graf Rottack.

„Ich? — Aber wie?"

„Sie sind mit den Verhältnissen am Theater bekannt. Sie haben hier eine Menge von Leuten kennen gelernt und können dort rasch neue Bekanntschaften anknüpfen. Ich würde selber reisen, aber ich darf jetzt meine arme Helene nicht allein lassen; so thun Sie uns die Liebe und machen Sie den Versuch, ob Sie nicht an Ort und Stelle etwas Näheres erfahren können. Daß Sie praktisch sind, weiß ich — Sie werden nichts versäumen, und an Geld steht Ihnen zu Gebot, was Sie brauchen."

„Mein lieber Herr Graf," sagte Jeremias verlegen, „das ist eine ganz eigenthümliche Sache, und ob ich gerade zu so etwas passe, weiß ich wahrhaftig nicht. Wirklich den Fall gesetzt, daß ich sie finde, was kann ich thun? Wenn die junge Gräfin bei ihrem jetzigen Manne bleiben will, wie kann ich als ein vollkommen fremder Mensch sie daran hindern, und ihr Mann würde mich erst recht ansehen, wollte ich sie nur danach fragen. Ich glaube, ich geriethe da in eine höchst unglückliche Situation und müßte jedenfalls wieder unverrichteter Sache abziehen."

„Sie sollen nichts thun, Jeremias," rief Helene bittend, „als den Thatbestand erforschen — nur uns Gewisses über dort berichten, denn wir kennen keinen Menschen, auf den wir uns so fest verlassen könnten, als auf Sie."

„Hm, das ließe sich schon eher hören," nickte Jeremias, „abkommen könnte ich jetzt hier; was ich zu thun hatte, ist besorgt, und wenn ich wüßte, daß Ihnen damit ein Gefallen geschähe..."

„Ich würde Ihnen ewig dankbar dafür sein," rief Helene.

„Topp! ich reise," sagte Jeremias entschlossen — „Ihnen, Frau Gräfin, habe ich noch nie 'was abschlagen können, das wissen Sie wohl von alten Zeiten her — Apropos nichts wieder von Santa Clara gehört?"

„Wir haben Briefe erhalten," sagte Felix, „aber es steht nichts darin, was Sie interessiren könnte — ausgenommen, daß die Colonie unter Sarno's Führung blüht und gedeiht und — ja, doch das Eine — daß Baron Jeorgy plötzlich verschwunden ist!"

„Durchgebrannt," lachte Jeremias, — „nur ein Wunder, daß er sich so lange gehalten hat."

„Und Director Sarno hat sich verheirathet," sagte Helene.

„Hurrjeh!" rief Jeremias voller Erstaunen, indem er blitzschnell herumfuhr — „ob ich's ihm nicht immer prophezeit habe! Aber wen?"

„Ein junges, braves Mädchen, die Tochter eines Colonisten, die mit ihren Eltern einen der furchtbaren Parcerie-Verträge im Norden durchgemacht hatte," sagte Felix.

„Und es geht ihm gut?"

„Vortrefflich — aber jetzt, Jeremias, ist keine Zeit mehr zu versäumen. Wenn Sie uns wirklich die Liebe erzeigen wollen, so müssen Sie unverweilt aufbrechen. Sind Sie mit warmen Kleidern versehen?"

„Hinlänglich — ich habe mich noch immer nicht wieder an die Kälte gewöhnen können und friere mordmäßig."

„Und bei Ihnen zu Hause geht Alles gut?"

„Danke, ja! Meine selige Frau ist wieder ganz auf dem Zeug."

„Ihre selige Frau?" lachte Helene.

„Ach ja so," sagte Jeremias erschreckt; „weiß der liebe Gott, wie es kommt, aber das Wort fährt mir immer heraus. Es ist mir in einem fort, als ob mir die Frau schon einmal gestorben und jetzt erst wieder neu geboren wäre. Aber was

kann's helfen," setzte er seufzend hinzu, „geschehen ist nun einmal geschehen, und das einzige Glück, daß ich doch jetzt im Stande bin, Manches gut zu machen, was ich früher verdorben. Nachher gehe ich wieder nach Brasilien."

„Sie wollen zurück?" rief Helene erstaunt.

„Es wird sich nicht anders machen — was soll ich hier, wenn ich das Mädel versorgt weiß — aber jetzt haben wir Anderes zu denken," brach er kurz ab, „und, wie gesagt, wenn ich Ihnen damit dienen kann, brech' ich die Nacht noch auf — viele Vorbereitungen habe ich überdies nicht nöthig."

„Und tausend Dank im Voraus," rief Rottack, ihm die Hand herzlich schüttelnd, „Sie glauben nicht, welche Last Sie mir dadurch von der Seele nehmen."

„Und wie heißt der Herr, der Ihnen von dort geschrieben?"

„Kommen Sie jetzt mit in mein Zimmer, Jeremias," sagte der junge Graf, „dort gebe ich Ihnen alle in meinem Besitz befindlichen Notizen, und sobald Sie dort etwas Näheres erfahren, telegraphiren Sie augenblicklich."

Jeremias bedurfte keiner großen Unterweisung, denn er fand sich außerordentlich leicht in Alles, also auch in das, was hier von ihm verlangt wurde. Dann ging er noch einmal zu Pfeffers, um diesen anzuzeigen, daß er auf acht oder zehn Tage verreisen werde, packte nachher seinen Koffer und erwartete dann unten auf dem Bahnhof den Abendzug, der zwischen neun und zehn Uhr durchkam.

31.

Jeremias auf Reisen.

Es war bitterkalt die Nacht, und obgleich der März schon seit ein paar Tagen begonnen hatte, schien es doch fast, als

ob der Winter noch gar nicht daran dächte, Abschied zu nehmen, oder doch wenigstens noch einmal zu guter Letzt zeigen wolle, was er könne.

Jeremias versuchte zu schlafen, aber es ging nicht; jede Viertelstunde stiegen Passagiere aus und ein, und die Schaffner schlugen dann jedesmal mit den Thüren, daß er immer wieder erschrocken emporfuhr. Und was ging ihm auch nicht Alles im Kopf herum! Brasilien, ja, in Brasilien war's jetzt freilich wärmer, und dort hätte er nicht so zu frieren brauchen — aber wieder dahin zurück? Früher hatte er sich dort allerdings wohl befunden, aber die deutschen freundlichen Verhältnisse auch fast vergessen gehabt. Jetzt, da er sie wiedergefunden, da er sich wohl darin fühlte, sollte er sie wieder verlassen und allein in die Fremde hinausziehen? Aber was wollte er hier? Sein Kind war jetzt bald versorgt und glücklich, und seine Frau — war es denn noch seine Frau, und er nicht rechtskräftig und für immer von ihr geschieden? Ja, so lange sie krank lag, konnte er sie besuchen und mit ihr verkehren; jetzt, da sie gesund und kräftig geworden und sich von Tag zu Tag mehr erholte, mußte das aufhören, das fühlte er selber, oder er brachte sie in das Gerede der Leute, die sich nicht leicht eine Gelegenheit entschlüpfen lassen, Uebles von ihren Nebenmenschen zu denken und zu reden. Und sollte er in derselben Stadt mit ihr als Fremder leben? Das ging nicht, und es war das Allergescheidteste, er schiffte sich ruhig wieder nach Brasilien ein — Brasilien — Hundeleben dort, was ein Mensch nur aushalten mochte, wenn er nicht mehr in Deutschland existiren konnte.

Er wickelte sich fester in seine dicke Reisedecke, zog die Pelzstiefel noch höher herauf und drückte sich wieder in die Ecke. Er wollte schlafen. Das Grübeln und Nachdenken sollte der Teufel holen.

So verging die Nacht und der Morgen dämmerte endlich durch die fest und dick zugefrorenen Fenster des Coupés.

Jeremias beschäftigte sich jetzt eine Weile damit, sie mit Anhauchen wieder aufzuthauen, und brachte endlich glücklich ein kleines Loch zu Stande, durch das er hinaus in's Freie sehen konnte, gab es aber in Verzweiflung wieder auf, als er

die trostlose, monotone Gegend entdeckte, durch die der Zug brauste. Schneefelder, so weit das Auge reichte; einzelne Züge von schwarzen Raben und dann und wann eine kleine, magere Kieferndickung; und dort drüben lag ein Dorf, ärmliche Hütten mit Strohdächern, aus denen der blaue Rauch in's Freie quoll. Die Aussicht lohnte nicht der Mühe, um sich fast die Seele aus dem Leib zu hauchen. Er ließ die Oeffnung wieder zufrieren und bekümmerte sich nicht weiter um die Landschaft, bis der Zug endlich, etwa gegen Mittag, in Prag selber anhielt.

Er brauchte, dort angekommen, den halben Nachmittag, um sich erst wieder zu restauriren und ordentlich aufzuthauen, und benutzte indessen die Zeit, um sich aus dem Adreßbuch eine Anzahl Namen und Wohnungen abzuschreiben.

Gegen Abend ging er auf seine erste Wanderung aus, und zwar um zuerst jenen Herrn, einen Baron von Toggenburg, aufzusuchen, der dem Grafen Rottack geschrieben und an welchen ihm dieser einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Dort aber, wie später beim Director des Theaters, erhielt er nur ganz unbestimmte, vage Nachrichten, die allein darin übereinstimmten, daß jener Boslaw, der wahrscheinliche Handor, Prag vor einiger Zeit wieder verlassen und sich nach Schlesien gewandt habe.

Was nun? Schlesien war groß, und auf ein solches Gerücht hin konnte er doch wahrhaftig nicht nach Schlesien reisen, um dort seine Nachforschung fortzusetzen.

Eine andere Sache, die ihn förmlich verwirrt machte, war die genaue Beschreibung der Person, die Boslaw bei sich gehabt: eine volle, üppige Gestalt, aber mit einem gemeinen sinnlichen Ausdruck in den Zügen, die besonders gern Champagner trank und in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts hier eine Masse Schulden machte.

Das war auf keinen Fall die junge, bildschöne Comtesse Monford gewesen, und hatte wirklich Handor seinen Namen in Boslaw umgeändert, wo konnte er dann das junge, unglückliche Geschöpf zurückgelassen haben, das er aus seiner Eltern Haus entführt?

Jeremias ließ sich übrigens keine Mühe verdrießen und

besuchte sogar verschiedene Mitglieder des dortigen Theaters, um von diesen Näheres über jenen Boslaw zu hören — vergeblich. Die Leute wußten ebenfalls nichts weiter, als daß der Herr Boslaw ein einziges Mal aufgetreten und, da er total mißfiel, schon am nächsten Morgen wieder abgereist sei — wohin? Lieber Gott, wer fragte hier danach! Vielleicht erfuhr er das auf der Polizei.

Das war ein neuer Anhaltspunkt — an die Polizei hatte Jeremias noch nicht einmal gedacht. Spornstreichs lief er dorthin, und wenn es auch einige Schwierigkeiten hatte, unter all' den Beamten endlich den richtigen aufzufinden, der ihm über derartige Fremde Auskunft geben konnte, so ließ er sich doch keine Mühe verdrießen, ja, saß selbst anderthalb Stunden mit einer wahren Engelsgeduld auf einer Bank im Vorsaal, zwischen lauter Galgengesichtern und Dienstmädchen, immer von der Seite angesehen und beflüstert, was er wohl ausgefressen haben mochte, daß er hier sitzen mußte, bis die Reihe an ihn kam — und dann auch umsonst.

Der betreffende Beamte brachte wirklich heraus, daß sich ein Schauspieler Boslaw vor einiger Zeit hier in Prag drei Tage mit seiner Frau, Kathi Boslaw, aufgehalten und im „König Wenzel" logirt habe, dann aber wieder abgereist sei. Sein Paß war jedenfalls in Ordnung gewesen; was kümmerten sich die Leute darum, wohin „derartiges Volk" zog, wenn es ihnen hier nicht zur Last fiel!

„König Wenzel" — dort war vielleicht noch eine Möglichkeit, etwas Näheres zu erfahren, und Jeremias versäumte auch diese nicht — und wieder vergebens. Der Wirth wußte von dem jetzigen Aufenthalt des Herrn Boslaw gar nichts; er wollte aber, er wüßte es, daß er den Herrn noch fassen könnte, der nach bezahlter Rechnung seinem Kellner noch eine Flasche Champagner abgeschwindelt und, ehe er es erfuhr, das Weite gesucht hatte. Er schimpfte dabei entsetzlich auf die Schauspieler, die seiner Meinung nach nur allein deshalb in der Welt herumzögen, um arme Wirthe zu betrügen und sich nachher in's Fäustchen zu lachen.

Ueber die Frau, als Jeremias diese erwähnte, wußte er nun gar kein Ende zu finden. Das sollte ein wahrer Drache

gewesen sein, die mit seiner eigenen Frau schon in der ersten Stunde Skandal gehabt und sich bodenlos gemein betragen hätte.

„Und können Sie mir keine Spur angeben, wo ich den Menschen wieder auffinden möchte?"

„Aha, Ihnen ist er wohl auch durchgebrannt?" lachte der Wirth. „Ja, lieber Freund, und wenn Sie ihn träfen, was würd's Ihnen helfen? Das ist eine pauvre Wirthschaft bei dem Pärchen, wenn die Madame auch aufgedonnert genug geht; aber 's ist ja Alles falsch. Einen Brillantschmuck hat die Person, der eine sechstausend Gulden werth sein müßte, wenn er ächt wäre; aber wo sollte die solche ächte Steine herkriegen? Landsleute sind's."

„Herr Boslaw?" sagte Jemerias.

„Nein, die Steine — böhmische, mein' ich. Wenn Sie meinem Rath folgen wollen, lassen Sie ihn laufen; 's kommt nichts bei der Sache heraus, und Sie verreisen mehr Geld und Zeit dabei, als die Lumperei werth ist."

„Und wo sich Herr Boslaw früher aufgehalten hat, davon wissen Sie gar nichts?"

„Nein, ich bin auch nicht neugierig danach und weiß nur so viel, daß wir ihn hier nicht wieder zu sehen bekommen werden."

Es war aus jdem Mann nichts weiter heraus zu bekommen, und Jeremias begann einzusehen, daß er sich seine Winterreise nach Prag hätte sparen können, denn hier, an Ort und Stelle, erfuhr er nur einzig und allein die Bestätigung dessen, was sie schon in Haßburg über den Aufenthalt des Menschen in Prag gehört.

Und sollte er noch länger hier bleiben? Er wäre am liebsten gleich zurückgekehrt, aber dem Grafen Rottack lag die Sache so am Herzen, die liebe junge Gräfin hatte ihn so darum gebeten; er mußte jedenfalls noch ein paar Tage zugeben; möglich ja doch, daß er noch irgend Jemanden traf, der ihn auf eine bessere Spur bringen konnte. Er wollte es jedenfalls versuchen, denn er haßte nichts mehr, als so ganz nutz- und erfolglos in der Welt herumgefahren zu sein.

Nur allein von den Schauspielern selber konnte er aber

hoffen, irgend etwas über diesen vermeintlichen Handor oder seine früheren Verhältnisse zu erfahren; er studirte deshalb einige Theaterzettel durch, um keinen zu übergehen, schlug die Wohnungen auf und trat dann seine Wanderung an, die ihn allerdings mit einigen sehr interessanten Persönlichkeiten zusammenbrachte, sonst aber auch nicht den geringsten Erfolg hatte. Einige behaupteten allerdings, jener Boslaw sei ihnen bekannt vorgekommen und jedenfalls ein routinirter Schauspieler, sein jetziger Name ihnen aber gänzlich fremd, und da er nie mit irgend Jemandem von ihnen, ausgenommen auf der einen Probe, verkehrt, habe man sich auch nicht weiter um ihn bekümmert.

Das war das nämliche Resultat überall, wohin er kam, bei den Herren wie bei den Damen, und die letzteren besonders verwahrten sich gleich von vornherein gegen die Möglichkeit, auch nur den entferntesten Umgang mit einem solchen „Paar" gehabt zu haben, wie jener Herr und Frau Boslaw.

Jeremias wurde dadurch immer unsicherer und zuletzt ganz fest überzeugt, daß er hier auf einer vollkommen falschen Fährte herumsuche, denn Handor selber — was er früher von ihm gesehen — hatte sich immer sehr anständig benommen, und seine junge Frau, die liebenswürdige Comtesse Paula, hätte ja alle Herzen im Sturm erobern müssen. Boslaw und Handor mußten also ganz entschieden zwei total verschiedene Persönlichkeiten sein, und unter solchen Umständen blieb es dann allerdings das Beste, nur wieder ruhig nach Haßburg zurückzukehren und von dort aus zu sehen, ob man nicht eine bessere Spur bekommen könne.

Einmal mit diesem Entschluß im Reinen und in dem vollen Bewußtsein, in dieser fremden Stadt sein Möglichstes gethan zu haben, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, packte er auch seinen Koffer wieder, zahlte seine Rechnung und ging hinaus auf den Bahnhof, um sein Billet zu lösen.

Das Wetter war bitter kalt, aber die Sonne schien hell und klar auf den knisternden Schnee nieder, und eine Menge Leute waren unterwegs, um den freundlichen Tag zu einem Spaziergang zu benutzen. Geputzte Menschen schritten überall an ihm vorüber oder er überholte sie; aber was kümmerten

ihn die Fremden, er kannte doch keinen von ihnen, und eilte nur, ohne sich weiter umzusehen, dem Hausknecht nach, der in einem halben Trab, mit seinem Koffer auf der Schulter, vor ihm her lief.

„Herr Stelzhammer!" schrie ihm da plötzlich Jemand so laut und so nahe in die Ohren, daß er ordentlich zusammenfuhr und sich bestürzt umsah. Dicht neben ihm stand aber ein kleiner, schmächtiger Herr, etwas schäbig gekleidet, mit einer langen italienischen Cigarre im Munde, der ihn ganz erstaunt zu betrachten schien. „Ja, wo zum Teufel kommen Sie denn her?"

Jeremias würde das ausdruckslose Gesicht im Leben nicht wieder erkannt haben, wäre er nicht durch das unmäßige Schreien des Mannes an die Persönlichkeit erinnert worden.

„Herr Du meine Güte," rief er aus, „habe ich nicht das Vergnügen, mit Herrn Mauser...?"

„Na versteht sich — kennen Sie mich noch?"

„Heh, Hausknecht! Heh, holla!" schrie Jeremias indessen hinter dem davongelaufenen Burschen her. „Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich bin gleich wieder da — ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen!" Und wie ein Pfeil schoß er hinter dem vorangegangenen Hausknecht her, um diesen mit seinen Sachen wieder zurück in das Hotel zu dirigiren.

Mauser blieb indessen ordentlich verblüfft mitten auf der Straße stehen. Der kleine Fremde aus Haßburg hatte ihm etwas Wichtiges zu sagen und brannte dabei durch, als ob er vor der Polizei davonliefe! Er sah ihm kopfschüttelnd nach und überdachte sich eben, was möglicher Weise die Ursache eines so wunderlichen Betragens sein könnte, als Jeremias mit dem glücklich eingeholten Hausknecht, dem er schon unterwegs seine Ordre gegeben, zurückkehrte, sich um diesen auch gar nicht weiter kümmerte, sondern ohne Umstände den Souffleur unter den Arm faßte und zu ihm sagte:

„Herr Mauser, Sie haben einen schmählichen Durst, wie? Hab' ich nicht Recht? Man sieht's Ihnen an, einen Durst, der unter Brüdern fünf Gulden werth ist und den es Sünde wäre, mit Wasser zu löschen. Sie sind doch kein Kostverächter?"

„Bitte," schrie Mauser, „nie im Leben gewesen, und habe auch wissentlich nichts gethan, um einen solchen Verdacht zu rechtfertigen."

„Schön, dann kommen Sie mit mir," rief Jeremias, „oder wenn Sie einen Platz wissen, wo vorzüglicher Wein zu haben ist — denn das hiesige Bier soll der Teufel holen, wann er Lust hat —, so führen Sie mich, daß wir ein halbes Stündchen mit einander plaudern können."

„Trinken Sie gern Ungarwein?" fragte Mauser, dem das Wasser schon im Munde zusammenlief.

„Leidenschaftlich."

„Brav, dann kommen Sie, dann bringe ich Sie zu einem Platz, an dem Sie ein Glas Adelsberger kosten sollen, nach dem Sie alle zehn Finger lecken — bildlich gesprochen, natürlich."

„Guter Mensch," sagte Jeremias gerührt, während sich die Vorbeikommenden schon um die Beiden sammelten, weil sie glaubten, es beginne dort eine Prügelei, so furchtbar schrie Mauser. Jeremias faßte ihn aber ohne Weiteres unter den Arm, und da ihm Mauser die Richtung bezeichnete, schritten sie zusammen über die Brücke und betraten bald darauf eins jener alten Schenklocale mit gewölbten, kellerartigen Räumen, wie sie sich in vielen alten Städten, besonders aber in Oesterreich finden, wo dann ein höchst mittelmäßiges Bier, aber ein ganz ausgezeichneter Wein verzapft wird.

Dort, Jeder vor der Hand mit einem Seidel wackern Adelsberger vor sich, saßen die Beiden, und Jeremias ergab sich jetzt in das Unvermeidliche, von seinem Gefährten halb taub geschrieen zu werden, nur um aus ihm heraus zu bekommen, was er wußte. Glücklicher Weise befanden sich aber in diesem Augenblick gar keine Gäste weiter in dem niedern, halbdunkeln Raum, denn zum Abendbier war es noch zu früh, und das schöne, klare Wetter hatte sie alle in's Freie hinausgelockt.

Jeremias brauchte mit seiner Sache nicht hinter dem Berg zu halten, und nachdem er vor allen Dingen Mauser's Neugierde in Betreff Haßburger Neuigkeiten befriedigt hatte, erzählte er ihm geradezu, weshalb er hierher gekommen sei, und

sich so gefreut habe, ihn anzutreffen. War also jener Boslaw wirklich der vermuthete Handor?

„Na, versteht sich," schrie Mauser, wie Jeremias nur die beiden Namen zusammen nannte. „Ich sage Ihnen, mein lieber Herr Stelzhammer, der Musjö kriegte keinen schlechten Schreck, wie er mich hier als Souffleur fand, denn davon hatte er keine Ahnung, und ich mußte ihm in die Hand versprechen, Keinem vom hiesigen Personal seinen wirklichen Namen zu verrathen. Er habe, wie er meinte, seine Gründe, hier nicht gekannt zu sein, und darin log er gewiß nicht. Ich versprach's ihm auch, und hab's bis jetzt gehalten; wenn Sie aber apart deshalb hierher gereist kommen, so sehe ich nicht ein, weshalb ich's Ihnen verheimlichen soll. Was schert mich der Musjö Handor oder seine saubere Mamsell!"

„Aber das konnte doch unmöglich die junge Comtesse Monford sein! Heh, Mamsell, bitte noch um ein paar frische Seidel für uns; der Wein ist wirklich ausgezeichnet."

„Freut mi, daß er Ihna schmeckt," sagte das dralle Schenkmädel und nahm die leeren Seidelflaschen mit fort.

„Die? Bah!" rief der Mauser, der dem Mädchen freundlich zugenickt hatte. „Gott bewahre, wenn sie auch jetzt ihre Brillanten trägt. Das arme Geschöpf hat er ja schon lange sitzen lassen, weil sie krank und elend wurde."

„Sitzen lassen?" rief Jeremias, fast von seinem Stuhl emporfahrend.

„Ih versteht sich, das war doch klar, daß er sich mit der nicht lange herumschleppen würde. 's ist ein gewissenloser Halunke."

„Aber wo, um Gottes willen, bester Mauser? Wissen Sie nicht, wo sie zu finden ist? Gerade ihretwegen bin ich ja hier, was schert mich der Schuft, der Handor!"

„So?" sagte Mauser. „Ja, ob sie noch jetzt da sitzt, weiß ich nicht, vor zwei Monaten aber traf ich sie zufällig in einem kleinen, erbärmlichen Dorf, ein paar Meilen von hier: Hrzib."

„Wohl bekomm's Ihnen!" sagte Jeremias. „Und wissen Sie nicht, wie das Dorf hieß?"

Mauser sah ihn erstaunt an. „Ich nannte es Ihnen ja eben: Hrzib."

„Wie?" rief Jeremias verblüfft.

„Hrzib!" wiederholte noch einmal Mauser mit einem ganz entschiedenen Kopfschleudern.

„Du meine Güte," sagte Jeremias, „ich glaubte vorhin, Sie hätten geniest!"

„Ja, Sie müssen auch niesen, wenn Sie's aussprechen wollen," versicherte Mauser; „ganz verfluchte Namen, die böhmischen, die Zunge geht Einem ordentlich entzwei."

„Und wie weit von hier liegt das Dorf?"

„Ach, mit der Eisenbahn kommen Sie bald hin; aber garantiren kann ich Ihnen nicht, daß sie noch dort ist. Sie war damals krank im Wirthshause; ich sah sie in der Gaststube und hätte sie auch gern angeredet, aber sie zog sich so furchtsam vor mir zurück, daß sie mir leid that, und ich dachte mir auch, daß es ihr gerade nicht angenehm sein könnte, Jemanden aus Haßburg zu begegnen."

„Und wie kommt man am besten dorthin?"

„Wie Sie hinkommen? Sie fahren bis Podiebrad mit der Bahn und nehmen sich dort einen Wagen oder Schlitten. Wo logiren Sie denn hier?"

„Im Schwarzen Roß."

„Donnerwetter, Sie geben's fein; aber der Wirth dort kann Ihnen genau die Route beschreiben. Ich fürchte, Sie machen eine Metzgerfahrt, denn ich kann mir nicht denken, daß sich das arme Weibchen in dem Nest zwei Monate aufgehalten hat."

„Und ihr Mann war damals bei ihr?"

„Gott bewahre, der bummelte in der Welt herum. Wie mir die Wirthsleute sagten, hatte er sie dort gelassen und versprochen, gleich zurückzukehren, war aber schon vierzehn Tage fort, und wie er jetzt hierher kam, trieb er sich mit einem so gemeinen Geschöpf herum — pfui Teufel!"

„Aber Sie nannten doch dort ihren Namen, daß die Leute in ihre Heimath schreiben konnten?" rief Jeremias.

„Wo's mich nicht juckt, kratz' ich mich nicht," sagte Mauser; „wenn sie das wollte, konnte sie's selber thun. Werde

mich hüten und mich in Familien-Angelegenheiten mischen — einmal gemacht, und nicht wieder."

„Ob man wohl noch heut Abend hinkommen könnte?" sagte Jeremias, der keine Ruhe mehr hatte.

„Sie sind wohl toll!" rief Mauser; „es dämmert schon und die Nächte sind stockdunkel. Wenn Sie Nachts von Podiebrad fort wollten und bei dem Schnee vom Wege abkämen, könnten Sie Hals und Beine brechen. Wollen Sie absolut nachsehen, so fahren Sie morgen früh mit Tagesanbruch weg; nachher haben Sie den ganzen Tag vor sich. 's wird doch ein vergebener Gang sein, denn sie ist nicht mehr dort."

„Und in welchem Wirthshause war sie?"

„In welchem? Glauben Sie, daß in dem Nest mehr wie eins ist? Ne, da können Sie nicht irre gehen."

„Aber den Namen von dem verwünschten Ort behalt' ich in meinem Leben nicht. Wie hieß er?"

„Hrzib; na warten Sie, ich gehe nachher mit Ihnen in Ihr Hotel und beschreib' es dem Wirth selber. Das wird das Gescheidteste sein — wie?"

„Sie sind ein Goldmann, Herr Mauser; ich weiß nicht, wie ich es Ihnen danken soll."

„Bitte," schrie Mauser; „trinken wir noch ein Seidel?"

„Sechs, wenn Sie wollen," rief Jeremias, „da ich heut Abend doch nicht mehr fahren kann; denn ich glaube selber, es ist am besten, ich warte bis morgen früh."

„Denken Sie nur gar nicht daran."

„Dann sind Sie auch heut Abend mein Gast, und Sie haben sich noch außerdem eine sehr wackere Familie zum höchsten Dank verpflichtet."

„Reden wir nur gar nicht mehr davon," schrie Mauser, äußerst vergnügt über die Aussicht eines fidelen Abends; „famoser Zufall, daß wir uns hier getroffen haben, und — Apropos, wie geht es denn Fräulein Bassini, Ihrer Fräulein Schwägerin? Sie soll leben, Herr Stelzhammer, Sie soll, hol' mich der Teufel, leben!"

Jeremias fand, daß dem kleinen Mann der starke Wein etwas zu Kopf gestiegen war, und da jetzt auch schon mit an-

brechendem Abend einzelne Gäste eintrafen, schlug er ihm vor, noch einen kurzen Spaziergang zu machen und dann im „Schwarzen Roß" zu soupiren.

Das war nicht abzuschlagen, und Jeremias brachte später den kleinen fidelen Souffleur — der glücklicher Weise heut Abend nicht zu souffliren hatte, oder es wäre um das Stück geschehen gewesen — auf seine eigene Stube, wo sie bei einem delicaten Abendbrod und noch delicateren Weinen so lange zusammen saßen, bis Mauser selber erklärte, heute fände er den Heimweg nicht mehr, so viel sei sicher, und morgen früh würde ihn der Nachtwächter wohl halb oder dreiviertel erfroren an irgend einer Straßenecke treffen.

Dem wollte ihn Jeremias doch nicht aussetzen, ließ ihm also ein Zimmer im Hotel geben, brachte ihn selber zu Bett, und traf dann seine Vorbereitungen, um am nächsten Morgen mit dem Frühzug nach Podiebrad und von da ohne Säumen nach jenem bezeichneten Dorf mit dem entsetzlichen Namen hinüber zu fahren.

Am liebsten hätte er freilich gleich noch heut Abend nach Haßburg hinüber telegraphirt, daß er eine Spur gefunden habe und ihr jetzt folgen wolle, um Rottacks wenigstens einige Hoffnung zu machen. War aber das junge, unglückliche Wesen nicht mehr in jenem kleinen Nest und verlor er dort wieder ihre Spur — was dann? Es blieb immer besser, erst dort an Ort und Stelle seine Nachforschungen zu beginnen, was er auch mit der größten Sicherheit thun durfte, denn wenn er die Comtesse auch schon in Haßburg gesehen hatte, ihn kannte sie auf keinen Fall, selbst wenn er auch seinen Namen nannte.

Beim Portier ließ er jetzt nur noch auf die Tafel schreiben, daß er zur rechten Zeit geweckt sein wolle, und legte sich dann mit dem beruhigenden Bewußtsein schlafen, doch jetzt ein bestimmtes Ziel zu haben, dem er nachfahren könne, und nicht mehr länger in der Irre umhersuchen zu müssen.

Jeremias hatte am vorigen Abend wie Mauser ganz tüchtig gebechert, aber der kleine Mann konnte auch eine ordentliche Portion vertragen, und um halb sechs Uhr am nächsten Morgen saß er schon fertig angezogen und reisebereit vor

seinem Kaffee, und unten klingelten auch gleich darauf die mit tönenden Schellen behangenen Pferde, als der Kutscher aus dem Thorweg heraus und vor das Haus fuhr, um dort seinen Passagier zu erwarten und nach dem Bahnhof zu bringen.

Und der Wind pfiff nicht schlecht am Fluß herauf, der Himmel hatte sich dabei umzogen, und es fing an gefrorenen Regen herunter zu werfen, der, wo er in's Gesicht traf, wie Nadeln stach. Aber was half's; der Weg mußte zurückgelegt werden, und mit einer Anzahl wollener Decken versehen, die er sich vom Wirthe geborgt hatte, um nachher von Podiebrad Fuhrgelegenheit zu nehmen und ordentlich eingepackt zu sein, warf er sich in sein Coupé und sah mit Ungeduld der Zeit entgegen, die ihm Gewißheit über die Gesuchte bringen sollte.

In Podiebrad hatte es auch keine Schwierigkeit, ein Fuhrwerk nach jenem Dorfe, dessen Namen er deutlich geschrieben auf einem Zettel bei sich trug, zu finden, und gegen Mittag etwa erreichte er den kleinen Ort und hielt bald darauf vor der Schenke — einem traurigen, wüsten Aufenthalt.

Und hier sollte er die junge, an jede Bequemlichkeit von Jugend auf gewöhnte Comtesse finden? Er schauderte ordentlich, als er sich die Möglichkeit dachte, daß sie hier Monate lang allein und freundlos gehaust habe. Das war auch gar nicht möglich, und er fürchtete jetzt fast ebenso, ihr hier zu begegnen, wie er sich früher danach gesehnt hatte, sie anzutreffen.

„Und was mache ich mit den Pferden, Herr?" fragte der Kutscher, als Jeremias vor der Schenke aus dem Schlitten stieg.

„Stellt sie ein, Freund," lautete die Antwort, „ein Stall wird doch hier zu finden sein. Ich bleibe wahrscheinlich ein paar Stunden hier und fahre dann wieder zurück."

Damit trat er in das Haus und in die niedere, furchtbar geheizte Gaststube, aus der ihm aber ein widerlicher Dunst entgegen schlug, daß er ordentlich erschreckt einen Moment in der Thür stehen blieb, um seine Lunge erst an diese Atmosphäre zu gewöhnen.

Gäste waren nicht im Zimmer, einen Fuhrknecht ausgenommen, der am Tisch saß, ein großes Glas Branntwein vor sich hatte und aus einer kurzen, schmutzigen Pfeife Wolken

stinkenden Tabaksqualms ausstieß. Jeremias war in Brasilien gerade nicht mit sehr vorzüglichem Tabak verwöhnt worden, der hier roch ihm aber doch außer dem Spaß. Aber was half es; es mußte ertragen werden, und mit einem freundlichen Gruß gegen den Mann, der ihm nur kurz zunickte, wandte er sich an ein weibliches Individuum, möglicher Weise die Wirthin oder auch vielleicht eine Dienstmagd, die aber von Schmutz starrte, und fragte sie, ob hier im Hause eine Dame seit einiger Zeit logire.

Die Antwort, welche er bekam, war böhmisch; das Frauenzimmer verstand kein Wort Deutsch und zeigte nur dabei auf den Fuhrknecht, der ihr wahrscheinlich als Dolmetscher dienen sollte.

Er wandte sich jetzt an diesen und wiederholte seine Frage, bekam aber auch keine Antwort, denn der Mann unterhielt sich jetzt erst eine ganze Weile mit der Frau in einem Kauderwälsch, von dem Jeremias natürlich keine Sterbenssilbe verstand. Endlich drehte er wieder den Kopf nach ihm herum.

„Wen suchen Sie?" sagte er allerdings auf Deutsch, aber so gebrochen, daß Jeremias genau aufpassen mußte, wenn er die Worte verstehen wollte.

„Eine Dame," sagte Jeremias, „die vor etwa zwei oder drei Monaten in dieses Dorf gekommen und allein hier geblieben ist."

„Eine Dame?" wiederholte der Mann erstaunt und mit dem Kopf schüttelnd. „Was sollte die hier machen?"

„Ein junges Frauenzimmer," lenkte Jeremias ein, der daran dachte, daß der Bursche unter Dame vielleicht etwas ganz Anderes verstand.

„Ja so!" rief der Fuhrknecht, und jetzt begann wieder ein langes Gespräch mit dem Weib hinter dem Ofen, das beschäftigt war, ein paar Suppennäpfe auszuwischen. Jeremias wartete auch geduldig seine Zeit ab, um die Beiden nicht zu stören.

„Sie kam mit einem Manne?" fragte endlich der Fuhrknecht wieder, und Jeremias nickte nur.

„Und der Mann ging nachher fort und kam nicht wieder?"

„Dieselbe. Ist sie noch hier im Hause?"

Der Fuhrknecht schüttelte mit dem Kopf. „Nein, die ist lange fort."

„Fort? Aber wohin?" rief der kleine Mann in Verzweiflung. „Kann mir denn Niemand sagen, wo sie sich jetzt aufhält?"

„Bei Blshrad."

„Herr Gott, wieder so ein Name!" stöhnte Jeremias. „Aber wo liegt das?"

„Wo das liegt?" sagte der Mann erstaunt.

„Ich meine, ob es weit von hier ist?"

„Ne," sagte der Bursche.

„Aber wie komm' ich hin?"

„Wie Sie hinkommen? Na, ganz leicht; grad' über die Straße hinüber, das vierte oder fünfte Haus links."

„Hier im Ort?" rief Jeremias und fuhr mit Blitzesschnelle von seinem Sitz empor.

„Nu ja, versteht sich," nickte der Mann; „das Weibsen hatte kein Geld mehr, und der Wirth hier, mit nur einer ordentlichen Stube im Hause, wo sich Fremde unterbringen ließen, konnte die doch nicht Jemandem lassen, der nicht einmal mehr dafür bezahlte. Es war aber auch zu kalt, um sie auf die Straße zu setzen; sie wäre draußen erfroren, und da ist sie derweil bei Blshrads untergebracht."

Die Frau fuhr aber wieder dazwischen und redete auf den Fuhrknecht ein, während dieser ihr beifällig zunickte.

„Was sagt sie?" fragte Jeremais.

„Wenn Ihr zu dem kranken Weibsen gehörtet," meint sie, „so solltet Ihr auch das zahlen, was sie hier noch schuldig ist, denn die paar Lumpen, welche sie zurückbehalten hätte, wären nicht die Hälfte werth."

„Oh Du mein großer Gott," seufzte Jeremias vor sich hin, „zu welch' erschrecklichem Elend bin ich da gekommen!"

„Und wollen Sie's zahlen?" fragte der Mann.

„Ja, Alles — gewiß!" rief Jeremias in furchtbarer Aufregung; „führen Sie mich nur hinüber. — Hier, guter Mann, hier haben Sie Geld, kommen Sie mit hinüber und zeigen Sie mir das Haus; ich möchte keinen Augenblick mehr versäumen. Oh das arme, unglückliche Geschöpf!"

32.

Paula.

Der Fuhrknecht betrachtete erstaunt das Silbergeld, das ihm Jeremias in die Hand drückte, war aber auch rasch erbötig, den reichen Lohn mit so leichter Mühe zu verdienen, und trank nur eben noch vorsichtig sein Glas aus, daß ihm indessen niemand Fremdes darüber kam. Dann führte er den kleinen Mann ohne Weiteres über die Straße hinüber in das kaum hundert Schritt entfernte Haus, wo die Kranke, der Aussage der Wirthin nach, jetzt untergebracht sein sollte.

„Aber hier wohnt sie doch nicht?" rief Jeremias ordentlich erschreckt aus, als ihn der Fuhrknecht auf eine Hütte zuführte, die eher einem Stall, als einer menschlichen Wohnung glich, „das ist ja doch gar nicht möglich!"

„Wenn es die ist, die Sie suchen und die Ihr Mann hier hat sitzen lassen," brummte der Bursche, der schon Angst hatte, daß er das Geld wieder herausgeben müsse — „gewiß. Gehen Sie doch nur erst einmal hinein."

Jeremias, doch wahrlich mit manchem Außergewöhnlichen auf seinen langen Reisen und Irrfahrten vertraut, schauderte, als er den kalten, schmutzigen, niedern Raum betrat; sein Führer schien aber hier bekannt, und an ihm vorbeigleitend, öffnete er die Zimmerthür und rief einer dort sitzenden, widerlich häßlichen Frau etwas auf Böhmisch zu.

Diese nickte nur und deutete auf eine andere Thür, und als Jeremias, wirklich zitternd vor Furcht, die Gesuchte in diesem entsetzlichen Aufenthalt zu finden, vorwärts trat, stieß sein Führer eine andere niedere Thür auf, die zu einer kaum zehn Fuß im Quadrat haltenden Kammer führte.

Dort stand ein Bett — wenn ein erbärmliches Holzgestell mit Stroh darauf so genannt werden kann, und auf demselben, mit einer einzigen dünnen, noch überdies zerrissenen wollenen Decke überworfen, lag eine schmächtige weibliche Gestalt. Nur ein ungewisses Licht fiel durch ein fensterartiges

Loch im Dach in den öden Raum, der nicht einmal geheizt werden konnte, und neben dem Lager stand ein zerbrochener irdener Krug mit Wasser, wahrscheinlich als einzige Labung.

„Großer, allmächtiger Gott," rief Jeremias, „das hier, die Jammergestalt, ist doch nicht die Comtesse Monford?"

Wie er den Namen nannte, hob die Kranke den Kopf, und ein wachsbleiches Gesicht, mit unnatürlich großen, dunkeln Augen, starrte ihn an. Er kannte es nicht — aber die Hand, welche die Decke zurückschob, war zart und fein, und die Finger daran so dünn, daß es fast aussah, als ob sie bei der geringsten Anstrengung abbrechen müßten.

Jeremias stand sprachlos vor Entsetzen, aber der kleine praktische Mann hielt sich auch nicht lange bei unnützen Gefühlsäußerungen auf. Ordentlich krampfhaft faßte er den Mann, der ihn hierher geführt, am Arm, und zog ihn wieder hinaus vor die Thür und dem Wirthshause zu.

„Nun, ist sie's nicht?" rief dieser.

„Ja, ja — kommt — kommt nur mit" — — er mußte Jemanden haben, der für ihn sprach, und athemlos betrat er wieder die dumpfe, dunstige Wirthsstube.

Hier aber war indeß der Wirth selber zurückgekehrt, der ein ziemlich gutes Deutsch sprach, und Jeremias hatte das kaum ausgefunden, als er auf ihn einstürmte.

„Habt Ihr ein gutes Zimmer hier im Hause?"

„Ja, Herr!"

„Was geheizt werden kann?"

„Ja, Herr!"

„Habt Ihr ein gutes, warmes Bett?"

„Ist auch zu beschaffen; es stehen zwei drin!"

„Wollt Ihr mir das Zimmer für einen guten Preis vermiethen?"

„Warum nicht — wenn Ihr baar Geld zahlt?"

„Hier ist Geld — ist es geheizt?"

„Nein, Herr, was sollen wir ein Zimmer heizen, in dem Niemand wohnt."

„Könnt Ihr es gleich heizen, aber rasch?"

„Gewiß," rief der Wirth, der staunend die Anzahl Silberstücke betrachtete, die ihm Jeremias in Todesangst in die Hand

gedrückt, und dann rief er in böhmischer Sprache seiner Frau ein paar Worte zu, die rasch zum Ofen humpelte, dort einen Arm voll trockenes Holz nahm und das Zimmer damit verließ.

„Und kann Eure Frau eine gute, kräftige Suppe kochen, mit einem Huhn darin und Eiern?"

„Eier haben wir jetzt nicht, Herr," sagte der Mann, „aber ein Huhn ist da, und die Suppe soll bald fertig sein."

„Rasch nur, rasch," rief Jeremias, „ich bezahle Alles!" Und wie ein Pfeil schoß er aus der Thür hinaus, griff draußen im Schlitten alles von wollenen Decken auf, was er fassen konnte, und rannte damit in das gegenüber liegende Haus.

Der Fuhrknecht, der wohl gemerkt hatte, daß hier Geld zu verdienen war, denn der kleine Fremde warf mit den Silberstücken nur so um sich, hatte ihm dabei geholfen, und dort breitete er Alles, was er mitgebracht, über die Kranke aus, um sie nur erst einmal zu erwärmen.

Das besorgt, ordnete er mit Hülfe seines Dolmetschers die aufgelaufene Rechnung der Kranken — nur wenige Gulden für den Aufenthalt, und schickte diesen dann fort, um Leute herbeizuholen, welche die Kranke mit ihrem Bett in das für sie bereite Zimmer tragen konnten, sobald es nur durchwärmt war.

Was läßt sich mit dem Geld nicht Alles machen! Die Wirthin feuerte ein, daß der Ofen knisterte; die Betten wurden durchwärmt, eine gute, nahrhafte Suppe bereitet, und die Träger, denen Jeremias indessen an Branntwein geben ließ, was sie trinken wollten, warteten geduldig, bis der kleine wunderliche Fremde ihnen befehlen würde, das Bett mit der Kranken aufzugreifen und in das Wirthshaus herüberzutragen.

Jeremias dachte dabei an Alles. Auch ein paar Mädchen hatte er indeß besorgt, welche die Kranke von ihrem Strohlager in das warme und weiche Bett legen sollten, und als er Alles nun bereit hatte, ging er mit ihnen hinüber, um sie abzuholen.

Die arme Kranke, die unter den vielen wollenen Decken zum ersten Mal wieder nach langer Zeit mochte warm geworden sein, hatte diese über ihren Kopf gezogen, und erst als sie die fremden Stimmen um sich hörte und fühlte, daß

ihr Bett selber angefaßt wurde, warf sie erschrocken die Decke von ihrem Gesicht zurück.

„Um Gottes willen, was wollt Ihr mit mir? — oh, laßt mich ruhig sterben."

„Freunde sind da, gnädige Frau," antwortete aber Jeremias, dem die Rührung fast die Stimme erstickte — „Ihre Sorge und Noth hat aufgehört, wir bringen Sie in ein anderes Haus, wo Sie ordentliche Pflege finden sollen."

Paula starrte ihn noch immer ängstlich an, auf ein Zeichen von Jeremias hoben aber die vier Männer das Bett rasch empor, und ehe sie noch Einspruch thun konnte, war es gedreht und im andern Zimmer und durch dieses hin auf die Straße gebracht. Dort liefen Neugierige zusammen. Die arme junge Frau hüllte sich erschreckt wieder in ihre Decken ein, und wenige Minuten später befand sie sich im andern Hause.

Hier freilich mußte sie den Frauen überlassen werden, denn das unbeholfene Gestell ließ sich nicht die schmale Treppe hinaufschaffen. Aber diese wußten auch vortrefflich damit umzugehen, und mit Hülfe der Decken und eines Stuhles trugen sie die Arme rasch und leicht hinauf und legten sie in das für sie schon hergerichtete durchwärmte Bett.

Das in Ordnung und der Wirthin noch einmal die Suppe auf die Seele bindend, beorderte Jeremias die Pferde wieder, um so rasch als möglich zur Stadt zu fahren. Er versprach aber noch an dem Abend mit einem Arzte zurückzukehren, und eine Viertelstunde später glitt der Schlitten unter fröhlichem Schellengeklingel nach Podiebrad hinüber.

Jeremias that aber nichts halb. Von dort nahm er nicht allein den besten Arzt mit, der aufzutreiben war, sondern auch eine gute und tüchtige Krankenpflegerin, und schickte zugleich ein Telegramm nach Haßburg, das nur die Worte enthielt: „Graf Rottack, Haßburg. Kommen Sie — gefunden — krank — elend. Prag, Schwarzes Roß. Jeremias."

Mit dem Doctor und der Wärterin kehrte er noch an demselben Abend nach dem Dorf zurück, und erst als er Alles gethan, was in seinen Kräften stand und was überhaupt vor der Hand nur möglicher Weise zu thun war, fuhr er wieder

nach Prag zurück, um dort Rottack's Ankunft, der jedenfalls den nächsten Zug benutzte, zu erwarten. Der mochte dann bestimmen, was weiter geschehen solle.

Wie Jeremias aber nach Prag zurückkehrte, fand er schon ein antwortendes Telegramm vor.

„Ich komme mit dem nächsten Zug; wenn wir weiter fahren müssen, seien Sie am Bahnhof."

Dadurch wurde allerdings die wenigste Zeit versäumt, und Jeremias behielt auch in der That kaum Raum genug, um etwas zu genießen und gleich darauf wieder nach dem Bahnhof hinaus zu fahren; denn wenn Graf Rottack den ersten Abendzug benutzt hatte, konnte er zu Mittag recht gut in Prag eintreffen.

Und er kam in der That, aber nicht allein, denn Helene hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn zu begleiten, und Jeremias, als er sie am Coupéfenster entdeckte, rief ordentlich erschreckt aus: „Oh Du mein Gott, die Frau Gräfin!"

Rottack ließ ihm aber keine lange Zeit, sich zu besinnen. „Mein lieber Jeremias," rief er, herausspringend und ihm herzlich die Hand schüttelnd, „wie dankbar sind wir Ihnen! Aber wo ist die Unglückliche — hier?"

„Noch zwei Stunden zu fahren, Herr Graf."

„Lösen Sie rasch Billets, daß wir den Zug nicht versäumen."

Das war bald geschehen und das Gepäck umgeschrieben. Jeremias stieg mit ein und hatte nun Zeit genug, ihnen unterwegs all' die Einzelheiten zu erzählen und was bis jetzt geschehen war. Helene zerfloß dabei fast in Thränen; aber sie eilten ja doch auch nun zur Rettung herbei, und in peinlicher Ungeduld zählte sie die Minuten, die sie noch von ihrem Ziele trennten.

Schon von der nächsten Station unterwegs telegraphirten sie wegen eines großen, bequemen Schlittens oder zwei kleinerer, die am Bahnhof bereit stehen sollten, und Helene nahm sich hier wirklich kaum Zeit, etwas zu genießen, als sie selber schon weiter drängte.

Etwa um zwei Uhr erreichten sie Podiebrad, und es war

noch heller Tag, als sie endlich das kleine, erbärmliche Dorf vor sich liegen sahen. — Und dort lag Paula?

Helene saß bleich und die Hände gefaltet in ihrem Schlitten und sah zitternd auf die kleinen erbärmlichen Hütten, die ihre Armuth und ihr Elend nur zu deutlich verriethen. Und vor einer von diesen — es war wenigstens eine der größten — hielt jetzt das Fuhrwerk. Ein anderer Schlitten stand schon vor der Thür; es war der des wieder herüber gekommenen Arztes, der ihnen unten in der Wirthsstube entgegentrat.

Er stattete den Fremden einen kurzen Bericht über den Zustand der Kranken ab, der leider Helenens gehegte Furcht bestätigte. Ihr Zustand war in der That bedenklich. Nach einem falschen Wochenbett der Kälte und dem Mangel preisgegeben, wahrscheinlich noch von geistiger Aufregung gequält, hatte die Arme ein bösartiges Fieber ergriffen, und möglich, daß treue Pflege die Gefahr, in der sie schwebe, noch abwenden könne; aber man möge sich auf das Schlimmste wenigstens gefaßt machen.

Helenen liefen, während er sprach, die hellen Thränen an den Wangen nieder; aber sie unterbrach ihn mit keinem Wort, und erst als er geendet hatte, sagte sie leise und bittend: „Darf ich zu ihr?"

„Sie hat gestern Abend wieder viel phantasirt," meinte der Arzt, „ist aber heute ruhiger, und wenn Sie nicht selber fürchten sie zu stark aufzuregen..."

„Aber eine Wärterin muß sie ja doch haben!"

„Der Herr dort hat schon gestern eine recht brave Person dazu besorgt," sagte der Arzt, „und es ist wirklich Alles geschehen, was jetzt noch, nachdem der richtige Zeitpunkt längst versäumt worden, nur irgend geschehen konnte. Möglich aber auch, daß es die Kranke wesentlich beruhigt, wenn sie ein befreundetes Gesicht an ihrem Lager sieht, dem Herrn würde ich aber entschieden abrathen..."

„Ich gehe allein," rief Helene; „haben Sie auch keine Furcht, Herr Doctor, daß ich sie aufregen werde. Ich bin ruhig — gewiß, ich bin ruhig," setzte sie rasch hinzu, als der Arzt wie zweifelnd mit dem Kopf schüttelte; „ich werde sicher kein Wort sagen, was sie nur im Geringsten erregen könnte.

Aber das arme, verlassene Kind muß doch erfahren, daß Freunde in der Nähe sind, die über sie wachen, und dieses Gefühl wird ja dann auch gewiß zu ihrer Beruhigung mit beitragen."

„So gehen Sie, gnädige Frau," sagte der Arzt freundlich, „ich verlasse mich ganz auf Sie, und bringen Sie der armen Dame, was ihr bisher so ganz gefehlt hat: Trost."

Helene legte Hut und Mantel ab; ihre Glieder zitterten so, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Sie mußte sich erst sammeln, erst wieder Fassung erlangen. Aber ihr starker Geist überwand das bald.

„Ich bin schon ruhig, Felix," sagte sie, unter Thränen lächelnd, als ihr Gatte zu ihr trat und ihr freundlich zureden wollte. „Fürchte auch nicht, daß mich oben eine solche Schwäche übermannen wird. Du kennst mich ja, vertraue mir nur, und jetzt," rief sie, indem sie mit ihrem Tuch die letzten Thränenspuren entfernte, „laß mich gehen."

Damit wandte sie sich entschlossen ab, schritt der Thür zu und die kleine, enge Treppe hinauf. Nur der Arzt begleitete sie, und Rottack und Jeremias blieben unten in der dumpfigen, wüsten Wirthsstube allein mit ihren peinlichen Gedanken zurück.

Helene hatte sich auch nicht zu viel zugetraut. Sie fühlte recht gut, wie viel gerade jetzt von ihrer Haltung, der Kranken gegenüber, abhing, und leise und geräuschlos wohl, aber mit festen Schritten stieg sie hinauf und öffnete selber die Thür, welche zu der armen Verlassenen führte.

Ein Glück, daß ihr der Anblick erspart worden, wie Jeremias sie gefunden, denn so ärmlich das Zimmer auch aussehen mochte, so war es doch reinlich gehalten und durchwärmt, und das Bett dabei so gut, als es nur in einer so geringen Schenke sein konnte.

Die Wärterin saß am Bett, als Helene eintrat, und stand schüchtern auf, die Kranke aber lag, die Augen geschlossen, das bleiche, abgehagerte Antlitz der Thür zugedreht, als ob sie schliefe.

Helenen zog sich das Herz zusammen. Allmächtiger Gott, wie sah die Arme aus? — Wohin war das fröhliche Lächeln der sonst so lieben Lippen verschwunden, wohin das Roth der

Wangen, das schelmische Grübchen im Kinn? Und als sie die großen, dunkeln Augen aufschlug und erstaunt, fast erschreckt die Eintretende anstarrte, da hätte Helene ihr um den Hals fliegen und an ihrem Herzen den Gram ausweinen mögen, der ihr die Seele zusammenschnürte. Aber sie bezwang sich.

„Meine liebe Paula," sagte sie, indem sie mit lautlosem Schritt dem Bett zuglitt und die herabhangende, fast durchsichtige Hand erfaßte, „mein liebes, süßes Herz, wie geht es Dir?"

Paula antwortete ihr nicht. Mit immer wachsendem Staunen betrachtete sie die bekannten Züge, lauschte sie den zärtlichen, liebevollen Lauten.

„Kennst Du mich nicht mehr, Paula?"

„Doch, doch," flüsterte die Kranke, „Du bist der Engel, den ich herbeigesehnt und der mich dorthin führen soll, wo kein Schmerz und Kummer, kein Haß, keine Falschheit mehr ist — oh, ich danke Dir, Gott, danke Dir recht aus voller Seele, daß meine Leiden jetzt ein Ende nehmen! Oh, wie leicht wird mir, wie wohl, wie froh, oh nimm mich zu Dir! Dein armes, armes Kind — oh laß mich scheiden!"

Sie fiel zurück, Todtenblässe deckte ihre Züge, sie war ohnmächtig geworden.

Helene sprach kein Wort, nur ihr Tuch tauchte sie in kaltes Wasser und legte es der Kranken um die Schläfe, hielt ihr ein mitgebrachtes Flacon unter die Nase und that Alles still und geräuschlos, um sie in's Leben zurückzurufen.

Der Arzt hatte sie dabei unterstützt.

„Es wird vorübergehen," flüsterte er leise, „bleiben Sie stark, gnädige Frau — vielleicht geht doch noch Alles gut."

Nach einer langen Weile schlug Paula die Augen wieder auf. Helene war über sie gebeugt und ihre Blicke begegneten sich.

„So hab ich nicht geträumt," sagte Paula leise, „der Engel ist bei mir geblieben."

„Meine Paula, mein süßes, liebes Herz, kennst Du mich denn nicht mehr? Kennst Du Deine Helene nicht?"

„Helene? Helene Rottack?" flüsterte die Kranke. „Aber —

wie kommen Sie denn hierher, Frau Gräfin? Wie ist mir denn? Bin ich denn nicht..."

„Ich habe Dich gesucht und gefunden, Herz!" rief Helene, die nur mit Gewalt die vorquellenden Thränen zurückdrängen mußte. „Jetzt bleib' ich bei Dir, ich gehe nicht wieder von Dir fort, bis Du auf's Neue wohl und gesund und kräftig bist. Darf' ich bei Dir bleiben?"

„Bei mir?" flüsterte Paula, während ihr Blick scheu im Zimmer umherflog. „Bei mir, der Ausgestoßenen, die ihren Bruder und Vater gemordet hat? Bei mir?" Und dabei suchte sie Helenens Hand von sich fortzudrücken. „Geh, geh fort, daß Dich nicht auch der Fluch trifft, der auf mir ruht!"

„Aber was sprichst Du, Paula?"

„Ich weiß Alles," flüsterte die Arme, „in den Zeitungen stand es, die ich draußen gelesen — Alles — Alles! Oh, daß ich gestorben wäre, um nicht das — das zu ertragen!"

„Hüten Sie die Kranke vor Aufregung!" flüsterte der Arzt.

„Nicht Alles ist wahr, was in den Zeitungen steht, mein Herz," suchte Helene sie zu beruhigen; „Dein Vater ist wohl krank, aber er lebt."

„Er lebt — ja," sagte Paula düster — „aber wie? Oh, Helene, und Du hast Dich nicht von mir gewandt, wo mich Alles, Alles verlassen?"

„Nie, nie, mein armes Kind," rief die junge Gräfin, „ich bleibe bei Dir; Du darfst mich nicht von Dir weisen; es wird noch Alles gut werden — hoffe nur, Paula!"

„Alles gut werden? Ja," sagte die Arme leise, „wenn ich im Grabe liege — oh, daß ich ausruhen könnte von all' dem Herzeleid!"

Sie lag wieder still und ruhig. Helene suchte sie zu trösten, aber sie antwortete nicht mehr, bis ihr Geist auf's Neue an zu wandern begann und wilde, erschreckende Bilder vor die Seele heraufbeschwor. Sie jammerte dabei nach ihrem Kinde, das man ihr weggenommen hätte, und wollte von ihrem Lager aufspringen, so daß sie nur mit Mühe gehalten werden konnte; dann lag sie wieder halbe Stunden lang still und wie todt.

Der Arzt schüttelte den Kopf, die Erregung war zu viel für die Kranke gewesen; aber mit eines Engels Geduld saß

Helene an ihrem Lager die ganze Nacht hindurch, und kein Schlaf kam in ihre Augen.

Rottack und Jeremias, da der Arzt gegen Abend wieder nach der Stadt zurück mußte, wo er auch ein paar gefährlich kranke Patienten hatte, verbrachten die Nacht ebenfalls in trauriger Weise in der Wirthsstube selber, und noch dazu in einem furchtbaren Tabaksdunst, da sich heute eine Menge von Neugierigen eingefunden hatte, um die Fremden zu sehen, die gekommen wären, die kranke Frau abzuholen.

Für heute ließ sich aber nichts mehr daran ändern, morgen konnte vielleicht eher Rath geschafft werden. Beide waren ja auch überdies an Beschwerden gewöhnt, und auf Stühlen und Bänken richteten sie sich ein, so gut es eben gehen wollte.

Gegen Morgen endlich war die Kranke eingeschlafen, und Helene warf sich ebenfalls in ihren Kleidern auf das noch im Zimmer befindliche Bett, um ein klein wenig zu ruhen, während jetzt die Wärterin an dem Lager der Kranken wachte.

Paula schlief lange und sanft, und als sie endlich erwachte und die treue Freundin zu ihr trat, schlang sie ihren Arm um deren Nacken, zog sie zu sich nieder und weinte still.

„Meine liebe, liebe Paula, Du darfst Dich nicht wieder aufregen, der Arzt hat es streng verboten."

„Und womit habe ich das verdient, Frau Gräfin," flüsterte Paula, „daß Sie mir in mein Elend gefolgt sind?"

„Oh, nicht den kalten Titel, Paula, nicht das fremde Sie," rief Helene bewegt, „nenne mich Helene, nenne mich Schwester, denn Gott ist mein Zeuge, ich will Dir von jetzt an eine Schwester sein!"

„Meine liebe, gute Helene — und Du bist mir nicht böse?"

„Ich Dir böse, Herz, wo ich mein eigen Leben für Dich hingeben könnte?"

Paula schüttelte leise mit dem Kopf und schloß die Augen wieder, und Helene rührte sich nicht weiter, um ihr volle und ungestörte Ruhe zu lassen.

So lag sie zwei volle Stunden in einer Art von Halbschlaf, aus dem sie erst durch den zurückkehrenden Arzt wieder geweckt wurde.

Trotz der furchtbaren Aufregung des vergangenen Abends fand er die Kranke aber heute bedeutend besser. Der Puls ging ruhiger und das Auge war klarer.

Sie hatte jetzt Helenens Hand gefaßt, die sie, ohne ein Wort zu sprechen, festhielt, als ob sie Furcht hätte, daß sie ihr wieder entzogen werden könnte. Helene hielt mit einer rührenden Geduld bei ihr aus, streichelte ihre Wange, küßte ihre Stirn und behandelte sie wie ein krankes Kind, das nur durch Liebkosungen beschwichtigt sein will.

Rottack fragte den Arzt, ob er einen Transport der Kranken nach der nächsten Stadt wenigstens für möglich halte; davon wollte dieser aber nichts wissen, auf keinen Fall für die Folgen stehen, und er unterblieb deshalb. Der Arzt sorgte aber doch dafür, daß die beiden Herren wenigstens ein Quartier und ein paar Betten bei dem Geistlichen bekommen konnten, der sie in liebenswürdiger Weise aufnahm und nicht einmal darin nachließ, als er erfuhr, daß sie „Ketzer" wären. Er selber hatte schon die arme kranke Frau besucht und ihr auch in der That wenigstens das nothdürftige Unterkommen bei den armen Leuten besorgt, und freute sich jetzt aufrichtig, daß ihr die nöthige Hülfe geworden war.

So vergingen vierzehn volle Tage, in denen das Befinden der Kranken herüber und hinüber schwankte. Mit heftigen Anfällen ausbrechender Phantasien wechselten Tage der Ruhe — aber die Anfälle wurden seltener und schwächer, und der junge, kräftige Körper Paula's überwand endlich die furchtbare Mißhandlung, die er erlitten hatte und der er fast unterlegen wäre.

Wie sich aber ihre Nerven kräftigten, schloß sie sich so viel inniger an Helene an, die wieder ihrerseits keine Mühe und Aufopferung scheute, wo es der Pflege des geliebten Schützlings galt.

Nach vier Wochen etwa gestand endlich der Arzt die Möglichkeit zu, die Kranke nicht allein in die nächste Stadt, sondern auch gleich nach Prag transportiren zu können, wo sie doch bessere Pflege und Bequemlichkeit fand, und wenn auch noch jede nur mögliche Vorsicht gebraucht werden mußte,

hoffte er doch, daß die Reise ohne Gefahr für sie ablaufen würde.

Jeremias wäre schon längst gern fort, denn es drängte ihn nach Hause, aber er wußte auch nicht, in wie weit er doch noch hier sich nützlich machen könne, und seine natürliche Gutmüthigkeit ließ ihn eben nicht. In der ganzen Zeit aber erwähnte Keines von Allen ein Wort über die Vergangenheit. Jedes schien die Berührung derselben zu fürchten, und jede Andeutung selber wurde vermieden. Was hätte es auch geholfen, Paula selber hatte leider schon aus den geschwätzigen Zeitungen das Unglück ihres Hauses erfahren, denn was wird, besonders bei einem stillen politischen Zustand, lieber verbreitet, als Verbrechen und Unfälle. Was ihr aber selbst geschehen, Du guter Gott, es lag zu klar und deutlich vor Aller Augen, und wo es noch einer Ergänzung bedurft hätte, konnte Niemand die besser als Jeremias nach dem geben, was er in Prag über Handor und seine Begleiterin gehört.

Ihre Verbindlichkeiten hier waren jetzt bald abgemacht und geordnet. Das Wetter hatte sich auch gebessert; der Frühling zog siegreich in das Land, und Schnee und Eis schmolz vor seinem warmen Hauch und die Haselbüsche trugen schon ihre Schäfchen. Schneeglöckchen und Himmelsschlüssel fingen an auszukeimen und die Saaten deckte frisches Grün.

Jeremias fuhr selber nach der Stadt hinüber und besorgte einen guten und verschlossenen Wagen. Fest in Tücher und Decken eingepackt, wurde dann die Kranke dort hinein gehoben und hinüber geschafft, und mit dem Schnellzug erreichten sie Prag in kurzer Zeit.

Paula hatte nicht einmal gefragt, wohin man sie führe, denn wenn sich ihr Körper auch unter der guten und sorgsamen Pflege auffällig kräftigte und erholte, ihr Geist blieb noch immer gedrückt, und scheu und zitternd schmiegte sie sich an Helene an, wenn ihr Fremde nahten. Selbst vor Rottack hatte sie im Anfang Furcht, und nur auf Jeremias' Züge, so flüchtig sie ihn bei jenem ersten furchtbaren Begegnen gesehen, schien sie sich zu erinnern und bot ihm die Hand, als er zum ersten Mal zu ihr in's Zimmer trat

Rottacks selber aber waren noch unschlüssig, wohin sie Paula führen sollten. Nach Haßburg? — jeder Versuch, mit der stolzen, hartherzigen Gräfin von Monford anzuknüpfen, war vergebens gewesen — und sie hier allein lassen?

Rottack selber wollte Haßburg wieder verlassen, sobald er dort seine Angelegenheiten nur einigermaßen ordnen konnte, aber das war nicht in zwei oder drei Tagen abgemacht und verlangte vielleicht eben so viele Wochen, und so lange konnte er die noch immer kranke Paula nicht mit seiner Frau allein lassen. Es war deshalb das Beste, er nahm sie, bis er seine Uebersiedelung selber geordnet hatte, mit nach Haßburg in sein eigenes Haus. Niemand brauchte deshalb zu wissen, wen er beherberge. Die Hoffnung, sie mit ihren Eltern auszusöhnen, hatte er freilich längst aufgegeben; aber er war fest entschlossen, Paula nicht mehr von sich zu lassen, und da seiner armen Helene die Liebe der Mutter versagt worden, so hoffte er, daß sie in der Liebe der Schwester ihren Frieden wiederfinden würde.

Jeremias hatte sich übrigens jetzt dahin entschieden, voraus zu reisen, denn hier in Prag konnte er ja doch nichts mehr nützen, und es drängte ihn, seine eigenen Angelegenheiten daheim in Ordnung zu bringen.

Vorher mußte er aber noch eine Pflicht der Dankbarkeit abmachen, zu der ihn Rottack selbst drängte. Diesem hatte er nämlich gesagt, daß er einzig und allein durch den Souffleur Mauser — der Graf mußte sich ja doch an den Türken erinnern, der so unbändig schrie — auf die Spur gekommen sei, und Rottack zwang ihm nun unter jeder Bedingung zehn Louisd'or auf, die er dem Manne für seine Kunde geben sollte.

Daß es Mauser sehr gut brauchen konnte, wußte Jeremias, das war in seinem ganzen Wesen unverkennbar, und verdient hatte er es auch, denn ohne ihn wäre die ganze Reise umsonst gewesen und die arme Paula wahrscheinlich in Noth und Elend „verdorben und gestorben". Jeremias suchte ihn deshalb auf, und wenn er auch das bezeichnete Haus mit Leichtigkeit fand, hatte es doch seine Schwierigkeiten, bis er die fünf steilen Treppen emporkletterte, über denen der

Souffleur — noch immer in dem nämlichen ungewaschenen Schlafrock und mit demselben Fez auf, thronte.

Mauser erhob übrigens, als er ihn erblickte, ein solches Freudengeschrei, daß die Leute aus der Etage unter ihm herausstürzten, weil sie glaubten, es wäre Jemandem ein Unglück begegnet.

Jeremias mußte jetzt erzählen, aber er that das nur in aller Kürze, denn er selber war mit seiner Zeit gedrängt; wie er aber zuletzt, im Namen des Grafen Rottack, die zehn Louisd'or aus der Tasche nahm und auf den Tisch legte, stand der Souffleur starr vor Schreck und Staunen. Er wollte es erst gar nicht glauben, daß sie sein Eigenthum sein sollten, blos dafür, daß er einen Abend mit „Stelzhammer gekneipt". Als es ihm dieser aber wieder und wieder versicherte und er sie in die Hand genommen und gewogen, und wieder auf den Tisch gelegt und sich noch einmal hatte bestätigen lassen, daß das fortan sein Eigenthum sei, da kannte seine Ausgelassenheit keine Grenzen.

Wie ein Rasender sprang er in der Stube herum, den Fez schleuderte er in die Ecke, ein Pantoffel flog da, einer dorthin, und das Haus dröhnte von seinen Jubelrufen, die dem Kriegsgeheul der Indianer nicht unähnlich waren.

Jeremias beruhigte ihn nur mit der größten Mühe, und als er sich endlich zufrieden gab, wollte er absolut in seine Kleider fahren, um mit seinem kleinen Wohlthäter, heute natürlich auf eigene Kosten, auszuprobiren, wo der beste Wein sei. Jeremias wußte aber recht gut, daß er ihn dann den ganzen Tag nicht wieder los würde, versprach ihm deshalb, wenn er es irgend möglich machen könne, in einer Stunde etwa wieder herauf zu kommen und ihn abzuholen, und eilte dann in das Hotel zurück, um von Rottacks Abschied zu nehmen.

In derselben Zeit, in der Mauser oben in seinem Zimmer fertig angezogen und mit einem schmählichen Durst saß und auf ihn wartete, fuhr Jeremias auf den Bahnhof hinaus und eine halbe Stunde später gen Haßburg.

33.

Die Werbung.

Jeremias hatte schon von dem böhmischen Dorf aus, wie er nur etwa die ungefähre Zeit seiner Rückkehr bestimmen konnte, nach Hause geschrieben, und lauter Jubel empfing ihn hier, denn Rebe war in der Zeit nicht müßig gewesen.

Director Krüger hatte seinen Contract contrasignirt, und wie er selber der Liebling des Publikums geworden, besserten sich auch seine pecuniären Verhältnisse.

In den vergangenen Monaten, wo er fast noch sparsamer gelebt als je, kaufte er von der jetzt ziemlich hohen Gage nach und nach, was er in der Wirthschaft brauchte. Jettchen's Aussteuer war ja schon von dem Vater reichlich bedacht worden, und Alles jetzt bereit, um die Trauung in der nächsten Zeit zu vollziehen. An demselben Sonntag, an dem Jeremias von seiner Reise zurückkehrte, wurden sie zum ersten Mal aufgeboten, und Jettchen fühlte sich selig in dem Gedanken, nun bald nicht mehr allein zu stehen und dem Geliebten ganz anzugehören.

So eifrig das Jeremias früher auch selber betrieben hatte, so niedergeschlagen zeigte er sich aber jetzt. Sein ganzer Humor schien ihn verlassen zu haben, und wenn er sich auch fast noch herzlicher und theilnehmender gegen Alle benahm, als bisher, so lag doch jedenfalls etwas auf seiner Seele, das er Niemandem anvertrauen mochte.

Anfangs drang Pfeffer in ihn, ihm zu sagen, was ihn drücke. Geldsorgen konnten das nicht sein, denn er schleppte Geschenke nach Geschenken für Jettchen in's Haus — aber was dann? Jeremias wich indeß allen Fragen aus, und man mußte ihn endlich seinen Weg gehen lassen.

So war die Zeit immer mehr herangerückt. Es war Freitag geworden, am Sonntag wurden die Brautleute zum letzten Mal aufgeboten und Montag sollte die Hochzeit sein.

Jeremias hatte bei Pfeffers zu Mittag gegessen, aber fast

kein Wort dabei gesprochen. Nach dem Essen saß er auf dem Stuhl am Fenster, und Jettchen war gerade hinausgegangen, um den Kaffee herein zu holen.

„Was siehst Du mich so sonderbar an, Jeremias?“ sagte Auguste. „Ich weiß gar nicht, wie Du heute bist.“

„Ich freue mich,“ erwiderte der kleine Mann, aber mit ganz wehmüthiger Stimme, „daß es Dir wieder so gut geht, Auguste. Du hast Dich in der Zeit, wo wir in Böhmen steckten, merkwürdig erholt.“

„Wenn wir nur erst einmal herausbekommen könnten, was Sie in Böhmen gemacht haben,“ rief Fräulein Bassini.

„Wahrscheinlich,“ meinte Pfeffer, „wird's nicht die ganze Stadt wissen sollen, und deshalb erfährst Du's nicht.“

„Als ob ich nicht schweigen könnte!“

„So lange Du nichts weißt, gewiß. Aber 's ist wahr, die Guste hat sich merkwürdig in der Zeit erholt; das dank' ihr aber der Teufel, keine Sorgen mehr, gute Pflege — das schlägt an!“

Jeremias nickte freundlich. „Ja,“ sagte er, „und ich kann Euch jetzt mit gutem Gewissen verlassen, denn für das Jettchen ist ja auch gesorgt.“

„Verlassen?“ rief die Frau rasch. „Und willst Du wirklich wieder fort?“

„Ich muß, Auguste,“ sagte der kleine Mann traurig. „Sieh, ich habe noch so viel da drüben zu besorgen, eine Menge Land, Colonien, die jetzt in fremden Händen sind und verwahrlost werden, wenn man nicht den Leuten dann und wann auf die Finger sieht. Auch Geld hab' ich noch drüben ausstehen, was ich nicht gern einbüßen möchte, und von dem Verkauf des Hotels weiß ich auch nicht einmal, ob die Raten alle richtig eingezahlt sind.“

„Hm,“ brummte Pfeffer und schritt, den blauen Qualm ausblasend, in der Stube nachdenkend auf und ab. Aber Auguste sagte kein Wort; sie sah still und traurig vor sich nieder und seufzte tief auf.

„Und wann willst Du wieder fort, Jeremias?“ fragte sie endlich so leise, daß er die Worte kaum verstehen konnte.

„Gleich nach der Hochzeit,“ lautete die Antwort; „der

Dampfer geht, glaub' ich, am Dreizehnten oder Fünfzehnten, und ich möchte noch ein paar Tage in Bordeaux bleiben, um dort Manches einzukaufen."

„Der Vater will fort?" rief Jettchen erschreckt, die eben den Kaffee gebracht und die letzten Worte gehört hatte. „Um Gottes willen, nein, Vater, Du darfst uns jetzt nicht wieder verlassen!"

„Es muß sein, liebes Herz," sagte der kleine Mann gerührt, während sie ihre Arme um ihn schlang, „es muß sein; gern thu' ich's ja auch nicht, das darfst Du mir wohl glauben, und ich — ich komme auch wohl bald wieder zurück, sobald ich mich losmachen kann drüben. Wo ist denn der Rebe eigentlich hin?"

„Er hatte etwas wegen seines Anzuges für morgen zu bestellen," sagte Fräulein Bassini; „er muß gleich wiederkommen."

„Und wie traurig wird Horatius sein," sagte Jettchen, „wenn Du uns so bald wieder verläßt und Dich gar nicht mehr an unserem Glücke freust! Jetzt ist mir der ganze frohe Tag verdorben, denn ich werde ja doch nur immer an den Abschied denken."

„Ich wollte Euch eigentlich gar nichts davon sagen," bemerkte Jeremias kleinlaut, „bis dicht vor dem Abschied, aber es ging doch nicht an; es ist doch noch so Manches zu besprechen, und da — da bleibt's immer besser, man weiß es eine Weile vorher, daß man sich danach richten kann."

„Und kannst Du die Geschichte da drüben denn gar nicht durch jemand Anders besorgen lassen?" fragte Pfeffer noch einmal, indem er vor ihm stehen blieb. „Du sagtest doch früher, Du hättest einen zuverlässigen Mann drüben."

„Es geht nicht, Kinder, es muß sein," schüttelte Jeremias mit dem Kopf; „'s thut mir selber leid genug, aber läßt sich eben nicht ändern, und, Du lieber Gott, das junge Volk braucht mich ja auch nicht mehr, die haben jetzt genug mit einander zu thun."

„Und wir Alten?" sagte Pfeffer.

„Na, ich — ich hab' Euch ja doch jetzt einmal wieder gesehen und weiß, daß es Euch gut geht, und alles Andere —

aber da kommt Rebe," unterbrach er sich rasch, indem er seinen Hut nahm; „sagt's ihm nachher, wenn ich weg bin, ich möchte die Geschichte nicht noch einmal durcharbeiten. „Nun, wo haben Sie gesteckt, Rebe?" fragte er diesen, als er vor der Thür an ihm vorbei wollte. „Jettchen hat sich schon gesorgt, daß der Kaffee kalt würde."

„Sie wollen fort?"

„Ich komme nachher wieder."

„Dann gehen Sie doch einmal bei Rottacks vorbei, Herr Stelzhammer. Er begegnete mir vorhin auf der Straße und bat mich, Ihnen das auszurichten."

„Sie sind zurück?"

„Seit heute früh. Eben ist auch die Nachricht eingetroffen, daß in dieser Nacht der alte Graf Monford gestorben sei; da draußen ist's jetzt recht öde geworden."

„Du lieber Gott," seufzte Jeremias, „also doch noch! Ja, da will ich gleich zu Rottacks gehen."

Und Rebe freundlich zunickend, schritt er an ihm vorüber aus der Thür und die Treppe hinab.

Es war ihm recht weh und weich zu Sinn, aber die Anderen durften ja doch nichts davon merken, und sich tüchtig zusammennehmend, schritt er den kurzen Weg hinüber nach Rottack's Haus, wo er auf das Herzlichste begrüßt wurde. Er fand dort auch zu seiner Freude, daß sich Paula wieder so weit erholt hatte, um die Reise ungefährdet fortsetzen zu können. Nicht einmal die Dienerschaft im Hause wußte aber, wer die junge Fremde sei, die krank und verschleiert angekommen, und jede Möglichkeit eines Ausplauderns war dadurch abgeschnitten.

Jeremias wunderte sich freilich manchmal im Stillen, weshalb gerade Rottacks ein so aufopferndes Interesse an der jungen unglücklichen Comtesse nahmen, aber seine eigenen Pläne beschäftigten ihn doch auch zu sehr, um lange darüber nachzudenken, und danach gefragt hätte er überdies nie; was kümmerte das auch ihn, und er hatte Rottacks viel zu lieb, als ihnen einen andern Beweggrund zuzuschreiben, wie aufopfernde Freundschaft.

Dem jungen Grafen Rottack — Helene war bei der Kranken in ihrem eigenen Zimmer — entging aber dagegen nicht

die auffallend gedrückte Stimmung seines kleinen Freundes, denn eine solche augenscheinliche Schwermuth war er nicht an ihm gewohnt. Er fragte ihn deshalb direct um die Ursache, und Jeremias gestand ihm denn nach einigem Zögern endlich mit einem gewaltsam heraufgezwungenen Humor, daß er wieder nach „Brumsilien" zurück wolle, um dort nach seinem Eigenthum zu sehen, und daß es ihm schwer werde, jetzt von hier fortzugehen.

„Aber haben Sie mir denn nicht selber gesagt," fragte der junge Graf, „daß Ihnen Rohrland in Santa Clara Alles besorgt und daß Sie dem das Ganze übergeben hätten? Auf Rohrland können Sie sich doch fest verlassen."

„Felsenfest," bestätigte Jeremias, „besser als auf mich selber."

„Und weshalb da die Reise, wenn Sie nicht gern gehen?"

„Herr Graf," sagte Jeremias entschlossen und sah sich vorher wie scheu im Zimmer um, ob sie auch ganz allein wären, „ich — ich will Ihnen reinen Wein einschenken; ich muß Jemanden haben, mit dem ich einmal offen sprechen kann, es drückt mir sonst wahrhaftig das Herz ab."

„Und daß Sie Keinen haben, Jeremias, der wärmeren Antheil an Ihnen nimmt, wissen Sie doch," sagte der junge Graf herzlich. „Kann ich Ihnen mit etwas helfen, so reden Sie frei. Haben Sie vielleicht zu viel Ausgaben gehabt und brauchen Sie Geld? Heraus mit der Sprache, offen und ehrlich! Ich bin reich, und wo ich Ihnen helfen kann..."

Jeremias schüttelte den Kopf. „Das wär's nicht," sagte er mit einer komischen Verlegenheit, „Geld wär' da, und wie ich zurückkam, fand ich sogar wieder einen Wechsel von Rohrland vor; ich habe mehr als ich brauche, oder doch vollkommen genug."

„Aber was, um Gottes willen, kann Sie sonst so niederdrücken? Ihr Lieblingswunsch, die Verheirathung Ihrer Tochter mit dem jungen Rebe, ist seiner Verwirklichung nahe, Ihre Frau hat sich, wie Sie mir selber sagen, vollkommen wieder erholt und ist gesund, an Geld fehlt es Ihnen auch nicht — also an was sonst? Heraus mit der Sprache, Jeremias;

Sie haben uns mit wahrer Aufopferung beigestanden, machen Sie mir jetzt auch die Freude, daß ich Ihnen helfen kann."

Er hatte ihm dabei eine Cigarrenkiste und einen Stuhl hingeschoben, und Jeremias, sich immer noch verlegen beider bedienend, sagte: „Ja, sehen Sie, Herr Graf, das ist allerdings eine wunderliche Geschichte; es fehlt mir eigentlich an gar nichts, als — an der Hauptsache."

„An der Hauptsache?"

„Sobald Jettchen geheirathet hat," fuhr Jeremias fort, „so zieht selbstverständlich die Mutter zu den Kindern, und auch Pfeffer hat sich oben in dem Hause Stübchen und Kammer mit einer reizenden Aussicht gemiethet. Soll ich mich dann mutterseelenallein hier irgendwo als Junggeselle einquartieren und auf meine alten Tage da verloren sitzen?"

„Ja, aber weshalb ziehen Sie denn nicht zu Ihren Kindern?"

„Ich?" rief Jeremias ordentlich erschrocken. „Ja, aber das geht ja doch gerade nicht. Von meiner Frau bin ich geschieden, und so lange sie krank, elend und in Noth war, konnte kein Mensch etwas Uebles darin sehen, wenn ich in dem Hause aus und ein ging. Jetzt aber, wo sie wieder rüstig und gesund ist und mir mein früheres nichtsnutziges Betragen vollständig vergeben hat, darf ich nicht in ein und dasselbe Haus mit ihr ziehen. Denken Sie nur, was die Leute darüber reden würden, und wo sie über Schauspieler oder was mit ihnen zusammenhängt losziehen können, thun sie's ja doch nur gar zu gern. So aber als Fremder hier zu wohnen, wo man eine Familie im Orte hat, das — hielt ich auf die Länge der Zeit nicht aus, und da ist's besser, ich gehe bei Zeiten."

Die Unterhaltung zwischen Rottack und Jeremias stockte eine Weile, weil Letzterer schwieg; dann aber fragte Graf Rottack: „Also in Brasilien haben Sie wirklich nichts Wichtiges zu thun, nichts wenigstens, was Ihnen nicht Rohrland eben so gut besorgen könnte?"

„Gar nichts," schüttelte Jeremias mit dem Kopf; „das war nur eine Ausrede, denn sagen kann ich's ihnen ja doch nicht."

„Und Ihre Frau ist Ihnen wieder gut?"

„Es ist ein wahrer Engel von einer Frau, und ich fühle erst jetzt, was ich für ein Esel gewesen bin."

„Dann erklären Sie mir aber auch Eins: weshalb lassen Sie sich nicht wieder mit Ihrer Frau trauen?"

„Hurrjeh," rief Jeremias, von seinem Sitz emporfahrend, „das geht ja aber doch nicht; wir sind ja geschieden!"

„Aber lieber, bester Freund," lachte Rottack, „warum geht denn das nicht? Ich kenne verschiedene Beispiele, daß sich früher geschiedene Gatten wieder haben trauen lassen. Sie sind ja Beide frei und unabhängig, und wer in aller Welt will Sie daran hindern oder könnte es Ihnen, wenn Sie Ihre Frau noch lieben, verdenken?"

„Und Sie glauben wirklich?" rief Jeremias, ganz verstört von all' den Gedanken, die ihm jetzt durch den Kopf schossen.

„Glauben — was soll ich glauben?" sagte der junge Graf. „Die Sache ist außer aller Frage. Sie erwerben sich dadurch ein Recht, für die Frau, der Sie einst ewige Treue versprochen und dann ein bischen gewissenlos durchgingen, auch in ihrem Alter zu sorgen und das, was sie gelitten, wieder an ihr gut zu machen; und seien Sie überzeugt, daß man es Ihnen überall sogar hoch anrechnen und Sie deshalb schätzen und lieben wird."

„Ach, mein bester Herr Graf," sagte Jeremias, indem er wieder in seinen Stuhl zurücksank, „das ist ja schon seit langen Monden mein Lieblingswunsch gewesen, schon wie Auguste noch krank war, um sie aller Sorge für das Kind zu entheben; aber — ich habe nie geglaubt, daß es möglich wäre, und dann — wenn ich es mir manchmal so dachte, fehlte es mir immer an der Courage, es ihr zu sagen."

„Fehlt es Ihnen noch daran?" lächelte Rottack.

„Ja," sagte Jeremias kleinlaut; „ich brächt's nicht über die Lippen."

„Soll ich dann Ihren Freiwerber machen?"

„Sie — Sie wollten?"

„Und warum nicht? Trüg' ich doch nur dazu bei, einer braven Frau ihren braven Mann wiederzugeben, und wie glück-

lich werden die Ihrigen sein, wenn Sie sich nicht wieder von ihnen trennen wollen."

„Ach Gott, ja, und ich auch," seufzte Jeremias; „es war immer mein Lieblingswunsch gewesen, aber nur ganz im Stillen, mich an dem nämlichen Tag mit meiner seligen Frau — ach, Unsinn, das Wort kommt mir immer auf die Zunge — mit meiner geschiedenen Frau wieder trauen zu lassen, an welchem Jettchen Hochzeit machte."

„Das wäre allerdings ein wenig rasch," lachte Rottack, „und möchte Schwierigkeiten machen. Ihre Papiere haben Sie?"

„Alles in musterhafter Ordnung."

„Brasilianischer Bürger dazu, hm, wir wollen einmal sehen. Aber erst müssen wir doch wohl mit Ihrer Frau sprechen."

„Und Sie wollten das wirklich thun?"

„Hören Sie einmal, Jeremias," sagte Graf Rottack, indem er aufstand und seinen Hut nahm. „Bleiben Sie einmal da sitzen. Das Sprüchwort sagt freilich: Gut Werk will Weile haben. Aber ich denke, ein gutes Werk kann man nicht zu bald thun. Da stehen die Cigarren, in den Caraffen dort auf dem Buffet steht Portwein und Sherry, wenn Sie in der Zeit einer Stärkung bedürfen sollten. In einer halben Stunde bringe ich Ihnen Antwort."

„Ich trinke Ihnen indessen den ganzen Portwein aus," sagte Jeremias.

Rottack lachte, nickte ihm zu und verließ das Haus. — —

Bei Pfeffers saß die Familie indessen noch in einer recht wehmüthigen Stimmung beisammen, denn Jeremias' eben angekündigter und so nahe bevorstehender Abschied lag Allen auf der Seele. Pfeffer selber ging mit immer größeren Schritten auf und ab und dampfte immer stärker; Fräulein Bassini strickte, als ob der Strumpf noch heute fertig werden müßte, und Rebe stand niedergeschlagen am Fenster, während Jettchen der Mutter Hand in der ihrigen hielt und ihr mit leisen Worten Trost zuflüsterte.

Da klopfte es an die Thür, und auf das etwas erstaunte „Herein!" Pfeffer's trat Graf Rottack in's Zimmer.

„Störe ich?"

„Herr Graf!" rief Pfeffer in einiger Verlegenheit, daß er schon wieder in seinem alten Schlafrock ertappt wurde. „Sie entschuldigen einen Augenblick!"

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören!" rief Rottack. „Es ist eine Familienangelegenheit, in der ich komme. Verehrte Frau, ich freue mich herzlich, Sie dieses Mal so wohl und munter anzutreffen; Sie haben sich wirklich in der kurzen Zeit merkwürdig erholt. Mein liebes Fräulein, wenn auch verspätet, doch nicht minder herzlich ist mein Glückwunsch — oder eigentlich sollte man besonders Ihnen Glück wünschen, Herr Rebe, denn ich glaube, Sie sind am meisten zu beneiden. Ah, auch eine alte Bekannte, Fräulein Bassini, wenn ich nicht irre — aber bitte, wollen denn die Damen nicht Platz behalten? Und was für betrübte Gesichter sehe ich hier? Thränen in den Augen, mein Fräulein? Das schickt sich aber nicht für eine Braut!"

Fräulein Bassini, die, als der Graf eintrat, rasch ihren etwas sehr mitgenommenen Strickstrumpf bei Seite geschoben hatte und dann auf und nieder geknirt war, bis er sie anredete, rief jetzt: „Ach, Herr Graf, wenn Sie dem Jeremias nur zureden wollten, daß er nicht wieder nach Brasilien ginge!"

„Und sind Sie darüber so traurig?"

Die Frauen seufzten tief auf, als sich die Thür wieder öffnete und Pfeffer, der rasch hinausgefahren war, ohne Pfeife und in seinem unvermeidlichen langen braunen Rock erschien.

„Nun, Herr Graf, womit können wir Ihnen dienen?"

„Wir sprachen gerade über Jeremias' Abreise nach Brasilien," sagte Graf Rottack lächelnd, „und da die Damen hier nicht damit einverstanden scheinen, kann ich Ihnen vielleicht einen Vorschlag zur Güte machen."

„Sie?" rief Auguste rasch. „Oh, wenn Sie das über ihn vermöchten, Herr Graf, daß er hier bei uns bliebe! Ich weiß, er hält außerordentlich viel auf Sie."

„Aber doch wohl nicht so viel, verehrte Frau," lächelte der junge Graf, indem er den ihm von Rebe gebotenen Stuhl

dankend nahm, „daß ich mehr über ihn vermöchte, als Sie, wenn Sie ihn schon darum gebeten haben."

„Aber er sagt, er müsse zurück," klagte Henriette, „seine Geschäfte und Ländereien zwängen ihn dazu."

„Das ließe sich doch vielleicht arrangiren," meinte Rottack. — „Ich danke, ich schnupfe nicht." Und Pfeffer schob seine Dose ordentlich erschreckt wieder in die Tasche. — „Darüber hab' ich mit ihm gesprochen. Er kann mit leichter Mühe Alles brieflich abmachen; aber" — und sein Blick haftete dabei fest auf der Frau — „eine andere Sorge liegt ihm am Herzen, die er nicht den Muth hat auszusprechen."

„Nicht den Muth?" rief Pfeffer. „Was in aller Welt kann das aber denn nur sein?"

„Er hat kein Logis in Haßburg," sagte Rottack, wieder den Blick der Frau suchend.

„Kein Logis?" schrie Pfeffer. „Na, so schlage doch Gott den Deu — Bitte um Entschuldigung! Das geht über die Möglichkeit! Kein Logis?"

„Aber ich begreife den Vater nicht," sagte auch Henriette; „das kann ihm doch unmöglich Sorge machen."

„Er muß rein verrückt geworden sein!" rief Fräulein Bassini. „Ich wollte ihm genug Wohnungen in der Stadt verschaffen, um ein ganzes Regiment einzuquartieren."

Rottack sah still und lächelnd vor sich nieder. „Und glauben Sie auch, verehrte Frau," sagte er endlich, indem er zu Augusten aufsah, „daß ich ihm das zusagen darf?"

Ein paar Thränen glänzten in den Augen der Frau, ihre Wangen glühten, aber sie sagte leise: „Wenn er will — ich glaube es gewiß."

„Ich danke Ihnen in seinem Namen!" rief Rottack, indem er aufsprang und ihr die Hand reichte. „Also werden wir von Ihrer Güte Gebrauch machen, mein gnädiges Fräulein."

„Von meiner Güte?" rief Fräulein Bassini. „Ja, ich verstehe aber kein Wort davon!"

Henriette hatte ihre Mutter rasch und erstaunt angesehen; hohes Roth färbte auch ihre Wangen, aber jubelnd warf sie sich an der Mutter Brust, während Rebe auf Rottack zuging, seine Hand ergriff und sie herzlich schüttelte.

„Ja, aber Fürchtegott," rief Fräulein Bassini, „begreifst Du etwas?"

„Und darf ich den Ausreißer herschicken?" fragte der junge Graf.

„Schicken Sie ihn," sagte die Frau leise, „es kann ja Alles — Alles wieder gut werden!"

Rottack ging. Als aber kaum eine Viertelstunde später Jeremias zu ihnen in's Zimmer trat, als ihm Henriette schon an der Thür um den Hals fiel, und der kleine Mann, der vor Rührung kein Wort über die Lippen bringen konnte, auf seine verlassene Frau zuging und ihr die Hand entgegenstreckte, da lehnte sie die thränenbenetzte Wange an seine Brust und flüsterte bewegt: „Ich danke Dir für Deine treue Liebe, Jeremias!"

Und glücklichere Menschen waren wohl kaum an dem Tage in Haßburg versammelt, als in dem kleinen Raum, der diese hier umschloß.

Indessen aber war Rottack thätig. Er hatte in Haßburg in dem Ober-Bürgermeister der Stadt einen Jugendfreund und Studiengenossen seines Vaters gefunden und war mit ihm bekannt geworden. Diesem legte er die Sache vor und befürwortete eine rasche oder vielmehr augenblickliche Erledigung derselben, um es Jeremias zu ermöglichen, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen und die Erneuerung seiner Trauung mit den Kindern zusammen zu feiern.

Es ging leichter, als er geglaubt hatte. Jeremias, als brasilianischer Bürger, brauchte keinen Heimathschein. Zufällig traf es sich, daß heut Abend noch Rathssitzung war, wo das Gesuch vorgelegt werden konnte. Mit dem Geistlichen, einem liebenswürdigen und aufgeklärten Manne, ließ sich ebenfalls reden, von dem dreimaligen Aufgebot konnte dispensirt und dasselbe gleich morgen erlassen werden. Rottack erbot sich dabei, jede nur verlangte Bürgschaft zu leisten. Das Einzige, was Jeremias zu thun hatte, war, seine Papiere noch heut Abend vor sechs Uhr in des Bürgermeisters Haus zu bringen. Alles Andere ließ sich arrangiren.

Der alte Herr hatte auch in der That nicht zu viel versprochen. Wo der gute Wille ist, geht Alles; nur der nöthigen

und nicht zu vermeidenden Form muß genügt werden, und am nächsten Montag machte Graf Rottack selber in der menschengedrängten Kirche, da Alle einer so merkwürdigen Trauung beiwohnen wollten, Jeremias' Brautführer.

Als der Zug fröhlicher Menschen aus der Kirche kam, begegneten sie dem großen, schwarz verhangenen und mit silbernen Stickereien bedeckten Leichenwagen der Stadt, der den alten Grafen Monford zu seiner letzten Ruhestätte führte. Nur ein einziger Wagen folgte, in dem die Gräfin, das Haupt mit einem dichten schwarzen Schleier bedeckt, saß.

Der alte Graf hatte es so, noch kurz vor seinem Tode, wo er wieder zur Besinnung kam, verlangt. Niemand weiter sollte ihm folgen, auch keine Leichenrede gehalten und bei dem Einsenken in die Gruft nur von vier Männerstimmen Mendelssohn's herrliches „Auf Wiedersehen" gesungen werden.

Rottack überlief ein ganz eigenes, eisiges Gefühl. Wie wunderbar zeigte sich hier die schwankende Laune des Glücks, denn das, was seinen Freunden hier Heil und Segen brachte, warf dort ein altes, edles Haus in Trümmer.

Und wie einsam, wie verlassen die arme Frau in ihrer Staatscarrosse saß — aber hatte sie es anders gewollt? Starr und eisern war sie ihre Bahn gewandelt, und jetzt bedeckte der Schleier freilich ihr Antlitz, aber Rottack war fest überzeugt, daß diese Züge unter dem Schleier auch ihre kalte Unerbittlichkeit gewahrt hatten und keine Thräne ihre Wange netzte.

Oh, hätte er die arme Gräfin weinen sehen!

34.

Schluß.

Die Hochzeit — die Beerdigung war vorüber, und während dort in der Stadt frohe, glückliche Menschen der Zukunft

entgegen jubelten, fuhr die Trauer-Equipage, mit welcher die Gräfin allein ihrem Gatten das letzte Geleit gegeben, in das Schloß zurück, und die in schwarze Wolle vom Kopf bis zu Füßen gekleidete Frau — der Schleier aber noch immer das Gesicht verhüllend — schritt langsam, wie die Ahnfrau ihres Hauses, die Stufen hinauf, die in ihr Zimmer führten.

Sie hatte heute noch nichts gegessen. Der alte Haushofmeister brachte ihr selber auf einem großen silbernen Präsentirbrett einen Imbiß hinauf.

Sie schüttelte den Kopf und winkte mit der Hand, daß es fortgenommen würde.

So verbrachte sie den ganzen Tag. Sie saß in ihrem Stuhl am Fenster und blickte auf das vor ihr ausgebreitete Thal hinaus; sie sprach nicht, sie rührte sich nicht, und nur wenn sich ihr Jemand nahen wollte, winkte sie ihn fort. So saß sie die ganze Nacht, nur erst am nächsten Morgen warf sie sich, halb angekleidet, auf ihr Lager, und ihre Kammerfrau gerieth schon in Angst und Sorge, als sie um zwölf Uhr Mittags ihr Zimmer noch nicht wieder geöffnet hatte und Todtenstille darin herrschte. Aber sie brauchte nichts zu fürchten, die Gräfin lebte und war gesund, und was auch ihr Geist leiden mochte, ihr Körper unterlag dem Druck nicht.

Es war Nachmittag, als der Haushofmeister durch die Kammerfrau um die Kofferschlüssel bitten ließ, da die Frau Gräfin neulich bestimmt habe, daß sie gleich nach der Beisetzung ihres Gatten Haßburg verlassen wolle. Sie ließ ihm wieder sagen, es habe noch Zeit; sie sei noch nicht entschlossen, wann sie abreisen werde.

Er wollte selbst zu ihr, aber die Thür war wieder verschlossen, und erst gegen Abend wurde er beordert, der Frau das Diner hinauf zu schaffen.

Einer der Diener deckte den Tisch, der alte Haushofmeister bediente sie selber. Während sie aß, wurde kein Wort gesprochen. Als er abräumen wollte, sagte die Gräfin:

„Ihr habt mich heute nach den Kofferschlüsseln fragen lassen?"

„Ja, gnädige Frau Gräfin..."

„Dort liegen sie auf dem Tisch."

„Wann gedenken Sie abzureisen?"

„Wahrscheinlich Ende der Woche — ich weiß es noch nicht. Ihr könnt Eure Sachen immer zurecht machen. Ich werde nur meine Kammerfrau und Euch mitnehmen, Hußmann."

Der Haushofmeister erwiderte nichts — er hatte die Hände eben an einen der Präsentirteller gelegt, um ihn vom Tisch zu nehmen. Er blieb in der Stellung — endlich sagte er leise:

„Frau Gräfin, ich werde Sie bitten müssen, mich diesmal zu entschuldigen."

„Zu entschuldigen? Weshalb?" sagte die Frau, deren Gedanken indessen schon weit abgeschweift gewesen.

„Von dem Mitreisen zu entschuldigen, Frau Gräfin," sagte der alte Mann leise, aber entschlossen.

„Ihr wollt mich auch verlassen, Hußmann?" rief die Gräfin ordentlich erschreckt.

„Ich bin jetzt neunundvierzig Jahre in Ew. Gnaden Dienst, schon bei dem hochseligen Herrn Vater, dann bei Ihnen — ich werde alt, Frau Gräfin, ich kann meinem Dienst nicht mehr so vorstehen, wie ich wohl möchte, und — das Reisen vertrage ich gar nicht mehr. Ich könnte Ihnen unterwegs krank werden, und da ist's viel besser, ich — bitte Sie in Zeiten um meine Entlassung."

Die Gräfin antwortete ihm nicht — still und regungslos, den Kopf in die Hand gestützt, saß sie am Tisch und starrte vor sich nieder. Der Haushofmeister stand noch immer in ehrfurchtsvoller Stellung neben ihr, eine Erwiderung erwartend.

Endlich winkte ihm die Herrin leise mit der Hand. „Es ist gut, Hußmann," sagte sie, „ich will es mir überlegen. Ihr habt Euren freien Willen — geht jetzt, laßt mich allein, mir ist nicht recht wohl, ich muß Ruhe haben — geht doch nur!"

Sie sah auf, aber sie war schon allein. Der Haushofmeister hatte das Zimmer so geräuschlos verlassen, daß sie sein Gehen gar nicht bemerkt.

Wie die Stunden dahin schlichen und die Tage in dem öden Haus, und wie unheimlich selbst die Pracht das Ganze

machte! Sammt, Silber, Seide und Marmor schienen des Elends ordentlich zu spotten, das jetzt heimisch in diesen Räumen geworden, und wie Schatten glitten die wenigen zurückbehaltenen Diener über die weichen Teppiche der Stuben, durch die kein Lichtstrahl mehr fiel, so dicht waren die Gardinen verhangen — wie ein Schatten selbst schlich die düstere Gestalt der Gräfin mit todbleichem Antlitz in den Sälen umher, die ihre einzige Heimath bildeten und doch keine Heimath mehr boten.

Eine Woche mochte fast nach der Beisetzung des Grafen vergangen sein. Die Gräfin hatte ihre Koffer noch nicht packen lassen, der alte Haushofmeister aber den erbetenen Abschied erhalten. Seine Familie lebte hier in Haßburg, und die Gräfin bat ihn nur, die Aufsicht über das Schloß in ihrer Abwesenheit so lange zu übernehmen, bis sie einen andern zuverlässigen Mann gefunden habe. Der Alte blieb also indessen als Castellan des Schlosses zurück. — Aber noch immer wurden keine Anstalten zum Reisen gemacht, wenn auch das Silbergeschirr und andere werthvolle Sachen schon lange gepackt und in die Stadt geschafft waren.

Da fuhr ein Wagen vor — seit lange der erste wieder vor dem öden Platz. Die Gräfin hatte ihn gehört und dem Geräusch, emporfahrend, gelauscht — dann fiel sie wieder in ihre alte Stellung zurück.

Ein Diener trat in's Zimmer und überreichte ihr eine Karte.

„Herr Graf Rottack wünscht der Frau Gräfin seinen Abschiedsbesuch zu machen — die Frau Gräfin Rottack ließe sich entschuldigen, sie fühle sich nicht wohl."

Gräfin Monford zuckte zusammen, als sie den Namen hörte — wie unschlüssig hielt sie die Karte in der Hand, aber unwillkürlich fast machte der Arm eine abwehrende Bewegung.

„Ich kann nicht — jetzt nicht — ich fühle mich nicht wohl."

„Der Herr Graf sagte mir," berichtete der Diener, „daß die gräfliche Familie morgen Haßburg verlassen würde."

Die Gräfin blieb regungslos mehrere Secunden, aber wieder winkte sie abwehrend mit der Hand.

Der Diener verließ das Zimmer, und gleich darauf rollte der Wagen wieder fort; in ihren Stuhl aber sank die Gräfin und deckte ihr Antlitz mit den Händen. — —

Graf Rottack kehrte in seinem Cabriolet, das er selber fuhr, nach Hause zurück. Schon vorher hatte er von Jeremias' jetzt glücklicher Familie Abschied genommen, alle anderen Abschiedsbesuche waren ebenfalls gemacht, und es band ihn nichts mehr an Haßburg, da er die Aufsicht über sein Haus, bis er zurückkehrte, seinem kleinen brasilianischen Freund übergeben.

Er war sehr langsam gefahren und sah ernst und niedergeschlagen aus. Seine arme Helene! Wie hatte sie die Zeit ihres Aufenthalts in Haßburg, wie der Mutter Liebe ersehnt, und wie trüb', wie furchtbar mußte sich da Alles gerade in dieser Zeit gestalten! Aber er brauchte sich selber keine Vorwürfe zu machen. Er hatte gethan, was in seinen Kräften stand, und kein mögliches Mittel unversucht gelassen, um das eiserne Herz der Frau zu erweichen. Es war Alles umsonst gewesen; nicht einmal die unglückliche Paula durfte es wagen, ihr zu nahen, wenigstens jetzt noch nicht, denn ihr Körper war so geschwächt, daß er die kalte Zurückstoßung der Mutter nicht ertragen hätte. So mußte es denn der Alles lindernden Zeit überlassen bleiben, auch diese Wunde zu heilen, auch diese starre Brust zur Sühnung zu stimmen, und für Helene und Paula hoffte jetzt Rottack in einem fremden Land — wenn nicht Vergessen des Unabänderlichen, doch Zerstreuung zu finden. Beide waren ja noch jung, und eine schöne Natur, fremde Scenen und Bilder würden gewiß nicht ihren Eindruck auf ihre Herzen verfehlen.

Nur jetzt fort von hier — der letzte Versuch war gemacht, das Letzte abgeschüttelt, und er konnte die Zeit der Abreise kaum erwarten.

Es dämmerte schon, als er in seine Wohnung zurückkehrte. Paula und Helene saßen, seiner harrend, im Salon, der aber auch freilich schon die Spuren bevorstehender Abreise zeigte.

„Und hast Du sie gesprochen?" rief ihm Helene mit bebender Stimme entgegen, als er den Saal betrat, und auch Paula's Blick hing anstvoll an seinen Zügen.

Felix schüttelte langsam den Kopf. „Nein," sagte er leise — „es ist umsonst. In ihrem Herzen ist kein verwundbarer Punkt, und so stolz und unerbittlich sie im Glück war, so kalt und so verschlossen hat das Unglück sie erhalten. So, fort denn mit allen Plänen und Hoffnungen, Kinder! Morgen früh ziehen wir hinaus in die weite Welt, und draußen im Sonnenlicht und der freien, herrlichen Natur mag ein neues Leben seine Pforten für Euch öffnen."

„Und wollen Sie die arme Waise mit sich nehmen, Graf Rottack?" sagte Paula gerührt — „oh, womit habe ich das verdient?"

„Meine liebe Paula," lächelte Felix, „Helene hat Sie als Schwester adoptirt, und da müssen Sie es sich schon gefallen lassen, mir auch eine freundliche und liebevolle Schwägerin zu sein — aber als solche gehören Sie doch jedenfalls mit zur Familie."

„Und was wäre ohne Sie aus mir geworden?"

„Die Zeit ist vorbei, meine beste Paula," rief Felix, „bannen Sie die trüben Gedanken. Das Leben hat noch manchen sonnigen Tag für Sie!"

„Für mich?" sagte Paula, traurig mit dem Kopf schüttelnd, „der Bruder und Vater todt — von der Mutter verstoßen — nur trübe Schatten liegen auf meiner Bahn. Aber Gott lohne Euch Beiden tausendfach die Liebe, die Ihr mir entgegenbrachtet, und je unerklärlicher es mir ist, daß Ihr das arme, verlassene Mädchen an Eure Herzen ziehen konntet, so viel mehr Dank schulde ich Euch dafür."

„Meine Paula, meine Schwester," rief Helene, und schloß sie in ihre Arme. Rottack aber, der diese Scene um jeden Preis abzukürzen wünschte, weil er fürchtete, daß die noch immer nicht vollkommen Genesene sich zu sehr aufregen möchte, rief dazwischen:

„Nun muß ich Sie aber darauf aufmerksam machen, meine Damen, daß der Zug morgen früh um halb zehn Uhr geht und Damen gewöhnlich eine Masse von zu packenden

Gegenständen bis zum letzten Augenblick aufheben. Ich bitte Sie dringend, hiervon diesmal eine Ausnahme, und heut Abend wo möglich noch Alles fertig zu machen, was irgend fertig gemacht werden kann."

„Ja, Herz," sagte Helene, „Felix hat Recht — komm, ich helfe Dir, daß sich unser gestrenger Herr und Gebieter morgen nicht zu beklagen hat, oder uns vorwerfen kann, wir wären lässig gewesen. Komm, Paula, und nun nicht mehr weinen," fuhr sie fort, der Trauernden die Thränen mit ihrem eigenen Tuch von den Augen wischend, „Du mußt hübsch folgen und brav sein," und ihren Arm um sie schlagend, führte sie die Schwester in ihr Zimmer hinüber.

Felix blieb allein im Saale. Er hatte sich eine Cigarre angezündet und ging eine Weile sinnend auf und ab. Es war indessen völlig dunkel geworden, aber er klingelte noch nicht nach Licht — er merkte es gar nicht. Mit seinen Gedanken war er wieder in Brasilien. Wie wunderbar sich Alles gestaltet hatte — heute gerade wieder der Jahrestag seines Abschieds von Santa Clara, wo er zu jener Frau in's Zimmer trat und sie zwang, ihm das Couvert für Helene zu geben! Welche Hoffnungen hatten sich daran geknüpft — wie hatte Helene die Zeit herbeigesehnt, in der sie ihrer Mutter in die Arme fliegen könne, und jetzt? Alles vorbei. Wieder standen, wie damals, die Koffer gepackt, aber nicht mehr der Heimath strebten sie entgegen, die Heimath gerade wollten sie eben fliehen.

Der Diener kam mit Licht, und Rottack erschrak ordentlich, als der helle Glanz sein Auge traf; aber er duldete es und warf sich, die Gedanken abschüttelnd, in einen Fauteuil, um die den Nachmittag eingetroffenen Zeitungen zu durchfliegen.

Eine Stunde mochte er so gesessen haben, als Helene zurückkehrte und, ihren Arm um ihn legend, seine Stirn küßte.

„Ist Paula ruhiger?"

„Ja, Felix; sie hat sich erst drüben noch einmal ordentlich ausgeweint, denn auf Deinen heutigen Besuch schien sie doch noch im Stillen wohl eine letzte Hoffnung aufgebaut zu haben. Jetzt ist es vorbei und überstanden, und sie sehnt

sich nun selber weg von Haßburg mit seinen furchtbaren Erinnerungen."

„Wunderbar," sagte Felix, „wie fast Alles, was mit dieser entsetzlichen Katastrophe zusammenhing, todt und dahin ist. Da lese ich eben in der Zeitung, daß Hubert, Graf von Bolten, vor wenigen Tagen in Oesterreich beim Zureiten eines wilden, störrischen Pferdes von diesem abgeschleudert, geschleift und todt nach Hause getragen wurde."

„Es war ein wilder, übermüthiger Mensch."

„Jetzt ist er ruhig," sagte Felix leise — „aber wo ist Paula? Laß sie nicht so lange allein, Herz — ihre trüben Gedanken kommen wieder. Denke, was das arme Kind verloren hat!"

„Was ich verloren habe," flüsterte Helene, die Stirn auf des Gatten Haupt lehnend.

Draußen im Vorsaal hatte einer der Diener eben das Theegeschirr herausgebracht und auf einen Tisch gestellt, um es der Herrschaft hinein zu tragen, als sich die Hausthür öffnete und eine schwarz gekleidete Dame, das Gesicht verschleiert, eintrat.

„Ist Deine Herrschaft zu Hause?"

„Ja, gnädige Frau," sagte der Diener, über die plötzliche, eigenthümliche Erscheinung fast erschreckt, „wen habe ich die Ehre zu melden?"

„Niemanden," sagte die hohe, stattliche Frau, aber mit fast tonloser Stimme, „ich werde mich selber melden."

„Bitte um Verzeihung, ich..." wollte der Diener einwenden, aber eine gebietende Bewegung der verschleierten Dame, die ihm wie eine Erscheinung vorkam, scheuchte ihn zurück, und diese schritt jetzt selbst auf die Thür zu und öffnete sie.

„Meine Helene," rief Felix, das Antlitz zu der Gattin emporhebend und ihrem Kuß begegnend, „mein liebes, süßes Herz, vertraue auf die Zeit, die auch Dir das Verlorene bringen kann!"

Die Thür öffnete sich, eine schwarz gekleidete Gestalt stand auf der Schwelle. Felix hatte das Geräusch gehört und wandte den Kopf dorthin. Er fuhr überrascht in seinem

Stuhl empor. Eine Dame — unangemeldet Abends in seinem Zimmer?

„Was ist das?" flüsterte Helene.

Die Fremde schlug den Schleier zurück, und ein bleiches Antlitz starrte daraus hervor.

„Gräfin Monford!" schrie Felix, von seinem Stuhl emporspringend.

„Meine Mutter!" flüsterte Helene und mußte sich an der Stuhllehne anhalten, um nicht umzusinken.

Die Gräfin sprach kein Wort. Schweigend drückte sie die Thür hinter sich in's Schloß und trat dem Tisch näher. Dort blieb sie stehen; aber jede Spur von Stolz war aus den bleichen Zügen gewichen, in die der Gram seine tiefen Furchen gegraben, und die rechte Hand langsam gegen die Tochter ausstreckend, sagte sie mit leiser, kaum hörbarer Stimme: „Helene!"

„Meine Mutter!" wiederholte Helene; aber nur wie ein Hauch quollen die Worte über ihre Lippen. Sie rührte sich nicht, keine Bewegung machte sie, dem Anruf zu begegnen.

„Helene, kennst Du Deine Mutter nicht mehr?" sagte die Gräfin aber so weich, so bittend.

Felix sah staunend seine Frau an; aber sie rührte sich nicht. Ihre ganze Gestalt bebte, ihr Antlitz war fast noch bleicher geworden, als das der Mutter; aber während sie krampfhaft die Lehne des neben ihr stehenden Stuhls gefaßt hielt, sagte sie mit fester Stimme:

„Und wo ist Deine Tochter Paula, Mutter?"

Die Gräfin barg ihr Antlitz in den Händen und stand regungslos; aber plötzlich fuhr sie empor:

„Das ist der Name, der mich Tag und Nacht gequält," rief sie in wilder Erregung aus, „das ist der Wurm, die Reue, die an meinem Herzen genagt, und Alles, Alles hat mich verlassen! Helene, willst auch Du mich verstoßen? Du allein hättest ein Recht dazu — aber sieh hier die Thränen einer Mutter! Helene, mein Kind — mein letztes Kind, stoße mich nicht in Nacht und Verzweiflung!" Und in wilder Leidenschaft zu ihr hinstürzend, ehe Felix noch eine Ahnung haben konnte, was sie beabsichtige, warf sie sich vor Helenen

nieder, umfaßte ihre Kniee und barg das thränende Antlitz in ihrem Kleide.

„Frau Gräfin!“ sagte Felix erschreckt. Aber jetzt hielt sich Helene auch nicht länger.

„Mutter, Mutter!“ rief sie, und sich neben die Knieende niederwerfend, umschlang sie dieselbe mit ihren Armen und preßte ihr heiße und glühende Küsse auf Kopf und Nacken.

„Und hast Du Erbarmen mit Deiner armen, armen Mutter, Helene? Willst Du mich wenigstens nicht von Dir stoßen?“

„Nie, nie, Mutter! Nie, so lange dieses Herz noch schlägt!“

„Mein Kind — mein liebes Kind!“

„Aber wie ist mir denn,“ rief Helene plötzlich, sich ihrer Umarmung entziehend, „stehl' ich denn hier nicht den Mutterkuß einem theuern Haupt? Felix, Felix, bring der Mutter ihre Tochter!“

„Ihre Tochter — welche?“ rief die Gräfin, erschreckt emporzuckend.

Aber Helene hatte sie umfaßt, und sie von der Diele zu sich aufziehend, warf sie sich an ihre Brust und rief unter Thränen jubelnd: „Dein Kind — Dein verlorenes Kind!“

„Paula?“

In der Thür stand Felix; aber in seinen Armen hielt er die zusammenbrechende Gestalt Paula's, die flehend und mit unsagbarem Schmerz in ihrem bleichen Antlitz die zitternden Hände der Mutter entgegenstreckte.

„Paula!“ schrie die Gräfin, aber mehr vermochte sie nicht. Ihr starrer Geist hatte Alles ertragen, Schlag nach Schlag des Schicksals wirkungslos ihr Haupt getroffen, das Glück dieses Augenblicks ertrug es nicht, und ohnmächtig sank sie in Helenens Arme.

Aber die Freude tödtet nicht so leicht. Von ihren Kindern zum Sopha getragen, schlug sie die Augen wieder auf, und wer vermöchte die Seligkeit dieses Wiedersehens zu schildern! Helene weinte und lachte, und beide Töchter, vor der Mutter knieend, hielten sie fest umschlossen und bargen ihr Haupt an ihrem Herzen.

Am nächsten Tage wurde in Schloß Monford gepackt, und der alte Haushofmeister, der wie der Geist einer vergangenen Zeit in dem öden Gebäude umherschlich, schüttelte erstaunt mit dem Kopf, denn so ruhig, ja heiter hatte er die Frau Gräfin seit dem Tage nicht gesehen, wo das Unglück über das edle Haus hereinbrach und Säule nach Säule niederriß.

Was konnte nur mit ihr vorgegangen sein? Gestern Abend hatte sie zu Fuß das Schloß verlassen und war durch den Grafen Rottack in dessen eigener Equipage erst nach zwölf Uhr zurückgebracht — und heute —

„Hußmann," sagte die Gräfin, die eben aus ihrem Zimmer trat, „seid doch so gut und tragt dieses Paket selber zum Grafen Rottack hinunter; es ist für eine junge Dame bestimmt, die bei ihm wohnt. Mir liegt aber daran, daß Ihr es in deren eigene Hände gebt, es ist werthvoll — habt Ihr mich verstanden?"

„Zu Befehl, gnädige Gräfin."

„Der Wagen ist angespannt, Ihr fahrt hinunter, ich möchte, daß Ihr bald zurückkämet."

Der alte Haushofmeister nahm das Paket und fuhr in die Stadt. Aber er blieb länger aus, als er eigentlich zu dem Weg gebraucht hätte, und wie er zurückkam, sah er ordentlich verklärt aus.

„Habt Ihr meinen Auftrag ausgerichtet, Hußmann?" fragte die Gräfin, als er wieder zu ihr in's Zimmer trat.

„Frau Gräfin," rief der alte Mann, und seine ganze Gestalt bebte, „gnädige Frau Gräfin!"

„Ich hätte so gern gehabt, daß Ihr uns auf der Reise begleitetet, Hußmann, aber wenn Ihr denn gar nicht wollt..."

„Frau Gräfin," sprach der alte Mann mit zitternder Stimme, ergriff ihre Hand und netzte sie mit seinen Thränen, „darf ich denn mit?"

„Also deshalb, Hußmann?" sagte die Gräfin leise und wehmüthig.

„Oh, zürnen Sie mir nicht," bat der Alte, „meine ganze Seele hing ja an dem Kind, und daß Sie — aber

jetzt ist ja Alles gut, Alles gut, und so lange ich nur kriechen kann, weiche ich ja nicht von Ihrer Seite."

Am nächsten Morgen war ein ganzer Berg von Koffern am Perron des Haßburger Bahnhofs aufgeschichtet, und Hußmann und Jeremias lösten eine Anzahl Billets und gaben das Gepäck dann auf. Sämmtliche Marken daran lauteten aber nach Triest.

Kurz vor Abgang des Zuges trafen die Equipagen der Herrschaften ein, zwei von der Rottack'schen Wohnung, eine vom Schlosse Monford herunter, und die alte Gräfin Monford, die allein in ihrem Wagen gekommen war, eilte auf Rottacks zu, half die Kinder mit herausheben und nahm Helenchen, die sich gar nicht vor ihr fürchtete, auf den Arm. Helene selber nahm Günther an die Hand, und Graf Rottack führte eine dichtverschleierte Dame dem Coupé zu.

Die Haßburger zerbrachen sich den Kopf, wer die Fremde wohl sein könne; aber lange Zeit blieb ihnen nicht dazu übrig, denn eben brauste der Schnellzug heran, und die Reisenden nahmen gleich ihre Plätze ein.

Jeremias stand draußen am offenen Fenster.

„Hurrjeh, Herr Graf," rief er noch in den Wagen hinein, „ist das nicht beinahe genau so, wie damals in Brasilien, nur daß wir dorten keine Eisenbahn hatten — wissen Sie noch, wie ich Ihnen die Sachen...?" Er schwieg erschrocken still, denn wenn er sich seiner früheren Arbeit auch nicht schämte, machte er doch nicht gern Staat damit.

„Und Sie haben treulich bei uns ausgehalten."

„Bin nun schon beinahe daran gewöhnt, Sie auf den Trab zu bringen," lachte der kleine Mann. „Aber haben Sie keine Angst, hier soll indessen Alles richtig besorgt werden."

„Nehmen Sie sich in Acht, der Zug geht ab!" rief der Schaffner.

„Na, so behüt' Sie Alle Gott!" rief Jeremias, die Hand noch einmal treuherzig in das Coupé hineinreichend. „Und auf ein frohes Wiedersehen!"

„Mein alter, wackerer Freund!"

„Wir werden Sie nie vergessen!“ sagte die verschleierte Dame und reichte ihm die kleine weiße Hand.

„Gott lohne es Ihnen, Gott lohne es Ihnen!“

Ein scharfer Pfiff — Jeremias trat vom Wagen zurück, Günther und Helenchen winkten ihm noch jubelnd mit den Händchen zu — und fort rasselte der Zug seine wilde Bahn dahin.

Ende.

Druck von G. Päß in Naumburg a/S.

Inhalt.

	Seite
Fürchtegott Pfeffer	1
Unter den Buden	17
Das Rendezvous	30
Die gräfliche Familie	42
Paradies und Hölle	57
Jeremias	68
Die erste Begegnung	81
Fräulein Bassini	95
Hinter den Coulissen	111
Graf Rottack bei Pfeffers	125
Am alten Wartthurm	137
Das Wiedersehen	157
Verschiedene Kunstinteressen	172
Horatius Rede	184
Die Leseprobe	203
Vornehme Welt	218
Festvorkehrungen	229
Leiden eines Theater-Directors	246
Der Verlobungsabend	261
Hamlet, Prinz von Dänemark	284
Der Wilddieb	299
Ein gestörtes Fest	312
Nach dem Theater	331
Am andern Morgen	343
Wie das Glück wechselt	358
Der reiche Mann	373
Die Recension	388
Die Contremine	409
Der Maulwurfsfänger	427
Pfeffer dictirt einen Brief	443
Jeremias auf Reisen	455
Paula	470
Die Werbung	484
Schluß	495

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Serie.

Zweiter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Zwei Republiken.

Erste Abtheilung:

General Franco.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

General Franco.

Lebensbild aus Ecuador

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

1.

Die Familie Buscada.

Bodegas, das sonst so friedliche, sonngebrannte Städtchen, das, am Bodegasstrom unweit Guajaquil belegen, den eigentlichen Centralpunkt für den ganzen Binnenhandel der Republik bildet, befand sich heute in einer fast fieberhaften Aufregung, und während überall kleine Trupps wild genug aussehender Soldaten mit klingendem Spiel einherzogen, sammelten sich die Bürger und zahlreiche Arrieros und Maulthiertreiber in Gruppen und betrachteten mißtrauisch das geräuschvolle Leben um sich her. Grund dazu hatten sie auch wahrlich genügenden.

Heute war nämlich zu noch ganz früher Stunde der ecuadorianische Usurpator, General Franco, der sich am liebsten Excellenz, als künftiger Präsident, tituliren ließ, eingerückt, um Bodegas zu seinem Hauptquartier zu machen und von hier aus seine Operationen gegen die Hauptstadt des Reiches, gegen Quito, zu beginnen, und heute schon sollte ein junger quitenischer Officier, den man noch in Bodegas angetroffen und jetzt beschuldigte, ein Spion des Generals Flores zu sein, standrechtlich erschossen werden.

Ganz Bodegas war dazu auf den Füßen, aber wahrlich nicht allein aus Neugier, um das blutige Schauspiel mit anzu-

sehen, sondern mehr aus einem Gefühl eigener Beunruhigung, denn was hier einem vollkommen unschuldigen Manne geschah, konnte unter der Willkür dieses Menschen jedem Andern von ihnen auch geschehen. Und wer hätte sich ihm widersetzen wollen?

Mit einer Horde gedungenen Gesindels behauptete er seine Macht in diesem südlichen Theile der Republik. Die uniformirten und bewaffneten Banden waren aber, wenngleich schlecht bezahlt, doch auf die Plünderung der reichen Stadt Quito vertröstet worden, und dadurch dem Usurpator so ergeben, daß er mit ihnen machen konnte, was er wollte — und das wußte er. Nur durch den Schrecken, durch die Furcht, die er um sich her verbreitete, regierte er, und weil er vielleicht ahnte, daß das eigentliche Volk doch im Herzen der quitenischen Regierung ergeben sei und seine Herrschaft nur gezwungen duldete, nutzte er die so gewonnene, unbeschränkte Gewalt in boshafter Schadenfreude auch jetzt gründlich aus.

Umsonst hatte man deshalb auch schon Alles an diesem Morgen versucht, um das Herz des Generals zur Milde gegen den Unglücklichen zu stimmen. Umsonst erbot sich eine Deputation der Einwohner, Bürgschaft für ihn zu leisten. Es lag kein anderer Beweis gegen ihn vor, als daß man ihn, nachdem ein kleiner Trupp quitenischer Soldaten, der Uebermacht weichend, abgezogen, allein noch in Bodegas — Morgens um sieben Uhr — aufgefunden. Franco selber glaubte vielleicht nicht einmal an seine Schuld, aber auf alle Bitten erwiderte er nur: man müsse ein Exempel statuiren, um diesen vermaledeiten Quitenern zu zeigen, was sie zu erwarten hätten, wenn sie sich nicht gutwillig seinem milden Scepter unterwürfen — und dabei blieb es.

Die Execution war beschlossen, selbst ohne eine nicht für nöthig erachtete Untersuchung, und um elf Uhr sollte der Unglückliche draußen vor der Stadt erschossen werden.

In Bodegas hatte sich indessen ein so wunderliches wie romantisches Gerücht verbreitet, daß jener junge quitenische Officier Benito Espinoza nicht etwa der Politik, sondern der Eifersucht des Generals zum Opfer falle. Franco hatte nämlich in demselben Haus, in dem er sich jetzt auch

wieder einquartiert, bei der Señora Buscada, schon vor einigen Monaten einmal ein paar Tage gewohnt, und man vermuthete, daß ihn die Señora mit ihrer Familie sogar vor einiger Zeit besucht habe, denn sie hielt sich acht Tage in Guajaquil auf. Als aber die Quitener danach Bodegas besetzten, war Espinoza ein täglicher Gast in dem Hause der Señora Buscada und — wie man behaupten wollte, von der jüngsten Señorita gar nicht ungern gesehen. Selbst die alte Señorita begünstigte seine Besuche, denn er spielte Morgens, während die jungen Damen Toilette machten, oder auch nach Tisch Monte*) mit ihr, wobei er regelmäßig sein Geld verlor, klimperte reizend auf der Guitarre und hatte eine allerliebste Tenorstimme, mit der er quitenische Lieder und Romanzen sang. Dazu war seine Partei gerade die herrschende, weshalb also nicht einen so liebenswürdigen Vertreter derselben in ihrem Hause dulden.

Jetzt, da Franco's Truppen so plötzlich in Bodegas einrückten, schien es mehr als wahrscheinlich, daß sich der junge Espinoza nicht so rasch hatte von seiner angebeteten Celita trennen können — lag doch auch eine gewisse Romantik darin, der herannahenden Gefahr muthig die Stirn zu bieten, nur General Franco selber besaß außerordentlich wenig Sinn für Romantik, und da er von seinen zahlreichen Spionen gerade genug erfahren, um seinen Doppelhaß gegen den Quitener und Nebenbuhler zu lenken, so war von ihm wahrlich keine Gnade zu hoffen.

Espinoza mußte sterben. Es schien das ja auch zu einer so allgewöhnlichen Sache geworden zu sein, irgend einen der eingefangenen Feinde auf irgend einen Verdacht hin erschießen zu lassen, daß es nicht einmal der Mühe lohnte, darüber nur ein Wort zu verlieren. Er war im Weg und wurde beseitigt, und damit charakterisiren sich überhaupt fast alle südamerikanischen Revolutionen dieser sogenannten Republiken, daß die verschiedenen Aspiranten zur Präsidentschaft den Gegner nicht etwa durch die Wahl und Stimmen des Volkes zu

*) Monte, ein sehr gewöhnliches Hazardspiel der Spanier und der spanischen Colonien, mit spanischen Karten gespielt — ähnlich unserem Landsknecht.

besiegen suchen, sondern ihn einfach vernichten, wo sie ihn eben fassen können. So lange sie deshalb die Militärgewalt in den Händen haben, so lange regieren sie — aber nicht einen Tag darüber.

Es mochte elf Uhr sein, und Franco's Generalstab — ein paar Officiere mit entsetzlich überladenen Uniformen, die ordentlich bedeckt mit Goldschnüren und Quasten und Troddeln schienen, hielt vor dem Eckhaus, das der Señora Buscada gehörte und wo der General Quartier genommen hatte. Dieser aber, als unabhängig Regierender, schien sich nicht so genau an die von ihm selbst festgestellte Zeit zu binden. Der Generalstab mochte warten und ebenso der zum Tode Verurtheilte, bis seine Zeit kam. Franco, mit seiner Toilette beschäftigt, stand am Fenster vor einem kleinen Spiegel und mühte sich eben ab, um die Cravattenschnalle hinten zuzubringen.

Und das war der Mann, der ein ganzes Land in Aufruhr gebracht, der die Macht hatte über Leben und Tod von Tausenden und in dem südlichen Theil der Republik schaltete und waltete wie er eben wollte, während Männer von Geist und Bildung ihm dienten und sich seinen Befehlen fügten?

Es war eine kleine gedrungene, breitschultrige Gestalt, nicht einmal volle fünf Fuß hoch, mit einem runden gemeinen Gesicht, kleinen halb zugekniffenen Augen und Zügen, in denen rohe Sinnlichkeit so deutlich ausgeprägt war, wie es nur in einem Menschenantlitz möglich ist. Seine Feinde behaupteten dabei, er sei ein Sambo — d. h. ein Abkömmling von Mulatte und Neger, und wenn das auch vielleicht übertrieben sein mochte, so trug er doch die vollständig ausgeprägte Mulatten-Physiognomie, und die gelbbraune Haut machte seine überdies widerliche Erscheinung gewiß nicht freundlicher.

Draußen auf dem Executionsplatz stand, von Soldaten umgeben, der Verurtheilte mit auf den Rücken gebundenen Händen und harrte des Augenblicks, der ihm in der Blüthe der Jahre den Tod geben sollte. Vor dem Thore des Hauses hielten die Officiere, die schon dreimal Meldung hinauf geschickt hatten, daß Alles bereit sei, das begonnene Drama zu beenden, und oben in dem Zimmer stand der kleine Mulatte, der alle diese blutigen Fäden in der Hand hielt, vor seinem

Spiegel und ordnete seine Cravatte so sorgsam und in so voller Ruhe, als ob er zu einem Balle geladen wäre und nicht wisse, was mit der müßigen Zeit vorher anzugeben.

Da öffnete sich seine Thür und ein junges Mädchen in einem etwas sehr leichten Morgenanzuge stand auf der Schwelle. Sie mochte etwa zwanzig oder einundzwanzig Jahre zählen und ihre Züge waren regelmäßig, ja selbst schön zu nennen, während die vollen, hinten zu einem Knoten gebundenen dunkelkastanienbraunen Haare ihrem Kopf etwas Edelantikes verliehen. — Und doch lag — vielleicht auch nur in diesem Augenblick, ein recht häßlicher Zug von Spott und Verachtung um ihre Lippen, als ihr Blick über die Gestalt des Mannes streifte und dann — wie suchend durch das Zimmer glitt. Ja selbst in dem späteren Gespräch verlor er sich nicht ganz, sondern milderte sich nur in etwas.

„Excellenz," sagte sie mit leiser, aber nichts weniger als schüchterner Stimme, und ihr Blick haftete dabei fest auf der kleinen gedrungenen Gestalt des Mulatten.

„Ah, meine schöne Celita," erwiderte der General, ohne sich nach ihr umzudrehen, denn er hatte im Spiegel vor sich ihr Gesicht erkannt. „So früh schon munter, Señorita? Treten Sie doch näher."

„Excellenz," fuhr aber die Schöne fort, ohne der Einladung Folge zu leisten, „ich komme mit einer Bitte."

„Sie wissen doch, daß ich Ihnen nichts abschlagen kann," erwiderte galant der General.

„Gut," sagte das junge Mädchen, „dann bitte ich um das Leben des Verurtheilten, der, wie ich fest überzeugt bin, unschuldig an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen ist."

„Puh, Señorita," rief Se. Excellenz und suchte sich dabei in die etwas enge Uniform hineinzuzwängen, denn er hatte bis jetzt in Hemdärmeln vor dem Spiegel gestanden, „mischen Sie sich nicht in Politik. Das ist ein äußerst gefährliches Spielzeug für junge Damen, und es wirft außerdem auch in diesem Fall ein sehr schlechtes Licht auf Ihre Loyalität, wenn Sie das Leben eines Rebellen von mir verlangen."

„Eines Rebellen, Excellenz?"

„Ja wohl, eines Rebellen," wiederholte der General, und

suchte dabei im Zimmer umher nach seinem Säbel und Federhut — „oder rechnen Sie die Quitener, die sich meiner rechtmäßigen Oberhoheit noch mit den Waffen in der Hand widersetzen, etwa nicht dazu?"

„Also selbst diese kleine Gefälligkeit wollen Sie mir ewigern?"

„Kleine Gefälligkeit!" sagte Franco, sich den gefundenen Säbel umschnallend. „Die ganze Stadt freut sich auf das Schauspiel, einen dieser verdammten Quitenen todtschießen zu sehen."

„Die ganze Stadt hat schon Deputationen zu Ihnen geschickt, die um Gnade baten," sagte das Mädchen finster.

„Die ganze Stadt? Ein paar mißvergnügte Halunken waren es," rief der kleine Mulatte erbost — „verrätherische Subjecte, die es im Geheimen mit Flores halten, denen ich aber schon auf die Finger sehen und sie bei nächster Gelegenheit dafür züchtigen werde — verlassen Sie sich darauf. Außerdem sind meine braven Soldaten heute Morgen expreß zu der Execution hinausmarschirt, braten schon seit einer vollen Stunde auf der offenen Ebene draußen — nennen Sie das etwa auch eine Kleinigkeit? — Uebrigens," setzte er hinzu, nachdem er seine Toilette vollendet hatte und dicht zu der Dame trat, „möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, Señorita, daß man hier in Bodegas ganz eigenthümliche Sachen munkelt — bitte, vertheidigen Sie sich nicht — ich will nichts davon wissen und nichts gehört haben, denn die Gesinnungen Ihrer Tante bürgen mir dafür, daß Sie keine verrätherischen Absichten in Ihrer Familie hegen. Señora Entonza würde sonst dieses Haus nicht zu ihrem Aufenthaltsort gewählt haben, da sie durchaus loyal und mir und meiner Sache treu ergeben ist — hat sie doch auch Grund genug dafür. — Aber — es wäre gut, wenn ich auch nichts hören müßte, was mich mißtrauisch machen könnte, Señorita, denn" — fügte er leise hinzu und hob ihr mit dem Finger das Kinn etwas in die Höhe, „ich meine es gut mit Ihnen, und — möchte nicht, daß Sie Ihrem eigenen Glück im Wege ständen."

Damit schritt er an der ihm Raum gebenden Dame vorbei und die Treppe hinab, daß sein Säbel polternd auf den

hölzernen Stufen hinter ihm drein klirrte. In der Seitenstraße unten, vor einer schmalen Flucht dort angebrachter hölzerner Schwellen, standen die Pferde; ein Neger hielt den Zügel seines muntern Thieres, das er bis dicht an die Treppe gedrängt hatte. Franco brachte sich mit einiger Mühe in den Sattel und sprengte wenige Minuten später, von seinem Generalstab und den Blicken — und vielleicht auch leise gemurmelten Verwünschungen der Nachschauenden gefolgt, die Straße hinab, die in das Innere führte und gleich vor der Stadt in eine weite, nur mit niederem Gebüsch überstreute Ebene ausmündete.

Celita stand noch eine Weile ganz so, wie sie der General verlassen, auf der Schwelle von dessen Stube, und hatte ihr Antlitz vorher Spott und Verachtung gezeigt, so zog jetzt ein noch viel drohenderes Gewölk über ihre Stirn und gab dem sonst so hübschen Antlitz einen düstern, fast wilden Ausdruck. Wie unwillkürlich ballte sich ihre Hand, und als sie den Platz verließ und dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer zuschritt, murmelte sie leise bös klingende Worte vor sich hin.

Im Wohnzimmer fand sie nur ihre Mutter, die in einem weiten weißen, nicht übermäßig glänzenden Morgen- oder Negligérock, mit einer Tasse Kaffee neben sich, auf dem aus Rohr geflochtenen Sopha lag, ihre Cigarre rauchte und kaum den Kopf wandte, als die Tochter das Zimmer betrat.

„Nun?" fragte sie, als sie den finstern Ausdruck in deren Zügen erblickte — „hab' ich es Dir nicht gleich gesagt?" — Das war umsonst und Du hättest Dir die Mühe sparen können."

„Er ist blutgierig wie immer," sagte Celita, „und das Land bekommt keine Ruhe, bis er einmal — seinen Meister gefunden."

„Laß Du das, um der heiligen Jungfrau willen, nicht die Tante hören," rief die Mutter rasch und warf den scheuen Blick im Zimmer umher, als ob sie selbst jetzt ihre Nähe fürchtete. „Außerdem," setzte sie aber ruhiger hinzu und qualmte stärker, „geschieht es dem albernen Espinoza vollkommen recht. Er wußte, was ihm bevorstand — es ward ihm von verschiedenen Seiten deutlich genug zu verstehen ge-

geben. Aber nein, Gott bewahre, er mußte da hocken bleiben, bis sie ihn beim Kragen hatten, nur um sein langweiliges und nutzloses Schmachten noch ein paar Stunden länger fortzusetzen. Ich hätte doch nie meine Einwilligung zu Eurer Verheirathung gegeben."

„Benito stammt aus einer guten Familie," zürnte die Tochter.

„Was hilft mir die gute Familie, wenn sie kein Geld hat," sagte die Mutter und schüttelte gleichgültig den Kopf. Der Proceß mit Malvecas hat ihnen Alles gekostet, was sie besaßen, ein kleines erbärmliches Haus in Quito ausgenommen, und der Vater malt jetzt Bilder für Geld und die Tochter näht für andere Leute — da hast Du Deine „gute Familie". Dieser Señor Espinoza wäre nicht zur Armee getreten, wenn er gewußt hätte sich auf andere Weise durchzubringen, und von seinem Lieutenantssold soll er doch wohl keine Frau — und ihre Familie ernähren! Nein, das war eine von den unglücklichsten Ideen, die Du je gehabt, und General Franco konnte uns wirklich gar keinen größeren Gefallen thun, als daß er den unbequemen Menschen aus dem Weg schafft. Wir, vor allen Anderen, sollten ihm dankbar dafür sein."

„Mutter!" warf Celita grollend dazwischen.

„Ach was — leben kostet Geld," sagte die alte Dame trotzig, und ihre ohnedies nicht hübschen Züge nahmen einen recht fatalen Ausdruck an. „Ihr beiden Mädchen braucht alle Jahre mehr für Putz und Kleider und Gott weiß wozu sonst — wo soll's endlich herkommen? Eure hübschen Gesichter sind das Einzige, was uns noch Kostgänger in's Haus und Leute hierher bringt, die ihr Geld mit Anstand verzehren. Seid Ihr Beiden aber toll genug, Euch dem ersten Besten an den Hals zu werfen, der den Arm nach Euch ausstreckt, was wird nachher aus Euch, aus mir? Sei vernünftig, Celita," fuhr sie endlich nach einer Pause fort, in der das junge Mädchen schweigend vor sich nieder gestarrt hatte, „sieh, von Eurer Tante — so reich sie sein mag — habt Ihr nicht das Mindeste zu erwarten, als vielleicht einmal ein Kleid oder einen Hut, oder sonst ein Stück Flitterkram, denn die alte Gans

wird nächstens ihren dümmsten Streich machen und den Doctor heirathen. Ja, sie wird's" — setzte die Mutter rechthaberisch hinzu, als Celita ungläubig mit dem Kopf schüttelte, „den Doctor reizen die Häuser in Guajaquil und Quito, ihn lockt das baare Geld, das sie im Kasten liegen hat, und er ist gerade der rechte Mann, hartnäckig und unermüdlich dahinter her zu sein — kenn' ich ihn doch von früher gut genug."

„Aber so weit ich ihn kenne," sagte Celita, „hängt er an der quitenischen Regierung, und die Tante, der Flores einmal verhaßte Einquartierung in's Haus gelegt hat, ist eine fanatische Schwärmerin für Franco —"

„Caramba," sagte die alte Dame, indem sie mit den Fingern ein Schnippchen schlug, „so viel geb' ich für Doctor Ruibarbo's politische Meinung. Sein Katechismus ist der: es mit der Regierung zu halten, die gerade am Ruder ist oder in deren Bereich er sich befindet. Alles Andere kümmert ihn verwünscht wenig, und er wäre der Letzte, seine Politik ein Hinderniß sein zu lassen, wo er mit da- oder dorthin Neigen sein Glück machen könnte."

„Die Tante ist vier Jahre älter als er."

„Desto schlimmer für die Tante," sagte Señora Buscada trocken. „Das darfst Du aber — wenn es die Tante auch noch bis auf den letzten Moment ableugnet, für eine abgemachte Sache halten. Von der Seite haben wir nicht das Geringste zu erwarten und sind und bleiben auf uns selber angewiesen. Wenn Du es jetzt aber nur ein klein wenig klug anfängst, so kannst Du den Franco um den kleinen Finger wickeln, und gelingt Dir das, dann ist unser Glück gemacht."

„Und glaubst Du wirklich, daß er sich so lange halten kann?" sagte die Tochter verächtlich.

„Bah, das bleibt sich ganz gleich," erwiderte die alte Dame vor sich hinlachend, indem sie sich eine frische Cigarre drehte; „jedenfalls bleibt er lange genug am Ruder, um für sich und — Andere — ein hübsches Vermögen zusammen zu scharren, und wer die Zeit zu benutzen versteht, gewinnt. — Doch was brauch' ich Dir mehr darüber zu sagen," brach sie kurz ab, „Du bist ja sonst immer ein so gescheidtes Mädchen,

und — ich höre auch Jemanden draußen — sieh doch einmal nach."

Ehe Celita dem Befehl nachkommen konnte, öffnete sich die Thür und Doctor Ruibarbo — oder Don Manuel, wie er kurzweg im Hause genannt wurde, erschien auf der Schwelle und grüßte mit seinem runden, verschmitzten Gesicht die Damen auf das Freundlichste.

„Ach, Señoritas," sagte er, indem er zuerst auf Señora Buscada zuging und ihr die Hand küßte, und dann der jüngeren Dame ein Gleiches that — „wie befinden Sie sich bei der Hitze — Caramba! ich schmelze beinahe. Es geht auch nicht ein Luftzug heute."

„Setzen Sie sich, Doctor," sagte die alte Dame, während es die junge nicht der Mühe werth hielt, ihm zu antworten, „und Celita, bringe uns die Caraffe mit Wasser und den Cognac — wie der Doctor nur von der Hitze sprach, habe ich Durst bekommen. Es ist wirklich ein fatales Klima — wenn ich Quito dagegen annehme."

„Aber doch augenblicklich in Quito ebenfalls eine etwas drückende politische Atmosphäre," sagte der Doctor mit einer leichten Spötterei. „Die Actien stehen in der Balance, und wenn unser gemeinschaftlicher Freund Franco seinen kühnen Siegeszug wirklich bis dahin ausdehnen sollte —"

„Glauben Sie, daß er es durchführt, Doctor?" unterbrach ihn die alte Dame, indem sie ihn scharf ansah.

„Wer weiß!" erwiderte der Doctor mit einem, den Südländern ganz eigenthümlichen Achselzucken. „Er hat einen unternehmenden Geist und großen Anhang — sehr großen Anhang."

„Und dann?" —

„Ja und dann, Señora — das ist wohl leicht gefragt, aber schwer beantwortet, und wir können nur hoffen, daß unser armes, schwer bedrängtes Vaterland nachher den Frieden findet, den es so nöthig braucht."

„Lassen wir die Politik," brach aber Señora Buscada ab, die wohl wußte, daß sie aus dem schlauen Doctor vergebens irgend eine bestimmte Meinung herauszulocken suchte. „Machen wir ein Spielchen, Don Manuel?"

„Mit dem größten Vergnügen, wenn Sie mir Ihre kostbare Zeit so weit opfern wollen.“ Damit half sich der Doctor zu einem Schluck Cognac und Wasser und nahm, während die Señora die stets neben ihr auf dem Sopha bereit liegenden Karten mischte, ihr gegenüber an dem Tische Platz.

So mochten sie etwa eine halbe Stunde gespielt haben und Celita lehnte indessen an dem offenen Fenster und schaute in düsteren Gedanken hinab auf den vorbeiströmenden Bodegasfluß, als plötzlich klar und deutlich eine kurze Salve knatternden Kleingewehrfeuers an ihr Ohr schlug. Das junge Mädchen zuckte erschreckt empor und selbst der Doctor hielt die Karte fest in der Hand, die er eben umlegen wollte — ein flüchtiger Blick hatte ihn belehrt, daß er mit derselben seinen Satz verlor.

„Nun was ist?“ sagte die Señora, deren ganze Aufmerksamkeit auf die Karten gerichtet blieben.

„Armer Benito,“ seufzte die Señorita leise vor sich hin.

„Aeußerst schnelle Justiz hier im Lande,“ bemerkte der Doctor, der aber fand, daß er das Blatt den Augen gegenüber nie im Leben unterschlagen konnte, „Señor Espinoza hat ausgelitten. — Die Familie wird sehr betrübt sein.“

„Das ist der Krieg,“ erwiderte aber gleichgültig die Dame. „Wenn die Quitener einen der Unsrigen erwischen, machen sie es gerade so mit ihm — nun, Doctor, was haben Sie da — aha, den Reiter“ — und sie strich mit Behagen das ihr zugeschobene Silber ein.

Von dem Erschossenen wurde nicht mehr gesprochen.

2.

Die Execution.

Die Umgebung von Bodegas bildet eine ausgedehnte, sandige, mit Weideland und Weidenbüschen bedeckte Ebene, die

aber in der Regenzeit von dem austretenden Bodegasfluß vollständig unter Wasser gesetzt wird. Selbst in der trockenen Jahreszeit sind die Spuren dieser Ueberfluthung noch deutlich an den Büschen bis zu zehn und zwölf Fuß Höhe zu erkennen, wo sich die Reste von angewaschenem Schlamm und eingeschwemmten Reisern und Blättern zeigen. In jener Zeit steht Bodegas mit dem höher liegenden Land auch nur durch Canoes in Verbindung, und die Bewohner der Stadt selber müssen ihre sämmtlichen unteren Geschosse räumen und in die oberen flüchten.

Jetzt freilich war von solcher Ueberschwemmung keine Spur. Der ziemlich breite Fluß, der aber seine Strömung je nach Ebbe oder Fluth des Meeres regelt, füllte noch nicht einmal seine Ufer, und überall fiel der Blick auf freundlich grüne Flächen, auf denen zahlreiche Heerden weideten, oder auf kleine, malerisch gruppirte Büsche, die oft wie von einer geschmackvollen Hand künstlich gestellt erschienen und dem ganzen anmuthigen Bilde einen eigenthümlichen Zauber verliehen.

Und wie malerisch lagerten dazu die wilden, kriegerischen Gestalten, über den offenen Grund zerstreut und jeden Schatten benutzend, den ihnen hier und da eine alte Weide, oder ein einzeln liegendes Gebüsch bieten konnte. Allerdings wäre ein Europäer wohl kaum auf den Gedanken gekommen, daß er es hier mit regulären Soldaten zu thun habe — denn etwas Irregulläreres ließ sich kaum denken, aber pittoresk genug sahen die Burschen aus, und ein Salvator Rosa würde wundervolle Gruppen für seine Leinwand darunter gefunden haben.

Sie glichen in der That nur einem Haufen zusammengelaufenen Gesindels, das hier versteckt lagerte, um mit Einbruch der Nacht vielleicht die Stadt zu überfallen und zu morden und zu plündern, und — will man die Wahrheit gestehen, so waren sie auch nicht viel besser, und nur Franco's Versprechungen, nicht etwa seine Macht, hielten sie noch in Rand und Banden, und machten sie seinen Befehlen gehorchen.

Kaum die Hälfte von ihnen stak dabei in Uniformen und nicht zehn von Allen trugen Schuhe, während der Schwarm

eine solche Mischung von Lanzen, Musketen, Säbeln und Bajonnetflinten führte, daß es ordentlich aussah, als ob sie ein altes ethnographisches Naturaliencabinet überfallen und geplündert und sich in den Inhalt getheilt hätten.

Ja selbst in ihrer Hautfarbe waren sie sich nicht gleich, und die „Schattentracht des heißen Sonnenstrahls" zeigte sämmtliche Nüancen vom ungesunden Gelb des Guajaquilenen bis zu dem tiefen, entschiedenen Schwarz des Congonegers, wobei allerdings Neger und Mulatten am allerzahlreichsten vertreten schienen. Die polizeiwidrigsten Physiognomien fanden sich dabei, die sich auf der Welt nur denken lassen. In keinem Bagno hätten bestimmtere und abstoßendere Verbrechergesichter gefunden werden können.

Daß diese Schaar hier herausberufen war, um die Todesstrafe an einem — möglicher Weise ganz unschuldigen Menschen zu vollstrecken, konnte ihre Gemüthlichkeit natürlich nicht im Geringsten stören. Der Mann war einer von ihren „Feinden" und „verurtheilt", was kümmerte sie das Uebrige, und Blut — Du großer Gott, was für Blut hatte diese Bande schon vergossen — was konnte sie ein einzig Leben mehr bekümmern!

Von den verschiedenen Gruppen der Soldaten umgeben, aber nur von zwei mit geladenen Gewehren bewaffneten Vagabonden wirklich bewacht, lag das unglückliche Opfer dieses Morgens fest gebunden im Schatten eines alten knorrigen Weidenbaumes, dessen Wurzeln sein Blut in wenigen Stunden, vielleicht Minuten, düngen sollte, und die übrige Bande schien auch außerordentlich wenig Notiz von ihm zu nehmen. Um Flaschen voll Agua ardiente und Tschitscha geschaart, hier und da Einige sogar mit Kartenspiel beschäftigt, lagerten sie zu kleinen gesellschaftlichen Cirkeln und schrieen und lachten und sangen nach Herzenslust.

Aber auch von den Bewohnern Bodegas hatte sich eine Anzahl von Zuschauern gesammelt, die sich freilich nicht unter die Soldaten mischen durften, und wahrscheinlich auch wenig Lust dazu verspürten. Aber doch Zeugen des Dramas wollten sie sein, denn neugierige Müßigänger giebt es ja überall, und wunderbarer Weise sind es ganz besonders die Frauen, die

bei solchen Gelegenheiten die Mehrzahl derselben bilden. Man sollte glauben, daß gerade ihre Nerven zu schwach wären, die Spannung einer solchen blutigen Katastrophe zu ertragen, daß ihr weicheres Herz so viel tiefere und dadurch peinlichere Eindrücke empfangen müsse. — Wie dem auch sei, die Thatsache steht fest, daß sie vor allen Anderen sich zu Hinrichtungen drängen, und auch hier schimmerten die bunten Kleider aus verschiedenen Gruppen vor, und zeigten sich liebe angsterfüllte Gesichter — die aber doch etwas darum gegeben hätten, wenn die halb ersehnte — halb gefürchtete Execution ihren Anfang genommen.

Nur ein Wesen von Allen schien nicht aus Neugier hier herausgekommen — nur ein Herz von all' den Hunderten, die hier draußen versammelt waren, schien in Angst und Schmerz zu schlagen und vor dem nahenden Augenblick zu zittern. Das war ein junges Mädchen von kaum sechzehn Jahren, mit gar so lieben unschuldigen, wenn auch jetzt todtenbleichen Zügen, das unfern der Gruppe, wo der Gefangene lag, mit ihren zarten Händen den Sand tief aufgewühlt hatte, um eine irdene Flasche mit Wasser frisch und kühl zu halten. Aber sie sprach dabei kein Wort. Still und ineinander gebrochen kauerte sie auf der Stelle, und nur manchmal flog der angsterfüllte Blick der Stadt zu, denn sie wußte nur zu gut, daß von dort her das Zeichen für den nahenden furchtbaren Augenblick auftauchen mußte.

Der Gefangene selber wurde, wie schon bemerkt, nur von zwei Soldaten bewacht, und selbst diese wären nicht nöthig gewesen, denn man hatte ihm die Arme so zusammengeschnürt und selbst ein Seil um seine Füße und den nächsten Busch geschlungen, daß er ohne fremde Hülfe nie im Stande gewesen wäre, sich auch nur aufzurichten. Unfern von ihm aber standen drei Officiere der Franco'schen Armee in ernstem und lebendigem Gespräch, und der Blick, der manchmal von dem einen oder andern derselben zu dem Gefangenen hinüber flog, verrieth deutlich genug, daß er selber den Inhalt der Unterhaltung bilde.

Sie waren, weit besser und anständiger als die Soldaten, in eine der französischen ähnelnde Uniform gekleidet, und be-

sondets der eine von ihnen — ein noch junger Mann von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, hatte ein intelligentes, offenes Gesicht und scharf ausgeprägte Gutmüthigkeit in seinen Zügen — und doch betraf ihr Gespräch hier nichts weniger als Hochverrath und Meuterei. — Es galt das Leben des Verurtheilten.

So sicher sich auch Franco nämlich auf seine Soldaten verlassen konnte, die jedenfalls so lange bei ihm aushielten, als sie Aussicht auf Plünderung der eroberten Städte oder regelmäßigen Sold bekamen, so unsicher stand er mit seinen ecuadorianischen Officieren, meist jungen Leuten, die in Quito selber erzogen und anfänglich vielleicht nur durch das Abenteuerliche des Krieges angelockt worden waren, dem Usurpator ihre Kräfte zu leihen. Franco war außerordentlich reich an Versprechungen gewesen, und als der Krieg begann und er sich zum Dictator aufwarf, verkündeten seine Worte das Aufblühen der Republik zu einer nie geahnten Höhe. Kunst und Wissenschaft wollte er dabei gern begünstigen, aber der Soldatenstand sollte und mußte der geehrteste von allen sein. Er gedachte eine reine Militärrepublik zu gründen, und das verlockte manchen jungen Officier, sich ihm, in Aussicht einer brillanten Carrière, anzuschließen.

Franco war aber keineswegs der Mann, der seine wahren Absichten und Neigungen hätte lange geheim halten, oder den intelligenten Theil seiner „Unterthanen" hätte täuschen können. Nur zu bald trat der freche, sinnliche Mulatte in den Vordergrund, und da er selber recht gut fühlte, daß er bei den wirklichen Ecuadorianern von spanischer Abkunft keinen richtigen und festen Boden unter den Füßen habe, fing er an, sich mehr und mehr mit seinen eigenen Leuten, mit Mulatten und Negern zu umgeben, und diese auch, auf die er sicher rechnen konnte, zu Officieren zu machen.

Das natürlich entfremdete ihm den Sinn der „Weißen" mehr und mehr, aber nicht einmal eine Klage darüber durften sie laut werden lassen, denn überall hatte der kleine, mißtrauische General seine vortrefflich bezahlten Spione, und wehe dem Unglücklichen, der ihm gegründete Ursache zu Verdacht gab — er war rettungslos verloren und einem Kriegs-

gericht verfallen, das nur aus der unmittelbaren Umgebung des Generals selber bestand und eigentlich nichts als den Willen und Befehl des Dictators repräsentirte.

Viele Officiere bereuten deshalb jetzt den Schritt, der sie der Franco'schen Armee einverleibt hatte und sogar zwang, gegen ihre eigenen Quitener Freunde feindlich aufzutreten, aber — er war einmal geschehen und für jetzt wenigstens kein Rücktritt für sie möglich. Nur ein Ansuchen um Entlassung würde die schwersten und unberechenbarsten Folgen für sie gehabt haben, denn eine Anklage auf Hochverrath gegen sie wäre keinenfalls ausgeblieben.

In Furcht und Gehorsam hielt sie Franco damit — das ist wahr, aber ihre Zuneignng konnte er damit nicht gewinnen. Doch die verlangte er auch nicht. Sobald sie nur seinen Befehlen gehorchten, kümmerte ihn das Andere wenig genug, und in seinen aufgebauten Luftschlössern sah er sich schon, von seinen treuen Schaaren umgeben, im Palast von Quito, der ganzen reichen Republik Gesetze dictirend und indessen in den dort aufgehäuften und confiscirten Schätzen schwelgend. Er glaubte schon nicht einmal mehr an eine Schlacht, sondern da er Bodegas so leicht und ohne Blutvergießen genommen hatte, nur an einen Siegeszug durch das ganze Reich, der ihn mit leichter Mühe zum gefürchteten und mächtigen Präsidenten der Republik machte.

Bis dahin schien auch wirklich Alles zusammengetroffen zu sein, um seine kühnsten Pläne zu begünstigen und ihnen den Stempel des unbedingten Erfolgs aufzudrücken. Mit der Hülfe des peruanischen Präsidenten Castilla im Rücken, dessen Kriegsdampfer sogar vor Guajaquil lagen, von einer zahllosen Schaar von Stellenjägern, die bei solchen Revolutionen nie fehlen, sondern sie meist hervorrufen, umlagert und unterstützt, das meist aus Mulatten und Negern, aber durchschnittlich aus Gesindel bestehende Heer durch Aussicht auf Plünderung begeistert, schien in der That nichts seinen Siegeszug hemmen oder seiner rohen Willkür Einhalt thun zu können — nicht einmal seine Officiere.

Desto empörter waren aber deshalb gerade die besseren

unter ihnen durch den nutzlosen Blutdurst des kleinen Ungeheuers, das sich jetzt wieder ein neues Opfer ausersehen hatte, um dem gehaßten Quito seine Macht fühlen zu lassen, und wäre ihnen Zeit genug geblieben, wer weiß, ob nicht schon jetzt ein verzweifelter Widerstand sie vereinigt hätte. So aber drängte sich das ganze Ereigniß in wenige Stunden zusammen, eine Besprechung wurde zur Unmöglichkeit, und nur der Officier, dem die specielle Ueberwachung des Verurtheilten übertragen worden, sann einen kecken Plan aus, dem Gefangenen zu helfen und dem Usurpator das schon sicher geglaubte Opfer zu entziehen, ohne sich selber der Rache desselben preis zu geben. — Natürlich konnte dabei nichts mit Gewalt geschehen, nur allein die List mußte ihnen helfen.

José Fortunato war aber nicht der Mann, einen einmal gefaßten Plan wieder so rasch aufzugeben, und da ihn der Zufall noch so weit begünstigte, einen ihm gleichgesinnten Freund zugetheilt zu bekommen, lag ihm nur die Schwierigkeit ob, den dritten Kameraden sich ebenfalls geneigt zu machen, denn Villegas, der junge Officier und ebenfalls ein Quitener, oder doch aus der Nachbarstadt Ibarra stammend, haßte den Mulattengeneral wohl eben so viel wie sie, aber kannte auch dessen Macht und Grausamkeit, und zeigte anfangs nicht die geringste Lust, die Rache und den Zorn desselben auf sein eigenes, bisher noch ungefährdetes Haupt zu ziehen. Es liegt überhaupt nicht in dem Charakter der Ecuadorianer, irgend etwas für einen Andern zu thun, wo nicht der eigene Nutzen mit im Spiele ist und das Wagniß wenigstens einigermaßen lohnen könnte.

Die Drei standen etwas abgesondert von den beiden wachthabenden Soldaten, einem Cholo oder Eingeborenen und einem Mulatten, und Fortunato hatte eben seine ganze Ueberredungskunst aufgeboten, um den jungen Freund ihrer Sache zu gewinnen. Die Zeit drängte, und Franco konnte jeden Augenblick mit seinem Stabe erscheinen, ja hätte eigentlich schon lange auf dem Platze sein müssen, und dann war der Gefangene rettungslos verloren.

„Compañeros," sagte da Villegas, indem er sehr bedenk-

lich mit dem Kopf schüttelte — „das ist ein ganz verzweifeltes Unternehmen. Sehen Sie die Banden da drüben? — ein einziger Wink Francos', und sie fallen mit derselben Wonne über uns her wie über jedes andere Schlachtopfer, das dieses kleine Ungeheuer ihnen bezeichnet. Wenn man uns entdeckt!" —

„Aber es wird nicht entdeckt, Villegas," drängte Fortunato, „ich gebe Ihnen mein Wort, Alles, wobei ich betheiligt bin, sobald es nur nicht mich selber betrifft — glückt; artet aber in das schmählichste Pech aus, sobald ich persönlich das geringste Interesse dabei habe. Das ist aber hier gerade nicht der Fall; ich kenne diesen jungen Espinoza gar nicht — habe ihn in meinem Leben nicht gesehen und weiß nur, daß er aus einer guten und achtbaren Familie stammt, und des ihm zur Last gelegten Verbrechens so wenig schuldig ist wie Sie und ich oder de Castro da."

„Aber es soll wirklich ein verkappter Spion gewesen sein," wandte Villegas noch einmal ein, vielleicht um sich selber glauben zu machen, daß er es mit einem Verbrecher zu thun habe, dessen Rettung er kein Opfer zu bringen brauche.

„Spion!" rief de Castro, „Espinoza ist so wenig Spion wie ich. Daß diese Erzkokette, diese Celita, ihr Netz nach ihm ausgeworfen und ihn gefangen hat, das ist sein Verbrechen. Das erbärmliche Geschöpf aber wendet den Tod des Unglücklichen, den sie selber dem Verderben geweiht, nicht einmal ab, sondern beginnt schon wieder ihr Spiel mit dem Mörder."

„Ist überhaupt eine liebe Familie, die Sippschaft Buscada, Mutter wie Töchter," sagte finster der Hauptmann Fortunato, „gnade Gott dem, der in ihre Schlingen fällt."

„Aber wie, im Namen aller Heiligen, können wir dem armen Teufel helfen?" frug Villegas wieder. „Das Todesurtheil ist gefällt, dort lagern die Vollzieher, hier liegt das Opfer gebunden, und sobald Franco eintrifft, was jeden Augenblick geschehen kann, dauert es keine fünf Minuten mehr, und die Hinrichtung ist vollzogen. Sollen wir ihn etwa um Gnade bitten?"

„Nein, Kamerad," erwiderte Fortunato, indem er den

Blick vorsichtig umherschweifen ließ, „das wäre allerdings der verkehrte Weg und würde, wenn irgend etwas, gerade das Gegentheil von dem bezwecken, was wir zu erreichen wünschen. Aber wir haben einen andern Plan, und verlangen von Ihnen nicht einmal, daß Sie uns beistehen, sondern nur, daß Sie sich für kurze Zeit um nichts kümmern, was um Sie her vorgeht. Weniger kann man doch eigentlich kaum von seinem Verbündeten fordern!"

„Und darf ich nicht wissen, was Ihr vorhabt?"

„Sicher," lachte Fortunato, „denn daß Sie uns nicht verrathen, davon sind wir überzeugt. Sie werden dann aber auch selber einsehen, daß unser Plan so einfach wie gefahrlos ist. Von den neun Mann, die beordert wurden, den Verurtheilten zu erschießen, sind glücklicher Weise acht aus meiner Compagnie und unterrichtet und gewonnen. Sie laden blind und werden Espinoza keinen Schaden thun. Nur der neunte ist ein von Franco selber angeworbener, frisch eingetretener Rekrut, den wir nicht wagen durften in das Geheimniß zu ziehen. Er war früher Bedienter bei dem General und Helfershelfer bei allen seinen liederlichen Streichen. Er würde uns augenblicklich an Franco verrathen."

„Und der wird ihn todtschießen," rief Villegas.

„Wir haben allen Grund zu vermuthen, daß sein Gewehr versagen könnte," meinte Fortunato mit einem Seitenblick auf de Castro. „Sollte das aber doch nicht der Fall sein, nun so muß Espinoza der Gefahr dieser einen Kugel trotzen, die indeß nicht übermäßig groß ist, denn der Bursche hat vor wenigen Tagen das erste Gewehr in die Hand bekommen und weiß noch nicht damit umzugehen."

„Und welcher Zweck wird so erreicht?" sagte Villegas achselzuckend. „Wenn er auf die erste Salve nicht fällt, beordert Franco — wie das schon oft geschehen ist — neue Schützen vor, und eine oder die andere Kugel trifft ihn endlich sicher."

„Dafür ist gesorgt," versetzte Fortunato. „Dem Gefangenen werde ich schon einen Wink geben: sowie die Schüsse fallen, bricht er zusammen. Mein Cholo, der jetzt dort bei ihm Wache steht, ist treu wie Gold und mir ergeben. Auf

ihn können wir uns fest verlassen — nur des pockennarbigen Mulatten sind wir nicht sicher, aber der wird durch irgend einen gleichgültigen Auftrag entfernt. Ein Sarg steht schon im Gebüsch bereit, und haben wir ihn erst einmal da drin, ist er auch gerettet. Wer bekümmert sich denn noch nach einer Execution um einen Erschossenen und Gerichteten!"

„Aber deshalb gerade wird der Sarg auffallen," zweifelte Villegas, dem der Plan noch immer zu gewagt erschien, wenn er auch die Möglichkeit des Gelingens für sich hatte.

„Vielleicht ja," sagte de Castro ruhig. „Doch eine Entschuldigung dafür ist leicht gefunden. Sollte Franco, was ich kaum glaube, dennoch fragen, so sagt man ihm einfach, man habe den Sarg nur als Bahre hierher geschafft, um den Leichnam in den Fluß zu tragen und zu verhindern, daß die quitenisch Gesinnten ihm ein ehrlich Begräbniß geben, und das wird ihn sogar freuen."

„Stehen Sie uns bei, Kamerad," drängte nun auch Fortunato. „Die Wirthschaft mit dem Mulattengeneral kann ja nicht lange mehr dauern, und wer weiß, ob uns in späterer Zeit ein also gerettetes Leben nicht vielleicht das eigene erhalten mag. Der Krieg bringt wunderliche Wechsel."

„Gott weiß es," sagte Villegas mit dem Kopfe nickend. „Wenn's aber fehlschlägt, sind wir sofort um unsere Hälse."

„Doch nicht ganz," entgegnete Fortunato. „Dort drüben stehen unsere Pferde fertig gesattelt und mit festgezogenen Gurten. Müssen wir daher fliehen, so bringt uns die nächste Legua schon in Feindes Land, wohin uns Franco's Burschen nicht folgen dürfen. Es ist ja ein Kamerad, den wir retten wollen."

„Aber ich erfahre noch immer nicht," schalt Villegas, „was ich dabei zu thun habe, und beim Himmel! dort wirbelt der Staub schon auf — dort kommt Franco, und es bleiben uns keine zehn Minuten Zeit mehr. — Weiß denn der Gefangene von dem Plan zu seiner Rettung?"

„Noch nicht," sprach Fortunato, „aber zwei Worte genügen zur Verständigung für Jemanden, dessen Leben an einem Faden hängt. Gehen Sie dem General entgegen, de Castro, und überlassen Sie das Andere uns Beiden. Sie, Villegas,

haben weiter nichts zu thun, als — eben nichts zu sehen und unberufene Neugierige, die uns gefährlich werden könnten, abzuhalten. Wollen Sie das?"

„Meinetwegen," sagte der junge Mann, „ein toller Plan bleibt's immer, daß wir unsere Köpfe riskiren keines einzigen vernünftigen Grundes wegen, als einem wildfremden Menschen das Leben zu retten! Aber es sei. Liegt doch auch ein eigener Reiz darin, dem kleinen Mulatten eine Nase zu drehen. Also frisch an's Werk, — da drüben kommt er eben angesprengt."

Es war in der That keine Zeit zu verlieren, und Fortunato — nur noch einmal Villegas' Hand schüttelnd — schritt auf den Gefangenen zu. — Dieser hatte indessen, eben so gut wie die Officiere, die nahende Staubwolke bemerkt, womit der Augenblick seines Todes heranrückte, aber kein Zeichen von Schwäche prägte sich auf seinem Antlitz aus, das in der Erregung des Augenblicks nur um einen Schatten bleicher wurde. Fest biß er die Zähne, in tiefem Grimm zog er die Brauen zusammen, aber er regte sich nicht und schien entschlossen zu sein, seinen letzten Gang unerschüttert anzutreten.

„Compañero," flüsterte da eine leise Stimme an seiner Seite, und rasch drehte er das Antlitz danach, denn der Ton klang wie der eines Freundes. Aber sein Blick begegnete einem vollkommen fremden Gesicht und traf auf die verhaßte Uniform des Usurpators. Was anders hatte er von dessen Creaturen zu hoffen, als den Tod, und finster brütend starrte er wieder vor sich nieder.

Da berührte eine leichte Hand seine Achsel und die Stimme flüsterte wieder: „Guten Muth, Compañero, so lange Athem da ist, so lange ist Hoffnung. Wollt Ihr leben?"

„Eine freundliche Frage an den, für den schon die Gewehre geladen sind," lautete die trotzige Antwort. „Seid Ihr gekommen, Euren Spott mit mir zu treiben?"

„Mir bleibt keine Zeit zu einer Erklärung," drängte aber Fortunato. „Glaubt also meinem Worte. Ihr habt Freunde in der Nähe. Hört schweigend, was ich Euch sage. Keine Silbe — und liegt still, daß man keinen Verdacht schöpft. Hunderte von Augen hängen an uns. Sowie die auf Euch

abgefeuerten Schüsse fallen, von denen Euch keiner Schaden thun wird, werft Ihr Euch nach vorn über und zuckt nicht weiter. Das Andere überlaßt uns — habt Ihr mich verstanden?"

Der Gefesselte bejahte leise.

„Gut, und was auch kommen mag, Ihr brecht zusammen und rührt und regt Euch darauf nicht."

Ohne eine abermalige Antwort abzuwarten, winkte der Officier die beiden Wachen heran, hieß sie die Bande des Gefangenen lösen und hielt sich von da an von ihm entfernt.

Die in der Nachbarschaft gelagerten Mannschaften hatten allerdings den General heransprengen sehen, es aber nicht der Mühe werth gehalten, sich zu erheben und in Reih' und Glied zu treten. Die Sonne brannte heute furchtbar heiß von dem wolkenleeren Himmel nieder. Weshalb sich also ihren Strahlen früher als unumgänglich nöthig aussetzen! Franco selber verlangte einen solchen Zwang gar nicht. Er wußte, wozu er seine Banden treiben konnte, so lange er ihre Freiheit nicht zu sehr beschränkte, und war vollkommen mit ihnen zufrieden, wenn sie nur den gegebenen Befehlen gehorchten.

Sobald sich übrigens der Staub des heransprengenden Trupps, der wie eine Wolke auf der Ebene lagerte, etwas verzogen hatte, rief ein Trompetensignal die Mannschaft auf die Füße, und nicht ohne Schwierigkeit wurde ein weites Viereck gebildet und nur von der Seite offen gelassen, wo der Verurtheilte jetzt zwischen seinen Wachen unter der alten Weide stand. Diesem Baume gegenüber, und etwa achtzig Schritt davon entfernt, hielt der General mit seinem Stabe und beschäftigte sich, während die Vorbereitungen zum Tode des Unglücklichen getroffen wurden, damit, eine Orange zu schälen und zu verzehren. Einer seiner Begleiter, ein riesiger Mulatte, schien dazu eine sehr pikante Anekdote erzählt zu haben — General und Gefolge lachten herzlich. Was kümmerte sie das Menschenherz da drüben, das in wenigen Minuten aufhören sollte zu schlagen.

Fortunato sah indessen, wie die neun Mann, die de Castro zu befehligen hatte, aufmarschirten, und wollte eben

den Gefangenen niederknieen lassen — man durfte den General doch nicht zu lange den heißen Sonnenstrahlen aussetzen — als ein junges Mädchen, eine Flasche mit klarem Wasser in der Hand haltend, scheu und doch entschlossen zugleich auf den Gefangenen zuschritt, ohne die rohen Scherzreden, die ihr die Soldaten zuriefen, zu beachten — vielleicht sie nicht einmal zu hören.

„Zurück, mein Kind," sagte Fortunato laut, aber nicht unfreundlich zu der Nahenden, „das ist kein Platz für Sie." Aber die Jungfrau achtete nicht auf die Warnung. Wie von einer innern, unwiderstehlichen Gewalt getrieben, schritt sie auf den Gefangenen zu und reichte ihm lautlos, aber mit zitternden Händen die Flasche.

„Jacinta," sagte Espinoza mit weicher, tiefbewegter Stimme, „Du also bist es, die noch an den unglücklichen Benito denkt?"

„Trinkt," sagte das junge Mädchen, und das Wort rang sich ihr mühsam zwischen den Lippen vor, ihre ganze Gestalt zitterte — ihr Antlitz ward todtenbleich, und sie wäre zu Boden gesunken, wenn sie nicht Fortunato gehalten und ihr mit ein paar freundlichen Worten Trost zugesprochen hätte.

Ein heiseres Gelächter der Soldaten, die in der Entfernung Zeugen der Zwischenscene waren, erscholl, und vom General Franco mußte die Unterbrechung unliebsam bemerkt worden sein, denn ein gellendes Trompetensignal mahnte an die Bedeutung des Augenblicks.

„Gehen Sie fort, Señorita," sagte Fortunato, „meine Pflicht verbietet mir, Sie länger hier zu dulden. Kniet nieder, Señor."

„Ich will mit ihm sterben, laßt mich!" flehte das Mädchen in Todesangst und suchte ihre zitternde Schwäche gewaltsam zu bekämpfen. De Castro war mit seinem kleinen Trupp Executoren vormarschirt und die Gewehre rasselten, als die Soldaten ihre Patronen hinunterstießen. „Bahn frei, Fortunato!" rief er dem Freunde neben dem Gefangenen zu. Fortunato war in der peinlichsten Verlegenheit. Das Mädchen hatte sich, als sie den dröhnenden Klang der Waffen vernahm, in verzweifelnder Selbstvergessenheit an den Hals Es-

pinoza's geworfen und hielt ihn fest umklammert. Dauerte das Hinderniß noch eine Minute länger, so wußte Fortunato, daß der ungeduldige General Leute abschicken würde, die er dann nicht wieder beseitigen konnte, und sein Plan mußte scheitern, ja die Entdeckung der beabsichtigten Täuschung konnte nicht ausbleiben. In seiner Bestürzung faßte er den Arm der Unglücklichen und suchte sie loszumachen.

„Oh, um der Wunden Christi willen, Señor, laßt mich mit ihm sterben — gönnt mir doch die Kugel, die meinem elenden Leben ein Ende macht."

„Fort von ihm, wenn Sie ihn nicht verderben wollen," raunte ihr aber der junge Officier zu. „Er soll leben — wir retten ihn — aber eben darum hinweg von ihm, oder Sie selbst werden seine Mörderin."

„Ich?", rief die Unglückliche entsetzt und ließ los. Im nächsten Augenblick zog sie Fortunato am Handgelenk auf die Seite, und wieder erscholl das Signal, diesmal als Commando für den vorbeorderten Trupp, um sich fertig zu machen und zu feuern.

„Excellenz," wandte sich in diesem Augenblick einer der den General begleitenden berittenen Officiere an diesen, „wie ich zu meinem Bedauern sehe, hat man versäumt, dem Gefangenen einen Geistlichen beizugeben und ihm dadurch den letzten Trost der Kirche entzogen. Wollen Sie nicht Befehl geben, daß die Execution —"

„Lieber Fereira," unterbrach ihn barschen Tones der General, „thun Sie mir den einzigen Gefallen und bekümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten. Glauben Sie etwa, daß ich hier eine Stunde lang in der Sonne halten will, um zu warten, bis der Rebell unter geistlichem Beistand Gelegenheit gehabt hat, den lieben Gott um mein Verderben zu bitten? — Bah — die Sache hat schon viel zu lange gedauert, und wenn wir um jeden einzelnen Quitener so viel Umstände machen wollen, werden wir in zehn Jahren nicht mit ihnen fertig! Adelante!" und er hob dabei die Hand zum Zeichen, daß das letzte Commando gegeben würde. — „Was zum Teufel hatte die Mamsell bei dem Rebellen zu thun?"

Noch während er sprach, erschallten die Commandoworte: „Fertig zum Feuern! Legt an! Feuer!"

Die Schüsse knatterten nicht auf einen Schlag, sondern unregelmäßig hintereinander drein, und der Knieende fiel, ohne eine weitere Bewegung, ohne einen Schrei auszustoßen, nach vorn auf den Boden.

„So sollen alle Verräther sterben!" schrie der riesige Mulatte, der auf einem Maulthier in Majors-Uniform neben Franco hielt. „Es lebe Seine Excellenz unser verehrter General und Präsident! El viva!"

„El viva!" brüllten die nächststehenden Soldaten, während sich der Ruf in den Reihen fortpflanzte. Franco nahm gravitätisch seinen schweren, dreieckigen Hut ab, wandte sein Pferd dann und sprengte, ohne auch nur einen Blick auf sein Opfer zu werfen, von den Officieren gefolgt, in die Stadt zurück. Die Soldaten dagegen wollten, wie sie das gewöhnlich thaten, in aufgelösten Gliedern zu dem Erschossenen hinüber laufen, um zu sehen, wie die Kugeln getroffen hätten. Hier aber sprang ihnen Villegas in den Weg und de Castro's Stimme commandirte in lautem, donnerndem Ton: „Halt! Richt' Euch! Schultert's Gewehr — Bataillon formirt — erster Zug rechts abgeschwenkt! Marsch!"

Es dauerte ein paar Augenblicke, ehe sich die Soldaten in den unerwarteten Befehl finden konnten und in Ordnung kamen. De Castro aber, der ihnen schon bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt hatte, daß er nicht mit sich spaßen lasse, gönnte ihnen keine Zeit, sich auch nur umzusehen, und wohl oder übel mußten sie seinem Befehl gehorchen. Ganz fort brachte er sie aber doch nicht gleich, denn unter den Büschen, wo der Schwarm vorher gelagert hatte, war noch eine Anzahl erst halbgeleerter Agua ardiente- und Tschitscha-Flaschen zurückgeblieben, und die Leute murrten, daß sie diese im Stiche lassen sollten. Es lag übrigens gar nicht in de Castro's Plan, sie verdrossen zu machen, nur ihre Aufmerksamkeit wollte er von dem Gefallenen ablenken, und während er die Leute jetzt vor den Büschen aufmarschiren ließ, beorderte er die vorzutreten, die noch irgend etwas dort liegen hätten. Dann aber mußten sie wieder in Reih' und Glied treten, und unter

klingendem Spiel des Musikcorps, unter Trällern und Schwatzen der Soldaten, die das blutige Schauspiel lange vergessen hatten, oder doch so an derartige Scenen gewöhnt waren, um sie gar nicht mehr zu beachten, zog die Truppe in die Stadt zurück.

Nur Fortunato blieb mit vier Soldaten und ein paar Peons, die er jedenfalls dahin bestellt haben mußte, bei dem Leichnam, und während die Soldaten den Auftrag hatten, die neugierig herbeidrängenden Bewohner von Bodegas abzuhalten, brachten die Peons den bis dahin versteckt gehaltenen Sarg oder Kasten herbei, in welchem der Gefallene zum Fluß befördert und diesem so wie den darin hausenden Alligatoren übergeben werden sollte. Wer hätte sich in der Hitze damit quälen wollen, ein Grab für ihn zu graben!

3.

In Bodegas.

Wenn es unter den Städten Amphibien geben könnte, so müßte Bodegas eine von diesen sein, denn kein weiterer Platz der Welt theilt wohl seine Existenz so entschieden zwischen Wasser und festem Boden, wie dieser kleine betriebsame Ort, den aber jedenfalls nur die Noth an diesen wunderlichen Platz zwingen konnte. Nimmt man eine Specialkarte von Ecuador in die Hand — denn auf den gewöhnlichen Karten ist es nicht einmal angegeben, obgleich es den Schlüssel des ganzen ecuadorianischen Binnenhandels bildet —, so findet man es auf der Straße oder wenigstens in der Richtung zwischen Guajaquil und Quito, etwa einen halben Grad nordnordöstlich von Guajaquil an einem Strom oder Fluß, der das Wasser zahlreicher, noch nördlicher liegender Lagunen bei Guajaquil in den Strom gleiches Namens führt und durch voll-

kommen niederes, außerordentlich fruchtbares Land seine Bahn schlängelt.

Bis zu dieser kleinen Stadt aber und noch weit darüber hinauf ist die Strömung des Bodegasflusses nur von Ebbe und Fluth des Meeres abhängig und dadurch außerordentlich geeignet, eine Handelsstraße zu bilden, da er die schwerfälligsten Fahrzeuge mit der nämlichen Schnelle und Leichtigkeit, sowohl von dem Hafenplatz Guajaquil nach Bodegas hinauf, wie von diesem Ort hinab trägt. In der Regenzeit aber können die Lagunen das von den Cordilleren rasch herabstürzende Wasser nicht alles fassen; die niederen Ufer füllen sich schnell, und nun tritt die Fluth über die ihr bis dahin gesteckten Grenzen und überschwemmt das flache Land auf riesige Strecken.

In dieser Zeit ist denn auch die Handelsverbindung zwischen Guajaquil und Quito — da überdies die Maulthierpfade über die Gebirge grundlos und unpassirbar werden, vollständig unterbrochen, und wer noch von Bodegas aus in die näher gelegenen Ortschaften des höheren Landes will, muß zu einem Canoe seine Zuflucht nehmen, mit dem er gezwungen ist, zwischen den vorstehenden Wipfeln der Weidenbüsche und Bäume hin seine ungewisse Bahn zu suchen. Dann steht aber auch Bodegas vollkommen im Wasser, und die Bewohner verkehren unter einander aus der ersten Etage heraus durch Canoes oder andere kleine Fahrzeuge.

Die Gebäude selber sind darauf eingerichtet, und stehen entweder auf starken Pfählen und Balken, die der eindringenden und durchquillenden Fluth nicht zu vielen Widerstand leisten und ihr freien Spielraum lassen, oder auch auf festen Mauern, denen nur der obere Stock aus Holz aufgesetzt und das ganze Jahr über von den Familien bewohnt wird, während man die unteren Räume nur in der trockenen Jahreszeit zu Waarenlagern benutzt. In diesem heißen Klima verdunstet ja auch jede Feuchtigkeit rasch, und sobald das Wasser nur erst einmal wieder gefallen ist, werden die Gebäude bald wieder trocken.

Aber nicht alle Bewohner von Bodegas haben feste Wohnungen, denn es gehört immer eine große Umsicht dazu, den

rechten Moment zum Ausräumen zu erfassen, da die Wasser manchmal außerordentlich rasch steigen und oft den Waaren verderblich werden. Viele beziehen vielmehr für das ganze Jahr sogenannte Balsas, in denen sie mit großer Ruhe jede beliebige Veränderung der Fluth erwarten können, denn sie steigen und fallen mit ihr.

Diese Balsas sind, ihrer Bauart nach, außerordentlich tragfähig, denn sie bestehen aus nichts als einer Anzahl mit einander fest verbundener Balsastämme, die ein so vollkommen korkartiges und fabelhaft leichtes Holz haben, daß ein Mann ohne Anstrengung einen ausgetrockneten Balsastamm von zwanzig Fuß Länge und zwei Fuß Dicke auf seiner Schulter trägt. Diese Balsaflöße, gehörig überbaut und bedacht, bilden nicht allein einen Theil der Wohnungen von Bodegas, indem sie am Ufer befestigt werden und zu Kaufläden und Hotels dienen, sondern man benutzt sie auch als geräumige Fahrzeuge für den Waarenverkehr zwischen Quito und Guajaquil.

Außerdem wohnen in Bodegas sehr viele Arrieros (Maulthiertreiber), die mit ihren Thieren den Binnenhandel vermitteln. Sobald die Regenzeit aufgehört und die Sonne die bis dahin bodenlosen Wege ausgetrocknet hat, füllen ihre Caravanen die ganze Straße nach Quito. In Bodegas ist und bleibt aber der Knotenpunkt, wo sich die Waaren und Producte auf dem Wege nach dem Meere kreuzen. Wie eine Art von Binnenhafen empfängt es und liefert es aus, und fast jeder dort wohnende Kaufmann ist ein Spediteur.

Daß diesen Leuten der Kriegszug des Usurpators eben keine große Freude machte, läßt sich denken. Ihr Geschäft blüht nur im Frieden, bei ungestörtem, ununterbrochenem Handel. So lange Franco in Guajaquil und die von hier nach Quito führende Straße frei blieb, war der Verkehr wenigstens nicht ganz unterbrochen, denn ober- oder unterhalb Guajaquil hatte man immer noch Gelegenheit gehabt, kleine Ladungen verstohlen auszuschiffen. Jetzt aber, da er selber nach Bodegas gekommen, hörte das Alles auf. Kein bepacktes Maulthier durfte seitdem mehr nach dem Innern aufbrechen, daher denn auch Eilboten nach der nächsten bedeutenden Speditionsstadt Guaranda, am Fuß des Chimborazo, abgeschickt worden waren,

um die dortigen Kaufleute zu warnen und ihnen den baldigen Besuch von Franco's Armee anzukündigen.

Was Franco's Plan sei, wußte freilich Niemand, denn die Wenigsten glaubten, daß er in der That beabsichtige, gen Quito vorzurücken und das ganze Land sich zu unterwerfen. Die Idee klang zu abenteuerlich, um irgend eine Wahrscheinlichkeit zu haben, und doch bewies der kleine Mulatte bald darauf, daß er in der That nichts Geringeres beabsichtige, als den Hauptschlag gegen die Republik in deren eigenem Herzen und gegen ihren wundesten Fleck zu führen.

Franco selbst — wie er sich auch anders darüber gegen die Seinen aussprechen mochte — war keineswegs so fest von dem Sieg seiner beutegierigen Banden über die „quitenischen Rebellen" überzeugt, daß er es sofort gewagt hätte, die letzte Brücke — wozu er Bodegas rechnen mußte — hinter sich abzubrechen. Außerdem brauchte er den Ort und dessen Spedition für seine Truppenbewegung gegen das Innere, um den nöthigen Kriegsbedarf ungesäumt und mit allen zu Gebote stehenden Packthieren einzuholen und die Communication mit Guajaquil zu unterhalten. Daher hatten seine Leute strengen Befehl bekommen, sich ordentlich in Bodegas zu betragen und nichts zu nehmen, ohne dafür zu zahlen. Wie sehr er ihre Enthaltsamkeit damit auf die Probe stellte, das wußte jedoch Franco so wohl zu würdigen, daß er auch gleich an eine kleine Entschädigung seiner Soldaten gedacht hatte.

Drüben nämlich, über dem etwa sechzig bis achtzig Schritt breiten Strom, wo sich eine Menge Sand angeschwemmt und das Ufer dadurch mehr erhöht hatte, lag ein ziemlich großes und geräumiges Gebäude, eine Art Villa, die dem quitenischen General Flores, Franco's Erzfeind, gehörte. Dieselbe stand mit der Stadt in gar keiner Verbindung, es war nur ein Privatbesitz, und ihn beschloß Franco aus verschiedenen Gründen in Beschlag zu nehmen. Erstlich konnte er das große Gebäude vortrefflich gebrauchen, um es als Kaserne für seine Soldaten zu benutzen, und dann gab es diesen auch eine angenehme Beschäftigung, den Platz zu besetzen und nach Gutdünken darin zu wirthschaften. Als daher Franco von der Execution nach Bodegas zurückkehrte, nahm er sich kaum Zeit,

eine Flasche Champagner — sein Lieblingsgetränk — zu leeren, dann ließ er sich, ohne zuvor in seinem Quartier zu erscheinen, an das andere Ufer übersetzen. Natürlich wollte er den Platz erst besichtigen, ob er nicht Eins oder das Andere selber brauchen könnte, ehe er den Soldaten freies Spiel ließ.

Flores schien aber eine starke Ahnung gehabt zu haben, daß sein Eigenthum bei einer Ueberrumpelung von dem Usurpator zu allererst würde in Beschlag genommen werden. Er hatte in Zeiten Alles, was nur irgend von Werth war, ausräumen und nach irgend einem Versteck hin in Sicherheit bringen zu lassen. Der kleine Mulatte sah darum seine Bemühungen keineswegs so belohnt, wie er gehofft hatte, denn die Ansiedelung zeigte ihm nichts, was seine persönliche Habgier hätte reizen können. Aber eine kleine Unterhaltung für seine Soldaten bot sie immerhin noch. Franco erklärte deshalb die Besitzung als sein — oder wie er sich ausdrückte: als Staatseigenthum, und schickte augenblicklich eine Ordonnanz zurück, um „die Armee" herüber zu beordern und ihr die Gebäude erst zur Plünderung und dann zur Wohnung zu übergeben.

Plötzlich erwachte nun ein wunderliches und wildes Leben in Bodegas und vorzugsweise dort vor einem der größeren Gebäude, das früher der Regierung gehört hatte und jetzt zur Kaserne umgeschaffen war. Die Trompeter, von denen Franco eine außerordentliche Menge mit sich führte, riefen das Volk zusammen, alle nur irgend verfügbaren Boote und Flöße wurden herbeigebracht, um die Leute über den Fluß zu setzen, und kaum eine halbe Stunde später kreuzten die „Tapferen" den Strom, um sich jenseits wie die Heuschrecken über die freundlich gelegene Ansiedelung des Rebellengenerals hinzustürzen.

Kaum hatten sie, am Ufer angelangt, gehört, wie der Befehl lautete, als sie nicht einmal das Commandowort „Marsch!" abwarteten, sondern in einem wahren Wettlauf auf das etwa achtzig Schritt vom Ufer stehende Haus zustürmten und sich durch die verschiedenen Räume zerstreuten.

Jede zufällig verschlossene Thür wurde erbrochen, Alles für gute Beute erklärt, was nicht niet- und nagelfest war,

und zuletzt, vielleicht aus Aerger, daß der Raub doch nicht so reich ausgefallen war, als man erwartet hatte, zerschlug die wilde Rotte in rohem Uebermuth die Glasscheiben des ersten Stocks und schleuderte diese, unbekümmert um die eigenen bloßen Füße, sammt ihren Rahmen in den Garten hinab. — Franco, der mit einem vergnügten Lächeln der Verwüstung zugesehen, winkte jetzt sein Boot heran, um wieder nach der Stadt und seinem Quartier überzusetzen. Einer seiner Stabsofficiere blieb mit dem Auftrag zurück, die Unterbringung der Leute zu beaufsichtigen und so viel als nöthig neue Baracken aufzuschlagen.

Die Bewohner von Bodegas waren von ihren Häusern aus stille, aber nichts weniger als theilnahmlose Zeugen von dem Vandalismus gewesen, womit die Villa des allgemein geachteten und verehrten Flores behandelt wurde. Aber was konnten sie thun, als zähneknirschend zuschauen? Eher mußten sie sich noch Glück wünschen, daß Franco ihre eigenen Wohnungen mit einem ähnlichen Verfahren verschonte.

General-Franco landete indessen wieder, dicht vor seinem Quartier, zu dem er in einer nicht unbeträchtlichen Erhitzung hinaufstieg. Es war sehr schwül, und er hatte dem „Staatsdienst" ein außergewöhnliches Opfer durch seine heutige Anstrengung gebracht — es wurde Zeit, daß er sich jetzt auch dafür die Belohnung in Ruhe und Vergnügen holte.

Die hohe und schmale Treppe mußte er freilich noch hinaufsteigen, dann aber erwarteten ihn auch oben an den Stufen schon die Töchter der Señora Buscada: Celita und Teresa, die ihn hatten kommen sehen, und führten ihn in das Zimmer, wo Doctor Ruibarbo noch immer mit einer wahrhaft rührenden Geduld und Ausdauer sein Geld in Monte an die alte Dame verlor, die aber ihr Spiel selbst nicht unterbrach, als der General das Zimmer betrat.

Anders dachte der Doctor über eine solche Nichtbeachtung des Höchstcommandirenden, der als unumschränkter Herrscher in dem ganzen südlichen Theil der Republik gebot. Er legte die Karten hin, machte dem General eine tiefe Verbeugung und sagte mit seinem freundlichsten und gewinnendsten Lächeln:

„Excellenz, ich schätze mich glücklich, Sie am ersten Rast-

tage Ihres Siegeszuges begrüßen zu können, und muß nur um Entschuldigung bitten, wenn ich Ihnen gleich mit einer Bitte nahe."

„Guten Morgen, Doctor," sagte der General, ihm zunickend, während er seinen Hut abnahm und die Uniform aufknöpfte. Er befand sich hier „zu Hause", was brauchte er Umstände zu machen. — „Nun, was haben Sie schon zu bitten?"

„Nur eine Kleinigkeit. Excellenz wissen, daß ich ein Haus in Quito besitze."

„Aha — ich soll Ihnen keine Einquartierung hineinlegen," rief Franco mit einem widerlichen Kichern.

„Gerade das Gegentheil, Excellenz," beharrte aber der geschmeidige Ecuadorianer. „Ich möchte eben darum bitten, daß Eure Excellenz, sobald Sie die Hauptstadt genommen haben — was hoffentlich in spätestens vierzehn Tagen der Fall sein muß, denn das Land wird Sie mit Jubel begrüßen — gerade mein Haus als das Ihrige betrachten, um darin zu schalten und zu walten, wie Sie es für gut finden. Ich stelle es ganz und ausschließlich zu Ihrer Disposition."

„Sehr verbunden, Doctor," sagte der General und blinzelte ihn mit seinen kleinen, verschmitzten Augen an, „aber Sie wissen doch wohl, daß ich das mit allen Häusern in Quito so machen werde — vorausgesetzt nämlich, daß mir die Stadt nicht bis Latacungo eine Deputation entgegenschickt und um Gnade bitten läßt. Nur in dem Fall," setzte er mit einer halb spöttischen Verbeugung hinzu, „werde ich von Ihrer Güte Gebrauch machen können."

„In dem Fall rechne ist fest darauf," erwiderte der Doctor, ohne sich außer Fassung bringen zu lassen, „denn die Quitener —"

„Sind Sie nicht selber in Quito geboren?" unterbrach ihn der General.

„Leider," bejahte achselzuckend der Doctor, „und muß jetzt an meinen Landsleuten erleben, daß sie dem milden Scepter Eurer Excellenz mit Waffengewalt zu trotzen wagen."

„Beunruhigen Sie sich nicht darüber," versetzte Franco, „wir werden mit diesem Starrsinn fertig werden, und — da

fällt mir ein — Sie selbst hätten die beste Gelegenheit, Ihren Landsleuten einen Besuch abzustatten, wenn Sie als Militär- oder Oberarzt in meine Armee eintreten wollten. Wir brauchen tüchtige Kräfte, und es bietet sich Ihnen da eine vortreffliche Stellung."

„Excellenz sind zu gnädig," sagte der Doctor, dem das Anerbieten so unerwartet wie unerwünscht kam, „und ich würde mit einer wahren Wonne diese Gelegenheit ergreifen, mich nicht allein Ihrer Sache, sondern vielleicht auch Ihrer Person nützlich zu machen, wenn ich —"

„Nun? — wenn ich?" fragte lauernd der General.

„Nur die geringsten Kenntnisse von Chirurgie besäße," fuhr der Doctor gelassen fort, der nicht um die Antwort verlegen war. „Ich schmeichle mir ein ziemlich guter Arzt zu sein, aber — nur für innere Leiden und Curen. Die wenigen Versuche, die ich bei Verwundungen — besonders einmal bei einer Amputation — machte, sind so unglücklich ausgefallen, daß ich mir fest vorgenommen habe, das Leben meiner Mitmenschen nicht wieder durch meine Ungeschicklichkeit in Gefahr zu bringen."

„Das ist unendlich liebenswürdig von Ihnen," sagte der General trocken. „Aber wir langweilen die Damen mit unserer Unterredung. Donna Celita, ich habe Ihnen noch nicht einmal mein Compliment über Ihr gutes Aussehen gemacht, das sich seit heute Morgen wesentlich verbessert hat. Donna Teresa, dürfte ich Sie um etwas zu trinken bitten? Aber, Señora, wir haben Ihr Spiel gestört — wenn Sie gestatten, nehme ich ein wenig Theil daran — bitte, behalten Sie Platz, Doctor. — Das war ein verwünscht anstrengender Tag heute, und Ihr Landsmann hat uns warm gemacht."

Der Doctor biß, mit einer tiefen Verbeugung, die Zähne zusammen, aber sein Gesicht bewahrte unverändert das freundliche, glückliche Lächeln, mit dem er sich mit Allem, was der General auch sagen mochte, vollkommen einverstanden zu zeigen schien. — Dann setzten sie sich zum Spiel.

So rückte die Mittagszeit heran, und der General zog sich auf das Zimmer zurück, um seine gewöhnliche Siesta zu halten,

die aber heute, da er ungewöhnlich viel getrunken hatte, auch verhältnißmäßig ausgedehnt wurde.

Die Sonne neigte sich schon ihrem Untergange und die Luft begann sich abzukühlen, ehe Juan, General Franco's Diener, ein kleiner geschmeidiger Mulatte — und, wie das Gerücht ging, sein eigener außerehelicher Sohn — die zahlreich im Vorzimmer, d. h. auf dem großen Hausflur, wartenden Ordonnanzen und Unterofficiere anmelden konnte, denn in seiner Siesta hätte er den General nicht stören dürfen. Ihrer Abfertigung stand aber dann auch nichts mehr im Wege und sie erfolgte sehr rasch und summarisch. Franco war kein Freund von Umständen und von einem weitläufigen oder gar rücksichtsvollen Verfahren. Er gab seine Befehle, und damit basta — wer sie erhielt, hatte dafür zu sorgen, daß sie ausgeführt wurden. Ungehorsam oder Nachlässigkeit ließ er manchmal bei einem gemeinen Soldaten ungestraft passiren — nie bei einem Officier. Dadurch gerade machte er sich bei seinen Schaaren beliebt.

Die tollsten Gerüchte durchliefen indessen die Stadt — denn von dem heute Hingerichteten sprach schon kein Mensch mehr — daß Franco nämlich am nächsten Morgen nach Quito aufbrechen wolle und Flores ebenfalls mit einer Armee unterwegs sei — daß der Usurpator eine „Flotte" an der Küste hinaufgesandt habe, um das ganze Westufer zu besetzen und von dort aus ebenfalls ein Corps nach Ibarra zu schicken — daß in Guajaquil ein Aufstand ausgebrochen wäre und ein dort liegendes peruanisches Kriegsschiff die Stadt in Brand geschossen habe, und tausend andere theils unglaubliche, theils unmögliche Dinge — die Zeit wenigstens in Betracht gezogen, in der sie ausgeführt sein konnten, denn sonst hoffte man allerdings die Erfüllung des einen Theils derselben und fürchtete die des andern.

Etwas Wichtiges konnte aber nicht vorgefallen sein, denn wenn auch Franco heut Abend Depeschen in einem von vier Soldaten gerunderten Boot nach Guajaquil schickte, so zeigte er sich doch auch bald in Person auf der Straße, besuchte Kaffeehäuser, besichtigte die Kaserne und lachte und plauderte unbefangen mit den ihm begegnenden Officieren.

Es ist etwas Wunderbares um die sogenannten „Gerüchte", die oft auftauchen, ohne daß man im Stande wäre, ihrem ersten Ursprung nachzuforschen, und doch nur in sehr seltenen und Ausnahmefällen sich als vollkommen aus der Luft gegriffen erweisen.

Flores rüstete in der That in Quito, um gegen den Usurpator zu marschiren — an der Westküste hatten die Franco ergebenen Gouverneure Soldatenbanden herumgeschickt, um die ruhigen Strandbewohner einzuschüchtern und Rekruten auszuheben. Vor Guajaquil lagen zwei peruanische Kriegsschiffe mit dem ausdrücklichen Auftrag des Capitains, zur Verfügung des Präsidenten Franco zu bleiben, und in der Stadt war allerdings ein Complot entdeckt worden, sich des Platzes zu bemächtigen und das quitenische Triumvirat der drei Directoren, welche die einstweilige provisorische Regierung bildeten, auszurufen. Es war aber verrathen worden, und zwar zum Glück der Stadt, denn ohne eine Armee zur Deckung hätten die wenigen waffenfähigen und waffenlustigen Bürger den offenen Hafenplatz doch nie im Leben halten können. Franco wußte das und hegte nicht die geringste Besorgniß von daher, aber während er seine Maßregeln traf, um die Unruhigen unschädlich zu machen, konnte er sich auch nicht verhehlen, welche Stimmung über ihn selbst im Süden des Reichs herrschte. Er war nirgends geliebt, nur gefürchtet, und eine eigene boshafte Schadenfreude zuckte über sein ohnedies unheimliches Antlitz, wenn er sich überlegte, wie blutig er die Verräther bei seiner Rückkehr nach Guajaquil züchtigen wolle.

4.

Der quitenische Officier.

Fortunato hatte an jenem Morgen das junge Mädchen in einer Art Verzweiflung von dem vermeintlichen Opfer fort-

gezogen, denn ihre Einmischung drohte nicht allein seinen ganzen menschenfreundlichen Plan, sondern auch seine eigene Sicherheit zu gefährden. Espinoza selber kam ihm aber dabei zu Hülfe.

Wie durfte und konnte der Verurtheilte, rings umgeben von Franco's wilden Horden, auf Rettung hoffen! Das Trostwort jenes ihm fremden Officiers — wie konnte der ihm helfen? Nur die letzte Stunde — den letzten qualvollen Augenblick hatte er einem Kameraden erleichtern wollen, das war Alles, und Jacinta konnte er nicht länger leiden sehen, ihren Jammer wenigstens wollte er abkürzen. Armes Mädchen, so hatte sie ihn doch geliebt, während er einem andern Herzen — einer zauberisch schönen Gestalt — die Liebe dieses treuen Wesens zum Opfer brachte. Aber er sollte ja auch dafür büßen. Dort standen seine Henker, die Gewehre im Anschlag. Fast ohne Bewußtsein dessen, was er that, kniete Espinoza nieder und bot die entblößte Brust den gegen ihn gehobenen Rohren. Das Commandowort erscholl — er sah den zuckenden Blitz der abgefeuerten Gewehre, fühlte einen betäubenden Schlag und sank bewußtlos in den von seinem Blut gerötheten Sand.

Was weiter mit ihm vorging, wußte er nicht — nur wie in einem halben Traum hörte er die dicht über ihm geflüsterten Worte einer leisen Stimme: „Haben ihn die Halunken doch umgebracht?" Dann lag er in voller todähnlichen Ohnmacht, bis er seine Schläfe und Pulse gerieben fühlte und sich, als er die Augen aufschlug, in einem unbekannten düstern Raum, von fremden Leuten umgeben sah.

„Gott sei Dank, er lebt!" schlug ein fröhliches Jauchzen an sein Ohr, und als er bestürzt und fragend um sich schaute, schlangen sich ein paar weiche Arme um seinen Nacken. „Jacinta!" wollte er hervorstöhnen, als die Lippen des Mädchens ihm den Mund verschlossen, während ihre heißen Thränen seine Wangen netzten. Neben ihr aber stand jener Officier in der verhaßten Uniform des Usurpators und sagte kopfschüttelnd:

„Ein einziges Gewehr von allen neun Mann war geladen, und ich bin fest überzeugt, daß der Träger desselben ein ganzes

Balsahaus unter zehn Schüssen auf zwanzig Schritt neunmal fehlen würde, und doch ist Ihnen seine Kugel um kaum eines Messerrückens Breite am Leben vorbeigegangen. Aber er hat mehr Nutzen als Schaden damit gestiftet, denn ich bezweifle sehr, ob Sie Ihre Rolle als Todter nach der Salve ohne den etwas rauhen Kugelgruß so vortrefflich gespielt haben würden, wie es unter diesen Umständen der Fall gewesen."

„Aber was ist mir geschehen?" frug Espinoza, der sich noch immer nicht in seine Lage denken konnte.

„Was mit Ihnen geschehen ist?" rief Fortunato, „nichts weiter, als daß Sie standrechtlich und in aller Form verurtheilt und erschossen sind und bei der Gelegenheit einen Streifschuß am Kopf erhalten haben, der uns die Arbeit, Sie gleich einem Leichnam fortzuschaffen, außerordentlich erleichterte."

„Und jetzt? —"

„Müssen Sie sich bis nach Dunkelwerden versteckt auf dieser Balsa halten," erklärte Fortunato, „dann aber setzen Sie sich auf ein Pferd, das ich Ihnen bis dahin durch einen zuverlässigen Diener schicken werde, und machen — wenn Sie gutem Rath folgen wollen — daß Sie so rasch als irgend möglich in die Berge kommen. Einmal sind Sie dem kleinen Tyrannen Franco entgangen — das zweite Mal möchten Sie nicht mit einem leichten Fleischritz am Kopf davonkommen."

„Aber wer sind Sie?" rief Espinoza erstaunt, „der solchen Antheil an einem Fremden nimmt, um sein eigenes Leben an seine Rettung zu wagen?"

„Ein Hauptmann bei den Franco'schen Tiradores," sagte der junge Mann lächelnd, indem er militärisch grüßte; „aber," setzte er rasch und ernsthaft hinzu — „nehmen Sie einen andern Begriff von uns mit nach Quito hinauf, als daß Sie glauben sollten, wir Officiere hier wären mit der blutgierigen und rücksichtslosen Grausamkeit des Generals in allen Stücken einverstanden."

„Aber weshalb, um Gottes willen, bleiben Sie dann bei der Fahne, bei den Schaaren des Usurpators," rief Espinoza, „die unser schönes Vaterland verwüsten und deshalb alle

Schrecken eines zucht- und rechtlosen Krieges über den heimathlichen Boden heraufbeschwören?"

Fortunato zuckte die Achseln.

„Der Himmel weiß," entgegnete er, „wie das Schicksal manchmal so wunderbar unsere Loose wirft und uns dabei in Bahnen schleudert, die wir nachher — wir mögen uns sträuben, so viel wir wollen — nicht wieder verlassen können."

„Und weshalb diese Revolution? — weshalb dieser Versuch, die quitenische Regierung zu stürzen? Es ist mir unbegreiflich, daß der Mulatte so viel Helfershelfer finden konnte."

„Bah, er hat Geld, er wußte einen Theil des peruanischen Guano-Ertrages in seine Tasche zu leiten, das warb ihm die Soldaten, seine Versprechungen aber lockten auch uns Officiere auf die Leimruthe, und einmal im Gang — wer kann die rollende Lawine aufhalten? Aber jetzt habe ich wahrhaftig keine Zeit zum Plaudern, denn nachdem ich vorschriftsmäßig Ihren Leichnam in den Fluß geworfen — zum Besten des Franco'schen Staates und der Alligatoren — muß ich wieder in das Hauptquartier zurück, wenn meine Abwesenheit keinen Verdacht erregen soll."

„Ihnen also dank' ich mein Leben," sagte Espinoza, indem er dem Hauptmann gerührt die Hand entgegenstreckte. „Was brachte Sie dazu?"

„Ich will Ihnen etwas sagen," entgegnete Fortunato nach einem scheuen Blick auf das jetzt schüchtern zurückgezogene Mädchen. „Es ist in Bodegas ein ziemlich allgemein verbreitetes Gerücht, daß Sie Franco weit weniger für einen Spion als für einen Nebenbuhler hielt," fuhr er mit halblauter Stimme fort. Aber seine Rede mußte doch an das Ohr Jacinta's gedrungen sein, denn ihre Wangen erbleichten, ihre feinen Hände schlossen sich krampfhaft zusammen, und ihre Blicke hingen wie bittend an denen des jungen Officiers.

„Celita!" murmelte Espinoza leise vor sich hin. „Arme Jacinta, — aber ich kann nicht anders — ich muß nach Bodegas zurück."

„Nach Bodegas?" rief Fortunato erschreckt aus, „sind Sie des Teufels, Kamerad? In diesem Falle könnten wir Beide morgen früh noch einmal, aber dann zusammen, die kleine

interessante Scene von heute Morgen durchleben. Was wollen Sie in Bodegas?"

Espinoza schwieg, aber der mitleidige Blick, den er auf das junge Mädchen warf, verrieth dem Hauptmann, was ihn dorthin zurücktreibe und was er in Gegenwart Jacinta's nicht auszusprechen wagte.

„Geht nicht nach Bodegas, Señor," bat aber diese. „Eure Feinde sind wach und sie wollen Euer Blut. Flieht, bis die Macht dieses bösen Mannes gebrochen ist. — Es kann ja nicht lange mehr dauern, bis uns General Flores von den räuberischen Horden dieses Ungeheuers befreit hat."

„Ich danke Ihnen, Señorita, für das Compliment," scherzte Fortunato, „als einer der Führer dieser Horden. — Doch sie hat Recht, Kamerad," setzte er freundlicher, fast herzlich hinzu. „Sie dürfen sich und — mich nicht muthwillig einer solchen Gefahr preisgeben. Kehren Sie nach Quito zurück, aber sagen Sie dann auch unseren Landsleuten, daß unter Franco's Befehlen nicht lauter herzlose und blutgierige Menschen leben. Sie haben Freunde hier gefunden — bleiben Sie auch dort unser Freund. Wer weiß, ob wir nicht noch einmal zusammen und unter einer Fahne für die wahre Freiheit unseres Vaterlandes kämpfen."

„Das gebe Gott!" seufzte Espinoza.

„Und nun, Señorita," wandte sich Fortunato an das Mädchen, „muß ich Sie bitten, den Platz zu verlassen, denn wir dürfen um Alles in der Welt nicht die Aufmerksamkeit eines Spürhundes auf diese Balsahütte lenken. Heut Abend um zehn Uhr — haben Sie eine Uhr bei sich, Kamerad?"

„Ich hatte eine," sagte der junge Officier, „aber Ihre Leute —"

„Das kann ich mir denken," fiel Fortunato ein, „daß sie Ihnen die nicht gelassen haben — sie stehlen wie die Raben. Aber es bleibt sich gleich. Sie hören von hier aus den Zapfenstreich, den unsere Musiker mit einer bewundernswerthen Ausdauer durch die ganze Stadt trompeten und trommeln. Gleich nachher hole ich Sie mit einem Boot ab. Wir haben dann Fluth, und mittelst dieser bringe ich Sie eine halbe Legua aufwärts zu einer Hütte, wo ein Pferd für Sie bereit

stehen soll. Sind Sie klug, so halten Sie sich dann selbst in Guaranda nicht auf, denn in kürzester Frist werden wir mit dem Heere dort sein und — unsere Spione sind uns schon vorausgegangen."

Das junge Mädchen hatte ihre Mantille fester um sich her gezogen. Sie zauderte keinen Augenblick, der Aufforderung Folge zu leisten. So gewaltsam aber Jacinta auch ihr Gefühl in jenem ersten Moment übermannt hatte, wo sie den Todtgeglaubten lebend, athmend — gerettet vor sich sah, so schüchtern, so zurückhaltend zeigte sie sich jetzt.

„Adios, Benito," flüsterte sie Espinoza zu, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte. „Gott schütze Ihren Weg und führe Sie sicher aus der Gewalt Ihrer Feinde — Jacinta wird für Sie beten — heute und immer, und — wenn wir uns im Leben nicht mehr begegnen sollten, so — denken Sie wenigstens manchmal freundlich an die arme Jacinta — der Himmel sei mit Ihnen."

„Jacinta," rief Espinoza und streckte die Arme nach ihr aus, aber das Mädchen entzog sich ihm und glitt wie ein scheues Reh aus dem Haus, um im nächsten Augenblick draußen in den Uferbüschen zu verschwinden.

„Jacinta!" wiederholte Espinoza, von der raschen Flucht bestürzt, und machte eine Bewegung, als ob er ihr folgen wolle. Fortunato ergriff seinen Arm und sagte freundlich:

„Lassen Sie das Kind, Kamerad — es ist das Beste, was sie thun kann, denn ihr treues Herz denkt nur an Ihre Sicherheit, nicht an sich selber. Jetzt aber, da sie fort ist, noch ein Wort über jene Señorita in der Stadt, Celita Buscada, für die Sie im Begriff waren die arme Jacinta zu opfern."

„Und was soll's mit ihr?"

„Weiter nichts," sagte der Hauptmann mit Nachdruck, „als daß sie eine abgefeimte, herzlose Kokette ist — halt, Kamerad — ruhig Blut. Ich erzähle Ihnen nicht blos Gerüchte wieder, die ich in der Stadt gehört und die eben so gut falsch und erdichtet sein könnten, sondern ich spreche aus Erfahrung, denn, damit Sie es nur wissen, Donna Celita

war auch schon einmal — meine Braut — wenn Sie das vielleicht überzeugen kann."

„Ihre Braut?"

„Nach allen Regeln bürgerlicher Sitte, denn wir hatten die Ringe gewechselt und ein solennes Verlobungssouper in Guajaquil genossen. Señora Buscada aber, die — was man ihr lassen muß — die Augen offen hält, wo es ihren eigenen Vortheil oder den der Ihrigen gilt, und die sich Gott weiß aus welchem Grunde eingebildet hatte, daß ich steinreich wäre, kam bald dem Gegentheil auf die Spur. Meine liebenswürdige Celita verlangte nämlich eine Unmasse von kostbaren Geschenken und entwickelte eine solche Leidenschaft für Diamanten und ähnliche Spielereien, daß ich ihr geradezu gestand, ich hoffe sie als ihr Gemahl von meinem Sold anständig ernähren zu können, aber zu solchen theuren Liebhabereien reiche meine Kasse lange nicht hin. Damit war dem Faß der Boden ausgestoßen. Celita fand in Kurzem, daß sie — was sie anfangs nicht für möglich gehalten — doch vielleicht im Stande sein würde, ohne mich leben zu können; außerdem machte ihr gerade in der Zeit ein junger, sehr reicher und sehr splendider englischer Marineofficier den Hof, und die Mama hielt es für passend, den Moment zu benutzen und mir in einer geheimen Conferenz zu gestehen, sie glaube nicht, daß mich Celita glücklich machen könne, deshalb sei es heilsamer für mich, ich träte zurück. — Seitdem hat die junge Dame ihre Liebhaber noch ein paar Mal gewechselt, und ganz natürlich, denn Liebhaber sind, wie sich nicht leugnen läßt, überhaupt eine Liebhaberei — und Donna Celita ist, was sich ebenfalls nicht leugnen läßt — ein sehr interessantes und pikantes Mädchen, aber — ein Herz hat sie nicht, Kamerad, und daß Sie ein treues Gemüth, ein liebes Mädchen jener grundfalschen Dame wegen von sich stoßen sollten, das mögen Sie mit Ihrem Gewissen berathen."

Espinoza hatte in zitternder Spannung dem Bericht gelauscht, und kaum hörbar stahlen sich ihm die Worte über die Lippen: „Und wer sagt Ihnen, daß sie mich nicht in diesem Augenblick beweint?"

„Wer mir das sagt?" lachte Fortunato, „Compañero,

dazu brauche ich keinen Argus. Meinen Hals wollte ich gegen eine Flasche Champagner wetten, daß sie in diesem Augenblick mit Ihrem Mörder, dem kleinen Mulattengeneral, kokettirt, denn Señora Buscada ist, wie gesagt, eine geschiedte Frau, und Franco, der „Sieger Ecuadors", liegt nicht zum ersten Mal zu den Füßen Ihrer Angebeteten und — wohnt jetzt nicht umsonst in deren Hause."

„Franco?"

„Seine Excellenz," bestätigte Fortunato. „Doch nun zum Abschied, Kamerad. Also verlassen Sie diese Balsawohnung unter keiner Bedingung vor Nacht. Ihr Leben hängt davon ab. In dem kleinen Gemach nebenan haust ein alter, mir vollkommen ergebener Quitener — ihm dürfen Sie vertrauen, und er wird Ihnen bis dahin verschaffen, was Sie hier brauchen. Noch Eins — bei Gelegenheit der Uhr sind Ihnen von meinen liebenswürdigen Kampfgenossen wohl auch die Westentaschen ausgeräumt worden, wie?"

„Sie haben nichts vergessen," lächelte der junge Officier.

„Selbstverständlich," sagte Fortunato und fügte hinzu: „Ich bin freilich selber nur in sehr seltenen Fällen gut bei Kasse, aber etwas müssen Sie haben, um Ihren Weg zahlen zu können. Bitte, machen Sie keine Umstände, Kamerad; wer weiß, wie bald ich einmal in dieselbe Lage kommen könnte, Geld bei Ihnen zu borgen" — und dabei drückte er ihm ein Unzenstück in die Hand. — „So," fuhr er dann fort, „das wäre also abgemacht. Punkt zehn Uhr bin ich mit dem Boot hier, oder — wenn ich nicht selber kommen könnte — denn Franco's Launen kennt Niemand — so schicke ich Ihnen einen zuverlässigen Mann."

„Und wie soll ich Ihnen für solche Güte danken?"

„Reden wir nicht davon," beschwichtigte der leichtherzige Officier, „hab' ich doch meinen Spaß wie mein innerlichstes Genüge an dem kleinen Abenteuer gehabt — also hasta luego, Kamerad — hasta luego," und seine Dienstmütze ergreifend, trat er zu der Thür der Balsahütte, sah erst einen Augenblick hindurch, ob er Niemanden draußen bemerkte, und schritt dann rasch über die Planken, die das auf das Floß gebaute Haus mit dem Ufer verbanden.

Die Balsahütte lag etwa tausend Schritt oberhalb Bodegas, dicht unter dem stark mit Weidenbüschen bewachsenen Ufer, das jetzt, da die Fluth kaum erst zwei Stunden eingesetzt, noch ziemlich hoch mit seinen lehmigen Bänken emporragte. Was der Eigenthümer des ziemlich unbeholfenen Fahrzeugs hier an diesem abgelegenen Winkel suchte, wäre zwar in ruhigen Zeiten ein schwer zu lösendes Räthsel gewesen, denn nicht einmal eine menschliche Wohnung lag in der unmittelbaren Nähe des Platzes. Jetzt aber in Kriegszeiten ließ sich schon eher eine Vermuthung aufstellen, denn Maulthiere mit ihren Lasten brauchten eben keinen gebahnten Weg, um diesen Platz zu erreichen, und ob er nun aus- oder einladen wollte, gestört wurde er hier von Franco's Truppen sicher nicht. Vom Ufer aus war die Balsa auch fast gar nicht zu erkennen, und man mußte sich, oben angelangt, wirklich erst durch das Gewirr dichtverwachsener Zweige hindurcharbeiten, wenn man den Platz, in der Richtung nach der Stadt zu, verlassen wollte, denn der vorerwähnte Maulthierpfad führte nur von Norden, und eine kurze Strecke dicht am Ufer hinlaufend, hier herein.

Fortunato hatte jetzt den obern Rand erklommen und wollte eben in das Gestrüpp eintauchen, als er, ordentlich wie auf einer bösen That ertappt, zusammenschrak, denn dicht neben ihm richtete sich eine Gestalt empor, die dort jedenfalls auf der Lauer gelegen haben mußte, und worin er auf den ersten Blick jenen Mulatten erkannte, der den Gefangenen heute Morgen mit bewacht und den er nachher mit mußte zum Transport der „Leiche" verwenden, um keinen Verdacht zu erregen.

„Und was thust Du noch hier, mein Bursch," fuhr er ihn, aber rasch gesammelt an — „hab' ich Dir nicht befohlen, Dich augenblicklich wieder den Kameraden anzuschließen? Glaubst Du, daß der General seinen Leuten gestattet, Strandspaziergänge ohne seine Erlaubniß vorzunehmen?"

„Was thut's," feirte der Mulatte und zeigte dabei zwei Reihen scharfer und blendendweißer Zähne, „General Franco ist gut genug, und gönnt einem armen Teufel auch einmal einen Nebenverdienst. Señor haben aber so gut für die Kleinig-

keit gezahlt, daß ich Sie auch nicht gern allein hier durch den Busch wollte gehen lassen. Die verdammten Quitener streichen in der Nähe herum, und einen Officier unserer glorreichen Armee abzufangen, wäre ihnen gerade recht."

Fortunato sah ihn scharf an. Aus den verschmitzten gelben Zügen war nichts herauszulesen, als was der Bursche gelesen haben wollte, und der junge Officier, der seine Gründe hatte, ihn bei guter Laune zu erhalten, sagte so freundlich, wie es ihm in dem Augenblick möglich war:

„Es ist gut — ich danke Dir, Viruta, aber jetzt komm, denn wenn Seine Excellenz nach uns Beiden verlangen sollte, wäre es doch besser, daß man uns nicht zu suchen brauchte." Damit brach er sich seinen Weg durch das Gestrüpp.

Der Mulatte schien nicht übel Lust zu haben, noch eine Weile auf seinem Platz auszuharren, und warf einen verlangenden und raschen Blick dorthin zurück, aber es ging doch nicht gut. Er hatte selber erklärt, daß er nur seines Officiers wegen hierher gekommen war, und konnte diesen jetzt nicht allein gehen lassen. Als er ihm aber folgte murmelte er leise vor sich hin:

„Mit der Dämmerung bin ich wieder hier, und dann wollen wir doch herausbekommen, was in dem Hause steckt; umsonst zahlt der Hauptmann kein Trinkgeld für das, was wir so thun müssen, und wenn ich bei einem Geheimniß mithelfen soll, will ich es ganz haben — oder gar nicht."

5.

Ein Familienabend.

Die Sonne neigte sich schon dem Horizont und nahm jene rothdüstere Färbung an, die in den Tropen durch die erhitzte und auf der Erde lagernde Luftschicht den Ball fast

wie dunkelglühendes Metall erscheinen läßt. Aber schon mit dem Aufhören der sengenden Sonnenstrahlen, die über Tag fast senkrecht auf den zu Staub gedörrten Boden niedergebrannt, sank das Thermometer, und wie mit dem Landwind die Luftströmung aus den Schneegebirgen herunter über die Niederung strich, kühlte sich die Atmosphäre in unglaublich kurzer Zeit ab.

Am Himmel und den einzeln darüber verstreuten nebelgleichen Dunstwolken zeigte sich jener wunderbar reiche, gold, lila und carmoisinrothe Schein, der nur den Wendekreisen eigen ist, und legte sich wie ein Duft auf das ganze in der Abendfrische wie froh aufathmende Land. — Sonst aber ruhte Todtenstille auf der Scene; keine Grille zirpte, kein Frosch quakte, selbst kein Vogel sang und zwitscherte — nur aus der Ferne schallte in langsamen Zwischenräumen das dumpfe Grollen und Donnern des Sangaï, des mächtigen feuerspeienden Bergriesen herüber, daß es beinahe klang, als erzittere der Boden bis hierher von der furchtbaren, gewaltigen Kraft, die in weiter Ferne kochte und gährte.

Aber was kümmerte die Mahnung das leichtsinnige Menschenvolk, das an die Stimme von Jugend auf gewöhnt war, und wenn der Ton einmal stärker als gewöhnlich zu ihnen drang, höchstens sagte: „Der Alte brummt heute aber ordentlich.“ Mit der kühleren Abendluft kamen die Leute aus ihren Häusern, und ob ihnen die Soldaten auch eben keine willkommenen Gäste sein mochten, neue waren es doch, und Frauen und Kinder besonders freuten sich an den wunderlich montirten Musikanten, die es heute, als an dem ersten Abend, ausdrücklich darauf abgesehen zu haben schienen, die Bewohner von Bodegas zu überraschen.

Es war aber auch in der That, als ob die halbe Armee aus lauter Trompetern und Trommelschlägern bestände, so formte sich bald hier, bald dort ein kleiner Trupp, blies und hackte einen kurzen lustigen Marsch oder einen Fandango, zog dann mit klingendem Spiel die Straße hinab und war noch nicht außer Hörweite, als ein anderer seine kaum verlassene Stelle einnahm, um den musikalischen Skandal auf das Hartnäckigste fortzusetzen.

Und wie ruppig die Burschen aussahen! Blaue Jacken

mit einst blank gewesenen Knöpfen — denn wer dachte hier an Putzen — hatten die Meisten, auch schwarzes Haar, schmutzige Gesichter und bloße Füße, und darin etwa waren sie uniform; alles Andere aber schien dem Zufall überlassen gewesen zu sein, wie er sie kleiden wollte, denn nicht einmal die Kopfbedeckung gehörte einer Truppe an. Wer dazu ein buntseidenes Halstuch hatte kaufen oder — stehlen können, trug es — weiße und bunte Hemden, nicht selten sogar lichte Jacken und eben solche Beinkleider, die allerdings auch am besten zu dem Klima paßten — aber es fehlte auch wahrlich nicht an blauen, grünen, gestreiften und großcarrirten Hosen, viele zerrissen, manche geflickt, kurz ein ähnliches Corps möchte kaum in einem andern Theil der Welt aufgelesen und zusammengetrieben werden können, wie gerade in Süd- und Mittelamerika — hier aber auch in all' den verschiedenen kleinen Republiken — Chile und Peru ausgenommen.

Vor dem Hause der Señora Buscada schien aber ein permanentes und ohrzerreißendes Concert unterhalten zu werden, denn hier begannen und schlossen sämmtliche verschiedene Corps, und gnade Gott, wenn zwei zufällig zusammentrafen und nicht gleich eins dem andern weichen wollte. Es fiel ein paar Mal vor, daß der General dann selber diesem übermäßigen Diensteifer Einhalt thun mußte, denn die Damen oben konnten es im wahren Sinne des Wortes nicht mehr aushalten.

Bei Señora Buscada war heute, zur Feier des Empfanges Sr. Excellenz, große Soirée, die aber eigentlich mehr aus einem unfreiwilligen Picknick nicht geladener Gäste bestand, denn die Señora, die gar nicht daran dachte, ihrer eigenen, sehr schwachen Kasse eine übergroße Last aufzubürden, war klug genug gewesen, die verschiedenen Kaufleute, die Brauchbares besaßen, wissen zu lassen, der General würde eine derartige „kleine Beisteuer" zu dem Bewillkommnungsfeste freundlich aufnehmen, während sie Sorge tragen wollte, daß er die Namen der verschiedenen Geber auch erführe und behalte.

Ein solcher Wink, der vielleicht gar von dem gegenwärtig allmächtigen General ausging, war unmöglich falsch zu verstehen, und was auch die Gesinnungen der Bewohner von

Bodegas gegen den Mulatten sein mochten, es mußte ihnen Allen daran liegen, ihn freundlich gesinnt zu halten — noch dazu, da seinem Wunsch mit einer solchen Kleinigkeit, ein paar Blechbüchsen mit Hummersalat, Gänselebern und dergleichen eingemachten Delicatessen genügt werden konnte. Das Getränk hatte Franco von seinem eigenen Lieferanten mit aus Guajaquil heraufgebracht, denn er trank gern, wenn auch gerade nicht unmäßig, und ein Korb Champagner war nicht allein zu der heutigen Festlichkeit herbeigeschafft worden, sondern sogar in Eis gestellt, und zwar in Eis, das nicht von den nahen Schneegebirgen, sondern von den fernen Seen Nordamerikas in Schiffen nach Cap Horn und Guajaquil geführt worden, und sich bei diesem riesigen Transport noch billiger stellte, als wenn man es von dem Sangaï oder Chimborazo zu Thal geschafft hätte.

Allen Vermuthungen nach sollte man glauben, daß sich die Wittwe Buscada, auf deren Schultern heute eine solche Last von Verantwortlichkeit ruhte, mit ihren Töchtern in einem nicht unbedeutenden Grad von Aufregung befunden haben müsse und bestrebt gewesen wäre, Alles auf das Beste und Sorgsamste herzurichten. Eine deutsche Hausfrau wenigstens würde in Angst und Sorgen, daß auch nicht das Geringste fehlen möchte, vom frühen Morgen an gearbeitet und geschafft haben, und Abends — nach einem solchen Genuß — todmüde auf ihr Lager gesunken sein.

Nicht so Señora Buscada. Von dem Balsa-Hotel, das ein Franzose auf dem Fluß, ihr schräg gegenüber hielt, hatte sie sich einen Koch für heut Abend gemiethet, — der mußte für die Herstellung der Mahlzeit einstehen — das Decken der Tische besorgten die Dienstboten und Franco's Juan — ein sehr geschickter Bursche in solchen Dingen. Die Señora saß also gegen Abend, trotz der im Hause herrschenden Geschäftigkeit, noch immer in ihrem Morgenkleid mit Doctor Ruibarbo und einigen indessen eingetroffenen Officieren bei ihrem Kartenspiel, während Franco mit den beiden jungen Damen vorn auf dem, den Strom überschauenden Balkon stand und den Serenaden lauschte, die ihm seine Getreuen brachten — oder ihnen vielmehr nicht lauschte, denn er unterhielt sich unterdessen

so angelegentlich mit den beiden Schönen, daß er verschiedene Male, wie ganz in Gedanken, seinen Arm um Celita's Taille legte und seine gute Laune auf's Aeußerste gesteigert sah, als er — bei dem Erfassen ihrer Hand — den leisen Gegendruck derselben fühlte.

Aber auch Señora Entonza, die Schwester der Señora Buscada, und eine alte Freundin und Verehrerin Franco's, hatte sich eingefunden und Theil an dem Spiel genommen, und Doctor Ruibarbo vorzüglich war voller Aufmerksamkeiten gegen sie, ohne daß Franco selber Notiz von ihr genommen hätte. — Was kümmerten ihn die ältlichen Damen, wo er sich hier so jungem, frischem Leben gegenüber sah — und was man auch gegen den kleinen, intriguirenden und blutdürstigen Mulatten vorbringen mochte, er hatte jedenfalls Geschmack.

So lange es noch hell war, konnte man dabei deutlich von dem Balkon aus das Wirthschaften der Soldaten an der gegenüberliegenden Villa des General Flores erkennen, denn die Räume dort waren nicht für genügend groß befunden worden, um die dahin bestimmte Mannschaft unterzubringen, und in dem Garten selber mußten deshalb neue Baracken aufgeschlagen werden. — Wie aber die Bande da drüben unter den Obstbäumen und in den Anlagen wüthete! Was man brauchen konnte, fiel unter dem Streich der Aexte. Das Badehaus wurde eingerissen, um seine Bretter zu Dachwerk herzugeben; die Dielen selber riß man zu eben dem Zweck aus den Zimmern, und überall in den sonst so freundlichen Anlagen loderten Feuer auf, die mit dem Holz von Cacao- und Kaffeebäumen genährt wurden, um die Abendmahlzeit für die Soldaten daran zu bereiten.

Ein boshaftes Lächeln zuckte um Franco's Züge, als er, mit der Hand dort hinüber deutend, zu seiner schönen Nachbarin sagte:

„Bei General Flores scheint heut Abend große Gesellschaft zu sein, und er hat uns nicht einmal eingeladen."

„Er feiert wahrscheinlich den Triumph Eurer Excellenz," lächelte Celita.

„Hahaha!" schrie Franco in einer wahren Exaltation von Entzücken. — „Das ist sehr gut — vortrefflich — Flores

meinen Triumph — Señorita, Sie sind ein Engel —" und er hob dabei ihre Hand an seine Lippen.

Unten durch das Gedränge vor dem Hause schritt ein Mann, einen alten breiträndigen Strohhut tief in das Gesicht gezogen und seine Gestalt von einem mitgenommenen, schon zerrissenen und oft geflickten Poncho vollständig bedeckt. Er warf einen Blick nach der Gruppe und schritt dann quer über die Straße herüber, dem Nachbarhaus zu, in dem er verschwand. Aber Niemand achtete auf ihn, denn ein Musikcorps hatte kaum begonnen den Francomarsch zu spielen, als ein anderes um die Ecke bog und mit einem wahren Feuereifer und in einer vollkommen andern Tonart eine Art von Marimba hinausschmetterte.

„Heilige Jungfrau, meine Ohren!" schrie Celita und sprang, sich die Hände an den Kopf haltend, von dem Balkon zurück.

„Genug, lieben Leute, mehr als genug!" rief Franco, indem er mit der Hand vom Balkon niederwinkte. „Uebergenug!" — Aber es half nichts — Niemand sah oder achtete mehr auf den General, denn es war als ob eine blinde Wuth die Musikanten erfaßt hätte, die in wilden Fanfaren einander zu überbieten suchten. Er mußte zuletzt seinen Diener hinunterschicken, der, als alles Zureden und Zuschreien nichts half, den halb wahnsinnig gewordenen Künstlern die Instrumente vom Munde wegriß und dabei nach oben auf den General deutete. Das endlich brachte sie zur Besinnung, und unter dem Lachen und Jubeln der Zuschauer, die sich ganz besonders an einem solchen Wettkampf ergötzten, zogen sie endlich nach verschiedenen Richtungen ab.

Indessen war es auch Zeit geworden, die Tafel zu decken, und die Spieler mußten ihren Platz räumen. Während Señora Buscada aber in ihr Zimmer ging, um endlich für den Abend Toilette zu machen, beschäftigte sich der Doctor mit ihrer Schwester, gegen die er die Aufmerksamkeit selber war und ihr nicht oft genug wiederholen konnte, wie liebenswürdig sie heut Abend aussähe und wie glücklich er sich fühle — ihr das sagen zu dürfen.

Señora Entonza war allerdings noch eine Frau in ihren besten Jahren, d. h. etwa vierunddreißig Jahre alt, womit sie in einem kälteren Klima noch für eine junge Frau hätte gelten können. Die Temperatur von Guajaquil geht aber nicht vierunddreißig Jahre spurlos an einer der Töchter des Landes vorüber, und die Señora würde schon lange für passée gegolten haben, wenn nicht ein sehr werthvolles Grundstück in der Hafenstadt, ein Haus in Quito und etwa hunderttausend Dollars baar Geld ihrer ganzen Erscheinung einen verjüngenden Glanz verliehen hätten.

Der Doctor galt in der Republik für einen sehr gescheidten Mann — er behauptete das wenigstens und war jedenfalls dadurch berühmt, eine der besten Antiquitätensammlungen zu besitzen, die wirklich werthvolle Stücke ausgegrabener Gegenstände in Gold, Erz und irdenen Waaren der Republik Columbia — besonders aus Neu-Granada und Ecuador in sich schloß. Er war auch stolz darauf und hatte schon ein etwas voluminöses Werk über diese Sachen geschrieben, worin er mit großem Scharfsinn eine Menge von Daten aufstellte, die indeß von anderen Gelehrten Ecuadors als reine Phantasien oder „irrthümliche Auffassungen" hingestellt wurden — eine sehr wunderliche Thatsache, die aber auch in anderen Theilen der bekannten Erde vorkommt, denn darin besteht ja besonders die Kraft derartiger Herren, Alles zu negiren, was sie nicht selber entdeckt haben, und nur das zu benutzen und auszubeuten, was in ihr eigenes System paßt oder dazu passend verarbeitet werden kann.

Nichtsdestoweniger blieb sich der Doctor seines Werthes bewußt. Alle, die anderer Meinung waren wie er, waren das nur aus Chicane und Neid gegen ihn, und besaßen deshalb kein vorurtheilsfreies Urtheil, und mit einem sehr gewandten Betragen und „an oily tongue" hatte er doch so ziemlich sein Ziel erreicht und das Herz der Häuser und Capital besitzenden Wittwe für sich gewonnen. Alles Andere war Nebensache, und die Politik seines Landes — bah, ob General Franco oder Garcia Morena über Ecuador herrschten, blieb sich vollkommen gleich, so lange er nur sein Besitzthum gesichert wußte. Die quitenische Regierung — ja — wenn er namenlos hätte dar-

über abstimmen sollen, wäre ihm vielleicht lieber gewesen, und mit den Siegern würde er mit Vergnügen Franco's Todesurtheil unterschrieben haben, um ihn nur los zu werden. Jetzt aber war dieser einmal an der Spitze, und:

„Excellenz," sagte der Doctor, indem er zu ihm an der Wittwe Seite hinaus auf den Balkon trat, „Sie sehen, welche Huldigungen Ihnen das Volk bringt, mit wie offenen Armen Sie hier in einer Stadt empfangen werden, die von dem Heer der Rebellen erst ganz kürzlich verlassen ist. Möge Ihnen das eine gute Vorbedeutung sein und Sie ebenso, ohne Schwertstreich, ohne Kampf in den anderen Städten des Landes, in Guaranda, Latacungo und endlich in Quito einziehen. Damit haben Sie dann das Haupt der Hydra zertreten, und unserem schönen Lande wird der Friede wiedergegeben werden."

„Danke Ihnen, Doctor," sagte der General trocken und etwas zweideutig — „wenn alle Leute so denken, wie Sie sprechen, so hoffe ich allerdings den Krieg bald beendet zu haben. Leider denken einzelne Individuen aber nicht so, und so lange wir den Eigensinn jenes störrischen Flores nicht gebrochen haben —"

„Aber, Excellenz," rief hier Señora Entonza, „wenn die wohlhabenden Klassen Ecuadors mit Ihnen sind, woher soll dann jener Herr Flores nachher das Geld nehmen, um seine Banden zu bezahlen?"

„Caramba, Señora," lachte Franco, „er hilft sich so gut er kann und macht Papiergeld, und ich bin ihm da mit gutem Beispiel vorangegangen."

„Erlauben Excellenz, daß ich mich Ihnen zu Füßen legen darf," sagte in diesem Augenblick ein hinzutretender Herr, der, wenn er sein Wort in Wirklichkeit wahr gemacht hätte, den ganzen Balkon ausgefüllt haben würde.

Es war eine große vierschrötige Gestalt, der Señor Mariano, ein Quitener von Geburt, aber seit frühester Jugend schon in Guajaquil lebend, wo er sich ein nicht unbeträchtliches Vermögen mit dem Binnenhandel erworben hatte. Jetzt aber und unter Franco verdiente er besonders viel Geld, da ihm dieser eine Menge Lieferungen übertrug, und Señor

Mariano schien gerade der Mann, einen solchen Vortheil auszubeuten.

„Ah, Freund Mariano," rief der General, ihm die Hand entgegenstreckend — „kommen Sie nach Bodegas, um sich zu entschuldigen, daß Sie die verlangten Uniformstücke nicht zur rechten Zeit herbeigeschafft haben?"

„Doch nicht, Excellenz," sagte der geschmeidige Ecuadorianer, „denn das Verlangte wird spätestens morgen mit meiner Balsa folgen — vorläufig nur deshalb, um Ihnen einen Probekorb Champagner nachzubringen, von dem ich gestern, kaum eine Stunde später als Sie die Stadt verlassen hatten, eine sehr willkommene Sendung erhielt."

„Und ist er gut?"

„Vortrefflich."

„Desto besser," lachte der General, sich die Hände reibend, und hatte die fehlenden Monturstücke lange vergessen. „Das war nicht allein ein gescheidter Streich, sondern Sie kommen auch gerade recht zum Souper — vorzustellen brauche ich Sie wohl nicht?"

Señor Mariano rang mit der gesellschaftlichen Schwierigkeit eines übergroßen Körpers. So lange der um einen guten Fuß, vielleicht achtzehn Zoll kleinere General Franco mit ihm sprach, war Mariano mit der Unmöglichkeit beschäftigt, sein Gesicht um einige Linien tiefer zu bringen, wie das des Mulatten in seinen Schuhen stand, und während er dabei den Hals aufwärts biegen mußte, nahm seine Physiognomie eine wahrhaft unnatürliche, dunkelrothe Färbung an.

„Excellenz befehlen, — nein, — habe schon die Ehre, mit Señora Buscada und ihrer liebenswürdigen Schwester, Señora Entonza, bekannt zu sein. Doctor Ruibarbo, ich schätze mich glücklich, Sie hier in so ehrenwerther Gesellschaft zu finden."

„Aber, bester Freund," lachte der Doctor, der recht gut wußte, daß sich der General vortrefflich amüsirte, wenn andere Leute in seiner Gegenwart in Verlegenheit gebracht wurden — „haben Sie etwa erwartet, mich unter Gesindel anzutreffen?"

„Aber, bester Doctor —"

„Vortrefflich," lachte der General, — „gut, Doctor — sehr gut — aber Señor Mariano ist ein wackerer Mann und

unserer Sache sehr ergeben," setzte er rasch hinzu, als er merkte, wie verletzt sich der Herr fühlte — durfte er ihn doch nicht kränken, denn er brauchte ihn nothwendig.

„Ein Scherz, theurer Freund" — besänftigte Ruibarbo.

„Bitte, lieber Doctor — ich wollte Ihnen nur hiermit die Anzeige machen, Excellenz, daß ich beabsichtige, hundert Mann Soldaten auf meine eigenen Kosten anzuwerben und zu Ihrem Heere stoßen zu lassen."

„Der Henker!" rief Franco, die Gegenwart der Damen vergessend, „das wäre allerdings eine stattliche Hülfe. Aber wir werden uns nicht lange in Bodegas aufhalten."

„Wo der Wille ist, folgt auch die That bald," sagte Señor Mariano mit Selbstgefühl.

„Zum Essen — zum Essen, meine Herrschaften," rief jetzt die Wirthin dazwischen, die nicht viel Zeit gebraucht hatte, ihr Haar etwas zu ordnen und statt des schmutzigen Muslinkleides eine eben so weite und sehr bequeme, vielleicht auch nicht viel reinlichere seidene Robe überzuwerfen. Franco aber, der sich besonders für die hundert Mann interessirte, faßte den Lieferanten unter dem Arm, um Näheres darüber zu hören, und hätte ihn bei Tisch auch richtig neben sich sitzen lassen, wenn nicht die Dame des Hauses dagegen Einsprache erhoben hätte — oder vielmehr die verschiedenen Gäste gleich so placirte, wie sie es für passend fand.

Der General kam dadurch zwischen ihre beiden Töchter zu sitzen, der Doctor zwischen sie selber und Entonza, der Lieferant, den sie nicht leiden konnte, an das untere Ende der Tafel, zwischen den dicken „Mulattenmajor" und dessen gleichfarbige Frau, denn viele von Franco's Officieren führten ihre Frauen mit und selbst die Soldaten hatten eine wahre Unzahl weiblicher Begleitung. Der Alcalde von Bodegas war außerdem geladen, um die Stadt zu repräsentiren, und einige Officiere von Franco's Generalstab, sonst war das Essen ganz „en famille", wie man hätte sagen können, und das Gespräch drehte sich ausschließlich um den Gegenstand, der in diesem Augenblick alle Welt besonders interessirte, um den bevorstehenden Zug nach Quito und die Einnahme der Hauptstadt, die, ohne Befestigungen, einer anrückenden Armee gar nicht

widerstehen konnte und mit deren Eroberung auch der Feldzug als geschlossen betrachtet werden mochte.

Noch spät war einer der Officiere, Señor Fortunato, zur Tafel befohlen worden, hatte aber, da ihn der Dienst abhielt, nicht gleich eintreffen können, und nahm jetzt auf dem für ihn neben Señora Buscada frei gehaltenen Stuhle Platz. Es war ja ein „alter Bekannter", wie sie sagte — ein alter „Freund der Familie" und dort eigentlich längst „wie zu Hause".

Gerade als er sich setzte, hatte der Mulattenmajor eine Abhandlung über die Leichtigkeit entwickelt, mit der er Quito nur mit Lanze und Bajonnet stürmen würde, während Franco dafür stimmte, ein paar Kanonen mitzunehmen, die allerdings in einzelnen Theilen auf den Packsätteln von Maulthieren hinaufgeschafft werden mußten, denn Räderfuhrwerk duldete die Straße nicht.

Der Lieferant, Señor Mariano, hielt Alles für unnöthig, sowohl Bajonnetangriff wie Kanonen, denn seiner Behauptung nach würden die Bürger den Befreier Ecuadors mit offenen Armen, und weißgekleidete Jungfrauen mit Blumen ihn schon an den Grenzen des Weichbildes erwarten.

„Und was ist Ihre Meinung, Señor Fortunato?" wandte sich der Präsident jetzt an den jungen Officier. „Sie waren selber in Quito, ja ich glaube sogar, Sie sind ein geborener Quitener — denken Sie auch, daß wir so leichtes Spiel haben werden?"

„Nein, Excellenz," sagte Fortunato, der eben mit einer delicaten Gänseleberpastete in Blech beschäftigt war und dabei seiner Nachbarin zuhörte, die ihm versicherte, er könne sich gar nicht denken, wie sie sich freue, ihn einmal wieder zu sehen. — „Ich bin in Guajaquil geboren und erzogen, was ich aber über Quito gehört habe, so glaube ich, daß wenn wir die Stadt nehmen, so wird es nur nach einem hartnäckigen Straßenkampf sein, in dem die Bürger jedes einzelne Haus vertheidigen."

„Wenn wir Quito nehmen, Señor?" fuhr Franco gereizt empor. „Sie reden gerade so, als ob das noch sehr die Frage sei."

„Excellenz," erwiderte ruhig der junge Officier, „Krieg

ist Krieg und die tapfersten Heere sind oft zusammenwirkenden Umständen erlegen. — Ich kann einen Fall stellen, ohne ihn zu erhoffen."

„Señor Fortunato hat insofern Recht," fiel hier der geschmeidige Doctor ein, der schon aus dem Grund Fortunato's Partei nahm, weil Señor Mariano das Gegentheil behauptet hatte, „daß ich auch der Meinung bin, Sie werden hartnäckigen Widerstand finden, Excellenz — aber — Sie haben ein vollkommen unfehlbares Mittel, den ohne die geringste Schwierigkeit zu brechen."

„Und das wäre?" frug Franco gespannt.

„Excellenz erlauben mir vorher zu bemerken," fuhr der Doctor mit seinem fast stereotypen Lächeln fort, „daß ich es, ebenso wie Sie, für nöthig halte, ein paar leichte Kanonen mitzuführen, und ich will Ihnen gleich sagen, weshalb. Sie wissen, daß Quito eine wahre Unzahl von Priestern hat und seine Kirchen förmlich überladen mit Schnitzwerk, Bildern, Statuen und Vergoldung sind. Auf diese Kirchen halten diese Herren — von denen man wirklich sagen möchte, daß sie den größten Theil der Bevölkerung bilden und einen nicht zu berechnenden Einfluß auf das Volk ausüben — außerordentlich viel."

„Aber was haben wir hier mit den Priestern zu thun?" rief ungeduldig der General.

„Alles," sagte der Doctor mit unzerstörbarer Ruhe. „Nehmen Sie Ihre Kanonen und lassen Sie nur ein paar Schüsse in die Kirchen hineinfeuern — Sie können, beiläufig gesagt, kaum eine Kugel nach Quito hineinwerfen, ohne eine Kirche zu treffen — und Sie haben die ganze Priesterschaft auf Ihrer Seite, denn ehe sie ihre Kirchen zerstören und ruiniren lassen, geben sie mit größtem Vergnügen die ganze Stadt preis."

Der Major schlug ein wieherndes Gelächter auf und donnerte mit der breiten Faust auf den Tisch, und der Lieferant sah still und nachdenklich vor sich nieder, Franco aber, ebenfalls von der Idee ergötzt, füllte das vor ihm stehende Wasserglas bis zum Rand mit Champagner und rief, es dem Doctor hinüber haltend:

„Auf Ihr Wohl, Doctor — das war ein famoser Rath, und den werde ich nicht allein befolgen, sondern Sie auch, sobald ich in Quito eingezogen bin, zu meinem Leibarzt ernennen. Der Doctor soll leben!"

Alle hoben die Gläser, um in den Ruf einzustimmen, aber der schönste Lohn ward dem Doctor Ruibarbo insgeheim, denn unter dem Tische suchte und ergriff Señora Entonza seine Hand und drückte sie mit tiefem dankbaren Gefühl.

Fortunato hatte bei den Worten des Doctors einen prüfenden Blick nach ihm hinüber geworfen, aber er traf nur auf das ewig lächelnde Gesicht des Herrn, das dieser in dem Moment gerade dem Höchst-Commandirenden entgegenhielt.

Das Gespräch wurde jetzt allgemein, der Major, der ebenfalls einmal in Quito gewesen war, schlug noch ein anderes Mittel vor, die Stadt zu zwingen, indem man die oben von Pichincha kommenden und der Stadt überhaupt zugeleiteten Wasser erst aufdämmte und dann wie eine Sturmfluth über das tiefer liegende Quito hereinbrechen ließ, kurz Alle vereinigten sich, um Pläne auszusinnen, wie man das „Rebellennest" am besten strafen und am leichtesten bezwingen könne, und Franco war bei der Unterhaltung ganz außer sich vor Vergnügen. Er lachte und schwatzte mit seinen Nachbarinnen und hatte dabei Celita's Hand gefaßt, die er gar nicht wieder los ließ.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben; die jungen Damen sollten noch ein wenig musiciren, der Doctor selber ergriff eine Guitarre und sang mit seiner nicht unangenehmen Stimme ein paar Lieder, die den Triumph Franco's feierten und die Flucht des Feindes von Bodegas lächerlich machten, und Fortunato war hinüber zu Celita gegangen — da er Franco eben beschäftigt sah, den Lieferanten wegen der versprochenen hundert Mann näher zu befragen — um sie zu begrüßen. Als er vorhin kam, hatten ja schon Alle ihre Plätze am Tische eingenommen.

„Señorita," sagte er, indem er mit einem ruhigen Lächeln ihre Hand nahm und an die Lippen hob — „ich freue mich herzlich, Sie so wohl, und gerade heute so vergnügt zu sehen."

„Señor Fortunato," erwiderte das Mädchen, und unwillkürlich färbten sich ihre Wangen mit einem höheren Roth — „ich bin hoch erfreut, Sie nach so langer Zeit wieder einmal bei uns zu begrüßen."

„Señor Fortunato," wiederholte der junge Mann, aber mit einem Ton, in dem eben so gut Spott wie Bedauern lag — „wie angenehm klang früher das „Don José" von Ihren Lippen —"

„Señor — Sie —"

„Bitte, Señorita — keine Aufregung — die Zeiten sind vorüber, und ich komme mir vor wie ein Mann, der bei leicht bewölktem Himmel im Schatten einer Wolke auf einer Anhöhe steht und in die Ferne sieht, wie die Sonne, die eben noch ihr Licht auf ihn hernieder goß, jetzt andere Stellen — Sumpf, Moor und düstere Haide bescheint — und wie rasch das wechselt. — Es ist wunderbar, wie schnell sie über die einzelnen Stellen hinweggleitet."

Celita wurde purpurroth bei den Worten. Sie fühlte den Spott, aber sie wagte nicht etwas darauf zu erwidern, und sann eben auf eine Ausrede, sich zurückzuziehen, als Señora Buscada ihr zu Hülfe kam.

„Ah, Señor Capitano," sagte sie ihm huldvoll, aber auch sehr vornehm zulächelnd, „es freut mich, Sie unter den siegreichen Truppen Seiner Excellenz zu sehen. Aber wo blieben Sie heute so lange — ich glaubte schon, Sie — hätten die Einladung ausgeschlagen."

„Bitte um Verzeihung, Señora," versetzte der junge Mann mit einem Blick auf Celita — „für so ungeschickt werden Sie mich doch nicht halten. Aber ich war heute sehr beschäftigt. Sie wissen doch, daß wir heute Morgen mit einem ganzen Regiment ausgerückt sind, um einen einzelnen Rebellen umzubringen."

„Lassen wir das," sagte die Señora, der die Erinnerung unangenehm war; Fortunato dachte aber gar nicht daran, sie so leichten Kaufes frei zu geben.

„Armer Teufel," fuhr er achselzuckend fort — „hatte sieben Kugeln in der Brust sitzen — nur weil er auch einmal in der

„Sonne" gestanden — und mir lag nachher die Pflicht ob, ihn den Alligatoren in Bodegas vorzusetzen."

„Aber, Señor —"

„So sollen alle Verräther sterben, rief unser tapferes Heer, als der gefürchtete Mensch fiel — es war ein erhebender Augenblick."

„Sie sind unausstehlich heute, Señor Fortunato, mit Ihren blutigen Geschichten," sagte die Señora, indem sie Celitens Hand ergriff. „Sie mußten doch sehen, daß uns die Erinnerung einer solchen Katastrophe an diesem heitern Abend unangenehm war," und damit, während sich Hauptmann Fortunato lächelnd gegen die Damen verbeugte, drehte sie dem jungen Mann den Rücken und schwebte mit ihrer Tochter auf Franco und den Lieferanten zu.

Señor Mariano überbot sich heut Abend selbst. Er war die wirklich personificirte Liebenswürdigkeit und von einer Gefälligkeit und Freigebigkeit, die unerschöpflich schien. Señora Entonza bedauerte ihren Reitsattel zerbrochen zu haben — er versprach ihr morgen einen andern, eben von England erhaltenen zu senden. Die jungen Damen äußerten, daß es angenehm wäre, in der Morgenkühle eine Spazierfahrt auf dem Strom zu machen, und er erbot sich, noch vor Tagesanbruch mit vier Ruderern an der Stelle zu sein. Señora Buscada klagte, daß die hiesigen Karten so erbärmlich schlecht wären — Señor Mariano hatte ganz neue, brillante Karten dutzendweise von Madrid bekommen, und der Expresse, der heute Nacht nach Guajaquil ginge, sollte sie mitbringen — kurz er versprach, wie nur eben ein Ecuadorianer versprechen kann, und brachte dadurch die Gesellschaft in die beste Laune.

Es mochte halb zehn Uhr sein, als sich Fortunato bei dem General entschuldigte, da er, wie er sagte, seine Patrouillen nachsehen müsse. Ausgesandte Spione hatten allerdings die Nachricht gebracht, daß auf weit und breit kein Feind zu sehen sei, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln durften aber doch nicht vernachlässigt werden. Er verabschiedete sich dann förmlich bei den Damen, denen, wie er recht gut wußte, seine Gegenwart wie ein Alp auf dem Herzen lag, und verließ das Haus, wozu indessen einige Ortskenntniß gehörte, denn der breite, hinten

zu einer Gallerie auslaufende Vorsaal war vollkommen dunkel, und rechts führte die schmale Holztreppe ziemlich steil hinab — hinten an der Gallerie lagen die Zimmer der Damen. Fortunato kannte aber hier jeden Fußbreit Boden, und sich an der rechten Wand hinfühlend, erreichte er bald die Treppenthür. Hier war es ihm fast, als ob er den leisen Schritt eines Menschen gehört hätte, der ihm auszuweichen suchte.

„Ist da Jemand?" frug er mit unterdrückter Stimme, aber keine Antwort erfolgte, und da eine Menge von Mädchen im Haus waren und er durch weiteres Forschen vielleicht ein zärtliches Rendezvous zu stören fürchtete — seine Zeit ihm auch überdies knapp zugemessen war — kümmerte er sich nicht weiter darum — stieg rasch die Treppe hinab, schritt dann zu dem zur Kaserne eingerichteten Municipalgebäude, um sich erst dort zu zeigen, und stieg dann wieder zum Fluß hinunter, wo er sein Boot mit ein paar sicheren Leuten liegen hatte.

Er konnte kaum auf der Straße sein, als die Thür aufging und Celita, ein Licht haltend, auf der Schwelle derselben erschien. Hinter ihr folgte Franco, sein gelbes von der Flamme hellbeleuchtetes Gesicht ordentlich vor Gluth und Vergnügen strahlend.

„Ich versichere Sie, Excellenz, daß Sie mit Ihrem Zimmer zufrieden sein sollen," sagte das junge Mädchen, „Sie werden sich selber überzeugen."

„Señorita," rief der kleine Mulatte, als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, „Sie sind zu gütig" — und er schlang dabei einen seiner dicken Arme um ihre Taille und zog sie an sich. Celita sträubte sich ein wenig, doch gerade nicht mehr als unumgänglich nöthig.

„Aber, Señor —" sagte sie leise.

„Meine süße, liebe Celita — himmlisches Mädchen!" — Sie waren mit dem Flüstern bis an die Treppe gekommen, deren Doppelthür offen und nach innen angelehnt stand. Dort an der Wand dicht vor ihnen lehnte die Gestalt eines Mannes.

„Wer ist da?" rief Franco erschreckt und ließ Celita los, indem er einen Schritt zurück nach der Thür that.

Die Gestalt antwortete nicht, sie nahm ruhig den breit-

ränbigen Filz ab, und als Celita das Licht gegen den Fremden hielt — denn wer konnte sich hier in böser Absicht eingeschlichen haben, wo das ganze Haus fast mit Posten umstellt war — fiel der Schein desselben auf ein jugendliches, aber todtenbleiches Gesicht, dessen starre glänzende Augen fest auf dem Mädchen hafteten.

„Benito!" rief diese mit einem gellenden Aufschrei, ließ den Leuchter fallen und brach ohnmächtig auf der Diele zusammen.

„Alle Teufel!" brummte der General, dem es bei der Erscheinung des bleichen Fremden — wenn er ihn auch nicht wiedererkannte, ganz unheimlich wurde. Eben so wenig war ihm daran gelegen, jetzt hier im Dunkeln mit der jungen, ohnmächtigen Dame allein gefunden zu werden. Aber das Alles ließ sich nicht mehr ändern, denn gleich nach dem Schrei wurden nicht allein die Thüren aufgerissen, sondern die Treppe herauf kamen auch ein paar der als Wache aufgestellten Soldaten gestürmt und starrten oben in die Dunkelheit und Verwirrung hinein.

Hinter Allen erschien der Doctor mit zwei brennenden Lichtern — Franco hatte sich etwas zurückgezogen. Señora Buscada kniete neben ihrer Tochter, und der General erkannte kaum einige seiner Leute, als er ihnen zuherrschte, das ganze Haus zu umstellen und keine Seele hinauszulassen — wer sich widersetze, würde niedergeschossen. — Damit polterten diese treppab und gleich darauf ertönten auch um das Haus herum die Signale, während sich eine Masse Menschen auf der Straße sammelten.

Natürlich durchlief dabei gleich das Gerücht die Stadt: Franco sei ermordet worden und der Mörder entkommen; die Soldaten würden Bodegas plündern und dann nach Guajaquil zurückkehren, und tausend andere Variationen, eine noch immer beunruhigender als die andere. Durch das Hin- und Herstürzen der Leute wurden aber auch die Soldaten selber alarmirt. Es war der erste Abend, und sie fürchteten einen Aufstand zu Gunsten des quitenischen Directoriums. Die Patrouillen hatten scharf geladen, und es war wirklich nur der Umsicht de Castro's zu verdanken, der die Grundlosigkeit

dieser Furcht augenblicklich erkannte, daß nicht einige der enragirtesten Mulatten von der Schußwaffe Gebrauch machten, was allerdings die traurigsten Folgen hätte haben können.

Endlich stellte sich das Mißverständniß heraus, aber trotzdem daß die Wohnung der Señora Buscada eng umstellt blieb und jeder Winkel darin genau und nachsichtslos durchstöbert wurde, zeigte sich von jenem bleichen Fremden keine Spur. Er war und blieb verschwunden, und Celita behauptete — wieder zu sich gekommen — einen Geist — den Geist des Erschossenen gesehen zu haben.

Fortunato hatte den Lärm, gerade als er die Kaserne verließ, noch gehört, aber nicht besonders darauf geachtet, denn er hielt es für einen gewöhnlichen Militärskandal, warf sich rasch in sein Boot und ruderte, von der aufströmenden Fluth begünstigt, schnell der Balsa zu, um dem Fremden sein Wort zu halten. Dort aber fand er zu seinem Erstaunen nur den alten Quitener, der ihm sagte, daß der junge Mann gleich nach Dunkelwerden das Floß und vielleicht auch eben zur rechten Zeit verlassen habe, denn kaum sei er fort gewesen, als ein Mulattensoldat vom Ufer herunter gekommen wäre und sich überall spionirend umgesehen hätte. Er habe ihn auch nach dem und jenem gefragt, und wohl zwei volle Stunden sich hier unten herumgetrieben. Endlich sei er fortgegangen.

Die Beschreibung des Mulatten, die sich Fortunato geben ließ, paßte allerdings ziemlich genau auf Viruta — aber was hätte den bewegen können, hier nachzuforschen. Sollte er Verdacht geschöpft haben? — aber bah — er hatte keine Beweise — wenn nur Espinoza jetzt wenigstens dagewesen wäre. Fiel der unglückselige, tollkühne Mensch aber wieder in die Gewalt der Feinde, dann freilich blieb ihm selber nichts übrig, als sich den Folgen seines menschenfreundlichen Schrittes durch die Flucht zu entziehen, denn sein Tod wäre unvermeidlich gewesen.

Unschlüssig stand Fortunato noch auf der Planke der Balsa, so daß sein Kopf mit der steigenden Fluth fast in einer Linie mit dem Ufer war, als von dort eine dunkle Gestalt rasch herniederglitt.

„Halt! Werda!“

„Gut Freund," lautete die Antwort — „da bin ich. — Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie so pünktlich sein würden."

„Aber wo um Gottes willen waren Sie?"

„Nur einen Abschiedsbesuch habe ich noch gemacht," grollte der junge Officier ingrimmig in sich hinein. „Sie hatten Recht, Kamerad — arme Jacinta, und um einer solchen — Dirne willen wollt' ich Dich verrathen. Ist das Boot bereit?"

„Alles — und wenn ich mich nicht sehr irre, so glaube ich, daß Sie große Eile haben, denn die Stadt war im Aufruhr, als ich sie verließ, und wie ich jetzt fast vermuthen muß, Ihrethalben."

„Ha," lachte der Quitener, indem er sich die langen Haare aus dem Gesicht warf — „mich fangen sie nicht, und wenn sie wie Schweißhunde auf meiner Fährte wären. — Aber Sie haben Recht, jetzt ist es Zeit. Wie aber kann ich Ihnen danken?"

„Vor der Hand nur allein durch rasche Flucht — alles Andere findet sich später. Sind Sie bereit?"

„Wie der Vogel, der die Schwingen ausbreitet!"

„Gut denn — Gott schütze Sie und — grüßen Sie mir Quito."

Mit den Worten preßte er noch einmal des Befreiten Hand, schob ihn dann in das Boot, und wenige Minuten später glitt dieses mit umwickelten Rudern still und geräuschlos in die Nacht hinein, die auf dem Strome lag. Fortunato aber kehrte so rasch er konnte in die Stadt zurück.

6.

In Quito.

Hoch in die mächtigen Gebirge hineingeschmiegt, in einer weiten fruchtbaren Thalsohle, die mehr als neuntausend Fuß

über der Meeresfläche, am letzten Fuß oder eigentlich schon hoch am westlichen Hang der Cordillere liegt, steht Quito, die Residenz, das Athen und Manchester von Ecuador, und ringsum ragen die gewaltigen Eisriesen empor und strecken ihre schneegekrönten Häupter — der Linie trotzend — gegen den blauen duftigen Himmel hinauf.

Quito hat in der That eine von der Natur merkwürdig begünstigte Lage, denn unmittelbar unter dem Aequator*) und in einem vollkommen gemäßigten Klima, das alle Producte unseres heimischen Nordens erzeugt, erhält es durch die scharf in die Tropen abfallenden Seitenthäler auch mit der leichtesten Mühe Alles, was die heiße Zone hervorbringt, ohne von deren Hitze zu leiden, und auf dem Marktplatz liegen frische Aepfel und Nüsse neben Ananas und Cherimoyas; Citronen und Zwiebeln findet man oft in einem Korbe, und Kartoffeln und Zuckerrohr gedeihen da in unmittelbarer Nachbarschaft.

Dies Quito liefert uns aber auch wieder den Beweis, daß nicht ein oder der andere Volksstamm indolent, träge und geistig unthätig sei, sondern daß an solcher Erschlaffung stets nur das Klima Schuld trägt, das nicht allein auf den dort Geborenen, sondern auch eben so gut auf den dahin eingewanderten Europäer seine ertödtende Wirkung ausübt.

Quito, läge es unter der nämlichen Breite, von den nämlichen Menschen bewohnt, im tiefen Land, würde eine Stadt sein, in der sich die besitzende Klasse faul in ihrer Hängematte wiegt, die heißen Tagesstunden verschläft und höchstens zu einem Abendspaziergang oder Ritt die nöthige Energie sammelt. So aber liegt es neuntausendfünfhundert Fuß über der Meeresfläche, rings von Schneegebirgen umgeben, die einen heißen, sengenden Luftzug gar nicht gestatten, und siehe da, unter der so lässigen spanischen Race entwickelt sich eine Gewerbsthätigkeit, von der man in keiner andern südamerikanischen Stadt auch nur eine Ahnung hat.

Wolle und Baumwolle wird hier für das ganze innere Land zu festen Tuchen und Zeugen, besonders zu Ponchos verwebt, eine Fabrik von India-Rubber-Zeugen besteht dort,

*) Es liegt auf dreizehn Minuten S. B.

die ein vortreffliches, preiswürdiges Fabrikat liefert, eine Unzahl von eingeborenen Handwerkern verarbeiten die heimischen Stoffe, und während die Gewerbe blühen und Früchte treiben, hat sich die Stadt auch zum Sitz der Intelligenz emporgeschwungen.

Eine recht gute Universität mit tüchtigen Lehrern ist der Stolz Quitos, und Malerei und Sculptur finden ebendaselbst ihre zahlreichen Vertreter. Rechnet man dazu, daß ein fruchtbares Land die Stadt umgiebt und dichtbesiedelte Städte mit ihr dort oben in Verbindung stehen, daß der Arbeitslohn durch eine große Menge der Cultur gewonnener und wirklich arbeitsamer Indianer äußerst billig ist, so findet man die Vorliebe des Quiteners für seine Heimath wohlberechtigt.

Wenn er aber auch den Hafenort Guajaquil als einen in der That nothwendigen Stapelplatz für seine Waaren betrachtete, so dachte er doch gar nicht daran, sich von dort und noch dazu von einem ungebildeten, rohen Mulatten regieren zu lassen. Hatte dieser doch offen erklärt, daß ein Mensch, wenn er nur ein tüchtiger Soldat sei, gar nichts zu lernen brauche, und nach diesem Grundsatz auch in Guajaquil die Schulen räumen lassen, um Militär hineinzulegen.

Die Erbitterung gegen Franco war fabelhaft, und Fortunato hatte ganz Recht gehabt, wenn er behauptete, die Franco'schen Truppen würden — selbst den Fall angenommen, daß sie die Residenz wirklich erreichten — einen verzweifelten Straßenkampf in der Stadt selber zu bestehen haben. Wußten die Quitener doch auch eben so gut durch ihre Spione — von denen sie weit besser bedient wurden, wie der Mulattengeneral durch die seinigen — daß den Franco'schen Banden die Plünderung des reichen Quito versprochen worden, und dem zu entgehen, würde man sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt haben.

Aber man gedachte dies nicht abzuwarten, denn General Flores, der sich schon früher in einem Kampf gegen die Peruaner ausgezeichnet und das volle Vertrauen der Bevölkerung besaß, war zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden, das den Schaaren des Usurpators nicht allein entgegenrücken sollte, um sie aufzuhalten, sondern man hoffte auch, daß die

Sympathie der südlicher gelegenen Provinzen, sobald die Armee vom Norden gegen ihn anrückte, selber gegen den Rebellenchef aufstehen und ihn mit vertreiben würde.

Beide Parteien nannten übrigens, wie das in allen südamerikanischen Staaten wiederkehrt, die Gegner natürlich einfach „Rebellen" und sich selber „Patrioten".

Dennoch war die Bildung der quitenischen Armee selber nur sehr langsam vorgeschritten. Man glaubte noch nicht recht an eine Invasion des Landes, und die Hauptsache, der Handel und Verkehr waren noch nicht unmittelbar gestört, da der quitenischen Regierung ergebene Truppen Bodegas besetzt gehalten. Sperrte auch Franco den Hafen von Guajaquil für alle quitenischen Waaren, so sorgte der Schleichhandel doch dafür, daß ein solches Verbot nicht zu drückend wirkte.

Truppen waren indessen wohl geworben und die Hauptmacht schon nach Latacungo, einer sehr bedeutenden Stadt in dem nämlichen Cordillerenthal, in dem Quito liegt, abgesandt, der Nachtrab aber, etwa tausend Mann, lagerte noch immer in dem nächsten, nur wenige Leguas entfernten Dorfe, und Flores mit seinen Officieren befand sich in Quito, wo sich das Directorium noch die größte Mühe gab — d. h. die Sache von einem Tage bis zum andern hinausschob — um die nöthigen Befehle für den Oberbefehlshaber zu erlassen, der sich nachher doch nicht daran kehren konnte, sondern handeln mußte, wie es der Augenblick gerade erheischte.

Da sprengte eines Tages — es war Ende August des Jahres 1860 — ein Peon mit wehendem Poncho und fliegenden langen schwarzen Haaren die Hauptstraße von Quito herauf und zügelte sein dampfendes Roß vor dem Regierungsgebäude ein. Im Nu sammelte sich dort ein Schwarm von Müßiggängern, die sich in den Colonnaden der Municipalität stets herumtrieben, und rasch hatten sie auch die Hauptneuigkeit von den Lippen des Boten — ehe dieser zu dem oben selbst zufällig tagenden Directorium hinaufgeführt werden konnte — erfahren: Bodegas war von Franco besetzt, der Schlüssel zum ganzen Binnenhandel also in dessen Händen und damit der erste wichtige Schritt gegen Quito selber in's Werk gesetzt.

Es war überhaupt etwas geschehen; der kleine Mulatte, dem man bis dahin wenig Energie zugetraut, und von dem man geglaubt hatte, daß er sich noch eine lange Weile damit begnügen würde, Guajaquil zu halten und zu brandschatzen, fing an die Zähne zu zeigen, und das Gerücht vergrößerte natürlich im Nu die Botschaft.

Während der mit Staub und Schweiß bedeckte Bote in die inneren Räume des weitläufigen Regierungsgebäudes geführt wurde, um dort seinen näheren Bericht abzustatten, zuckte die Nachricht durch ganz Quito, bis in die entferntesten Hacienden hinaus: Franco hat Bodegas genommen und rückt gegen Quito — Andere setzten hinzu, er habe Guaranda schon passirt, und ein Theil der Bürger stürzte auf die Plaza, um die Regierung aufzufordern, Barrikaden und Verschanzungen anzulegen, welche die überall offene Stadt gegen die Freibeuterschaaren des Mulatten schützen sollten.

Der Bote erzählte indessen. Er war an dem nämlichen Morgen von Bodegas abgeritten, wo Franco einrückte, und wußte von Einzelheiten nichts zu melden, als daß sie einen quitenischen Officier, Espinoza mit Namen, gefangen genommen und gleich nachher erschossen hätten. Während er den Soldaten aus dem Weg ritt, hörte er noch das Knattern der Salve, die jenem Leben ein Ende machte. Dann war er in einer Strecke und in fünf Tagen hier herauf galoppirt, und würde noch einen Tag früher gekommen sein, wenn sein Pferd nicht, dicht vor dem kleinen Dorf Camino Real, wo es einen steilen, schlüpfrigen Hang hinauf ging, mit ihm gestürzt wäre und ein Bein gebrochen hätte. Ob Franco einen directen Angriff auf Quito beabsichtige, konnte er natürlich nicht sagen; aber er bestätigte, daß die Soldaten gleich nach ihrem Einrücken in den Ort sämmtliche Maulthiere mit Beschlag belegt hätten, während die Bewohner von Guaranda — als er ihnen auf dem Durchritt ebenfalls die Kunde brachte — nichts Eiligeres zu thun hatten, als *ihre* sämmtlichen Packthiere so schleunig als möglich hinauf in die Berge oder nach Ambato und Latacungo zu schaffen, wohin man nicht glaubte, daß die Feinde so rasch dringen würden.

Nun lag Quito allerdings noch viele Tagemärsche von

Bodegas entfernt, und man hatte, da ein feindliches Heer nicht so rasch auf dem Maulthierpfad vorrücken konnte, wohl keinen unmittelbaren Ueberfall zu fürchen, aber Quitos Interessen verlangten, daß dem Feind auch noch früher Widerstand geleistet würde.

Schon in Bodegas lagerten viele für die Hauptstadt bestimmte oder dieser gehörige Waaren, der Hauptstapelplatz war aber in Guaranda oder Huaranda, wo sich die Güter besonders in letzter Zeit, indem man Alles so rasch als möglich selbst von Bodegas fortgeschafft, wegen Mangels an Maulthieren fabelhaft angehäuft hatte. Da man die Thiere nämlich für den Transport des Heeres reclamirte, konnten sie nicht dazu verwandt werden, Güter über den Chimborazo zu tragen, und hätte Franco Guaranda genommen, so würde ihm eine reiche Beute in die Hände gefallen und Quito selber ein schwer zu verschmerzender Verlust bereitet worden sein.

Das konnte nur durch ganz energisches Handeln verhindert werden, und da dem Directorium jetzt das Feuer auf den Nägeln brannte, fand es nun auch auf einmal Zeit, die Interessen des Landes fest in die Hand zu nehmen.

Flores, der schon lange mit Ungeduld den Befehl zum Vorrücken erwartet hatte, wurde in aller Eile in das Regierungsgebäude bestellt. In kaum einer Stunde war alles Nöthige besprochen, und die in Quito weilenden Officiere erhielten noch an dem nämlichen Morgen den Befehl, morgen früh um sieben Uhr in einem, unfern der Stadt gelegenen Dorf zu sein, um von dort gleich zu dem Gros der Armee in Latacungo zu stoßen.

Was das jetzt plötzlich für ein reges Leben in dem sonst so stillen und einförmigen Quito war, und die Indianer, die mit ihren Esel- und Llamatrupps zu Markt kamen, steckten bestürzt die Köpfe zusammen, als man alle ihre Lastthiere requirirte, um den nöthigen Armeebedarf, mit all' den tausend Kleinigkeiten, die dazu gehören, gen Süden zu schaffen. Allerdings wurde ihnen Bezahlung dafür versprochen, aber Du lieber Gott, was die Soldaten versprachen — und noch dazu ecuadorianische — das lag immer noch in weitem Felde. — Um so angenehmer sahen sie

sich freilich später überrascht, als General Flores wirklich allen seinen Verbindlichkeiten nachkam. Er war nicht gesonnen, die Franco'sche Wirthschaft bei sich einzuführen, und es lag ihm außerdem daran, den Leuten zu beweisen, daß sie es mit einer geregelten, friedliebenden Regierung zu thun hätten, die das Volk nicht durch den unvermeidlichen Krieg bedrückte, sondern das Land nur von dem frechen Usurpator befreien wollte, der sich gebrüstet hatte, eine reine Militärherrschaft hier zu gründen.

In Quito herrschte trotzdem eine ängstliche Spannung über den Ausgang des Kampfes, denn das Gerücht hatte die Heeresmassen Franco's viel bedeutender hingestellt, als sie wirklich waren, und wurde Flores' Heer zurückgeschlagen, dann freilich lag dem Sieger der Weg nach der Hauptstadt vollständig offen, und die Folgen waren nicht gut abzusehen. Man wußte dabei ebenfalls genau, daß der peruanische Präsident Castilla, ein alter Haudegen, der jährlich die Millionen seiner Guano-Einnahmen nur darauf verwandte, um seine Flotte und sein Heer zu vergrößern, den kleinen Mulatten-General mit allen Kräften unterstützte, um nicht allein seinen Feind Flores zu demüthigen, sondern auch von Franco später das zu erreichen, was er schon lange angestrebt: eine Grenzregulirung mit Ecuador nämlich, die ihn in den Besitz des ganzen südöstlichen Theiles dieses Staates setzen und die reichsten, an den Quellen des Amazonenstromes gelegenen Districte ihm sichern sollte. — Wie nun jetzt schon peruanische Kriegsdampfer zur Unterstützung Franco's vor Guajaquil lagen, so konnte Peru auch recht gut ein Landheer in die Berge schicken, und die peruanischen, zum großen Theil aus Negern und Mulatten bestehenden disciplinirten Soldaten waren in Ecuador mehr gefürchtet, als die lockeren Banden, die Franco in der Republik aufgelesen.

Flores aber lachte ihrer Furcht. Er wußte recht gut, daß die Stimmung des ganzen Landes — wie sich die besetzten Provinzen auch ihm fügen mußten — gegen Franco war, und hatte die beste Hoffnung, den Krieg rasch und sicher zu Ende zu führen. Jetzt war ihm von dem Directorium — was die Herren eigentlich hätten schon lange thun sollen — endlich

freie Hand gelassen, und mit Franco und seinen Schaaren hoffte er bald fertig zu werden.

Allerdings gab es noch immer in Quito eine sehr bedeutende Partei — und zwar unter den einflußreichsten Persönlichkeiten — die wohl alles Vertrauen in Flores' Tüchtigkeit setzten, aber eine andere Furcht hatten, und zwar die, daß er sich nach errungenem Sieg selber zum Präsidenten der Republik aufwerfen würde, und mit der ganzen Armee auf seiner Seite, wäre es unmöglich gewesen, ihn davon zurückzuhalten. Wenn aber auch dieser Verdacht seine Bewegungen bis dahin gehemmt hatte, so half es jetzt nichts mehr: der Feind war im Anrücken, und es mußte Alles daran gesetzt werden, um ihn aufzuhalten.

Die Stadt selber beschäftigte sich auch einzig und allein mit dem Ganzen — dem gegen sie gerichteten Kriegszug — was kümmerten sie die Einzelheiten, ob Dieser oder Der später einmal Präsident wurde, oder Der oder Jener die Vertheidigung des Vaterlandes mit seinem Blut bezahlt hatte oder bezahlen würde. Es war eben Krieg, und das Heer mußte dafür einstehen, das Land zu schützen. Aber die Einzelnen traf der Tod der Einzelnen um so schärfer.

Daß der junge Espinoza von dem Usurpator als Spion verurtheilt und gerichtet worden, war durch den Boten zuerst dem Directorium bekannt gemacht, dann aber auch rasch in das Publikum gedrungen, und wenn sich auch anfangs die Meisten scheuten, der Mutter des Unglücklichen die Kunde mitzutheilen, konnte der Fall selber doch auf die Länge der Zeit kein Geheimniß bleiben. Außerdem giebt es eine Menge von Leuten, die an nichts ein solches Interesse nehmen, wie eben an Unglücks- und Todesfällen, und die Zeit nie erwarten können, um unter der Maske des Trostes Jammer und Betrübniß in eine friedliche Wohnung zu tragen.

Ein solcher Freund fand sich auch hier. Señora Malveca hörte, eben aus der Kirche kommend, kaum die Schreckenskunde, die des armen Espinoza Familie treffen sollte, als sie, ohne ihre Mantille abzuwerfen, ohne nach dem eigenen Essen oder sonst einer wirthschaftlichen Anordnung zu sehen, zum Hause ihrer Nachbarin hinüber rauschte.

Es ist wahr; Verhältnisse waren eingetreten, nach denen sie, unter anderen Umständen, nie daran gedacht haben würde, das Haus der ihr benachbarten Espinozas je wieder zu betreten. Ihr Sohn — jetzt ebenfalls in Flores' Heer — hatte um die einzige Tochter der Espinozas geworben, aber — einen Korb erhalten. Darauf brach Feindschaft zwischen den Familien aus. Doctor Ruibarbo — ihr Schwager, begann gegen die Familie Espinoza, zu Gunsten seines Neffen, des jungen Malveca, einen Proceß, der fast das ganze Eigenthum der Familie betraf, und den er mit Hülfe neu eingesetzter Franco'scher Beamten gewann.

Was für Verkehr konnte nach diesen Vorfällen noch mit den heruntergekommenen und zum Tod beleidigten Espinozas stattfinden. Auf der Straße selbst wechselten die einzelnen Glieder der Familie auch nur kalte und nichtssagende Höflichkeiten, und obgleich Espinozas so still und zurückgezogen lebten, als ob sie auf einer Insel im Stillen Weltmeere gesessen hätten, so fand Señora Malveca doch noch immer genügenden Stoff, sich gegen ihre „Freundinnen" zu beklagen, wie hoch die Espinozas die Nase noch immer trügen und wie sie Alles hervorsuchten, um sie zu kränken.

Aber trotzdem hörte hier jede Rücksicht auf. Die Menschlichkeit verlangte es — irgend eine andere Bekannte hätte ihr auch mit der Neuigkeit zuvorkommen können — und Frau Malveca — (ob wir nicht auch in unserer Heimath eine Menge derartiger Frau Malvecas haben?) betrat seit langer Zeit wieder zum ersten Mal das Haus ihrer früheren Freundin Espinoza, die wenige Minuten später ohnmächtig zu ihren Füßen lag.

Die Privatwohnungen der gebildeten Klassen in Quito sind ganz nach dem altspanischen Styl, aber so reizend als eigenthümlich gebaut, und bilden eigentlich — jede für sich — eine kleine isolirte Festung, die hermetisch gegen den Schmutz und das profane Treiben der Außenwelt abgeschlossen ist.

Die Front nach der Straße zu zeigt allerdings Fenster, aber wenn diese zu bewohnten Zimmern gehören, so sind sie jedenfalls verschlossen und dicht verhangen, und nur bei besonderen Gelegenheiten zeigen sich die Bewohner daran oder

auf dem Balkon. Das Haus selber besteht dabei fast immer aus einer Frontbreite und zwei Seitenflügeln, die unmittelbar hinter der Hauptflucht einen kleinen Hof und dahinter einen mit allen möglichen Blumen und Fruchtbäumen geschmückten Garten einschließen, der wiederum durch eine hohe Mauer von den dahinter liegenden Gebäuden abgeschieden ist.

Die Häuser sind nur einstöckig, da Erdbeben doch nicht selten vorfallen — und so gebaut, daß die Tragbalken, welche die Decke des untern und die Diele des obern Stockes bilden, durch starke Bastseile fest mit einander verbunden werden, um ein geschlossenes Ganzes herzustellen, aus dem die Einzelheiten nicht so leicht herausbrechen. Ja einzelne Wohnungen hat man sogar nach Art der guajaquilenischen Häuser aufgerichtet, wo die Balken gegenseitig fest in einander greifen, so daß ein solches Gebäude wohl total und im Ganzen umfallen, aber nie von einander gerissen werden und zusammenbrechen könnte.

Steinerne Treppen führen nach der breiten, gegen Hof und Garten liegenden Veranda des Hauses empor, und hier hinaus münden auch die Thüren der verschiedenen Zimmer. Auf dieser Veranda verbringen die Bewohner den größten Theil des Tages, und besonders sitzen sie hier an Sommerabenden, vollkommen gegen den Thau geschützt, und doch in freier Luft, abgeschieden in ihrem Familienkreis.

Hier saß auch an diesem Morgen Señora Espinoza mit ihrer lieblichen Tochter Ana, emsig beschäftigt Wäsche zu nähen, die sie dem Sohne mit nächster Post in das niedere Land schicken wollte, und glitt bei der Schreckensbotschaft leise auf den Boden nieder, daß Ana kaum zuspringen konnte, um sie vor einem härteren Fall zu bewahren.

Auf ihren Hülferuf sprang aber auch der Vater hinzu, der in der nächsten Stube an einer Staffelei beschäftigt stand, und Señora Malveca erschrak selber im ersten Augenblick über das Unheil, das sie angerichtet. Wie aber der Mann, die ohnmächtige Frau in Todesangst unterstützend, sie mit allen Liebesnamen nannte und in seinem Zorn über die rücksichtslose Schwätzerin ausrief: „Es ist ja nicht wahr, Querida — glaube doch dem alten boshaften Weibe nicht, das noch nie

ein gutes Wort über unsere Schwelle getragen," da brach sich der Zorn der würdigen Dame Bahn, und die Arme in die Seite stemmend und mit vor Ingrimm geröthetem Angesicht und fast erstickter Stimme rief sie aus:

„Dem boshaften Weibe? so? und das ist der Dank, daß meine Gutmüthigkeit mich herüber trieb, damit die Nachbarin nicht von anderen Leuten gleich das Schlimmste erfahren sollte? — Aber Undank ist der Welt Lohn — und wenn ich das vorher gewußt, hätte sie's auch meinetwegen gleich von vornherein erfahren können, daß der saubere Herr Sohn in Bodegas als Spion gehängt ist."

Es war ein Glück für die arme Mutter, daß jene wohlthätige Ohnmacht noch ihre Sinne deckte und die Tochter zu sehr von der augenblicklichen Angst für diese erfaßt wurde, um den entsetzlichen Sinn der letzten Worte gleich in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu begreifen. Der Vater aber, als ob ihn nicht eigene Willenskraft, sondern eine fremde, unwiderstehliche Gewalt treibe, hob sich langsam empor und schritt ebenso auf die Frau zu. Vor dem festen Blick des Mannes wollte sie zurückweichen — aber sie vermochte es nicht — die Hand streckte sich nach ihrer Kehle aus, die Finger zuckten wie krampfhaft, als er mitten in dieser Bewegung einhielt und regungslos mit den gläsernen Augen nach der Treppe starrte.

„Vater!" rief da eine laute, fröhliche Stimme, „mein Vater!" und nur „Benito" konnte er flüstern, als der starke Mann seine Kniee unter sich zittern fühlte, aber von den Armen des ihn umschlingenden Sohnes aufrecht gehalten wurde.

Nur ein Moment von Schwäche war es gewesen, der ihm beim Anblick des Sohnes in diesem Augenblick fast die Besinnung raubte. Schon in der nächsten Secunde richtete er sich wieder fest und stark empor.

„Was geht hier vor?" fragte Benito, jetzt selber erschreckt, als er die Mutter bleich und regungslos in den Armen seiner Schwester sah.

„Die Nachricht Deines Todes," sagte der Vater, „die dieses Weib da hergetragen. — Stehen Sie noch da, um

sich Ihr Werk zu betrachten, und wollen Sie mich denn zwingen, Sie die Treppe hinabzuwerfen?

Señora Malveca mochte doch wohl fühlen, daß sie hier eine eben nicht glänzende Rolle spiele, aber von wo auf einmal der todtgesagte Sohn hereingeweht sein konnte, das blieb ihr ein Räthsel. Was kümmerte sie das Glück oder Leid der Familie? Ihr größter Aerger war die thatsächlich widerlegte Neuigkeit, und in dem Augenblick hätte sie vielleicht ein Jahr ihres eigenen Lebens darum gegeben, wenn der junge Espinoza wirklich von Franco gehängt gewesen wäre. Er stand aber zu lebendig vor ihr, um darüber auch noch den leisesten Zweifel zu gestatten; die Behandlung, die sie erlitten, schien ihr empörend, und mit einem zornfunkelnden — „Señor, ich verachte Sie!" machte sie eine kurze und rasche Schwenkung der Treppe zu.

So ganz ohne Schwertstreich konnte sie sich aber nicht zurückziehen — ihr Naturell duldete das nicht — Damen sind überhaupt reizbar, und schon auf der Treppe rief sie noch einmal zurück: „Und wenn er wirklich nicht gehängt ist, so hat er es doch sicherlich verdient."

Der alte Espinoza that einen Schritt auf das Weib hin, aber Benito ließ seine Hand nicht los, und ihn zur Mutter ziehend, kniete er neben ihr nieder, küßte ihre kalte Stirn und rief sie mit den Schmeichelnamen seiner Kindheit endlich in's Leben zurück.

Was für selige Augenblicke feierten die glücklichen Menschen jetzt! Staunend sah die Mutter noch eine Weile umher, wie ein Traum kam es ihr vor, daß ihres theuern, schon verloren geglaubten Kindes Haupt an ihrem Herzen ruhte. Aber so lähmend wie der Schmerz vorher gewirkt hatte, so belebend wirkte die Freude jetzt, und in den Lehnstuhl gehoben, Benito an ihrer Seite knieend, senkte sie ihre Stirn auf seinen Kopf und küßte wieder und wieder die dunkeln Locken, die treuen Augen des geliebten Kindes.

Darauf mußte Benito erzählen; aber von dem Moment erregt und in der Sorge, der Mutter noch mehr Angst zu bereiten, that er das mit einem so glücklichen Humor und sprang mit solcher Leichtigkeit über die peinlichen Momente seiner Gefangennahme und Flucht hinweg, daß er selbst der Mutter durch seinen Bericht hier und da ein Lächeln auf die Lippen rief.

Von Celita und Jacinta schwieg er jedoch; er brachte die Namen nicht über seine Zunge und sprang desto schneller zu der Zeit über, wo er die Seinen wieder in Guaranda — wohin sich die kleine Besatzung von Bodegas zurückgezogen, eingeholt. Der dort Commandirende hatte ihn dann mit einem frischen Pferd weiter geschickt, um hier dem Directorium selber zu melden, was er gesehen und gehört. Benito war nur zuvor zur Begrüßung der Eltern geeilt und gerade zur rechten Zeit gekommen, um schweres Leid von ihnen abzuwenden. Augenblicklich mußte er wieder fort, um seine Pflicht zu erfüllen.

Und sein Retter? — Wer war es? wie hieß er? daß ihn die Mutter in ihr Gebet aufnehmen konnte.

Wer es war? Ein Officier in Franco'schen Diensten — wie er hieß? — Beim Himmel! Benito hatte nicht einmal seinen Namen im Drange der Ereignisse erfragt.

7.

Auf dem Lande.

Etwa drei oder vier Leguas von Bodegas entfernt, an der Straße in das Innere, aber doch abgeschieden von der Welt, mit der die Bewohner nur durch die vorbeireitenden Arrieros und dann und wann einmal durch einen Reisenden in Verbindung stehen, liegt das kleine Dorf Derecha, das sich in nichts von tausend anderen ähnlichen in der weiten Republik unterscheidet, und mit dem sie zugleich sämmtlich beschrieben sind.

Die Häuser — wenn man derartige Hütten mit einem solchen Namen bezeichnen darf — stehen auf Pfählen, die in etwa zwölf bis vierzehn Fuß Höhe die darüber gelegten dünnen Balken tragen. Der untere Raum wird nur selten benutzt,

und die Stube oben, welche die ganze Weite des Hauses einnimmt, ist mit gespaltenen und ausgebreiteten Palmstämmen, oder auch mit auf ähnliche Weise behandelten Bambus gedielt, durch dessen Ritzen man nicht allein Alles sehen kann, was unten vorgeht, sondern auch gewöhnlich ausgießt, was zu unbequem wäre hinabzutragen. Die Wände sind höchstens vier Fuß hoch, aus dem nämlichen Material hergestellt, darüber hin ist aber noch etwa drei Fuß offener Raum, um der Luft überall freien Durchgang zu gönnen, und nur das Dach besteht aus einer gewissen Art von fest geflochtenem Schilfgras, um die in der Regenzeit niederströmenden Wassergüsse abzuhalten.

Hier wohnen die Eingeborenen des Landes: einzelne vollbürtige Indianer, Mischlingsrace und Weiße durcheinander. Aber nicht einmal Leitern führen immer zu diesen Hühnerstall ähnlichen Behausungen empor. Nur zu oft vertritt ein eingekerbter Baumstamm die Stelle einer Treppe, an dem dann Erwachsene und Kinder, ja selbst die Hunde, mit einer nur durch Jahre lange Uebung zu erreichenden Fertigkeit emporklettern und oben immer noch der Gefahr ausgesetzt bleiben, durch ein vielleicht angefaultes Dielenstück mit dem einen oder andern Bein wieder hindurch zu brechen.

Diese Pfahlhäuser stehen aber nicht unmittelbar neben einander, sondern sind stets durch einen schmalen Hofraum oder Garten, oft nur durch einen Grasplatz von einander getrennt, was aber die Leute natürlich nicht verhindert, sich sehr gemüthlich zu unterhalten, ja sogar — von keiner Wand die Aussicht gehemmt — auch Alles zu sehen, was in dem andern Haus passirt. So bilden die Dorfbewohner fast eine Familie, denn kein Kind kann krank werden und die Nacht schreien, ohne das ganze Dorf zu stören, kein Mann mit seiner Frau zanken, ohne eben so viel Zeugen als Nachbarn zu haben, keine Marimba gespielt werden, ohne die Tanzlust im ganzen Orte anzuregen.

Die indianische und gemischte Bevölkerung überwog bedeutend die weiße, von der sie sich aber nur in der Farbe, wahrlich nicht in Schmutz und Faulheit unterschied. Nur ein Haus machte darin eine Ausnahme, und schon von Weitem

konnte man erkennen, daß es sorgfältiger gebaut sei und auch reinlicher gehalten werde, als die übrigen.

Ein kleiner, gut eingezäunter Garten umgab dasselbe, eine breite, bequeme Leiter, aus zwei jungen Palmen und aus Bambussprossen gemacht, führte hinauf, und der untere Raum war — im Gegensatz zu den übrigen Hütten, nicht zu einem Pfuhl benutzt, in den jeder Ueberfluß von oben strömte, sondern zu einer Art von Gemüseladen verwandt, in welchem alle die reichen Erzeugnisse dieser Zone, wenn sie der Mensch nur eben bauen will, feil gehalten wurden. Dort lagen Ananas und Cherimoyen, Avocat, Papayen, Orangen und Maiskolben aufgehäuft, während die reifen, goldgelben Fruchttrauben der Banane von der Decke niederhingen.

Unten im „Laden" stand die Frau, ein hübsches, junges, kräftiges Weib mit einem allerdings etwas sehr sonngebräunten Teint, aber mit klaren, blitzenden Augen und — etwas sehr Außergewöhnlichem hier im Ort — mit glattgekämmten Haaren und in einem reingewaschenen Kleid. So verkaufte sie eben ein paar widerlichen Indianerfrauen getrocknete Cacaobohnen, aus denen diese ihre Chocolade „reiben" wollten. Oben aber, auf einem niedern Schemel, saß der Mann, emsig beschäftigt, einen jener feinen und sogenannten Panamahütte zu flechten, die ihre Heimath eigentlich in Ecuador haben und von hier aus in alle Welt verschickt werden. Aber auch noch außerdem war die Scene belebt, denn eine ganze Colonie kleiner halb oder ganz nackter Kinder, bis zu dem Alter von sechs bis acht Jahren, hetzten sich mit zwei großen, ruppig genug aussehenden Hunden vor dem Haus herum. Manchmal flohen die Spielenden vor Lust schreiend und kreischend die Leiter hinauf, wohin ihnen die beiden Rüden aber nichtsdestoweniger folgten. Nur wenn die Hunde wieder hinunter wollten, benahmen sie sich ungeschickt, tappten erst mit den breiten Tatzen auf den Sprossen herum und fielen dann schließlich — während die Kinder ein lautes Jubelgeschrei ausstießen — die halbe Leiter Hals über Kopf hernieder.

Oben strampelte auch noch außerdem ein ganz junger Staatsbürger am äußersten Rande der offenen Treppe herum und wurde, wenn die Hunde den obern Theil erreichten, von

ihnen beiläufig über das Gesicht geleckt, was ihn herzlich zu erfreuen schien. Damit er aber nicht zu Schaden käme, hatte ihm der Vater ein Bastseil um den Leib gewunden und dieses an einem der Hüttenpfähle befestigt, sonst wäre er leicht wieder einmal die Leiter hinabgestürzt und dann nicht so gut dabei weggekommen, wie vor einigen Wochen, wo er ebenso hinausgepurzelt war.

Die Frau hatte unten den Verkauf beendet und stieg eine andere kleine Leiter hinauf, welche die Verbindung zwischen Laden und Wohnzimmer im Innern unterhielt.

„Wo nur Jacinta noch immer bleibt," sagte sie, indem sie den Kleinsten aufnahm und mit Hülfe einer nahestehenden Calebasse eine tüchtige Abwaschung an ihm vollzog — „mit dem vielen Soldatenvolk in der Stadt — aber wie sich der kleine Schweinigel wieder zugerichtet hat! — ist mir's gar nicht geheuer. Sie hätte so rasch als möglich zurückkehren sollen, als sich die Franco'sche Wirthschaft dort festsetzte. Statt dessen bleibt sie sogar über Nacht aus, und wenn ich sie auch gut aufgehoben weiß, wollte ich doch, sie wäre hier. — Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, ich würde sie gar nicht fortgelassen haben. Daß ihr nur nichts zugestoßen ist!"

„Ach was," sagte der Mann, ohne von seiner Arbeit aufzustehen, „die Jacinta ist ein resolutes und wackeres Mädchen, das sich schon zu helfen weiß auch ohne fremden Beistand, und was die Franco'sche Wirthschaft betrifft, so muß ich Dir gestehen, daß sie mir gerade recht ist."

„Dir?" rief die Frau mit unbegrenztem Erstaunen, den Kleinen mit der verkehrten Seite nach oben haltend, „und seit wann bist Du ein Franco-Mann geworden?"

„Franco-Mann — Unsinn," brummte der Arbeiter vor sich hin, indem er sich frische Palmstreifen zurecht richtete und diese auf dem Knie glatt strich — „meinethalben könnte der schuftige Mulatte morgen, oder lieber noch heute, am höchsten Baum der Republik hängen, aber — die Franco-Soldaten treiben wenigstens vor der Hand die quiteniſchen Officiere aus der Nachbarschaft — dabei, denke ich, kann unsere arme Jacinta nur gewinnen."

„Ja wohl, arme Jacinta," sagte die Frau leise, indem sie

das vorläufig wieder hergestellte Kind auf den Boden zurück-setzte. „Auf die Nachricht hin, daß er gefangen sei, quälte sie mich so lange, bis ich ihr die Erlaubniß gab, ihn noch einmal zu sehen — mußte der gute junge Mensch zu einem solchen Ende kommen! Aber da hast Du's, das schlechte Gesindel geht immer frei aus und die Braven müssen die Zeche bezahlen. Ein Glück nur, daß sie diesen Señor Malveca jetzt in die Berge hineingejagt haben. Das arme junge Blut — und so jung schon sterben!"

„Der Jacinta hätt's doch nichts genützt, wenn er auch leben geblieben wäre," meinte der Mann kopfschüttelnd, — „seine Eltern daheim hätten's nie zugegeben, wenn er sie selber gemocht hätte."

„Selber gemocht hätte?" rief aber die Frau im Eifer — „und hat er nicht etwa gerade ihretwegen mit jenem schlechten Burschen angebunden?"

„Weil er ein richtiger Cavallero ist," sagte der Hutflechter, „und daher nicht zugeben wollte, daß der Lump ein ordentliches, anständiges Mädchen behandelte, als ob sie eine lose Dirne wäre. Nicht aus Liebe nahm er sich Jacinta's an, sind sie ja doch zusammen aufgewachsen."

„Was könnte irgend eine Familie in der Welt gegen sie einzuwenden haben?" stritt die Frau. „Ist sie nicht so brav und gut wie das beste Mädchen in Quito, und weißt Du eine hübschere im ganzen Bodegas-District und Guajaquil mit in den Kauf gerechnet?"

„Bah, schwatze nicht in den Tag hinein," schalt der Mann, den Kopf des Hutgeflechtes über die Form pressend und mit der geballten Faust klopfend. „Bei Unsereinem, ja, da ist das ausreichend, und mehr als das, aber die vornehmen Leute in den Städten wollen, daß ihre Kinder gute, das heißt reiche Partien machen. Da es aber bei Espinoza's Eltern, wie man erzählt, jetzt am Besten fehlt, hätte er doch kein armes Mädchen heirathen dürfen — wovon denn nachher leben und eine Familie erhalten?"

„Aber Jacinta's Eltern waren einst selber reich. Der Señor Aravena —"

„Waren — ja; aber als ihnen das Erdbeben das Haus

über dem Kopf zusammenschüttelte und den Vater erschlug, und dann auch die Mutter aus Gram und Schrecken starb, da war's vorbei mit der Herrlichkeit. Die Kleine durfte nur froh sein, daß sie darauf mit uns von Quito hier herunter ziehen konnte. So kam sie doch fort von jener Stätte, die ihr nur noch Leid und Jammer zeigte."

„Arme Jacinta," sagte die Frau noch einmal — „das gäbe ein Weib für einen Präsidenten, wenn's mit ihr geblieben wäre wie früher, in den langen seidenen Kleidern und mit einem Sack voll Gold. Da ist diese Mamsell Celita von den Buscadas — Herr Gott, was die Rangen wieder für einen Spectakel machen! Jungens, ich werfe Euch mitsammt den Hunden von der Leiter hinunter. — Nichtsnutzigeres Volk hat noch kein Schuhleder in Ecuador zertreten, wie diese Buscadas, und immer in Saus und Braus, und alle Welt macht ihnen den Hof und scherwenzelt um sie herum, und bückt sich und schmeichelt und giebt ihnen große Namen."

„Aber es nimmt die Mädchen doch Niemand," lachte der Mann vor sich hin — „geh mir mit denen — da bekommt die Jacinta eher zehn Männer, als die beiden hochnasigen Mamsellen in der Stadt zusammen einen."

„Da kommt das Mädel!" rief die Frau, die eben einmal auf die Straße hinausgesehen hatte. „Lieber Gott, wie blaß ist sie!" und damit kletterte sie hastig in den Laden hinunter, um die Pflegetochter zu empfangen und — wenn das irgend anging, zu trösten. Auch der Mann ließ seine Arbeit ruhen, aber er folgte ihr nicht. Das waren Dinge, die Frauen viel besser mit einander besprechen konnten, da sie auch das einzige Mittel dagegen hatten: Thränen.

„Wißt Ihr's schon, Mutter?" sagte das junge Mädchen, als sie still und schweigend den Laden betreten hatte, indem sie mit den großen, glänzenden Augen ernst und fragend zu der Frau aufschaute.

„Ja, Herz," sagte diese, während sie Jacinta an sich zog und fest in die Arme preßte. „Der Pedro kam herausgeritten — er war dabei. — Es hat nicht sein sollen, Cinta — denke, der liebe Gott hätte es nicht gewollt."

„Der liebe Gott hat es nicht gewollt," sagte das Mäd-

chen mit kaum hörbarer Stimme, machte sich leise von den Armen der Frau los, setzte sich in die Ecke und zog ihr Schultertuch stillweinend um den Kopf. „Der liebe Gott hat es nicht gewollt." Die Frau wußte nicht, daß der Verurtheilte gerettet worden, sie durfte es auch noch nicht erfahren, der Sicherheit Derer wegen, die ihr Leben für Benito gewagt — aber ein anderer Kummer war dafür in Jacinta's Seele eingezogen. — Für sie war er todt — noch schlimmer als todt, denn wäre er gestern gestorben, so hätte sie wenigstens hoffen dürfen, dort oben mit ihm vereinigt zu werden, wohin sie ihm in Kurzem nachgefolgt wäre. — Jetzt war ihr auch jede Hoffnung genommen. Der Geliebte lebte — aber er lebte nicht für sie. Jenes stolze schöne Mädchen in der Stadt besaß sein Herz — das wußte sie jetzt. „Gott hat es nicht gewollt," wiederholte sie leise in sich hineinflüsternd, und ihre Stirn herab auf die Kniee niedergebeugt, saß sie regungslos.

Die Frau störte sie nicht in ihrem gramvollen Hindämmern. Der bitter nagende Schmerz mußte austoben — in sich verbluten. Trostesworte, von wessen Lippen sie auch kamen, hätten die Wunde immer von Neuem wieder aufgerissen. So denkend ging die Hauswirthin vorn zu ihrem Ladentisch, stützte den Arm darauf und starrte auf die Straße hinaus. Anfangs bemerkte sie gar nicht, daß sich diese belebte, daß einzelne Gruppen von Leuten zusammentraten und mit einander sprachen, aber endlich wurde ihre Aufmerksamkeit doch darauf gelenkt und sie erkannte jetzt drüben zwischen den Büschen, durch welche sich die Straße nach Bodegas wand, eine dichte Staubwolke, die näher und näher zu kommen schien.

Aber noch etwas Anderes kam zu gleicher Zeit, und zwar eins der ecuadorianischen Gewitter, die sich manchmal aus den mächtigen Gebirgen über das flache Land werfen und dort auftreten, als ob sie das dunkle Gewölk auf die Erde schütten wollten. Der Himmel hatte sich schon seit einiger Zeit umzogen, und das dumpfe Grollen, womit der Sangai schon den ganzen Morgen gewarnt, war stärker und drohender geworden. Jetzt mischte sich eine andere Stimme darein, und zwar ein Donnerschlag, der wie der Signalschuß des ganzen großartigen Schauspiels den Reigen eröffnete, auch nicht erst aus weiter

Ferne sein Nahen kündete, sondern gleich mit einem einzigen schmetternden Schlag die schwanken Häuser erbeben machte und die Kinder erschreckt und schreiend unter die schützenden Dächer jagte. Einzelne große Tropfen fielen dabei nieder, und in voller Carrière kam jetzt eine kleine Cavalcade von Reitern ventre à terre die Straße daher gejagt, als eben der Himmel seine Schleußen öffnete und die ganze Luft wie mit einem Schlag in einen weiten Wasserfall verwandelte.

Der Reitertrupp bestand aus etwa zehn oder zwölf Soldaten, von einem Officier geführt. In ihrer Begleitung war ein Herr in Civil mitgeritten, der sich jetzt vor dem kleinen Fruchtladen der Señora Nunez aus dem Sattel warf, das Thier, so weit es ging, unter den schützenden Vorsprung des Daches zog und dem Officier in der nämlichen Zeit zurief, hier abzuspringen und unterzutreten. Ohne dabei auch eine weitere Einladung abzuwarten und wie ein alter Bekannter und Freund des Hauses, lief er die Leiter hinauf, vollkommen unbekümmert auch darum, daß er in diesem Wetter — wie er sie auf dem Pferde getragen — gestickte Morgenschuhe statt Stiefeln an den Füßen hatte.

Der Officier — da die Soldaten den Befehl zum Halten gar nicht abgewartet, sondern schon vorher bei den ersten besten Häusern eingesprungen waren und ihre eigene Haut in Sicherheit gebracht hatten, parirte rasch sein Thier und wollte es, dem Beispiel seines Begleiters folgend, ebenfalls einstellen, als er unvermuthet Hülfe fand. Einer der Soldaten war ihm nämlich gefolgt, und rasch selber abspringend ergriff er den Zügel seines Officiers und sagte mit freundlichem Kopfnicken:

„Nur schnell hinein, Señor, ich besorge die Thiere schon. Haben Sie keine Sorge — Wetter wird nicht lange dauern."

Fortunato — denn es war unser alter Freund — warf ihm einen erstaunten Blick zu, als er den Mulatten Viruta erkannte; in dem Regenguß war aber eine Conversation, oder selbst nur Verständigung, unmöglich. So denn die Dienstleistung annehmend, ließ der Hauptmann den Zügel los und sah sich bald ebenfalls auf der „Treppe", an deren jetzt

schon feucht und schlüpfrig gewordenen Sprossen er lange nicht mit der Geschwindigkeit hinaufkam, wie der vor ihm zu Bau gekrochene Doctor Ruibarbo.

8.

Doctor Ruibarbo.

„Ave Maria," rief der Doctor, als landesübliche Anrede bei dem Betreten jeder fremden Wohnung, wie er nur den Kopf so hoch hatte, daß er über die Schwelle sehen konnte, und lächelte dabei auf seine liebenswürdigste Weise.

„Purisima!" lautete die monotone Antwort des Insassen, Señor Nunez, der schon bei dem ersten Gewitterschlag seinen halb geflochtenen Panamahut, wegen Mangels eines Kastens, in einen von Weiden geflochtenen Korb geschoben hatte. „Caramba, Doctor Ruibarbo," setzte er aber auch im nächsten Augenblick hinzu, als er das dicke, lächelnde Gesicht des Mannes über seinen ersten Leitersprossen entdeckte. — „Sie kommen ja, als ob Sie gerade vom Himmel mit herunter geregnet wären."

„Hier herein oder herauf geregnet sind wir jedenfalls," schmunzelte der Doctor. „Aber wie geht es, Freund Nunez? Wie sind die Zeiten? — Was macht meine liebwertheste Frau Gevatterin — und — alle Wetter, da ist ja mein Pathchen — ei, ist der kleine Schlingel groß geworden — und dem Vater wie aus den Augen geschnitten."

Nunez schmunzelte, denn so plump das Compliment auch sein mochte, — da der kleine fette Bursche nur ein gutes dickes und rundes Gesicht hatte und noch gar keinem Menschen auf der Welt ähnlich sah, wie eben alle kleinen Kinder, — that es ihm doch wohl. — Aber seine so freundlichen Züge nahmen rasch einen finstern Ausdruck an, als er dicht hinter

dem jetzt auf die Diele tretenden Doctor die gerade nicht gern gesehene Uniform des Usurpators entdeckte.

Ob es der Doctor bemerkt hatte, denn seine kleinen blinzelnden Augen zuckten überall umher, — kurz er drehte sich rasch nach dem ihm Folgenden um, und die Hand gegen ihn öffnend, sagte er zur Einführung:

„Ein Freund von mir, lieber Nunez, Hauptmann Fortunato von den Tiradores, der mit mir Ihre Gastlichkeit in Anspruch nimmt, um dieser Miniatur-Sündfluth aus dem Wege zu gehen. Uebrigens," setzte er lächelnd hinzu, „sind diese Herren jetzt hier überall zu Hause, denn Seine Excellenz, unser tapferer General Franco, hat Besitz von dem Land ergriffen und ist eben im Begriff, einen kleinen Spaziergang nach Quito zu machen, um sich dort oben im Stuhl des Präsidenten auszuruhen."

„So?" — sagte Nunez trocken — „na, da wünsch' ich ihm viel Vergnügen und — daß er sich unterwegs nicht weh thut — aber bitte, wollen sich die Herren nicht setzen. Das ist ein Heidenwetter und wird wohl ein oder zwei Stunden anhalten."

„Schöne Aussichten," lachte der Doctor, der einen raschen und forschenden Blick auf seinen militärischen Begleiter warf, wie der die etwas herausfordernden Worte aufgenommen hätte. Fortunato aber schien sie gar nicht gehört zu haben oder wenigstens nicht zu beachten, denn in dem Augenblick tauchte auch der Kopf der Señora Nunez in der kleinen Seitenluke auf — das wahre Modell einer eingeborenen Frau, mit edel geschnittenen Gesichtszügen, vollen üppigen Formen und dem großen sprechenden Auge, das eigentlich allen Südländerinnen eigen und besonders in Südamerika so häufig ist.

„Ha, die Señora," rief aber auch der Doctor, der sie ebenfalls bemerkt hatte, indem er sich in Bequemlichkeit auf den Rand des in der Ecke befestigten Bettgestells setzte und die darüber hängende Guitarre vom Nagel nahm.

„Meine Theure, wie geht's — was treiben Sie hier in diesem abgelegenen Winkel der Erde? Immer noch so blühend und frisch wie eine junge Rose!"

„Guten Tag, Señores," sagte die junge Frau, sowie sie

den obern Theil der Leiter erreicht hatte, indem sie sich mit natürlicher Grazie gegen die beiden Fremden verneigte. Dann aber ging sie auf den Pathen ihres Kindes zu — denn die Gevatterschaft wird in Südamerika viel ernster aufgefaßt als bei uns und wie ein Grad von naher Verwandtschaft betrachtet, — reichte dem Doctor herzlich die Hand und sagte: „Das ist brav von Euch, Señor, daß Ihr Euch auch einmal wieder nach dem kleinen Burschen umseht. Ich glaubte schon, Ihr hättet ihn ganz vergessen."

„Werde ich meinen Leibpathen vergessen," schmunzelte der Doctor, indem er die Hand der Frau herzhaft schüttelte und dann ein paar Accorde auf der Guitarre griff, um sie zu stimmen. Hab' ihm sogar etwas mitgebracht — und ehe ich's vergesse, geb' ich's lieber gleich ab. Da, Señor," setzte er hinzu, indem er in die Tasche griff und einen spanischen Thaler, einen Pesos fuerte herausnahm und gegen den zu ihm hinkriechenden Kleinen aufhob, „das ist für Dich, und die Mutter mag Dir's aufheben, denn wenn Du es hier zum Spielen bekommst, fällt es Dir durch die Ritzen in den Gemüseladen, und so früh brauchst Du noch kein Geld in das Geschäft zu stecken."

„Danke, Señor," sagte die Frau, indem sie den ihr hingereichten Thaler lächelnd nahm — „er soll ihm richtig aufgehoben werden. Was das aber für ein Glück war, daß Sie das Haus noch gerade vor dem Guß erreicht haben! — Gedulden Sie sich nur einen Augenblick — Sie sind doch ein wenig naß geworden — ich mache Ihnen gleich eine Tasse Chocolade."

„Bitte, Señora — keine Umstände —"

„Ach was, werde mir doch nicht nachsagen lassen, daß ich den Pathen meines eigenen Kindes ohne einen Imbiß habe von meiner Schwelle gehen lassen! Die Schande dürften Sie mir gar nicht anthun — werde im Augenblick fertig sein." Damit wirthschaftete sie rüstig an dem kleinen Herd herum, während der Doctor, sein rechtes Bein über das linke schlagend, gerade die Guitarre in Stand gesetzt hatte und jetzt eins jener kleinen ecuadorianischen Lieder präludirte, die mit einem ganz eigenen Rhythmus schwermüthig, aber melodisch klingen.

„Und wo ist Jacinta?" warf er dabei hin — „ich habe sie noch gar nicht gesehen. Wir sind hier so hübsch beisammen und sollten eine kleine Marimba arrangiren."

„Jacinta?" frug Fortunato, der an das junge Mädchen von gestern dachte.

„Ah, die Pflegetochter vom Haus," sagte der Doctor, „ein allerliebster kleiner Schatz."

„Das arme Ding," antwortete die Frau, emsig dabei bemüht, das Feuer wieder anzublasen, „sitzt unten im Laden, — ihr ist heute nicht wie Tanzen zu Muthe."

„Ist sie krank?"

„Krank? — nun ja — Herzweh ist auch eine Krankheit und manchmal schlimmer wie ein böses Fieber, denn es heilt sich eigentlich nie wieder ordentlich aus."

„Ah bah," sagte der Doctor, „junge Mädchen glauben immer, das Herz müsse ihnen brechen, wenn ihr Schatz einmal mit einer Andern schön thut," und das Lied jetzt intonirend, sang er mit einer sehr angenehm klingenden halblauten Stimme.

„Amor y constancia deben detener
Los aficionados, para merecer —"

„Ach, 's ist mehr als das," seufzte die Frau mit einem recht aus tiefster Brust heraufgeholten Athemzug, indem sie das Wasser aus einer Calabasse in den kleinen eisernen Kocher goß und diesen in die Kohlen rückte — „aber wir wollen uns den Tag nicht mit trüben Gedanken verderben. — Spielen Sie 'was Lustiges, Doctor."

„Aha — da kommt auch schon Besuch," lachte dieser, als bei den Klängen des Instruments ein paar dunkle Gesichter über der Leiter auftauchten und mit freundlichem Grinsen den Spielenden begrüßten. Es waren Nachbarn oder Bekannte — wen kümmerte es? Oben im Hause wurde Musik gemacht, und wer Lust hatte, ging hin, um daran Theil zu nehmen — das verstand sich von selbst. Eine Einladung war unter keinen Umständen nöthig.

Was die Leute hier wollten — wozu der Franco'sche Officier zu ihnen gekommen war? — es fiel Keinem ein,

danach zu fragen. Eben so zwecklos, wie sie selber oft in irgend eine andere Wohnung gingen und dort Stunden lang sitzen blieben, eben so zwecklos war möglicher Weise auch der fremde Besuch. — Und wäre das wirklich nicht der Fall gewesen? Nun, dann sagte er es doch jedenfalls, ehe er fortging — oder vergaß es auch in der Zeit — wie oft fiel das vor — aber was that's? Man kam dann ein andermal wieder — morgen — über acht Tage, in vier Wochen — was wissen diese Menschen von Zeit und ihrem Werth. Wie die Eintagsfliegen leben sie, um zu leben, und — sind glücklich dabei.

Der Doctor, der selber das Leben von der heitersten Seite nahm und nichts so sehr haßte, als bei irgend einem trüben Bild zu verweilen, — Theilnahme an fremdem Leid kannte er überhaupt nicht — erfüllte den Wunsch der jungen Frau gern, und kaum hatte er aus den Saiten der Guitarre die monotonen, aber oft von lebendigen Variationen unterbrochenen Klänge der Marimba gelockt, als auch Leben in die Besucher kam, denn wie hätten sie einer solchen „Aufforderung zum Tanz" widerstehen können.

Draußen goß der Regen noch in wahren Sturzbächen nieder und verwandelte die breite Straße in eine weite Lache, in der die niederschlagenden Tropfen große, schmutzige Blasen bildeten; vom Dach nieder formte er einen ordentlichen dichten Schleier um das ganze Haus, aber daran kehrte sich die leichtherzige Schaar nicht, die den so gern gehörten Tönen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte. Mochte es regnen wie es wollte! Zuckende Blitze wie rollende Donner entlockten ihnen vielleicht einmal ein unbewußtes und kurz ausgestoßenes: Ave Maria! oder ein lachendes Caramba! — weiter nichts. Hier war es trocken — Musik erfüllte die Luft, und hier fühlten sie sich in ihrem Element.

Auch die Frau hatte dem Reiz der Volksweise nicht widerstehen können. Ein Tanz wurde gespielt, und sie hätte schwereres Blut haben müssen, um da gleichgültig zuzuhören. Wie unwillkürlich nahm sie ein weißes Taschentuch aus der kleinen Lade, die an der Seitenwand an Bastseilen hing, um die Insecten daraus fern zu halten, rief die Leiter hinab: „Komm

einen Augenblick herauf, Jacinta, und sieh nach der Chocolade, Schatz," und trat dann mit einem herausfordernden: „Nun, wer ist's?" das geöffnete Taschentuch von der rechten Hand niederhängend, die linke in die Seite gestemmt, mit reizender Anmuth mitten in die Stube.

Aber sie brauchte nicht lange zu fragen — Tänzer gab es genug, und ehe ihm ein anderer zuvorkommen konnte, sprang Fortunato selber auf den Platz ihr gegenüber. — Eine kurze Weile hatte er nachdenkend gesessen, denn der Name Jacinta rief ihm die Scenen der Hinrichtung in's Gedächtniß zurück, doch der Moment riß ihn hin. Die junge, wunderhübsche Frau, zum Tanz bereit, die Musik verführerisch lockend — er hätte kein Ecuadorianer sein müssen, wenn er der Marimba widerstehen konnte, und „Bravo, bravo!" rief der Doctor, als er also in die Arena sprang.

Einen Augenblick, es ist wahr, erschrak die Frau, denn sie hatte nicht erwartet, daß gerade der Officier ihre Aufforderung aufgreifen würde, und das Franco'sche Regiment war zu wenig beliebt im Lande, um seinen „Stützen" eine Gunst zu gewähren. Aber es war zu spät; zu stark lockte die Musik und wenige Secunden später neigte sie sich gegen ihren Tänzer, und die geheimnißvollen, aber äußerst zierlichen und gefälligen Windungen der Marimba, die außerordentliche Aehnlichkeit mit der chilenischen Sambacueca zeigt, begannen.

Der Herr wie die Dame halten ein Tuch in der Hand, das sie bald gegen einander schwenken, bald kokett herüber und hinüber neigen. Es ist dabei — wie bei allen spanischen Nationaltänzen — keine Spur von jenem ungraziösen Beinwerfen und besonders Bein *heben*, wie wir es auf europäischen Theatern als „spanische Tänze" vorgeführt und von ältlichen Herren rasend beklatscht sehen. Jede Bewegung ist nicht allein natürlich, sondern auch würdig und geschmackvoll, und doch wird weder gehüpft noch gesprungen, sondern nur allein getanzt.

Der Zuschauerkreis hatte sich, ungeachtet des noch immer niederströmenden Regens, um ein Bedeutendes vermehrt, denn auf diese halbnackten Gestalten macht die Nässe keinen erkältenden Eindruck bei einer Temperatur von vierundzwanzig Grad

Réaumur. Der leichte Kattun trocknet im Handumdrehen, und auf der fettigen Haut haftet überhaupt schwer ein Tropfen Feuchtigkeit. Die Gesichter erglänzten in kindlicher Heiterkeit, und hätten die Leute überhaupt einen Gedanken an die Invasion des Landes durch einen Usurpator gehabt, der ihnen ihre bürgerlichen Rechte zu nehmen drohte, ja öffentlich erklärt hatte, daß er aus dem ganzen Ecuador einen Militärstaat machen wollte, so wich er vor der augenblicklichen Lust: da Fortunato meisterhaft tanzte. — Alles Andere ging sie gar nichts an. Der Mann hatte vielmehr ihr Herz gewonnen und in der einen Viertelstunde mit seinen Füßen mehr Propaganda für Franco gemacht, als ob er ihnen die längste und überzeugendste Rede gehalten hätte.

Inmitten des Tanzes, unbemerkt von den Umstehenden, kam Jacinta die Treppe herauf, um dem Auftrag ihrer Pflegemutter zu gehorchen und — wie sie es gewohnt war — die Wirthschaft mit zu besorgen. Ohne auch dem Tanz nur einen Blick zu schenken — denn die laute Fröhlichkeit machte sie das eigene Leid nur noch tiefer fühlen — schritt sie zum Herd, kochte und quirlte die Chocolade, schenkte sie in die schon von der Frau bereit gestellten Tassen, und konnte sie nur noch nicht herumreichen, weil der Doctor noch keine Pause im Musiciren machte.

Sie blieb bei ihrem Präsentirteller stehen und erwartete die Schlußaccorde. Da fiel ihr Blick zufällig auf den Tänzer, der eben dicht bei ihr vorüber schwenkte, und ihr Herz hörte einen Moment auf zu schlagen, denn auf den ersten Blick erkannte sie in ihm den Retter Benito's. Was führte ihn hierher — in ihre Behausung —? Und war nicht der Mulatte in seiner Begleitung, dessen tückisches Antlitz sie, als sie gestern Abend die Balsa verließ, gesehen und den sie unter Tausenden wiedererkennen wollte?

Die Gedanken schwirrten ihr so wirr und wild durch den Kopf, daß sie das Aufhören des Tanzes unbemerkt ließ. Der Doctor hatte nämlich wahrgenommen, daß die Chocolade fertig sei. Als ihm der Duft derselben in die Nase stieg, machte er eine Pause, und die Señora rief das Mädchen an:

„Jacinta!"

„Ja, Señora."

Fortunato drehte sich bei dem Klang der Stimme rasch um und erkannte jetzt ebenfalls das junge Mädchen, das einen so innigen und erschütternden Antheil an dem Verurtheilten genommen. Aber Jacinta wich seinem Blick aus. Sie durfte die Bewegung, in der sie sich befand, nicht den Anderen verrathen und schritt zuerst zu dem Doctor, um diesem die Chocolade zu reichen.

„Sieh da, Jacinta, mein Herzchen," sagte dieser, indem er ihr mit einem väterlichen Anstrich die Wange klopfte, — „aber was fehlt dem Kind, Frau Gevatterin? — Sie sieht bleich und niedergedrückt aus. Ach, ich weiß schon," brach er kurz ab, als ihm einfiel, was die Frau vorhin erwähnt, „aber laß gut sein, Kleine. Es sind noch so gute Fische in der See, wie je herausgenommen wurden, und Du bist noch viel zu jung, um jetzt schon das Köpfchen hängen zu lassen."

Er langte dabei nach einer der ihm gebotenen Tassen, und Jacinta wandte sich ab von ihm; die spöttischen Worte hatten sie verletzt. Sie trat darauf zu dem andern Gast, und ihr Blick haftete in furchtsamer Scheu auf dem seinen. — Weshalb kam er heraus? Um ihr eine Schreckenskunde — die Nachricht geschehenen Unheils zu bringen? Lieber Himmel, sie war es schon gar nicht mehr gewohnt, irgend etwas Freudiges zu erfahren. Aber sein Gesicht verrieth nichts der Art. Fortunato sah freundlich aus und schien ihr nichts auszurichten zu haben. Gott sei Dank, daß ihre Angst grundlos gewesen. Da jedoch, als sie an ihm vorüber ging, um ihrem Pflegevater eine Tasse zu reichen, bog sich Fortunato leicht zu ihr über und flüsterte: „Er ist in Sicherheit." Damit schritt er dem vordern Theil des Hauses zu, um nach dem Wetter auszuschauen.

Jacinta's Wangen färbten sich in dem Moment mit hoher, glühender Röthe. Er war in Sicherheit. Sie hätte niederknieen und vor Freude und Gram zugleich weinen mögen.

Das Wetter ließ indessen wirklich nach. Der Donner hatte sich schon lange nach dem Meeresufer zu gezogen, und während die Blitze viel schwächer und in längeren Zwischenräumen zuckten, grollte der Nachhall nur noch dumpf und

machtlos aus weiter Ferne herüber. Schon wurden auch am Himmel wieder einige blaue Flecke sichtbar, und nur zerstreute schwere Wolkenstreifen — Nachzügler der vorbeigejagten Nebelmassen — gossen noch ihre letzten Vorräthe in kurzen, aber deshalb nicht minder gut gemeinten Schauern nieder. Es wurde Zeit, an den Aufbruch zu denken.

„Doctor," sagte der Hauptmann, „ich meine, wir gehen lieber an unser Geschäft. Sie wissen, ich darf nicht zu lange von Bodegas entfernt bleiben."

„Ja wohl, Señor Capitano," versetzte der Doctor freundlich, indem er sich eine frische Cigarre drehte und anzündete. „Wir können die Sache aber gleich hier, in aller Bequemlichkeit abmachen, denn Señor Nunez wird, wie ich fest überzeugt bin, uns nicht allein mit Freuden unterstützen, sondern vielleicht die ganze Lieferung selbst übernehmen. — Amigo!"

„Señor," sagte Nunez, der durch die letzten Worte aufmerksam geworden war, „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Die Sache ist ganz einfach," erörterte Ruibarbo. „Seine Excellenz der Herr General Franco braucht nämlich zu seinem für die nächsten Tage beabsichtigten Marsch nach Quito eine große Anzahl von Lastthieren. Natürlich muß er dafür auch Futter haben, wenn sie ihm nicht sollen unterwegs liegen bleiben. Er hat deshalb eine bedeutende Lieferung Yerba (Futterkraut) ausgeschrieben. Täglich verlangt er zweihundertfünfzig Gebund oder das Entsprechende an Mais oder Zuckerrohr."

„Wie wollen Sie das hier zusammentreiben?" erwiderte der Mann trocken und wie mit einem spöttischen Zug um den Mund.

„Amigo de mi alma," lächelte der Doctor, indem er seinen Blick vertraulich über die sonst noch Anwesenden schweifen ließ, „ich kenne die Nachbarschaft zu genau, um nicht zu wissen, daß die Möglichkeit vorhanden ist, die nöthige Quantität zu liefern, wenn nämlich der gute Wille da ist! Da ich Freunde hier ringsum besitze, hat mich Seine Excellenz mit seinem Vertrauen beehrt. Es gilt, die Leute im Guten zur Lieferung dessen zu bewegen, was ihnen im entgegengesetzten Falle *ohne* Bezahlung genommen würde."

„Alle Wetter!" brummte Nunez, „das ist klar genug ausgedrückt."

„Krieg ist Krieg, bester Freund," sagte achselzuckend der Doctor. „Daß die Armee Lastthiere braucht, wißt Ihr; daß die Lastthiere fressen müssen, seht Ihr ebenfalls ein, und daß ein Oberbefehlshaber, dem die Verantwortlichkeit für das Ganze auf den Schultern liegt, die Thiere, die ihn weiter bringen sollen, nicht wird verhungern lassen, wenn es ihn nur einen Befehl kostet, sie am Leben und bei Kräften zu erhalten, wird Euch ebenfalls einleuchten. Also seid vernünftig, Gevatter. Ihr habt selber große Yerbafelder — Eure Nachbarn schaffen täglich große Massen von Kraut in die Stadt, und wenn Ihr Euch der Sache annehmen wollt," setzte er hinzu, indem er sich mit einem halbscheuen Blick auf den Officier leicht zu Nunez überbog, „so könnt Ihr ein hübsch Stück Geld damit verdienen."

Der Tanz war im Nu vergessen. Der Ernst des Lebens schaute wieder durch alle Ritzen und Spalten in das Palmenhaus und Señor Nunez kratzte sich verlegen hinter den Ohren. Fortunato aber, der wohl fühlte, daß der Doctor die ganze Sache viel besser und rascher abmachen würde, wenn er nicht dabei wäre, sagte, indem er seinen Hut ergriff: „Señor Medico, ich will einmal nach unseren Pferden sehen, denn wie mir scheint, haben wir das schlimmste Wetter überstanden. Versuchen Sie indessen, mit den guten Leuten in Ordnung zu kommen; ich werde mir nachher Antwort holen." Mit den Worten stieg er die Außenleiter hinunter.

Unten stand Viruta neben den abgesattelten Thieren, um die Sättel wenigstens soviel als möglich trocken zu halten. Er hatte Jacinta auch schon bemerkt und augenscheinlich wiedererkannt. Aber obgleich sie jetzt ebenfalls in den Laden hinunterstieg, achtete er gar nicht auf sie, und sagte nur zu Fortunato in seiner demüthigen Weise:

„Wie ist es, Señor? — das Wetter zieht ab, soll ich wieder satteln, oder — hat es noch Zeit? — Señor bleiben vielleicht noch länger hier."

Fortunato entging der Blick nicht, den der Mulatte wie unwillkürlich dabei nach Jacinta hinüber schweifen ließ, ohne

daß der Bursche dabei eine Miene verzogen hätte. Der Hauptmann fühlte auch, daß Viruta von seinem Geheimniß mehr wußte, als er eigentlich sollte, und bezweifelte leider stark, daß er so zuverlässig und ergeben sei, wie er sich stellte. Aber was konnte er thun, als der Sache ihren Lauf lassen? Zu ändern war nichts, und das leichte Blut des Officiers gewann auch bald die Oberhand.

„Wohlan, Viruta," sagte er, indem er sich eine Cigarre nahm „ich denke, Du kannst satteln, der Doctor wird hoffentlich inzwischen mit den Herrschaften oben fertig. Willst Du eine Cigarre?"

„Warum nicht?" lachte der Bursche aus dem ganzen Gesicht, indem er die dargebotene nahm.

„Dann hol' auch Feuer dazu herunter."

Viruta sprang die Leiter hinauf, um dem Befehl Folge zu leisten. Unten näherte sich Jacinta dem Officier, und ohne aufzusehen, raunte sie ihm zu:

„Traut dem Mulatten nicht." Dann stieg sie, ohne sich aufzuhalten, an der Seitenleiter wieder in das Haus empor.

„Caramba!" brummte Fortunato vor sich hin — „was weiß die Kleine von dem Mulatten? Hat sie meine Gedanken errathen? Und fort ist sie wieder. Ja, Schatz, ich bin ganz Deiner Meinung, mein gefälliger Viruta ist ein Schuft. Aber woran halte ich ihn, daß er nicht zum Verräther an mir wird?"

„Señor!" sprach Viruta, der wieder vor ihm stand und ihm, indem er halb seine Mütze lüftete, seine eigene brennende Cigarre zum Anzünden darreichte.

Fortunato pfiff leise vor sich hin, zündete seine Cigarre an, gab Viruta die seinige zurück und schritt zu seinem Pferd, um selbst den Sattel aufzulegen. Der Regen hatte vollständig nachgelassen, die Sonne schien wieder hell und klar von dem rein gefegten Himmel nieder, und wie in tausend Brillanten funkelten die Blätter der nächsten Bäume und Sträucher im blitzenden Schmuck der Tropfen.

Uebrigens hatte der junge Officier ganz Recht gehabt, wenn er glaubte, daß der Doctor in seiner Abwesenheit ihre Angelegenheit besser und rascher arrangiren würde, als wenn

er dabei stand. Die Leute konnten sich jetzt ungestört aussprechen, und weiter verlangte Doctor Ruibarbo nichts. Wo es erst einmal zu einem Zungenkampfe kam, wußte er, daß er immer Sieger bleiben würde — besonders den Eingeborenen gegenüber.

„Aber was zum Henker habt Ihr denn eigentlich mit Franco's Feldzug zu thun, Doctor?" hatte Nunez vorhin gefragt, als der Officier kaum die Leiter hinab verschwunden war. Aber er sprach dabei mit unterdrückter Stimme, denn der Boden des Hauses war nicht stark und dicht genug, den Schallwellen irgend ein großes Hinderniß entgegen zu setzen. — „Ich weiß doch, daß Ihr —"

„Bst, lieber Freund," bedeutete ihn der Gevatter. „Seine Excellenz der Herr General regiert jetzt, und hat eine Armee von so erquisiter Wahl um sich her, daß — wir nicht umhin können, ihm überall verbindlich entgegen zu treten. Es handelt sich hier auch gar nicht darum, was wir thun wollen oder möchten, sondern allein um das, was wir thun müssen, und von dem Standpunkt betrachtet kommen wir am besten und schnellsten zu einem Verständniß."

„Wer will uns zwingen?" sagte finster Nunez. „Zum Henker mit ihm, wenn es der kleine Mulatte zum Aeußersten treibt —"

„Bst!" warnte der Doctor mit aufgehobener Hand — „wir sind Gevattersleute, Amigo, und ich will nichts gehört haben. Aber wenn irgend eine gehässige Zunge Seiner Excellenz das Wort hinterbrächte, so möchte ich keinen falschen Real für Euer Leben geben. Bedenkt doch nur um Gottes willen, Hombre, daß es den General ein Wort kostet, und seine Leute überschwemmen in einem einzigen Tag Eure ganzen Felder, ruiniren, was sie nicht mitnehmen — und sie nehmen eigentlich Alles mit, wohin sie kommen — es sind Menschen wie die Kinder, was sie sehen, das wollen sie haben — und nachher dürft Ihr nicht den geringsten Anspruch auf Bezahlung machen, denn sie waren in Feindesland, wo sie hausen können, wie sie wollen."

„Schöne Aussichten für uns von dem neuen Präsidenten," brummte Nunez halblaut. „Ihr gebt ihm eine ganz vortreff-

liche Empfehlung, Doctor. Wir könnten unsere Kinder damit zu fürchten machen."

„Mißversteht mich nicht," erwiderte Ruibarbo, „das ist nur im äußersten und gezwungenen Fall. Jetzt noch bietet er Euch ja Bezahlung für Alles, was er braucht. Mehr könnt Ihr doch beim Himmel nicht verlangen. Er kommt zu Euch wie ein Privatmann, der für baar Geld kaufen will, und verlangt nur dafür die Gefälligkeit, ihm das Gewünschte nicht im alten Schlendrian — wenn es Euch gerade paßt — zu besorgen, sondern unmittelbar daran zu gehen und es herbei zu schaffen."

„Will er wirklich bezahlen?" entgegnete der Ecuadorianer, noch immer ungläubig mit dem Kopf schüttelnd.

„Wie vielmal soll ich es Euch denn noch sagen?" rief der Doctor. „Die Sache ist so einfach und klar wie irgend etwas. Das Futter wird morgen herbeigeschafft, mit Eurem Willen für Geld, ohne denselben gratis. Also nun thut, was Ihr wollt, aber ich glaube, ich habe als Freund gehandelt, daß ich Euch zum Besten gerathen."

„Wir haben gar nicht Arbeiter genug, um das Alles bis morgen zu ermöglichen."

„Das ist kein Hinderniß," lächelte der Doctor. „Wenn Ihr es ermöglichen wollt, schicke ich Euch heut Abend und morgen früh fünfzig Mann Soldaten heraus, die damit umzugehen wissen. Sie werden Euch gutwillig und um ganz geringen Lohn helfen. Seid Ihr das zufrieden?"

„Ihr, Doctor, schickt Soldaten von Franco?" forschte Nunez. „Ja, was zum Henker habt Ihr denn unter des Mulatten Soldaten zu befehlen?"

„Ich werde Seine Excellenz darum ersuchen," erwiderte der Doctor, dem es augenscheinlich unangenehm war, daß der Mann das Wort aufgegriffen hatte — „ich selber habe natürlich gar nichts mit den Soldaten zu thun, und es steht mir kein Befehl über sie zu. Also wie ist's? Wollt Ihr die Sache in Frieden abmachen? Leute, seid doch um Gottes willen vernünftig — es ist sonst Euer eigener schwerer Schaden. Ueberlegt Euch Euren Vortheil noch einmal," setzte er hinzu, als er sah, daß Nunez und die paar Nachbarn, die noch im

Haus waren, unschlüssig standen — „und nachher setzen wir uns zusammen und rechnen aus, was Jeder übernehmen kann, und zu welchem Preis.“ Damit nahm er die Guitarre wieder auf, klimperte einige kleine Sätze, spielte dazu mit den Kindern und unterhielt sich auf das Liebenswürdigste mit der jungen Frau, ohne ein Wort in die Berathung der Gruppe hinein zu reden, bis diese endlich von selbst zu einer Entscheidung kam.

Es war in der That das Beste — vielleicht sogar das Einzige, was sie thun konnten, sich in Gutem in den Willen des für den Augenblick allmächtigen Generals zu fügen. Außerdem lockte sie das Geld — Weide gab es jetzt gerade genug, Futter, Mais und andere Dinge konnten sie, wenn es gebraucht wurde, immer billiger aus dem innern Lande beziehen, — am Ende war es gar kein so übler Handel, nur die Bedingungen mußten noch festgestellt werden.

Das war bald geschehen. Sowie der Doctor bemerkte, daß er sie so weit hatte, sammelte er den kleinen Trupp um sich, legte die Guitarre hin, nahm Papier und Bleistift und entzückte die Eingeborenen durch die unendliche Liebenswürdigkeit, womit er ihnen sogar einen noch etwas höheren Preis für ihre Producte gewährte, als sie hatten fordern wollen.

9.

Der Bote.

Etwa eine Stunde später, in welcher Zeit Fortunato eine Menge von Dingen eingekauft hatte, die ebenfalls für das Hauptquartier bestimmt waren, ritt der kleine Trupp, den Doctor mit seinen gestickten Pantoffeln an der Spitze, die Soldaten ihre Pferde sämmtlich mit den eingekauften Waaren bepackt, aber alle ihre Cigarre rauchend und in bester Laune, den Weg zurück, der nach Bodegas führte. Von Allen war

der Doctor am vergnügtesten, denn er hatte seinen Zweck erreicht und — was Franco selber nicht für möglich gehalten — die Einwohner des kleinen Dorfes im Guten dazu vermocht, freiwillig zu liefern, was die Armee für die nächsten Tage brauchte. Daß ihm Franco äußerst dankbar dafür sein würde, wußte er.

Fortunato war am Hause zurückgeblieben und mit seinem Sattel beschäftigt. Hielt ihn der wirklich so auf? Eigentlich wollte er das junge Mädchen noch einmal sprechen, die er eben wieder hatte in den Laden hinunter steigen sehen. Was wußte sie von dem Mulatten und welche Ursache konnte sie haben, ihm zu mißtrauen?

Während er noch so stand und auf einen Vorwand sann, wie er sie wieder anreden könne, kam ein einzelner Reiter die Straße herab. Er sah schmutzig und zerlumpt aus und das Wasser — da er wahrscheinlich den letzten Regenguß im Freien ausgehalten — tropfte ihm an den Kleidern nieder. Sein Thier schien aber noch marode wie er selber. Schon von Weitem bemerkte der Officier, wie er es unaufhörlich mit den scharfen Sporen stachelte, um es nur von der Stelle zu bringen, und als er näher kam, sah er, wie dem armen Thier von dem unbarmherzigen Anspornen das helle Blut an den Seiten niederfloß. Das Pferd konnte aber hier schlechterdings nicht weiter, alle Mißhandlungen blieben fruchtlos — den Kopf gesenkt, die Augen stier und matt, die Vorderbeine vorgestreckt, so stand es unbeweglich still.

„Hallo, Compañero," rief Fortunato den Reiter an, „Ihr bringt die arme Bestie um. Seht Ihr denn nicht, daß sie eben nicht weiter kann? Laßt sie ein paar Stunden ruhen und gebt ihr gutes Futter, und sie trägt Euch vielleicht heute Abend noch nach Bodegas. So wahrhaftig ruinirt Ihr sie zwecklos."

„Verdammt!" fluchte der Bursche, der mürrisch und tückisch genug aussah — „es ist die reine Schlechtigkeit von der Mähre, die es darin mit einem Maulthier aufnehmen kann. Aber — wir sind Beide hungrig — das weiß die heilige Jungfrau, und meinetwegen können wir auch ein wenig aus-

ruhen. Wie weit ist's noch bis Bodegas, Señor? — Drei Leguas? — hm?"

Er hatte, während er sprach, die Uniform des Officiers mißtrauisch betrachtet, und Fortunato entging nicht, daß er außerdem mit lallender Zunge sprach. Der Bursche schien über Tag wenig gegessen und viel getrunken zu haben, und als er jetzt aus dem Sattel stieg, taumelte er und mußte sich an dem zitternden Thiere festhalten, um nicht umzufallen. Aber er nahm sich sichtlich zusammen und schritt, ohne das Pferd weiter zu beachten oder anzuhängen — war er doch sicher, daß ihm das unglückliche Geschöpf nicht fortlief — dem Laden zu, in dem Jacinta jetzt, ihn erwartend, stand. Das Pferd aber fühlte sich kaum frei, als es sich mitten auf der Straße niederwarf und die todmatten Glieder ausstreckte.

Wieder drehte sich der Bursche mit einem jener gemeinen Flüche um, an denen die spanische Sprache so reich ist, und wollte das halbtodte Thier mit einem Fußtritt vom Boden empor stoßen, damit es sich nicht auf den Sattel wälze, als Fortunato, durch die Rohheit empört, dazwischen sprang. Einen gerade dort liegenden Pfahl aufgreifend, rief er:

„Caramba, Señor, jetzt reißt mir die Geduld — die Pest über Euch, seid Ihr ein Vieh oder ein Mensch, daß Ihr das arme, schon halbtodte Geschöpf so mißhandelt? Nehmt ihm den Sattel ab und bringt ihm Futter, oder, beim Himmel, ich thue, was mich gereut!"

Der Halbindianer biß die Zähne ingrimmig auf einander, aber er wagte nicht, der Uniform Trotz zu bieten. Knurrend gehorchte er, und während sich das Pferd lang am Boden ausstreckte, ging Fortunato selber in den Laden hinein, um ein paar Maiskolben für das mißhandelte Geschöpf heraus zu holen. Gab ihm das doch auch gleich einen Vorwand, sich dem Mädchen wieder zu nahen.

„Was wissen Sie von dem Mulatten, Señorita?" flüsterte er ihr dort zu, als er sich das Verlangte selbst aus einem Korb aussuchte — „weshalb soll ich mich vor ihm hüten?"

„Er hat gestern die Balsa den ganzen Tag umlagert," lautete die rasch gegebene Antwort — „er lag im Gebüsch versteckt, als ich den Platz verließ, und spionirte jedenfalls."

„Hm," brummte Fortunato vor sich hin. „Was sollte ihm das nützen? Es war Neugierde oder Faulheit. — Hat er Sie angeredet?"

„Nein," sagte das junge Mädchen — aber ihr Gespräch wurde in dem Augenblick gestört, denn Nunez selber kam die Leiter herunter. Er hatte den angetrunkenen Passagier bemerkt und wollte Jacinta nicht mit ihm allein lassen. Fortunato nahm den Mais und trug ihn selber dem Pferd hinaus. Das arme Thier war aber so erschöpft, daß es nicht einmal fressen konnte. Es griff die grünen Kolben wohl mit den Zähnen an und schien den Saft etwas einzuziehen, aber es vermochte nicht zu kauen, lehnte sich wieder zurück, drückte den Kopf auf die Erde und lag so, schwer athmend, wie dem Tode nahe.

Der Ecuadorianer warf einen verdrossenen Blick auf sein Thier und stieg dann in das Haus hinauf, in dem, wie in allen derartigen Verkaufslocalen, und in einer Gegend, wo es überhaupt keine Posados oder Wirthshäuser giebt, auch allerlei eßbare Gegenstände für die vorbeiziehenden Arrieros zu haben waren, wie z. B. gekochte harte Eier, Brod, eine Art Kuchen, gedörrtes Fleisch, Zwiebeln u. dergl. Er schien selber der Nahrung dringend bedürftig zu sein, und nachdem er sich etwas von den dortigen Herrlichkeiten ausgesucht, warf er sich auf den Boden des untern Raumes nieder, um es gleich an Ort und Stelle zu verzehren.

Fortunato hatte noch eine Weile neben dem todmatten Rosse gestanden und dieses endlich dazu vermocht, einen der jungen Maiskolben zwischen die Zähne zu nehmen und zu kauen. Wie es aber den Geschmack davon bekam, überwältigte der nagende Hunger die Müdigkeit, und es hob wenigstens den Hals empor, um das, was in seinem Bereich war, zu verzehren.

„Was ist das für ein Officier," hatte indessen der Halbindianer seinen neben ihm stehenden Wirth gefragt — „wo gehört er hin?"

„Nach Bodegas, zu Franco's Truppe," lautete die Antwort — „aber wohin wollt Ihr?"

„Auch nach Bodegas."

„Ihr wißt, daß der Platz besetzt ist?"

„Was kümmert's mich?" antwortete barsch der Kauende, „Ich will von der Gesellschaft nichts."

„Möchtet auch schwerlich etwas bekommen," sagte Nunez, „als vielleicht eine Tracht Schläge zum Handgeld und eine Muskete zum Tragen —"

Der Halbindianer warf einen mißtrauischen Blick zu ihm hinauf, erwiderte aber nichts und beschäftigte sich von da an ganz mit seiner Mahlzeit. Er schien halb verhungert wie sein Thier, und stand wieder auf, um sich eine frische Portion zu holen. Nunez gab ihm, was er verlangte — hätte er nachher kein Geld zum Bezahlen gehabt, so behielt er einfach den Sattel als Pfand zurück — wie oft kam das vor, und machte weiter nicht die geringste Schwierigkeit. Ihren Sattel lösen die Burschen schon wieder ein, und wenn sie selber dafür arbeiten sollten.

Während der Reiter auf der Erde lag, war ihm die Mütze vom Kopfe gefallen, und Jacinta, die den Menschen überhaupt schon mit Widerwillen betrachtet hatte, sah, daß ein vom Regen arg mitgenommener Brief darin stak. Die mit ziemlich großen Buchstaben geschriebene Adresse lag nach oben, und das junge Mädchen, während sie sich in der Nähe des am Boden Liegenden etwas zu schaffen machte, bog sich nieder, um die Adresse zu lesen. — Sie enthielt nur die zwei Worte: General Franco, und das Blut schoß ihr wie mit einem eisigen Strahl nach dem Herzen zurück, als sie wie ein Blitz der Gedanke durchzuckte: Das ist ein Zwischenträger, und Du mußt Dich des Briefes bemächtigen.

Aber wie war das möglich — der Bursche achtete allerdings nicht auf die abgefallene Kopfbedeckung, würde aber jede ihrer Bewegungen bemerkt haben, wäre ihm Jacinta näher gekommen. Noch stand sie so und überlegte, ob sie ihrem Pflegevater vielleicht erst den gefaßten Verdacht mittheilen und es diesem dann überlassen sollte, was er zu thun für gut finde, als der Bote aufstand und hinüber zu Nunez trat, um sich noch einige Sachen im Laden auszusuchen.

Jetzt war der entscheidende Moment gekommen — jetzt oder nie, und mit einer Angst, die ihr den Athem zu rauben

drohte, aber mit fest entschlossener und kaum zitternder Hand nahm sie den Brief, barg ihn in ihrem Kleid und verließ dann rasch das Haus, um die gefährliche Beute außer demselben sicher zu bergen. Sie behielt auch Zeit genug dazu, denn der Fremde, vollkommen mit seiner Mahlzeit beschäftigt, woneben er auch noch einer kleinen Flasche fleißig zusprach, warf keinen Blick auf die noch immer am Boden liegende Kopfbedeckung.

Fortunato hatte bis jetzt seitab bei seinem Pferde gestanden und unschlüssig mit dem Aufsteigen gezaudert. Endlich wollte er den linken Fuß in den Bügel heben, als vom Haus her ein lautes Sprechen und Fluchen an sein Ohr schlug. Erstaunt drehte er den Kopf dorthin und sah, wie der fremde Bursche in dem Laden herumstampfte, seine Fäuste zusammenschlug und ganz außer sich schien, während sich Jacinta, die dahin zurückgekehrt war, scheu und furchtsam in eine Ecke zurückzog.

„Will mir die trunkene Bestie das Kind ängstigen?" rief der Hauptmann, eine Verwünschung zwischen den Zähnen zerbeißend, und schritt, sein Pferd am Zügel, nach dem Hause zu, nach welchem er schon von Weitem hinüberrief:

„Was giebt's da? Was hat der wüste Gesell da zu toben und zu rasen? Soll ich ihn etwa zu Ruhe bringen?"

Nunez würde das wahrscheinlich selber besorgt haben, wenn ihm die Gegenwart des Franco'schen Officiers nicht störend gewesen wäre. Die Beschuldigung aber, die der Bursche vorbrachte, konnte ihn in dessen Augen verdächtigen, und das vor allen Dingen suchte er zu vermeiden.

„Señor," sagte Nunez, während Fortunato den Zügel seines Pferdes über das Staket warf und den innern Raum wieder betrat, wo der Trunkene mit schäumenden Lippen eine Unzahl nicht einmal verständlicher Worte vorsprudelte — „bitte, treten Sie näher — ein Glück, daß Sie noch da sind, denn Sie waren vorhin Zeuge, in welch loyaler Weise wir für Seine Excellenz, den Herrn General, uns erboten haben, Alles zu thun, was er verlangt. Jetzt aber tobt dieser freche Bursche hier, der in seinem blinden Rausche gar nicht mehr recht weiß, was er spricht, und flucht und schwört, daß ich ihm einen Brief an Seine Excellenz unterschlagen hätte."

„An Seine Excellenz?" sagte Fortunato, während er das Haus betrat — „was für einen Brief, mein Bursche, und woher?"

„Woher, Señor?" rief jetzt der Ecuadorianer noch ganz außer sich, indem er dem Officier die nasse und schmutzige, aber leere Mütze entgegenhielt — „woher? das — das bleibt sich gleich; aber ein wichtiger Brief war es, ein Brief an den General, für den ich mein Pferd zu Schanden geritten, und nicht gegessen und getrunken habe, nur um ihn prompt abzuliefern."

„Nun? — wo ist er jetzt?" sagte Fortunato ruhig, indem er auf die Veranda trat und den vor Schreck fast nüchtern gewordenen Menschen streng ansah.

„Ja fort, Señor — fort!" schrie dieser und griff sich in Verzweiflung in das lange nasse Haar — „hier in der Mütze trug ich ihn — wo sollt' ich ihn sonst tragen — fest und gut verwahrt, und wie mir die Hitze vorhin zu arg wurde, nahm ich die Mütze ab und legte sie neben mich, und jetzt, während ich esse, ist der Brief fort — verschwunden — rein verschwunden, wie in die Luft hinein, und das Gesindel hier muß ihn gestohlen haben."

„Gesindel? Ei, bei der heiligen Mutter Gottes!" drohte Nunez, indem er auf den Burschen zusprang.

„Halt, Señor," rief aber Fortunato, der einen Blick auf Jacinta geworfen hatte, während ein eigener Verdacht durch sein Hirn schoß, — „laßt den trunkenen Gesellen — und Du, mein Bursch," wandte er sich dann an den Burschen, „bist also ein so zuverlässiger Bote, daß man Dir Briefe für den General anvertraut, heh? Ich hätte große Lust, Dich an meinen Steigbügel zu binden und so mit nach Bodegas hinein zu nehmen, wo Dir ein fünfzig Stockprügel ganz vortrefflich munden würden."

„Aber, Señor —"

„Ruhig! Caramba!" gebot der Officier, „oder ich vergreife mich in Person an Dir, Du trunkener Lump Du. Schämst Du Dich nicht, wie Du jetzt da stehst? Fort mit Dir, Du wirst den Brief unterwegs verloren haben, so mache, daß Du zurückkommst, und such' ihn auf der Straße. Gnade

Dir aber Gott, wenn Du nicht morgen früh damit in Bodegas bist — an den Ohren laß ich Dich aufhängen und peitschen. Hast Du mich verstanden?"

„Ja, Señor," sagte der Bursche kleinlaut, denn er konnte nicht gut leugnen, daß er zu viel getrunken hatte — „aber ich weiß gewiß, daß ich den Brief hier am Haus —"

„Stillschweigen sollst Du, Picaro!" rief aber Fortunato ihn an, „und erfahre ich noch einmal, daß Du Dich unverschämt gegen die Leute hier betragen hast, so verlaß Dich darauf, daß ich es Dir heimzahlen lasse," und damit drehte er sich um, schritt zu seinem Pferd, machte den Zügel los, stieg in den Sattel und galoppirte wenige Secunden später die Straße hinab nach Bodegas zu.

Wer übrigens über das Alles am meisten erstaunte, war Nunez selber, und ordentlich verblüfft sah er dem davonsprengenden Officier nach.

„Merkwürdig," dachte er dabei, „ob dieser verdammte Mulatte nicht die ganze Welt auf den Kopf gestellt hat, so daß man jetzt gar nicht einmal mehr weiß, wer Freund und wer Feind ist. Mein Gevatter, der Doctor, der zu uns durch dick und dünn halten sollte und früher auf den Franco geschimpft hat, daß kein Hund mehr ein Stück Brod von ihm genommen hätte, kommt her und treibt Yerba für ihn ein, daß er seine Thiere gehörig füttern und damit nach Quito ziehen und die Hauptstadt stürmen und plündern kann, und einer von Franco's eigenen Officieren — bei dem es nun ganz in Ordnung wäre, wenn er des kleinen Generals Partei nähme, tritt hier — wo mich der Bursche anklagt, einen Brief an Seine Excellenz unterschlagen zu haben, für mich ein. — Der Henker werde daraus klug."

Ungemein schüchtern war aber der Bote geworden, als der Officier davonsprengte und ihn, wie er recht gut wußte, allein „in Feindes Land" zurückließ, und doch hatte er gerade von diesem gehofft, Schutz und Unterstützung zu finden. Señor Nunez ließ ihn auch nicht lange in Zweifel, was er von ihm zu erwarten hätte.

„Hast Du Geld, mein Bursche, um zu zahlen, was Du verzehrt?" redete er ihn an, sowie er nur den Officier in

der Biegung der Straße verschwinden sah, „denn Deine unverschämten Reden habe ich jetzt satt."

„Gewiß," sagte der Bote störrisch — „aber der General —"

„Wenn Du klug bist, Compañero," unterbrach ihn Nunez trocken, „so machst Du hier mit dem so wenig Staat wie möglich; es könnte sonst sein, daß wir — doch ich will mich mit Dir nicht herumzanken. Zahle, was Du schuldig bist, und dann nimm Deine Kracke und mach' damit, daß Du fortkommst. Hast Du mich verstanden?"

„Si, Señor," sagte der Halbindianer, indem er einen scheuen Blick nach der kräftigen Gestalt des Mannes emporwarf — „aber — könnt Ihr mir kein anderes Thier borgen? Ihr seht doch selber, daß ich auf dem nicht im Stande bin, noch eine Stunde zu reiten."

„Dann will ich Dir einen guten Rath geben, mein Junge," lachte der Ecuadorianer — „thu, was schon bessere Männer vor Dir gethan haben und nach Dir thun werden: nimm Deinen Sattel auf den Buckel und reite zu Fuß; aber hier im Haus bleibst Du keine fünf Minuten länger."

Der Bote wollte protestiren, aber es half ihm nichts; Nunez war sich seines Vortheils zu sehr bewußt; er mußte zahlen, was er mit einer sehr mißvergnügten Miene auch endlich that, seinen Sattel dann schultern und den Rückweg — denn er dachte gar nicht daran, Franco's Lager jetzt ohne den Brief zu besuchen — zu Fuß antreten. Das Pferd blieb natürlich in der Straße liegen, um sich dort an dem vorgeworfenen Futter zu erholen und nachher aus eigenem Antrieb die benachbarte Weide aufzusuchen, oder wo es lag, zu sterben — wie manches andere zu Schanden gerittene Thier in diesen Ländern. Dann freilich waren die benachbarten Hausbesitzer genöthigt, ein Seil um eins seiner Beine zu schlagen und es, durch ein paar Ochsen vielleicht — abseits hinaus in den Busch zu ziehen, damit es hier die Luft nicht verpeste — kleine Raubthiere und Aasgeier räumen überdies den Cadaver bald hinweg — weiter kümmert sich Niemand darum.

Jacinta war, als der Officier den Platz verließ, ebenfalls wieder nach oben gestiegen und hatte eine Arbeit aufgenommen,

und als ihr Nunez später folgte, schien es fast, als ob er sie, des Briefes wegen, anreden und fragen wollte. Er sah wenigstens, ohne daß die Pflegetochter seinem Blick begegnete, ein paar Mal nach ihr hin. War das aber wirklich seine Absicht gewesen, so gab er sie vollständig auf. Je weniger er von der Sache wußte, desto besser, und hatte der Bursche wirklich einen Brief mit in sein Haus gebracht und dort verloren, was kümmerte es ihn. Einmal allerdings fiel ihm ein, daß der Brief vielleicht durch eine der Spalten in der Diele ganz unter das Haus gefallen sein könnte, und er stieg hinab, kroch dort unter die Planken und untersuchte den Platz genau — aber er fand nichts, und ohne ein Wort weiter zu sagen, kehrte er in sein Haus zurück, nahm seinen Hut vor und fing wieder an zu flechten, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre.

Erst gegen Abend getraute sich indessen Jacinta wieder hinauszugehen und den erbeuteten Brief zu lesen. Er war von dem Regenguß an den Ecken scharf zerscheuert, das innere Blatt aber noch unverletzt geblieben, und es enthielt nur die folgenden kurzen Zeilen:

„General — meinem Versprechen gemäß erhalten Sie von mir die Nachrichten, die für Sie von Wichtigkeit sein könnten. Wir liegen hier in Guaranda, aber nur mit fünfzig Mann, die nicht im Stande sind, den offenen Platz zu vertheidigen — Espinoza, den Sie zum Tode verurtheilt haben, ist leider entflohen. Er kam hier durch und wurde von unserem Hauptmann direct weiter nach Quito gesandt, um von dort Verstärkung herbei zu holen. Rücken Sie schnell auf Guaranda, so können Sie reiche Beute machen, denn das ganze Nest liegt voll Waaren. Zögern Sie mit dem Angriff, so verlieren Sie Alles und finden außerdem die Höhen zwischen hier und Bodegas besetzt. Der Bote ist zuverlässig, schicken Sie mir Antwort. Ihr getreuer Malveca."

Des Mädchens ganze Gestalt zitterte, als sie den Brief las, ihr Auge glühte, ihre feinen Lippen preßten sich zusammen. „Malveca," murmelte sie dabei — „immer und immer der Name, der mein Verderben war — von jeher. Aber der Verräther soll sein Ziel nicht erreichen — diese Zeilen" — und sie faßte den Brief mit beiden Händen an, um ihn in

kleine Stücke zu zerreißen — aber sie zögerte. Die warme Luft hatte das Papier schon wieder vollständig getrocknet — sie bog es sorgfältig zusammen, wickelte ihr kleines seidenes Halstuch darum, und barg es dann sorgfältig in ihrem Kleide. So schritt sie zu dem Hause zurück, fest entschlossen, keinem Menschen ein Wort von dem erbeuteten Schriftstück zu sagen und das Geheimniß fest und sicher zu bewahren.

10.

In Guajaquil.

Acht Tage mochten nach den vorbeschriebenen Scenen verflossen sein, und Franco lag noch immer in Bodegas, einer fetten Spinne nicht unähnlich, die in ihrem Netze zusammengerollt auf Beute wartet. Seinen Officieren war dies Zögern freilich unbegreiflich, und sie erklärten es nur damit, daß der kleine Mulatte von den Reizen der verführerischen Celita so gefesselt sei, daß er sich nicht losreißen könne und seine eigene Sicherheit selbst dabei auf's Spiel setze. Franco dagegen behauptete, er habe einen zuverlässigen Freund im andern Lager, der ihm schon Nachricht geben würde, wenn es Zeit sei, und erwartete dabei von Tag zu Tag seine nie ankommenden Spione.

Da traf ein Deserteur von den quitenischen Truppen in Bodegas ein und brachte die Kunde mit, daß sich die Quitener allerdings bis Guaranda zurückgezogen hätten und selbst diesen Platz nur schwach besetzt hielten, Flores aber auch, nach sicheren Berichten aus Quito, von dort aufgebrochen sei und in Eilmärschen gegen Latacungo vorrücke.

Jetzt durfte er nicht länger hier säumen, denn wenn sich der Feind auf den Höhen hinter Guaranda, wo schon die Hänge des Chimborazo beginnen, festsetzte, so nahm er damit

eine Stellung ein, aus der ihn die ungeordneten Banden, die er führte, kaum wieder so leicht hinausgeworfen hätten. Aber noch einmal mußte Proviant und Futter für die Thiere herbeigeschafft werden, was die Hacienderos diesmal nicht gutwillig hergeben wollten, denn damals, als ihnen der Doctor ihre Bodenerzeugnisse abschwatzte, hatten sie für das erwartete baare Silber nur baares, frischgedrucktes Papiergeld erhalten, das kein Mensch in der Umgegend nehmen wollte. Jetzt machte Franco jedoch keine Umstände mehr mit den Leuten, unter denen sich der Doctor nicht wieder blicken ließ. Seine Soldaten wurden zum Fouragiren ausgeschickt, mit der Ordre, was sie nicht gutwillig bekämen, zu nehmen, und dazu paßte das Gesindel ganz ausgezeichnet.

Gerade in dieser Zeit aber beunruhigte ihn eine Nachricht, die ihm der Polizeidirector Bustillos aus Guajaquil nachsandte, daß man dort nämlich der Stimmung gar nicht traue und eine Gegenrevolution befürchte.

Durfte er jetzt, mit einem solchen Krater im Rücken, daran denken, in's innere Land vorzurücken und Alles auf eine Schlacht zu wagen? Verlor er die, dann war ihm selbst der Rückzug abgeschnitten. Aber er konnte eben nicht warten, und Mariano wurde deshalb augenblicklich nach Guajaquil zurückgeschickt, um wo möglich der Wurzel der Verschwörung auf die Spur zu kommen. Die dort ankernden peruanischen Kriegsschiffe bekamen zu gleicher Zeit die Weisung, im Fall eine ernstliche Empörung ausbrechen sollte, nachsichtslos auf die Stadt zu feuern, und da Guajaquil eigentlich nur aus zwei längs dem Wasser hinlaufenden Hauptstraßen bestand, wäre ein solches Feuer auf nur wenige hundert Schritt und gegen diese Holzgebäude jedenfalls von furchtbarster Wirkung gewesen.

Doctor Ruibarbo, der gegenwärtig war, als diese Instructionen gegeben wurden, erschrak nicht wenig. Das der Wittwe Entonza gehörende Haus — nächstens das seinige — lag unmittelbar den Dampfern gegenüber, als eins der hervorragendsten und trefflichsten Ziele; eine von ihm vorgebrachte Bitte gegen den General, wenigstens die Häuser der loyalen Unterthanen zu schonen, wurde aber von dem kleinen, schlauen

Mulatten nur mit einem ausweichenden Achselzucken beantwortet.

„Lieber Doctor," sagte er, „wenn einmal ein solches Bombardement — was Gott verhüten wolle — nothwendig wird, dann habe ich keine loyalen Unterthanen — keine Freunde mehr in Guajaquil, denn hätte ich deren gehabt, so würden sie vorher Alles gethan haben, um die Meuterer zu entlarven und unschädlich zu machen. Da sie das unterließen, scheint es mir nicht mehr wie recht und billig, daß auch sie die Folgen mit den Anderen tragen."

Eine Stunde später hatte der Doctor um Urlaub gebeten und war auf dem Wege nach der Hafenstadt.

Ein rühriges Treiben herrschte in dem von dem Usurpator besetzten, von den feindlichen Kanonen bedrohten Guajaquil. Wie geschäftig glitten die Boote herüber und hinüber, und das müßige Volk, was alle diese südlichen Städte füllte, schlenderte unter den Colonnaden der Straße umher, blieb vor den aufgeputzten Kaufläden stehen und feilschte und lachte und plauderte. Nichts in der Welt verrieth die Kriegsgefahr, als kleine Trupps schmutziger Soldaten, die in einzelnen Patrouillen dann und wann durch die Straßen zogen. — Aber Niemand achtete auf sie, man war sie ja schon so gewohnt worden, und wenn sich die Burschen auch hier und da frech und übermüthig benahmen, so fügte man sich eben in das Unvermeidliche und ließ sie gewähren. Franco war einmal Herr, und man konnte nicht daran denken, Gewalt gegen Gewalt zu setzen.

So wenigstens schien äußerlich die Stimmung des Volkes, im Innern aber gährte und kochte es nichtsdestoweniger, und der bessere Theil der Bevölkerung fühlte nicht allein mit Empörung den Druck des verhaßten Mulatten, sondern fürchtete weit mehr noch seine ferneren Triumphe, die dann sein Regiment in Ecuador wenigstens für lange hin befestigen mußten, — zum vollständigen Ruin des ausgesogenen Landes!

Die gebildete Klasse war mit wenigen Ausnahmen —

Stellenjäger, die einen fetten Posten unter der neuen Regierung erbeutet hatten oder zu erbeuten hofften — auf Seiten des quitenischen Gouvernements, und hätten die peruanischen Kriegsschiffe nicht im Strom vor Anker gelegen und mit ihrer kanonengespickten Flanke die vollkommen offene Fronte Guajaquils bedroht, vielleicht würden es die sonst so friedliebenden Ecuadorianer doch gewagt haben, den Franco'schen Behörden offenen Widerstand zu leisten. Bei einem Straßenkampf in so unmittelbarer Nähe hätten die Schiffskanonen aber doch eine zu entscheidende Rolle gespielt, und es blieb ihnen daher nur das Eine übrig: der Gewalt die List entgegen zu setzen.

Der Plan schien nicht schlecht ausgedacht. Der Polizeidirector Señor Bustillos war der verhaßteste, aber auch gefürchtetste Mann in der Stadt und dem Franco'schen System unbedingt ergeben, denn er verdankte ihm Alles und wußte recht gut, daß er mit Franco's Sturz auch in sein voriges Nichts zurücksank. Seine ganze Existenz stand dabei in Frage. So lange dieser Mann also noch einen Befehl geben konnte, so lange er noch die geringste Macht behielt, war für die Verschwörer nichts zu hoffen. Daher mußte er fallen und mit seiner Gefangennahme oder seinem Tod — das blieb sich gleich — jeder wichtige Punkt in der Stadt zu gleicher Zeit besetzt und der Behörden sich versichert werden. Geschah das Alles in der Nacht, so durften die peruanischen Dampfer — wirklich den Fall gesetzt, daß sie in Zeiten Nachricht davon bekamen — nicht wagen, auf die Stadt zu feuern, da sie nicht wissen konnten, ob sie Freund oder Feind mit ihren Kugeln träfen. Fand aber der anbrechende Morgen die „Vaterlandsfreunde" im Besitz, dann war es ein fertiges Ereigniß, gegen das die Schiffe den Kampf auf eigene Rechnung hin nicht aufnehmen konnten, denn nur vom Polizeidirector hatten sie, Franco's Weisung nach, ihre Ordre zu erhalten.

Die Ausführung eines so kecken, aber wohlüberdachten Planes konnte indessen nur dann gelingen, wenn Franco schon dem quitenischen Heere gegenüber stand und nicht mehr im Stande war, zurück und auf Guajaquil zu marschiren, ohne den Feind auf den Hacken zu haben. — Jetzt wäre es Wahnsinn gewesen, und ein früherer, von jungen leichtsinnigen

Leuten unternommener Plan war gescheitert, weil ihn die besten, aber kaltblütigen Kräfte nicht unterstützten. Man war sonach überein gekommen, keinen ernstlichen Versuch, Guajaquil zu befreien, zu wagen, bis die Kunde von dem Anmarsch der Quitener eintreffen würde. Alles Weitere sollte dann noch in einer letzten Versammlung beschlossen und der Schlag so rasch und unmittelbar darauf geführt werden, daß ein Verrath, also auch ein Mißlingen, unmöglich wurde.

Gerade in dieser Zeit traf Doctor Ruibarbo wieder in Guajaquil ein, und mit den Verhältnissen dort so genau bekannt, wie kaum ein Zweiter in der Republik, wußte er auch, wo er den Herd der Verschwörung suchen mußte. Seine Absicht war dabei, die näheren Umstände zu erfahren und, versprachen sie Erfolg, die Sache vielleicht selber in die Hand zu nehmen: hatte er doch keine Ahnung davon, daß das Ganze schon zum Ausbruch fix und fertig sei.

Der Erste, den Ruibarbo aufsuchte, war Juan Ibarra, ein Quitener mit Leib und Seele, den Franco schon einmal hatte gefangen setzen und zum Tode verurtheilen lassen, was aber eine solche Entrüstung in der Stadt hervorrief und eine so gefahrdrohende Wendung zu nehmen schien, daß Franco — überhaupt feige, wo ihm ein ernster Widerstand geboten wurde — den Verurtheilten begnadigte und dann frei ließ.

„Ah, Don Manuel," rief Ibarra, der eben mit Briefschreiben beschäftigt war, dem Eintretenden entgegen, „wo in aller Welt haben Sie die Zeit her gesteckt — in Quito?"

„Mein lieber Señor Ibarra, Sie glauben nicht, wie sehr ich mich freue, Sie hier so frisch und wohl zu treffen," entgegnete der Doctor herzlich, indem er auf ihn zu ging und seine Hand schüttelte — „und wo ich gesteckt habe, fragen Sie? — Wissen Sie, wen Sie in mir vor sich sehen?"

„Nun?" sagte Ibarra, gespannt aufblickend.

„Einen Deserteur," lachte der Doctor, indem er sich dabei vorsichtig im Zimmer umsah — „der aus dem Franco'schen Lager ausgerissen ist und seinem Gott dankt, wieder unter Menschen zu sein. Herr meines Lebens, dieser gelbe Tyrann ist ein Unthier, ein Teufel, ein wahres Scheusal."

„Und Sie waren die ganze Zeit in Bodegas?" rief Ibarra erstaunt.

„Gewiß war ich das," bestätigte der Doctor, „und zwar mehr als Gefangener wie als freier Mann. Franco ernannte mich — mit oder ohne Zustimmung, was liegt ihm daran — zu seinem Leibarzt und hatte jetzt nicht übel Lust, mich mit hinauf in die Berge zu schleppen, als ich es doch vorzog, mich seiner Huld und Gnade auf einige Zeit zu entziehen. Ich nahm heimlich ein Boot und vier Ruderer, und hoffe vor der Hand nichts weiter von ihm zu hören, denn hoffentlich wagt er es nicht, mich gewaltsam einzufangen."

„In die Berge?" rief Ibarra rasch — „so ist er doch gegen Quito vorgerückt?"

„Um General Flores einen Theil seines Weges zu ersparen — aus reiner Gefälligkeit," lächelte der Doctor.

„Flores ist im Anmarsch?" rief Ibarra, von dem Stuhl emporspringend, auf den er sich eben neben den Doctor niedergelassen — „wissen Sie das gewiß?"

„Ja, aber was erstaunen Sie, mein bester Ibarra?" sagte Ruibarbo in dem Augenblick wirklich verlegen, denn er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß Franco's Bewegung in Guajaquil noch ein Geheimniß sein könne — „wir — wir erhielten wenigstens die Nachricht."

„Und Franco ist in's Innere gerückt?"

Er ist entweder heute Morgen oder doch spätestens heut Abend fort, denn ich habe vierundzwanzig Stunden gebraucht, um hierher zu kommen."

Señor Ibarra hatte den Doctor, während er sprach, fest und starr angesehen; jetzt legte er die Arme auf den Rücken und lief eine Weile im Zimmer auf und ab, den Doctor seinen eigenen Gedanken überlassend, die nichts weniger als angenehm waren.

Doctor Ruibarbo nämlich, wie still und freundlich lächelnd er äußerlich in seinem Stuhl da saß, so ärgerlich, ja empört war er im Innern über seine Ungeschicklichkeit, mit der er voreilig etwas verrathen hatte, das viel besser noch eine Zeit lang ungewußt geblieben wäre.

„Esel," sagte er zu sich selber, ohne daß selbst der freund-

liche Zug um seine Lippen auch nur das Geringste davon erfahren hätte — „Holzkopf, der Du bist, vier Ruderer zu bezahlen, um vor allen Anderen eine Nachricht hierher zu bringen, die Dir selber fünfzigtausend Dollars kosten kann!"

„Doctor!" sagte da Ibarra plötzlich, vor dem zu ihm Aufsehenden stehen bleibend. „Ihre Nachricht ist Gold werth, aber — nur eine Bitte habe ich an Sie — erzählen Sie keinem Menschen, was Sie mir eben vertrauten. Versprechen Sie mir das?"

„Aber, mein lieber Ibarra, mit dem größten Vergnügen, wenn Ihnen irgend ein Gefallen damit geschieht —"

„Gut — wissen Sie Zegado's Wohnung?"

„Don Basilio's?"

„Ja —"

„Gewiß — werde ich Basilio's Wohnung nicht kennen — meines alten Freundes."

„Desto besser. — Jetzt haben wir etwa vier Uhr — es fehlen noch sieben Minuten daran — seien Sie mit dem Schlag halb acht Uhr dort — aber beileibe nicht früher."

„Zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf?"

„Können Sie es nicht errathen?" fragte Ibarra, dessen sich eine eigene fieberhafte Aufregung bemächtigt hatte — „sind Sie nicht selber Quitener? — Leben Ihre Eltern nicht in Quito — hängen nicht alle Ihre Interessen mit der Vaterstadt zusammen, und wollen Sie die Fesseln länger tragen, die dieser nichtswürdige Sambo die Frechheit hat uns aufzulegen, weil wir geduldig ihm den Nacken beugen?"

„Aber, bester Freund, Sie sind außer sich. Entschuldigen Sie die Bemerkung, und sagen Sie mir nur, wie wir die Dinge ändern können. Ich wäre ja der Erste, der die Gelegenheit beim Schopf ergriffe."

„Die soll Ihnen heut Abend geboten werden," betheuerte Ibarra rasch. „Sie sind überzeugt, daß Flores von Quito ausgerückt ist, um dem Usurpator zu begegnen?"

„Ueberzeugt, Amigo," sagte der Doctor ausweichend, „so weit man von einem Gerücht überzeugt sein kann, das vielleicht in der nächsten Stunde widerlegt wird."

„Aber Sie wissen doch bestimmt, daß Franco in das innere Land vorgerückt ist?"

Der Doctor zögerte einen Moment mit der Bestätigung, aber ein Ableugnen konnte ihm zuletzt gefährlich werden, denn das war eine Thatsache, deren Kunde auch von anderwärts her im raschen Anzuge sein mußte.

„Das — allerdings," sagte er endlich.

„Wohlan," rief Ibarra, „dann ist Guajaquil auch morgen mit Sonnenaufgang unser."

„Guajaquil?" fuhr der Doctor bestürzt empor. „Morgen mit Sonnenaufgang? Bester Freund, haben Sie die peruanischen Dampfer vergessen? Eine einzige Salve —"

„Das und Alles ist bedacht, Amigo," unterbrach ihn Ibarra. „Wir haben von jetzt an weiter nichts zu thun, als zu handeln. Sie kommen also doch? ich rechne fest darauf."

„Gewiß komme ich," sagte der Doctor, „und ich glaube, Sie wissen, daß ich unserer Sache treu ergeben bin."

„Würde ich Sie sonst einladen, unserer Versammlung beizuwohnen?"

„Ich danke Ihnen dafür; aber wenn das ruhige Wort eines Mannes, der über den Parteien steht —"

„Bah, Doctor, reden Sie keinen Unsinn," spottete Ibarra, „über den Parteien! — Wer kann in einem Parteikampf über den Parteien stehen, außer Gott? Wir stecken mit Hals und Kragen mitten darin, und da wir Hals und Kragen nicht jenem nichtswürdigen Mulatten zur Verfügung stellen wollen, so wehren wir uns eben unserer Haut, so gut es geht. Jetzt thun Sie mir den Gefallen und lassen mich einen Augenblick allein, wir haben keine Minute Zeit zu vergeben, und ich muß noch eine Menge von Briefen schreiben."

„Das läuft auf einen Streich hinaus, der am Ende mehr gefährlich als zweckmäßig ist —"

„Heute Abend, Amigo," drängte Ibarra, „heute Abend, wenn Sie dann noch Einwände haben. Aber ich hoffe Ihnen dann auch den Beweis zu liefern, daß wir hier in Guajaquil die uns verstattete Frist nicht müßig vertändelt haben. Jetzt gilt es, daß wir Quitener zusammenhalten, und ich gebe Ihnen mein Wort, wir haben das ganze Land hinter uns."

„Sie sind ein Hitzkopf," bemerkte Don Manuel, in seiner Bestürzung nur um so freundlicher lächelnd. Aber die Aufforderung, sich zu entfernen, war so deutlich und ohne alle Umschweife gegeben, daß er ihr nicht länger den Gehorsam versagen konnte. „Also heute Abend."

„Um halb acht Uhr, und seien Sie pünktlich," wiederholte Ibarra, während der Doctor seinen Hut nahm. „Um zehn Uhr ist Zapfenstreich, dann ziehen sich die paar Soldaten, die noch in Guajaquil liegen, in ihre Kasernen zurück. Um elf Uhr muß Alles gethan sein."

„Also auf baldiges Wiedersehen, lieber Freund," lächelte der Doctor, indem er Ibarra's Hand nahm und herzlich drückte. Wenige Minuten darauf schritt er langsam die Straßen hinab und bog in die nächste Quergasse ein, um die dritte Cuadra zu passiren und dort, von dem Geschäftstheil der Stadt entfernt, nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, in jedem Begegnenden einen Bekannten zu finden, und angeredet und gefragt zu werden. Vor allen Dingen wollte er jetzt mit sich allein sein.

„Da haben wir's," raunte Ruibarbo vor sich hin, als er dann in einer ziemlich menschenleeren Straße die schattige Seite suchte — „ob ich da nicht ganz genau zur rechten Zeit gekommen bin? Aber was ist zu machen? Diese Tollköpfe nehmen keine Vernunft an. — Ibarra ist der Schlimmste von ihnen und hat dabei eine Suade auf den Lippen, die Alles mit fortreißt, wo es gilt, einen verwegenen Streich auszuführen. Wenn ich nun" — er blieb, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, mitten auf der Straße stehen, setzte aber gleich darauf wieder kopfschüttelnd seinen Weg fort. — „Nein, es geht nicht," murmelte er weiter — „wenn ich auch hinaus an den Dampfer führe und mit dem Commandirenden spräche, so machte ich die Sache am Ende noch schlimmer. Zehn gegen eins, daß der Mulatte dem Capitain besondern Befehl gegeben hat, gerade mein Haus vor allen anderen zusammen zu schießen. Ich weiß, daß er mich wie Gift haßt, er wäre sonst nicht so ungemein artig und zuvorkommend gegen mich — —."

Der Doctor war in einer verzweifelten Stimmung, und als er das Ende der Straße erreicht hatte, doch erst nur halb mit sich im Reinen — er mußte wieder umkehren und den Weg noch einmal zurück machen. Aber er fürchtete, daß das auffallen könne, und trat deshalb in eine der zahlreichen kleinen Schenkstuben ein, die hier als Cafés sechsten und siebenten Ranges Agua ardiente und Früchte, von der Ananas bis zur Kartoffel, verkaufen und meist auch eine ziemlich trinkbare Chocolade schenken. Ein anständig gekleideter Mann fiel hier um so weniger auf, als sich die reichere Klasse überhaupt im Aeußern durch nichts als einen extrafeinen Panamahut von dem übrigen Männerpublikum unterscheidet.

In dem engen Raum, der hinter dem Laden lag — und um hinein zu gelangen, mußte man sich zwischen einer Anzahl von Gemüse- und Obstkörben, an aufgeschichteten Yuka-Wurzeln und Zuckerrohr-Stangen hindurchwinden — fand der Doctor fast gar keine Gesellschaft. Es war keine von den Soldaten besuchte Schenke und in dieser Tageszeit, in welcher die meisten Leute Siesta hielten, sehr selten stark besetzt. Ruibarbo hatte das vorausgesehen. Er legte seinen kostbaren Panama neben sich auf die Bank, ließ sich eine Tasse Chocolade und ein paar Bananen geben, zog sein Taschentuch aus der Tasche und legte es auf den Tisch, um den Arm darauf zu stützen, und verlor sich bald wieder in sein dumpfes Brüten.

Er mochte etwa zehn Minuten so gesessen haben, als ein paar englische Seeleute den Platz betraten und sich an dem Tisch neben ihm niederließen. Der Doctor sprach nur wenig Englisch, kaum genug, um sich nothdürftig verständlich zu machen, aber er verstand so ziemlich Alles, was darin geredet wurde.

Die Leute gehörten indeß zu keinem englischen Schiff, sondern zu dem größten da draußen im Fluß ankernden peruanischen Dampfer, dem „Bolivar", denn die peruanische Regierung warb am allerliebsten fremde Matrosen, besonders Engländer und Amerikaner, für ihre Kriegsmarine. Die Leute bekamen aber in dieser ruhigen Zeit sehr häufig Urlaub, und schlenderten dann in Guajaquil und der Umgegend um-

her. Es war also gar nichts Außergewöhnliches, sie in der Stadt zu sehen, wenn man sich auch eben nicht über ihre Anwesenheit freute. Der Doctor sah sie kaum, und das spanische „Buenos dias“, womit sie ihn begrüßten, erwiderte er mechanisch mit einem „Grazias, Señores,“ ohne nur die Augen zu ihnen zu erheben.

„Wetter noch einmal, Jack,“ lachte da der Eine der Leute, die ebenfalls keine Notiz von dem „Espagnolen“ nahmen — „das war eben noch knapp durchgebrannt; denn wenn der Mate gewußt hätte, daß wir noch langseit lagen, würd' er uns gar nicht fortgelassen haben.“

„Damn his eyes,“ sagte der Andere trotzig — „er ist überhaupt noch viel zu grün für One of war's men. — Was aber nur wieder im Wind ist, daß heute kein Mann auf Urlaub sollte und daß die Kessel geheizt bleiben! Hier sieht's doch wahrhaftig ruhig genug aus, und weg wollen wir auch nicht, denn mit den Kohlen, die jetzt noch an Bord sind, können wir kaum bis Payta hinauf.“

„Es muß 'was im Werke sein,“ meinte der Andere, „denn wie ich noch an Deck war und mir vom Steward die leere Flasche geben ließ — brenn' seine Seele! — volle giebt er überdies nicht her — kam ein Bote oder Courier, wenn der Bursche auch ruppig genug aussah — von Bodegas herunter direct an Bord gefahren, und gleich darauf wurde der Befehl gegeben, Munition heraufzuholen und keinen Mann mehr von Bord zu lassen. Mehr hört' ich natürlich nicht, denn da macht' ich, daß ich fortkam, und ich glaube, es war die höchste Zeit.“

„Ein Hauptspaß wär's allerdings,“ plauderte der Andere weiter, „wenn sie uns die Nacht hier selber mit bombardirten. Es war wenigstens vernünftig, daß wir unser Boot hoch oben festgemacht haben.“

„Ach was,“ brummte der Vorige, „nur die erste Straßenreihe wird gepfeffert, denn durch die drei Cuadras schlagen die Kugeln nicht — die gehen nicht durch eine Häuserreihe hin. Den ersten Holzbuden da vorne werden sie aber vortrefflich mitspielen. Eigentlich hätten wir den Spaß mit-

machen sollen. Jetzt reut mich's ordentlich, daß ich von Bord gegangen bin."

„Oh, Jack," warf der Andere ein — „vor Tagesanbruch geht die Geschichte doch nicht los, und wenn wir das merken, haben wir immer noch Zeit genug, an Bod zu fahren."

Die beiden Leute hatten sich eine Flasche Porter und Jeder noch besonders einen Cognac geben lassen, den sie jetzt tranken, während sie sich davon unterhielten, wie sie den Abend am besten hinbrächten, und der Eine seinem Kameraden noch die Warnung gab, dem Hotel de France oder Hotel de Frenche, wie er es nannte, nicht zu nahe zu kommen, weil sich dort immer ein oder der andere von ihren Officieren herumtrieb, der sie dann abgefangen hätte. Sie beschlossen deshalb bis zum völligen Dunkelwerden in diesem Viertel „beizuliegen" und dann an der Landung auf und ab zu kreuzen, wo sie hoffentlich noch „Gesellschaft" fänden. Dann standen sie auf, bezahlten ihre Zeche — der Eine mußte dolmetschen, denn der Andere verstand nur erst ein paar Worte Spanisch — und verließen das Haus wieder, ohne den Doctor zu beachten.

Dieser hatte indessen, eifrig mit seiner Chocolade beschäftigt, kein Wort von ihrer Unterhaltung verloren, denn in dem, was er hörte, fand er nur die Bestätigung, daß Franco wirklich seine stricten Befehle herunter gesandt. Ebenso war jedenfalls durch den nämlichen Boten der Polizeidirector instruirt worden, und sobald der das Zeichen gab — bei Nacht eine Rakete, am Tag eine bestimmte Flagge — Franco hatte ihm das selber mitgetheilt, so begann, ohne weitere Warnung, das Bombardement, und daß die Häuser gar nicht zu fehlen waren, lag auf der Hand. Sie mußten in Zeit von einer halben Stunde in Ruinen verwandelt oder — das noch Schlimmere — in Brand geschossen sein.

Die Zeit flog rasch dahin. Als der Doctor nach seiner Uhr sah, erschrak er, denn er glaubte hier nur erst wenige Minuten gesessen zu haben, und schon war eine ganze Stunde verflossen, ohne daß er inzwischen zu einem Entschlusse gekommen wäre.

Es gab allerdings ein Mittel, und noch dazu ein ganz

leichtes, die beabsichtigte Revolution heut Abend im Keime zu ersticken: wenn Ruibarbo sogleich zum Polizeidirector ging und ihm die Anzeige der Verschwörung machte. Dann aber war er bedingungslos in den Händen dieses Mannes, der allerdings im Augenblick mit allem Eifer dem General Franco diente, dessen Charakter aber auch nicht hinderte, daß er nicht schon morgen in das Flores'sche Lager überging. Ja, wer wußte überhaupt, ob das nicht schon im Stillen geschehen war, denn merkwürdigere Umschläge passirten alle Tage. In diesem Falle hätte sich der Doctor muthwillig dem Feinde verrathen, das durfte er nicht riskiren — seine Achtung unter seinen Landsleuten, seine Existenz stand dabei auf dem Spiel. Hier also mußte vorsichtig gehandelt werden, um es weder mit Franco zu verderben, wenn dieser seine Macht behauptete, noch mit Flores, wenn dieser den Gegner stürzte.

Als der Doctor, mit diesen Erwägungen beschäftigt, endlich das Haus verließ, brummte der Wirth ziemlich unzufrieden hinter ihm drein, daß nur die „vornehmen Herren" so knauserig wären, in einem Local bei einer einzigen Tasse Chocolade eine geschlagene Stunde zu sitzen und ihre eigenen Cigarren dabei zu rauchen. Was jedoch kümmerte ihn der Alte, rasch schritt er die Straße hinab und bog, von jetzt an unbekümmert darum, *wer* ihm begegne, in den belebteren Theil der Stadt ein, direct dem kleinen Hause zu, in dem er seine eigene Wohnung hatte.

Die Wirthin dort war schon gewohnt, ihn gehen und kommen zu sehen, ohne daß er je für gut befunden hätte, ihr zu sagen, wohin er gehe oder wo er gewesen sei. Bei ihr hieß es: der Doctor ist *da* oder der Doctor ist *verreist*, seine Miethe bezahlte er regelmäßig und ebenso sein Frühstück, jahrein, jahraus, ob er es verzehrte oder nicht.

In seinem Zimmer verriegelte er die Thür, setzte sich an seinen Arbeitstisch und schrieb mit verstellter Hand folgende Zeilen auf ein Blatt Papier:

„Heut Abend zehn Uhr Revolution, wenn nicht augenblicklich Mittel dagegen ergriffen werden. *Noch* ist es Zeit — verhaften Sie ohne Säumen Juan Ibarra und Basilio Zegado — — Ein Freund Franco's."

Den Zettel legte er dann in seine Copirmaschine und nahm sorgfältig einen getreuen und scharfen Abdruck davon, dann faltete er das Original zusammen, petschirte es mit einem peruanischen halben Dollarstück, wobei er Sorge trug, daß sich der obere Theil der Figur — die Göttin der Freiheit, in der doppelt eingelegten Oblate deutlich abdrückte, und adressirte den kleinen Brief — ebenfalls mit verstellter Handschrift, an den Polizeidirector von Guajaquil.

Die Copie faltete er fein zusammen und legte sie in sein Taschenbuch, ohne vor der Hand eine bestimmte Verwendung dafür zu haben. Aber wer konnte wissen, wozu sie sich gebrauchen ließ, wenn Franco etwa Präsident geworden war! Der Doctor war ein viel zu schlauer Kopf, um sich eine Chance nach irgend welcher Richtung hin entgehen zu lassen.

Jetzt hatte er noch eine Schwierigkeit zu überwinden, das Papier nämlich sicher in die Hände des Polizeidirectors zu bringen, ohne daß dieser erfuhr, wer es gesandt habe. Seine eigene Persönlichkeit war in Guajaquil so bekannt, daß er nicht wagen durfte, einen gewöhnlichen Peon zu dem Dienst zu nehmen. Eben so wenig konnte er den Brief selber unten im Hause abgeben, denn er war verloren, wenn Ibarra eine Ahnung von seiner Verrätherei bekam. Er mußte also sehen, daß er irgend einen Fremden fand, den er als Boten benutzen konnte, und durch die Straße dem Polizeigebäude zuschlendernd, traf er auch bald auf einen Burschen, der, ein Bündel Zuckerrohr auf der Schulter, damit hausiren ging, denn die Ecuadorianer lieben es leidenschaftlich, das süße Rohr in kleine Stücke zu spalten und auszusaugen.

„Willst Du einen halben Dollar verdienen, mein Bursche?"

„Weshalb nicht?" lachte der Mann — „mit was?"

„Nur diesen Brief da drüben in dem Haus abgeben, wo die vielen Soldaten stehen."

„Der Tausend!" sagte der Mann, durch den fast zu leichten Auftrag doch etwas mißtrauisch gemacht — „und sonst ist nichts dabei?"

„Gar nichts — Du darfst ihn unten im Haus an den

ersten besten Soldaten geben und dann ruhig weiter gehen. Es wird Dich auch Niemand fragen."

„Bueno," nickte der Bursche vergnügt vor sich hin — „und das Geld?"

„Hier ist Dein halber Dollar und der Brief — ich warte hier in der Seitenstraße, bis Du mir Antwort bringst, daß Du ihn richtig abgegeben hast."

Der Eingeborene nickte schmunzelnd mit dem Kopf und schritt nach dem kaum fünfzig Schritt entfernten Polizeigebäude hinüber, um sich seines Auftrages zu entledigen. Der Doctor blieb stehen, bis er ihn in dem Haus verschwinden sah, dann aber bog er rasch in die nächste Straße ein. Er dachte gar nicht daran, seines Boten Rückkehr zu erwarten; der Brief war besorgt, und er selber hatte vor der Hand nichts zu thun, als sich aus dem Weg zu halten.

11.

Juan Ibarra.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergang, und in Guajaquil begann das rege, geschäftige Leben, das in allen Tropenländern der Welt mit dieser Tageszeit beginnt, aber sich in wenigen gerade so ausschließlich auf einen einzigen kleinen Raum concentrirt, wie gerade hier.

Die Stadt selber ist, wie schon vorher erwähnt, längs des Stromes und vielleicht fünf oder sechs Meilen von der Mündung in das Stille Meer gebaut, und macht besonders in ihrer Front einen ganz eigenthümlichen Eindruck, da sie noch eigentlich gar keine fremden Elemente in sich aufgenommen hat. Sind doch auch die Ausländer hier noch in sehr geringem Maße vertreten.

Sämmtliche Häuser dieser ersten Straßenreihe und keins

mehr als einstöckig, mit fest in einander gefügten und verbundenen Balken gebaut, um den häufigen Erdbeben Stand zu halten, haben Colonnaden, unter welchen das Entrée der Wohnungen wie alle Kaufläden vollkommen trocken im Regen und schattig in der Sonne liegen, und Beides ist hier gerade besonders nöthig.

Schon die Küste des dicht benachbarten Peru, dessen Grenze fast unmittelbar unter der Mündung des Guajaquilstromes beginnt, kennt keinen Regen mehr, und liegt baumlos und dürr unter einem nie bedeckten Himmel; Guajaquil dagegen, noch voll in der tropischen Vegetation, von Flüssen, Lagunen und Sümpfen umgeben, und unter dem Einfluß der gar nicht so fernen Schneegebirge, leistet in der Regenzeit Außerordentliches, während dagegen die Sonne in der trockenen Jahreszeit zu scharf herniederbrennt, wie sie nur unter vier Grad Breite brennen kann.

Ueber Tag zeigen sich deshalb auch nur sehr wenige Menschen auf der Straße, solche ausgenommen natürlich, die ihr Geschäft hinaus zwingt. Die Colonnaden sind aber doch immer belebt genug. Boote und Balsas legen dazu unaufhörlich an und nehmen Fracht ein, selber Brigs und Barken liegen im Strom vor Anker, um Ladung zu erwarten, oder mitgebrachte zu löschen, und Lastträger und Karrenschieber arbeiten mit einer Ausdauer selbst in der brennendsten Tageshitze, als ob der Sonnenstich nur eine Fabel wäre.

Dort tritt auch der Charakter Guajaquils, als Hauptstapelplatz des Cacao, hervor, denn überall in der Sonne liegen auf Leintüchern gewaltige Haufen von Cacaobohnen, um zu dörren, und dann an Bord geschafft und versandt zu werden, und kein Krämerladen in der Stadt existirt, der nicht Chocolade in kleiner kurzer Stangenform zu verkaufen hätte. Der Productenmarkt hält sich aber doch weiter von dem eigentlichen Mittelpunkt des Verkehrs entfernt, weil die Händler mehr Platz brauchen, um sich auszubreiten, während im Mittelpunkt der Frontstraße die brillantesten Kaufläden der Detailhändler zu finden sind — was man nämlich in Guajaquil unter „brillant" versteht.

Noch ist hier allerdings nicht der Luxus der riesigen Glas-

scheiben hergedrungen und Gasbeleuchtung existirte damals ebenfalls noch nicht, aber desto verschwenderischer gingen die Leute mit den kostbaren ecuadorianischen Hölzern, besonders dem Kende (Mahagoni), um und leisteten schon alles Mögliche, um Kauflustige durch eine elegante Ausstattung in ihr Geschäft zu locken.

Das meiste Leben herrschte aber vor dem durch eiserne Gitter abgeschiedenen und aus einem langen Waarengebäude bestehenden Landungsplatz, an den sich einige kleine Häuschen für Steuer- und Polizeibeamte anschlossen. Auf diesen wie auf dem schräg gegenüber liegenden Regierungsgebäude wehte auch die ecuadorianische Flagge, zwei weiße horizontale Streifen und in der Mitte einen blauen mit weißen Sternen, und Soldaten mit Lanzen oder Musketen, barfuß und mit zerrissenen und ausgefranzten Beinkleidern, standen überall auf Posten, oder auch hier und da in kleinen Gruppen plaudernd und lachend zusammen.

Das reizendste Bild bot aber die Landung gleich unterhalb der Steuer, wo sich der eigentliche Fruchtmarkt befand, der seinen Duft über die ganze Häuserfront sandte. Am Ufer selber waren sehr wenig Früchte zu kaufen, außer man ging zurück in die dritte Straßenreihe, wo sich Höker und Kleinkrämer befanden. Der ganze Handel beschränkt sich hier auf die Boote, oder vielmehr auf die Canoes, die aber auch Seite an Seite in langer Reihe lagen und einen wahrhaft wundervollen Anblick boten.

Am häufigsten vertreten scheinen die Orangen, und von etwa dreißig langen Canoes, die man da nebeneinander zählen kann, sind wenigstens zwanzig bis zum Rand vollgeladen mit großen, prachtvollen Apfelsinen. Aber auch viele Canoes mit Ananas und Chirimoyen, Aguacates, Bananen, Papayen und vielen anderen Früchten bieten ihre Ladungen feil, und es ist ein ganz reizender Anblick, sie dort aufgestapelt zu sehen und den prachtvollen Duft einzuathmen.

Mit der Abenddämmerung verschwinden aber diese Fruchtboote, zu denen man auch in der Dunkelheit an einer ziemlich steilen und gepflasterten Uferbank hinuntersteigen müßte. Die Verkäufer decken Matten darüber und der Detail-Verkauf

auf dem Prado beginnt. Ueberall tauchen Tische und Stände auf, die mit Früchten, Dulces, Bäckereien und kühlenden Getränken, wie aber auch ebenfalls mit Wein, Tschitscha und Agua ardiente reich versehen sind und die Vorüberspazierenden anlocken sollen, und bis zehn oder elf Uhr Abends bewegt sich dort eine geputzte, fröhliche Menschenmenge in außerordentlich gemischter Gesellschaft auf und ab.

Selbst der Belagerungszustand, in dem sich Guajaquil doch gewissermaßen gegenwärtig befand, machte da keinen Unterschied, oder konnte das Leben und Treiben nicht unterbrechen, ja die Matrosen der peruanischen Kriegsschiffe, die mit ihren Kanonen die Stadt bedrohten, bildeten sonst gewöhnlich einen nicht unbedeutenden Bruchtheil der Schaaren und mischten sich ungenirt unter Bürger und Soldaten. Heute aber war keiner von diesen zu sehen, und die Dampfer hatten sogar — was den Bewohnern von Guajaquil keineswegs entging — geheizt und lagen mit rauchenden Schornsteinen draußen in der unter ihrem Bug schäumenden Strömung. Was ging vor? — Wollten sie die Stadt verlassen, oder hatte dies sonderbare Verhalten eine andere, unheimlichere Bedeutung? Man traute den Peruanern in der That nichts Gutes zu.

Hier und da flüsterte man sich Gerüchte und Vermuthungen zu, und da und dort standen kleine Gruppen in eifrigem Gespräch, das abgebrochen wurde, wenn einer der umherschlendernden Soldaten in ihre Nähe kam. Aber Bestimmtes wurde nicht laut, und der leichte Sinn der Ecuadorianer setzte sich auch bald über eine ungewisse Furcht hinweg, um den gewissen und ihnen gegönnten Augenblick in Ruhe zu genießen.

In der zweiten Straße lag das Haus des Señor Zegado, bekannt in der Stadt als eifriger Anhänger der quitenischen Regierung und eigentlich auch schon lange auf der schwarzen Liste des Generals. Wie aber früher der Versuch, Ibarra bei Seite zu schaffen, mißlang und die Volksstimme drohend wurde, wagte Franco keine weiteren Schritte gegen ihn, als daß er ihn, so lange er sich in der Hafenstadt befand, ziemlich scharf bewachen ließ. Zegado war klug genug, ihm nicht den geringsten Anhalt zu irgend einer entscheidenden Maßregel zu

geben, und da der Dictator vor seinem Zuge nach Quito Alles vermeiden mußte, was ihm im Rücken Schwierigkeiten bereiten konnte, so blieb die mißliebige Persönlichkeit vor der Hand unbelästigt. Er aber wie Ibarra und noch verschiedene Andere wußten genau, was sie zu erwarten hatten, wenn Franco siegreich von seinem Zug zurückkehren sollte, und trafen deshalb schon im Voraus ihre Anstalten, um in dem Fall rasch das Land auf einem englischen Dampfer verlassen zu können. Ihr Leben wäre von dem Tag an keinen Augenblick mehr in Guajaquil sicher gewesen.

Selbst jetzt hielt ihn der Polizeidirector, wenn auch heimlich, unter strenger Wacht, da aber Zegado das wußte, hatte es keine Gefahr, denn wer ihn von seinen politischen Freunden unbeachtet sprechen wollte, betrat sein Haus nie durch den gewöhnlichen Eingang, sondern durch den Garten, der mit einer ganz andern Straße in Verbindung stand. Von dort aus konnte deshalb auch die Versammlung an dem heutigen Abend, ohne das geringste Aufsehen zu erregen, zusammenkommen.

Ibarra war in fieberhafter Aufregung, denn es galt einen Hauptschlag gegen die Macht des Mannes zu führen, der sein Vaterland an den Rand des Verderbens brachte. Aber die Tage Franco's waren auch gezählt, wenn es jetzt gelang, Guajaquil vom Feinde zu säubern und mit Patrioten zu besetzen. Die peruanischen Dampfer konnten ohne die Aufforderung der Guajaquilbehörden nicht handeln, da Peru nicht im Krieg mit Ecuador war, und die Capitaine durften auf eigene Verantwortung und ohne vorherige Kriegserklärung kein Feuer auf die Stadt eröffnen — sie hätten es selbst auf Franco's Verlangen nur mit Widerwillen, wie Ibarra wußte, gethan.

Vor allen Dingen war es nöthig, sich des Polizeidirectors zu versichern, und wenn die Versammlung halb acht Uhr stattfand, konnten alle Vorbereitungen dazu bis halb elf Uhr getroffen sein. Die Besatzung zu überrumpeln, war das leichteste Stück Arbeit, und noch dazu hatte der Polizeidirector heut Abend Gesellschaft bei sich, die ihnen die Arbeit ungemein erleichterte. Damen verhindern stets einen wirklichen Widerstand.

Es mochte halb sieben Uhr sein, und Ibarra hatte sich gerade aus seiner Hängematte erhoben, um zum Souper zu gehen, als er laute Stimmen unten an seinem Vorraume hörte. Gewehrkolben klirrten auf die breiten Steine des Entrée nieder und rohes Lachen tönte herauf.

Was war das?

Er öffnete halb die Thür; sein Peon, den er für die gewöhnlichen Dienstleistungen hielt, stürzte mit bleichem Gesicht in's Zimmer: „Señor," rief er, athemlos hinter sich zeigend — „sie kommen."

Eine weitere Erklärung war aber nicht nöthig, denn schon blitzten ein halb Dutzend Bajonnette und Lanzenspitzen die Treppe herauf, und hinter ihnen her erklärte dem seine volle Fassung bewahrenden Ibarra einer der braunen Burschen, daß er „sein Gefangener sei".

„Und auf wessen Befehl, Señor?" fragte Ibarra mit der alten Höflichkeit, die allen Abkömmlingen der spanischen Race angeboren zu sein scheint.

„Auf Befehl des Generals Franco," lautete die Antwort. „Machen Sie keine Umstände; wir haben Ordre, Sie mitzunehmen."

„Auf Befehl Seiner Excellenz?" frug Ibarra mit erheucheltem Staunen, — „lieber Freund, sollte da nicht ein Irrthum stattfinden?"

„Weiß ich nicht; geht mich auch nichts an," brummte der Unterofficier; „mich schickt der Polizeidirector Bustillos, der mir befohlen hat, Sie abzuholen."

„Und hat er Ihnen auch befohlen, eine Patrouille dazu mitzubringen?" sagte Ibarra, und ein spöttisches Lächeln zuckte über seine Züge.

„Das versteht sich von selbst," knurrte der Soldat über die vielen Fragen ärgerlich — „also kommen Sie, denn wir haben keine Zeit."

„Haha!" lachte Ibarra laut auf — „das ist zu kostbar. Der Polizeidirector schickt Sie herüber, um mich abzuholen, weil ich um fünf Uhr zu ihm eingeladen bin und es jetzt schon halb Sieben ist, und Sie bringen gleich eine Patrouille,

wahrscheinlich mit geladenen Gewehren, mit, damit ich Ihnen ja nicht durchbrenne."

Der Unterofficier stand verblüfft da. Hatte er wirklich eine solche Dummheit begangen und den Director vollkommen falsch verstanden? Von einer Patrouille war ihm allerdings kein Wort gesagt, und die Unbefangenheit des vermeintlichen Gefangenen machte ihn bestürzt. Ibarra, der seinen gewonnenen Vortheil sehr wohl ersah, ließ ihm aber keine Zeit zu langem Ueberlegen.

„Ja, wenn mich Freund Bustillos so nachdrücklich einladen läßt, muß ich allerdings kommen," fuhr er fort, „denn eigentlich hätte ich noch viel zu arbeiten; aber in diesem Costüm kann ich nicht auf dem Ball erscheinen. Bitte also, meine Herren, nehmen Sie einen Augenblick Platz — ich muß meine Wäsche wechseln — hier Pablo — gieb einmal die Flasche und die Gläser her — die Herren werden durstig sein, und so seltene Gäste muß ich doch bewirthen." Damit, als ob sich die Sache von selber verstände, trat er in das nächste Zimmer, dessen Thür er offen ließ, und an seinen Schreibtisch, wo er auf einen kleinen Zettel nur das eine Wort schrieb:

„Flieh!" und den Zettel an Basilio Zegado adressirte.

Dann machte er rasch Toilette und kehrte in das Zimmer zurück, wo ihn die Soldaten, noch immer nicht recht im Klaren über das, was sie thun oder lassen sollten, unschlüssig erwarteten.

Als er aber wieder zu ihnen kam, vollständig in die feinste Balltoilette gekleidet, und noch an ein Gefach ging, um ein Paar frische Handschuhe herauszunehmen, die er dann langsam und in aller Ruhe anzog, standen sie verlegen von ihren Stühlen auf. Der Unterofficier war jetzt davon überzeugt, daß er eine Dummheit begangen haben mußte, und es erfaßte ihn die Angst, der Señor könne plaudern und ihm einen derben Verweis, vielleicht gar eine Strafe zuziehen.

„Señor," stotterte er, mit der Hand an der Mütze, „wenn Sie wirklich heut Abend zu Señor Bustillos eingeladen sind, und die Gesellschaft ist allerdings schon seit einer Stunde

versammelt, so — so wollte ich doch ergebenst gebeten haben —"

„Um was, Amigo?" sagte Ibarra, indem er seinen letzten Handschuhknopf zuknöpfte.

„Es war ein Versehen," stammelte der Mann, „aber in jetziger Zeit — man weiß ja nie, ob die verdammten Quitener —"

„Bester Freund," bemerkte Ibarra gutmüthig, „seien Sie unbesorgt; kein Wort davon gegen Freund Bustillos. Uebrigens würde der ebenso über den Spaß lachen wie ich. — Wenn Sie es aber nicht wünschen, so seien Sie versichert, daß ich der Letzte wäre, irgend Jemandem eine Unannehmlichkeit zu bereiten, noch dazu, wo Sie nur im Dienst der guten Sache zu handeln glaubten. — Ah, Pablo! —" wandte er sich dann an seinen Diener, der verdutzt dem Treiben seines Herrn zugesehen hatte und die Sache nicht begreifen konnte, „ich werde heut Abend wohl kaum vor Zwölf nach Hause kommen, denn Bustillos hält keine frühen Stunden — hier hast Du Geld, kauf' Dir zu essen und pass' mir auf, daß die Thür gut verschlossen bleibt," und damit, während er ihm unbemerkt einen warnenden Blick zuwarf, drückte er ihm mit dem Geld den Zettel in die Hand. Dann aber wandte er sich, verließ das Haus und schritt, ohne die geringste Notiz von den ihm folgenden Soldaten zu nehmen, direct dem Polizeigebäude zu.

Mit dem Bewußtsein aber, daß sein Plan gescheitert sei, und mit einer unbestimmten Ahnung, wer ihn verrathen haben könne, fühlte er auch, welchen verzweifelten Schritt er jetzt wage, indem er des Löwen Höhle betrat. Aber was blieb ihm übrig — Flucht, wenn sie mißlang, führte sein Verderben sicher herbei, — noch war die Möglichkeit, daß er gerade durch seine Keckheit das Schlimmste abzuwenden verstand, und wenn er auch hörte, daß ihm die immer noch nicht recht überzeugten Soldaten folgten, drehte er doch nicht ein einziges Mal den Kopf nach ihnen um.

Noch war ja auch überhaupt nichts geschehen, was ihn hätte compromittiren können, das ausgenommen, was er mit dem Doctor privatim besprochen, und daß dieser nicht öffent-

lich als sein Ankläger auftreten würde und durfte, davon hielt er sich fest überzeugt.

Vollkommene Unbefangenheit allein konnte ihn retten, und als sie das Polizeigebäude erreichten, ging er festen Schrittes hindurch bis zu der Treppe, die zu der Privatwohnung des Directors — heute von Lampen hell erleuchtet — hinaufführte.

Den ersten Absatz stieg er auch festen Schrittes hinauf, dort aber zögerte unwillkürlich sein Fuß, denn ein langer schmaler Gang führte hier nach dem Garten zu, und wenn er den gewann — Aber wie er sich halb umwendete, sah er die Soldaten, die immer noch nicht recht zu wissen schienen, woran sie mit ihm waren, nicht allein unten an der Treppe stehen, sondern der Unterofficier folgte ihm — wenn auch zögernd — nach. Jetzt war kein anderer Weg übrig, als der geradeaus. Zufällig kam in diesem Augenblick einer der Aufwärter die Treppe herauf. Diesen erwartete Ibarra und frug ihn absichtlich laut:

„Ach, lieber Freund, wollen Sie mir sagen, wo die Garderobe ist? Ich möchte meinen Ueberzieher ablegen."

„Gewiß, Señor, folgen Sie mir nur." Der Mann stieg mit ihm die Treppe hinauf, und jetzt konnten die Soldaten nicht länger in Zweifel sein, daß sie beinahe ein ärgerliches Versehen begangen und einen Gast ihres gefürchteten Directors in ein finsteres Loch geworfen hätten.

In dem Seitengebäude, das nach der Straße zu so düster und unwohnlich aussah, wie die meisten Häuser, seine eigentliche freundliche und mit Fenstern und Balkons gezierte Front aber voll dem Garten zukehrte, ging es heut Abend gar lebhaft zu, denn Director Bustillos hatte große Gesellschaft um sich versammelt, und während seine Patrouillen die ganze Stadt durchzogen und überall die Häuser auch nur entfernt verdächtiger Persönlichkeiten scharf beobachteten, ließ er daheim nichts von der Befürchtung, die der anonyme Brief in ihm wach gerufen, merken. Er spielte vielmehr ganz den liebenswürdigen Wirth.

Jede mögliche Vorbereitung war aber für den äußersten Fall getroffen, und überall waren schon an den nach dem Fluß

zu liegenden Fenstern des Polizeigebäudes Lichter bereit gestellt, um vor dem verabredeten Zeichen das Haus zu illuminiren. Erst dann wurde das Signal durch drei aufsteigende Raketen gegeben, und mit dem begann erbarmungslos das Bombardement durch die Schiffe, die nur Befehl hatten, das erleuchtete und dadurch leicht zu vermeidende Gebäude zu schonen.

Die Säle waren der frischen, balsamischen Nachtluft weit geöffnet, und fröhliche, geputzte Menschen bewegten sich in den mit Blumen und breiten Blättern ziemlich geschmackvoll geschmückten Räumen, so daß man beim ersten Anblick in der That hätte meinen sollen, der Polizeidirector des Dictators sei ein außerordentlich populärer Mann, und die Bevölkerung drängte sich förmlich dazu, ihm ihre Huldigung zu bringen.

Andere Völker, andere Sitten. In jedem Lande der Welt, das nur ein klein wenig Nationalstolz besäße, würden sich bei der gegen das jetzige Regime herrschenden Stimmung besonders die Damen geweigert haben, in einem Hause gastlich aufgenommen zu werden, das zu den verhaßtesten der Stadt gehörte — nicht so in Ecuador. Die schöne Welt dachte gar nicht daran, sich durch eine Demonstration, die ihr noch dazu einen angenehmen Abend geraubt hätte, mißliebig zu machen und ihre Familien in Ungelegenheit zu bringen. Franco herrschte einmal in der Stadt, und Bustillos war sein Stellvertreter.

Der Südamerikaner liebt Musik — ‚rauschende, lebendige Musik, wenn er sie irgend haben kann, bei der auch die stets von einem Neger mit Leidenschaft geschlagene große Trommel, wie Triangel und Becken nicht fehlen dürfen. Kein solches Fest könnte deshalb ohne diese gefeiert werden, und nachdem die Damen zuerst auf dem Clavier ein paar sehr mittelmäßige Lieder abgeklimpert und dazu kleine Tonadas gesungen, fiel auf ein Zeichen des Directors mit Vehemenz die große Trommel ein und schlug damit alle anderen Melodien vollständig todt. Sie war überhaupt Bustillo's Lieblings-Instrument, und er hatte sich sogar eine solche eigenthümlich angeschafft, womit er manchmal, in gemüthlichen Stunden und wenn er von Geschäften ausruhen konnte, seine Frau auf dem Clavier begleitete.

Durch die lärmenden Töne — denn Trompete und Clarinette wollten auch nicht hinter der Trommel zurückbleiben, während der Beckenschläger wie ein wildes Wetter dazwischen schmetterte — kam aber auch Leben in die Gesellschaft. Bustillos, als aufmerksamer Wirth, schien überall gegenwärtig. Er hatte eben schmunzelnd zugehört, wie Doctor Ruibarbo, der sich heute selber übertraf, seiner Frau einige zarte Schmeicheleien über ihre Toilette sagte, als die Thür aufging und Juan Ibarra mit dem artigsten Lächeln von der Welt auf der Schwelle erschien.

Doctor Ruibarbo erblickte ihn zuerst und fühlte, daß er todtenbleich wurde und sein Blut für einen Moment stockte. Ibarra's Blick streifte ihn aber blos, und ehe Bustillos, der selber wie aus den Wolken fiel, noch ein Wort sagen oder einen Entschluß fassen konnte, ging der unerwartete Gast ruhig auf ihn zu, und ihm die rechte, mit weißem Glacéhandschuh bedeckte Hand entgegenstreckend — die auch Bustillos fast willenlos nahm — sagte er herzlich:

„Lieber Bustillos, seien Sie mir nicht böse, daß ich gestern Ihre freundliche Einladung ausschlug. Ich fühlte mich ernstlich unwohl, und glaubte nicht, daß ein peinigender Kopfschmerz so rasch vorübergehen würde, wie es der Fall gewesen. Es war aber unendlich liebenswürdig von Ihnen, daß Sie Ihre Aufforderung erneuerten, ich werde Ihnen das nie vergessen. — Lieber Doctor — außerordentlich glücklich, Sie hier zu finden — ich glaubte Sie noch im Kriegstrubel von Bodegas. — Gnädige Frau, ich lege mich Ihnen zu Füßen — wie ich sehe, hat Ihnen die Hitze nicht geschadet — Ihr Teint, im Gegentheil, ist blüthenweiß geworden."

Und auf die Dame zugehend, hob er ihre Hand an seine Lippen und küßte sie ehrfurchtsvoll.

Der Doctor warf einen scheuen Blick auf den Director; so schlau und überdacht Ruibarbo in allen seinen Handlungen war, auf *diese* Wendung hatte er nicht gerechnet. Nichts Fataleres hätte ihm auf der ganzen Welt widerfahren können, als daß er dem schmählich verrathenen Ibarra *hier* und mit so überlegener Miene begegnete.

Noch mehr erstaunt war jedoch der Director durch den

Besuch eines Mannes, den er schon fest verwahrt hinter Schloß und Riegel geglaubt hatte. Im ersten Moment wollte er die Soldaten anrufen, um dies „Mißverständniß" zu beseitigen, aber — sollte er jetzt, in Gegenwart der Gesellschaft und seiner entsetzlich nervenschwachen Frau, eine Scene aufführen, die alle seine Gäste auseinander scheuchen und die Stadt in fieberhafte Unruhe bringen mußte? Das ging unmöglich an. Außerdem konnte Ibarra doch hier in der Gesellschaft unmöglich conspiriren. Für diese Nacht wenigstens war er unschädlich, und nach der Gesellschaft fand sich dann die Gelegenheit zu ferneren Maßregeln.

Ibarra hatte sich, noch immer den Hut in der Hand, in ein Gespräch mit der Frau vom Hause vertieft und plauderte so liebenswürdig und unbefangen, und wußte eine solche Menge von Stadtneuigkeiten so pikant vorzutragen, daß Señora Bustillos, ganz entzückt von ihm, fragte:

„Aber wollen Sie denn nicht ablegen, Señor Ibarra?"

„Mit Vergnügen, meine Gnädige, wenn Sie es mir befehlen."

Juan Ibarra bewegte sich vollkommen wie zu Hause, und wenn auch einige der Gäste, unter die er sich jetzt mischte, erstaunt waren, ihn hier zu sehen, wo seine politische Gesinnung so wenig wie in der Stadt selbst ein Geheimniß sein konnte, so zerbrach sich doch Niemand den Kopf darüber. Also auch dieser Gegner des Franco'schen Regiments hatte sich, wie hundert Andere, den Verhältnissen gefügt und anerkannt, was er nicht hindern konnte — mit einem Wort, Ibarra war zu Franco's Fahne übergetreten. Man wunderte sich zuletzt nicht einmal mehr darüber, sondern nur, daß er so lange damit gezögert.

Um's Leben gern hätte aber Doctor Ruibarbo erfahren, wie die Sache zusammenhing. Der Director hatte allerdings nach dem anonymen Brief gehandelt, das wußte er genau. Die Stadt war auf allen Punkten, wenn auch so geräuschlos wie möglich, mit Militär besetzt, und — davon hatte sich Ruibarbo überzeugt, bevor er zu dem Balle ging: Zegado wie Ibarra waren Beide in ihren Häusern von Soldaten verhaftet worden. —

Der Director schritt, die Hände auf dem Rücken, durch den Saal.

„Bester Bustillos," redete Ruibarbo ihn an, „ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie mit Ibarra so befreundet wären."

„Nicht, Doctor?" fragte der Polizeidirector und sah den unbefangen mit seiner Uhrkette spielenden Ruibarbo groß an.

„Wirklich nicht," versicherte dieser; „aber ich freue mich aufrichtig, daß sich der Zwiespalt ausgeglichen hat. Ibarra ist ein höchst liebenswürdiger und gescheidter Mensch — ein bischen excentrisch zuweilen, aber, lieber Gott, wir werden ja Alle mit den Jahren älter und vernünftiger. So wird er wohl endlich eingesehen haben, daß es unklug ist, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, wenn man wenige Schritte daneben eine bequeme Thür hat."

„Jedenfalls, Señor," sagte der Director, der dem Doctor eben so wenig traute — „jedenfalls, und ich sage Ihnen, Seine Excellenz wird noch Manchen zur Besinnung bringen, der jetzt noch nicht weiß, wohin er gehört, denn der General hat eine hinreißende Ueberredungsgabe, die ganz unwiderstehlich ist. —"

„Seine Bajonnette," lächelte der Doctor.

Der Director nickte ihm freundlich zu und ging nach dem andern Ende des Saales hinüber.

Von jetzt an begann ein ganz eigenes Manövriren zwischen Ibarra und dem Doctor. Ibarra suchte mit diesem, wenn auch nur für einen Moment, ein Wort zum Verständniß zu wechseln, und der Doctor wünschte nichts weniger auf der Welt als gerade das. Auf das Geschickteste wich er seinem Verfolger aus, wenn dieser ihn schon ganz sicher zu haben glaubte, bald zwischen eine Gruppe von Damen, bald zwischen ein paar eifrige Anhänger Franco's mitten hinein tauchend; er wußte Spiele zu arrangiren und ordnete mit die Plätze an der Tafel, er war überall, nur nie dort, wo ihn Ibarra zum Stehen bringen wollte. Endlich versah er es doch einmal. Der Gemiedene stand plötzlich neben ihm, schob seinen Arm in den seinen und sagte mit der gewinnendsten Freundlichkeit:

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Doctor, wie ich mich freue, Sie hier zu treffen."

„Mein bester Ibarra," erwiderte Ruibarbo und wäre in dem Augenblick viel lieber durch eine Versenkung in den Erdboden abgegangen, — „das ist allerdings ein sehr wunderbares Zusammentreffen."

„Wie so, lieber Doctor? — wunderbar?"

„Glücklich, wollte ich eigentlich sagen," verbesserte sich Ruibarbo, dem es nicht entging, daß des Directors Auge auf ihm haftete. Er mußte sich losmachen — der schlimmste Verdacht konnte durch solche Vertraulichkeit gegen ihn erregt werden. „Wir dürfen uns nicht preisgeben," flüsterte er Ibarra zu, „ein Argwohn reicht hin, um uns in's Verderben zu stürzen." Damit machte er seinen Arm frei, indem er ein Gesicht zog, als ob er spräche: „Es ist heute ein recht angenehmer Abend."

„Nicht preisgeben?" lächelte Ibarra. „Aber Sie haben vielleicht Recht, Doctor — der Ruf eines von uns Beiden steht auf dem Spiele. Eine gute Nachricht, die ich eben bekommen, muß ich Ihnen jedoch noch sagen: Flores rückt mit fünfzehntausend Mann von Quito herunter." Dabei drehte er sich von dem Doctor ab und trat zum Fortepiano, wo er eine der kleinen ecuadorianischen Tonadas mit geübter Hand präludirte und mit voller kräftiger Stimme dann zum Gesang einsetzte, so daß sich bald ein großer Theil der Gäste um ihn sammelte.

Dann begann die Tafelmusik, ein wahrer Höllenlärm von allen nur erdenklichen Blech- und Schlaginstrumenten, und es entstand dadurch die gewöhnliche Verwirrung unter den Versammelten, die jetzt von einem Zimmer in's andere drängten, um sich die erwünschte Tischnachbarschaft zu suchen.

Der Director besonders hatte in diesem Augenblick viel zu thun, um die Plätze zu bestimmen und Unordnung zu verhüten. Als aber sämmtliche Gäste Platz genommen, war ein Stuhl unbesetzt geblieben, Juan Ibarra fehlte.

Der Director verließ rasch das Zimmer und schickte Boten und Wachen nach allen Seiten aus, aber der Vermißte stellte

sich nicht wieder ein, und Juan Ibarra war auch am nächsten Morgen weder in seiner Wohnung noch in ganz Guajaquil zu finden.

12.

Verschiedenes Schicksal.

In der nämlichen Viertelstunde, in welcher Ibarra verhaftet werden sollte, befand sich Zegado in seiner Arbeitsstube und schritt unruhig in dem kleinen Raum auf und ab. Ibarra hatte ihm kurz zuvor seinen Plan mitgetheilt, die Vorbereitungen waren getroffen, um heut Abend unmittelbar nach der Versammlung der Gleichgesinnten und so wie man sich nur über die Ausführungsweise geeinigt hatte, alle Kräfte aufzurufen, die man sich geneigt wußte. Nur Eins beunruhigte Zegado, daß der Freund nämlich den Doctor Ruibarbo in's Geheimniß gezogen; denn wenn auch der Doctor gegen ihn stets die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit selber gewesen war, so traute er ihm doch um so weniger, als er wußte, daß er selber keine erbittertere Feindin in der ganzen Republik hatte, als Ruibarbo's jetzige Braut, die Señora Entonza. Es war das eine alte Geschichte — die Ursache dieser Feindschaft — aber Zegado besaß Menschenkenntniß genug, um zu fühlen, daß diese Frau ihm jenen Augenblick nie vergeben würde, wo er einst den nicht mißzuverstehenden Antrag ihres „Herzens" und ihrer „Hand" kalt und lächelnd zurückgewiesen.

Und wurde ihr an sich verwegenes Unternehmen nicht noch gefährdeter durch einen so zweideutigen Mitwisser, wie der Doctor! Wenn es fehlschlug, so lag jetzt nicht einmal ein englischer Dampfer im Strom, um die Flüchtigen aufzunehmen. Doch alle diese Bedenken kamen zu spät; das Rad rollte, und die Hoffnung Zegado's stützte sich auf die wohl-

bekannte Scheu des Doctors, entschieden irgend einer bestimmten Partei bei oder entgegen zu treten.

Zegado's Familie befand sich im andern Flügel des Hauses, und er hatte eben seinem Diener Auftrag gegeben, Rothwein und Gläser für die erwarteten Gäste herbeizuschaffen und das Eis in Bereitschaft zu halten, das bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen durfte, als seine Thür aufgerissen wurde und Ibarra's Bursche hereinstürzte.

„Flieht!" war das einzige Wort, was er ihm zurief, indem er ihm einen kleinen Zettel in die Hand drückte. Im nächsten Moment sprang er schon auf den Fenstersims und mit einem kecken Satz in den Garten hinab, wo er unter den dicht wuchernden Büschen verschwand.

Zegado warf einen Blick auf das Papier:

„Verrathen," murmelte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch und riß das Papier in kleine Stücke — aber draußen wurden auch schwere Schritte laut, und wie er noch zögerte, ob er dem Beispiel des Burschen folgen oder erwarten solle, was man von ihm wolle, wurde die Thür aufgestoßen und die Bewaffneten erschienen mit gefälltem Gewehr auf der Schwelle.

„Im Namen Seiner Excellenz, Sie sind mein Gefangener, Señor," rief ihm ein Polizeibeamter entgegen. Aber mit dem Bewußtsein, verrathen und an allen Hoffnungen gescheitert zu sein, erfaßte ihn ingrimmige Wuth. Einen Revolver von seinem Schreibtisch aufgreifend, rief er mit donnernder Stimme:

„Halt, Compañeros — der Erste, der dies Zimmer ohne meine Erlaubniß betritt, ist eine Leiche."

Die Soldaten stutzten, denn sie kannten die kleine bösartige Waffe mit den vielen Läufen, die erst kürzlich von den Fremden in ihr Land gebracht worden, der Anführer aber sagte: „Señor, Sie wollen sich doch nicht dem Befehl Seiner Excellenz widersetzen?"

„Seiner Excellenz!" rief aber Zegado. „Der General ist in diesem Augenblick im Innern und weiß nichts davon, daß ruhige Bürger dieser Stadt gegen jedes Gesetz, gegen

jede Ordnung verhaftet werden sollen. Wer hat Euch gesandt?"

„Der Polizeidirector Bustillos, der jetzt im Namen Seiner Excellenz die Ruhe der Stadt aufrecht zu erhalten hat. Es hilft Ihnen nichts, Señor, wir sind unserer Acht und eine zweite Patrouille steht unten vor dem Haus. Ein einziger Schuß, und die Burschen stürmen, und was sie nachher hier drinnen angeben, haben Sie selber zu verantworten."

Zegado seufzte tief auf. — Seine Frau — seine Kinder — nur zu gut wußte er, welcher furchtbaren Rohheiten sich dieses wilde, zügellose Volk schon schuldig gemacht, wo es sich in seinem Rechte und sicher vor Strafe glaubte. Seine Familie durfte er solcher Gefahr nicht preisgeben, wo er noch im Stande war, den Schlag abzulenken.

„Und was verlangt Ihr von mir," sagte er finster, indem er die Waffe streckte, „wessen klagt man mich an?"

„Muß bedauern, Señor, Ihnen darüber keine Auskunft geben zu können," erwiderte achselzuckend der Beamte; „wir haben nur dem gegebenen Befehl zu gehorchen, Sie zum Herrn Director zu führen, der wird dann das Weitere bestimmen und — kann Ihnen auch alle Fragen beantworten — wenn er es eben für gut findet."

Zegado knirschte mit den Zähnen — das Spiel war für den Augenblick verloren, aber was konnte Bustillos wissen! — Verrathen! „Hab' ich es Ibarra nicht gesagt?" knirschte er zwischen den Zähnen durch — „dieser nichtswürdige Doctor —!"

„Zwei Mann vor," commandirte der Polizeimann, der Erfahrung genug hatte, um zu wissen, daß sie jetzt keinen Widerstand mehr zu fürchten brauchten.

Zegado maß die Burschen mit finsteren Blicken. Einen Moment noch zuckte es ihm in der Hand, den Kampf zu wagen und lieber unterzugehen, als sich zu ergeben. Aber der Gedanke an die Seinen drückte ihm noch einmal den Arm nieder. Die Waffe neben sich auf den Tisch legend, sagte er: „Thut, was Euch befohlen ist, aber seid versichert, daß ein Tag kommt, an dem Ihr für diese Handlung Rechenschaft geben müßt."

„Kennen den Tag, Señor," erwiderte mit einem eigenen Anflug von Humor der Polizeisoldat, denn er war sehr zufrieden damit, daß sie keinen größeren Widerstand fanden — „'s ist der jüngste, an dem das große Buch aufgeschlagen wird — müssen's aber eben abwarten, und laufen auch eigentlich keine große Gefahr, denn Alles kommt doch zuletzt auf die Rechnung Seiner Excellenz."

„Und darf ich meine Frau nicht sprechen?"

„Thut mir leid, Señor — strenger Befehl: Keinen Verkehr mit irgend welcher Person zu dulden. Aber kommen Sie mit uns, so ist's ja möglich, daß Sie den Herrn Director mit Ihren Antworten gleich befriedigen, und in einer Stunde sind Sie wieder zu Hause. Je länger wir hier zögern, desto länger dauert's."

„Gut, dann vorwärts," rief Zegado.

Noch war nichts geschehen, was ihn vor irgend einem Gerichtshof der Welt hätte bloßstellen können. Auf einen Argwohn hin ließ sich kein Hochverrathsproceß begründen — dem Angeber fehlt jeder Schatten von Beweisen. Mit dem Gedanken beruhigte sich Zegado; das Schlimmste, was ihm bevorstehen konnte, war eine Nacht in Haft.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ergriff er seinen Hut und wollte eben das Zimmer verlassen, als er seine beiden Arme von den nächsten Soldaten gepackt und zurückgebogen fühlte. „Bestien!" zerdrückte er zwischen den Zähnen, indem er vergebens mit ihnen rang, „das geht über Euren Befehl."

„Nur ruhig, Herzchen," riefen aber die Soldaten, die sich jetzt alle auf ihn warfen und ihm, trotz seines Sträubens, die Arme auf den Rücken schnürten. „Glaubst Du, daß wir uns von Dir noch einmal wollen so ein Ding wie den Revolver unter die Nase halten lassen? — Nimm es mit, Pedro, da auf dem Tische liegt's, und vielleicht stecken in den Schiebladen auch noch andere."

Der Wink war zu deutlich, um ihn mißzuverstehen. Im Nu war der Schreibtisch und jedes andere Gefach im Zimmer geöffnet, aufgeschlossen oder erbrochen, und was die Burschen von dort vorgefundenen Sachen brauchen konnten — und

sie konnten eigentlich Alles brauchen — steckten sie ein. Selbst das Papier wurde nicht von ihnen verschont, da sie es zu ihren Cigarretten verwenden konnten. In wenigen Minuten war das Zimmer sauber ausgeplündert. Zwei Soldaten aber, die sich ihren Beuteantheil durch Zurufe an die übrigen sicherten, stießen den Gefangenen vor sich her, der Treppe zu.

Zegado, also mißhandelt, sah, wie er den Vorsaal betrat, seine Frau mit einem Aufschrei aus ihrem Zimmer stürzen und dann ohnmächtig auf der Schwelle zusammenbrechen. — Er wollte zu ihr, aber seine Schergen drängten ihn nach vorn, und wenige Minuten später fand er sich, vollkommen machtlos in ihrer Gewalt, auf der Straße und dem Polizeigebäude entgegen geschleppt.

Seine einzige Hoffnung war jetzt, augenblicklich vor den Director geführt zu werden, um dort die nichtswürdige Behandlung zu klagen, die er erlitten. Aber auch darin sollte er sich getäuscht sehen. Als er nach dem Señor Bustillos frug, wurde ihm die Antwort, der Señor habe Gesellschaft und jetzt Anderes zu thun, als sich um jeden neu eingebrachten Gefangenen zu kümmern. Im nächsten Augenblick ward er in ein dumpfes Loch hineingestoßen, aus dem ihm, als es geöffnet wurde, eine heiße, fast erstickende Luft entgegen wehte, und ohne daß man seine Banden löste, blieb er dort halb ohnmächtig auf dem Boden liegen. Kaum hörte er noch wie im Traum, daß die schweren Riegel seines Gefängnisses draußen vorgeschoben wurden.

Ein anderes Leben kam, je näher die Nacht heranrückte, in die Straßen, wo sich bis dahin das Volk, nur seinem Vergnügen nachgehend, umhergetrieben hatte. Hier und dort schallte der Schritt der Patrouillen. Cavallerie durchschritt mit geladenen Carabinern und wehenden Lanzenfahnen die Straßen; überall tönten in kurzen Zwischenräumen die Horn- und Trompetensignale der aufgestellten Posten.

Scheu zogen sich die Lustwandelnden vor diesem wilden Treiben in die hinteren Straßen und den Schutz der Häuser zurück. Es war etwas im Werke, das ließ sich nicht mehr verkennen; irgend etwas Außergewöhnliches mußte die Be-

satzung alarmirt und zu solcher Thätigkeit gerufen haben, und die Bewohner wußten aus Erfahrung, daß es nicht rathsam sei, bei solchen Gelegenheiten mit dem übermüthigen Soldatenvolk zusammen zu treffen. Das Geringste, was ihnen bei einer solchen Gelegenheit bevorstand, war eine Nacht zwischen Ungeziefer und Schmutz auf der Wache zuzubringen. Ehe daher eine halbe Stunde verging, waren die Straßen ziemlich vollständig geräumt. Selbst die Händler und Höker packten in eifriger Hast ihre Eß- und Trinkwaaren ein, die sonst einer begehrlichen Patrouille hätten — natürlich vollkommen ohne Bezahlung — zum Opfer fallen können. Verkaufen konnten sie keineswegs mehr etwas an dem Abend.

Jetzt erklärte sich auch das Heizen der Dampfer, erklärte sich das viele Hin- und Herfahren verschiedener Boote, die zugleich eine Controle auf dem Strome auszuüben schienen.

War General Flores in Anmarsch? Hatte er vielleicht dem Mulattengeneral eine Schlacht geliefert und trieb ihn jetzt vor sich her? Sollte die Stadt gegen die andrängenden Quitener vertheidigt werden, wobei die Kanonen der Dampfer schwerlich unthätig blieben? Niemand wußte es, und Gerüchte, eins immer toller und unwahrscheinlicher als das andere, durchliefen die Stadt und beunruhigten Hunderte von Familien, die am liebsten mit Sack und Pack geflohen wären, wenn sie nur eben gewußt hätten wohin?

Unterdessen schmetterten beim Director Bustillos die Trompeten, wirbelten die Pauken und hämmerte die große Trommel, die eben ihr Vorspiel zur Tafelmusik begann. — Durch die Seitenstraße aber glitt die dunkle Gestalt eines Mannes, horchte vorsichtig an der Ecke, ob keine Patrouille vorüber kam, und betrat dann über dem Weg drüben ein kleines niederes Haus, das ihm auf ein besonderes Klopfen geöffnet wurde. — Für die Stadt war er von dem Augenblick an verschwunden, aber mit kaum verminderter Eile setzte er durch den dahinter liegenden, völlig abgeschiedenen Hofraum seinen Weg bis zur nächsten Gartenmauer fort, die er, trotz seiner zu solchen gymnastischen Uebungen nicht geeigneter Kleider, übersprang

und jetzt auf das Portal eines andern Hauses zuschritt. — Es war Zegados.

Unten blieb er stehen und horchte; aus dem Haus drang Wimmern und Wehklagen von Frauenstimmen.

„Zu spät," murmelte er leise vor sich hin, und fast krampfhaft ballte sich die drohend zum Himmel gestreckte Faust. Aber was konnte er noch thun — die Stadt wimmelte von Bewaffneten, und hätte er auch sein eigenes Leben gewagt, indem er sich ihnen entgegenstellte, wem konnte er dadurch nützen? — Er mußte frei bleiben, mußte handeln können. Wie er gekommen, unbemerkt und geräuschlos, glitt er in den schützenden Schatten der Gebüsche zurück, und als das Weinen und Klagen im Hause endlich nachließ, lag die noch vor wenigen Stunden so glückliche und friedliche Wohnung dunkel und schweigend wie das Grab.

13.

Der Marsch gen Quito.

Ein unbeschreiblich toller Wirrwarr herrschte an dem Tage von Franco's Abmarsch in Bodegas, denn die Soldaten waren fast bis zu der bestimmten Stunde in Ungewißheit darüber gehalten worden. Das aber hatte auch seinen guten Grund.

Einestheils mußte Franco verhüten, daß die Kunde seines Aufbruches zu früh in das obere Land lief, und den dort Wohnenden übermäßige Zeit gab, ihre Maßregeln danach zu treffen, und besonders Lastthiere und Provisionen aus dem Weg zu schaffen, und dann wollte er in Bodegas im letzten Augenblick requiriren, was irgend zu bekommen war.

Noch am Abend vorher erzählte er an offener Tafel im Hause der Señora Buscada, daß sein Abmarsch auf über acht

Tage festgesetzt sei, weil er erst Verstärkung und ein paar Balsas mit Lastthieren aus Guajaquil heranziehe, und ebenfalls die bis dahin fällige peruanische Post abwarten müsse, und am nächsten Morgen um vier Uhr bliesen plötzlich die Alarmhörner ihre Signale, kleine Patrouillen umzingelten die ganze Stadt, um kein Maulthier hinauszulassen, keinen Boten, der die Nachricht voraustragen könne, und alle Thiere, deren man habhaft werden konnte, wurden in dem Augenblick, gleich viel wem sie gehörten, für Staatseigenthum erklärt, für dessen Auslieferung dem früheren Besitzer ein sehr lakonischer Empfangschein ohne weitere Verpflichtung zur Rückgabe ausgestellt ward.

Franco hätte es gern vermieden, denn es lag ihm noch immer daran, sich die Bewohner von Bodegas zu Freunden zu halten, aber es war nicht möglich gewesen. Er konnte sich nicht darüber täuschen, daß die Gastlichkeit der Leute, mit wenigen Ausnahmen, eine gezwungene blieb, daß man Alles vor ihm und den Seinen verbarg, was sich nur eben verbergen ließ, und die Gesinnung der Bevölkerung doch noch immer mehr an der quitenischen Regierung, wie an der seinen hing.

Franco kannte aber auch die Südamerikaner, die nur von dem Erfolg zu gewinnen sind, dann aber auch im Nu alles Andere vergessen und abschütteln, was sie bis dahin noch beirren mochte. Eine einzige Schlacht, die er den Truppen des Gegners abgewann, dessen Soldaten er dann über das Land zerstreute oder unter seine eigenen Fahnen sammelte, machte ihn zum unbestrittenen „Regenten" der Republik, denn den Namen Republik führen diese Länder ja doch nur eben dem Namen nach.

Zog er als Sieger in Quito ein, so bedurfte es, das wußte er recht gut, keines weiteren Krieges mehr, als vielleicht eines kurzen blutlosen Zuges nach Ibarra, der zweiten Hauptstadt des Innern. An Widerstand war dann nicht mehr zu denken, bis vielleicht eine zweite Revolution Zeit und Luft gewann, einen Umsturz der bestehenden Regierung zu versuchen. Das war in der Ordnung und von jeher in diesen Districten so gewesen.

Die Subsidien zu seinem Marsch in das Innere mußte er aber haben; das Papiergeld, was er im Anfang den Leuten aufzwang, wollte Niemand mehr nehmen, so blieb ihm denn zuletzt in der That nichts weiter übrig, als eben im Namen des Staates auf Alles die Hand zu legen, was er erreichen konnte — allerdings mit dem Versprechen späterer Zahlung, was aber nicht viel zu bedeuten hatte, denn er selber zahlte die Summen doch nicht.

Siegte er, so mußte eine Contribution die Gelder aufbringen, deren er bedurfte, und Quito noch außerdem die Kriegskosten zahlen, wurde er besiegt — aber seine Freunde behaupteten, das sei unmöglich — so mochte General Flores sehen, wie er mit den Geschädigten fertig wurde. Er erzwang sich schon seinen Rückzug nach Guajaquil, und dann rechnete er auch fest auf des peruanischen Präsidenten Castilla Hülfe — waren sie doch schon lange über den Preis derselben einig geworden.

Am bestürztesten waren die armen Arrieros, die noch einige Thiere hatten, bei diesem plötzlichen Aufbruch. Ihnen nahm man diese nicht allein, sondern zwang sie auch, ihre eigenen Maulthiere zu beladen und dann, unter der Escorte des ganzen Heeres, in das Innere zu treiben. Was halfen ihnen die Ausreden, daß die abgeplagten Geschöpfe eben erst von der Reise gekommen und todesmatt wären, daß ihre Besitzer Verbindlichkeiten eingegangen wären und Caution gestellt hätten, zu einer bestimmten Zeit da oder dort zu sein! Die Soldaten lachten nur dazu, und wo sich die Leute nicht gutwillig fügen wollten, wurden sie mit Schlägen zu der Arbeit getrieben.

Allerdings führte die „Armee" nicht viel Gepäck bei sich, denn in einem Klima wie Guajaquil braucht der Mensch wohl Kleidungsstücke, um sich gegen die große Hitze, nicht aber gegen die Kälte zu schützen. Passirten sie jedoch die Bergregion des Chimborazo — was jedenfalls in sehr kurzer Zeit geschah, wie Franco hoffte — so mochten die Soldaten dann einmal ein paar Tage frieren, was lag daran — desto rühriger marschirten sie, um wieder in's flache Land zukommen. Außerdem gab es in Guaranda genug warme Kleider.

Trotzdem fehlte es nicht an Gepäck, denn Franco hatte

allein mit seinem Privatbedarf einige zwanzig Maulthiere bepackt. Munition mußte ebenfalls mitgeführt werden, wie Provisionen für die Leute, da man nicht erwarten durfte, unterwegs genügende Lebensmittel zu finden. Sogar eine kleine „Feldschlange" war auf eins der stärksten Maulthiere geladen, um vielleicht im Fall einer Verbarrikadirung im Wege liegender Dörfer als Mauerbrecher zu dienen. — Oder hatte Franco wirklich im Sinne, Doctor Ruibarbo's Rath gegen Quito zu befolgen?

Aber welchen Widerstand konnten die armseligen Holzhäuser leisten! Ein paar Brandraketen hätten sie in wenigen Stunden in Asche gelegt; ja selbst die Lehmmauern der quitenischen Gebäude wären nie im Stande gewesen, einem ernsten Anprall Trotz zu bieten. Darauf baute auch Franco seine Hoffnung, daß sich die friedlichen Bewohner der im Innern liegenden Städte lieber gutwillig seinem Einmarsch unterwerfen und leisten würden, was in ihren Kräften stand, ehe sie sich der Gefahr aussetzten, diese wilden Horden über ihre Heimath losgelassen zu sehen.

Bis Latacungo, weit an dem andern Hang des Chimborazo hinab und eigentlich schon in der Nähe von Quito, hatte er auch keine große, volkreiche Stadt zu passiren, denn Guaranda lag ihm offen, und von Latacungo hatte ihm der Doctor gesagt, daß er dort schon eine große Zahl von Anhängern habe und die ganze Stadt leicht auf seine Seite bringen könne, wenn er ihr nur versprach, den Sitz der künftigen Regierung von Quito fort nach dem für den Guajaquil-Handel auch viel bequemer und näher gelegenen Latacungo zu verpflanzen.

Dazu war er auch fest entschlossen; gab es doch gar kein wirksameres Mittel, um die Quitener gründlich für ihre „Rebellion" zu strafen. Also existirten für ihn eigentlich keine Schwierigkeiten als der Marsch selber, und der war zu überwinden, denn in zwölf Tagen ungefähr gedachte er der Residenz, wie sie sich übermüthig nannte, seine Bedingungen zu dictiren.

Und wie das jetzt über den Weg schwärmte, denn von Bodegas an war noch offenes, freies Terrain, auf dem sich

die Soldaten nach Belieben ausbreiten und vertheilen konnten — und was für einen Staub das aufwirbelte!

Die gemeinen Soldaten marschirten allerdings zu Fuß — einige wenige ausgenommen, die schlau genug gewesen, sich auf irgend eine Weise nicht allein ein Maulthier zu verschaffen, sondern es auch so lange versteckt zu halten, bis sämmtliches Gepäck untergebracht und verladen war. Diese ließ man aber schon deshalb gewähren, weil man dadurch eine Anzahl Reservethiere bekam, die aushelfen mußten, falls eins oder das andere der Lastthiere unterwegs liegen blieb. Dann wurden freilich mit den darauf sitzenden Soldaten sehr wenig Umstände gemacht.

Die Officiere waren natürlich alle beritten — die meisten auf eigenen Pferden, viele aber ebenfalls auf Maulthieren, die in diesen Bergen und auf diesen ausgetretenen Pfaden einen viel sicherern Schritt haben und weit zuverlässiger sind, als das allerdings schnellere Pferd.

Franco selber ritt ein Maulthier und in der besten Laune von der Welt dem Zuge voran. Neben ihm der riesige Mulatte auf einem Pferde, mit dem er den General fast um eine ganze Körperlänge überragte. Franco sah ihn aber trotzdem sehr gern in seiner Gesellschaft, denn der große ungeschlachte Mensch war ihm nicht allein mit Leib und Seele ergeben, sondern auch entsetzlich dumm, und er amüsirte sich damit, ihn zum Besten zu haben, was sich Barbadoes entweder gutmüthig gefallen ließ oder in den meisten Fällen gar nicht merkte.

Die verschiedenen Bataillone waren allerdings abgetheilt, marschirten aber, wie schon vorerwähnt, in aufgelösten Gliedern, und die Officiere mischten sich dabei, während sie in kleinen Gruppen ritten, nicht selten selbst zwischen die Soldaten.

Fortunato und de Castro trabten neben einander den zwar ebenen, aber entsetzlich staubigen Weg entlang, und zwar Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, so daß ein Gespräch noch nicht geführt worden. Endlich brach Fortunato das Schweigen.

„Ob wir unsern Schützling wohl jemals wieder zu

sehen bekommen?" frug er, indem er sein Gesicht lächelnd seinem Begleiter zuwendete.

„Und warum nicht," sagte de Castro trocken, „möglich, daß er die erste Salve commandirt, die uns ihren bleiernen Gruß entgegenschickt, und uns damit für unsere Bemühungen dankt."

„Bah," meinte Fortunato, „ist er's nicht, wär's ein Anderer, das bleibt sich gleich, und ich wollte beinahe, ich wär' an seiner Stelle."

De Castro sah rasch nach seinem Freund hinüber, ohne ein Wort zu erwidern; aber sein fragender Blick war nicht unbemerkt geblieben, und Fortunato fuhr — vorsichtig umherschauend, ob sie nicht behorcht werden könnten, leiser fort: „Unser Geschäft ist faul, Amigo — ich sehe das von Tag zu Tag klarer ein. Wenn mich die Ehre nicht an unsere Fahne bände, ich — ich liefe lieber heute als morgen davon."

„Das ist der Unmuth, der aus Dir redet."

„Beim Himmel, das ist meine ernste Meinung!" bekräftigte der Hauptmann. „In Guajaquil habe ich das nicht so gefühlt — waren da zu sehr unter uns, und das Lumpengesindel, das sich an uns drängte, hatte einen Vortheil dabei, uns die wahre Gesinnung des Landes zu verbergen. Jetzt aber, da wir in das Innere vorgerückt sind und Gelegenheit haben mit Leuten zu verkehren, die kein Interesse an unsere Sache bindet, jetzt fange ich an einzusehen, daß wir eigentlich eine ganz klägliche Rolle in Ecuador spielen, und nur um Weniges besser sind, als uniformirte Landstreicher und Banditen — ja, ich will selbst das Wenige dahingestellt sein lassen."

„Laß das Franco zu Ohren kommen, und ich gebe keinen Real für Dein Leben."

„Ich weiß es," sagte Fortunato düster, „Menschenleben sind bei ihm überhaupt entsetzlich billig zu haben. Er bezahlt die Maulthiere theurer, und wer ihn noch besonders zu solchen Unmenschlichkeiten aufhetzt, ist jener gelbe Fleischkoloß, unser Major Barbadoes, dessen ganzes Gehirn in Fett übergegangen scheint. Wenn der Teufel noch einen bösen Geist zum Feuerschürer an der Seite haben kann, so ist der es, und

der ganze Kerl riecht auch wahrhaftig nach Schwefel, wenn man ihm nur auf fünf Schritt unter den Wind kommt."

„Aber gerade der ist unser Vorgesetzter!"

„Hätt' ich dergleichen vorher gewußt," rief Fortunato, „beim ewigen Gott, Franco würde mich nie in seinem Heer gesehen haben, und ich gäbe in diesem Augenblick meinen kleinen Finger darum, wenn ich ein anständiges Mittel wüßte, um wieder hinaus zu kommen."

„Das glaub' ich," lachte de Castro, „ich fürchte aber, Du wirst mehr als den Finger dafür bezahlen müssen. Doch was nützen unsere Redensarten! Wir sind einmal mittend'rin und müssen jetzt aushalten. Oder möchtest Du desertiren?"

Fortunato zog die Brauen zusammen und schwieg. Andere Officiere ritten jetzt heran, und das Gespräch wurde unterbrochen.

Gleich darauf passirten sie den kleinen Ort, in dem Fortunato mit Hülfe des Doctors seine erste Futterlieferung eingetrieben hatte. Er selber glaubte damals, daß Franco in Silber bezahlen würde, denn Bezahlung war versprochen worden; statt dessen gab er die werthlosen Papierwische, die man nicht einmal in Guajaquil nehmen wollte, und die den Leuten hier im Innern noch weniger galten als weißes Papier, das sich doch wenigstens zu einer Cigarrette verbrauchen ließ.

Seit der Zeit hatte man solche Förmlichkeiten wie Bezahlen gar nicht mehr für nöthig gehalten. Die Streifzüge waren in's Land gebrochen, um einfach zu plündern, und das ganze kleine Dorf lag öde und halb verlassen. Mit der Erlaubniß des „Eintreibens" waren die Soldaten auch frech und übermüthig geworden, man hatte gedroht die Männer in das Heer zu stecken, die Frauen und Mädchen waren eben so wenig vor Insulten sicher geblieben, und so schien denn der ganze Ort ausgewandert und nur die alten Frauen, Greise und Kinder zurückgeblieben zu sein, um mit den Hunden die Häuser zu bewachen.

Eben so wenig bestand noch ein Laden, in dem Eßwaaren zum Verkauf feil geboten wurden; keine Bananenfrucht hing mehr gelb und verlockend unter dem Deckbalken der Hütte, kein Korb voll goldener Orangen zeigte den Vorüberziehenden

den saftigen Inhalt. Nunez saß mißmüthig und allein oben in seinem Hause, an dem noch immer nicht vollendeten Strohhut flechtend, und warf finstere Blicke nach dem Trupp hinunter, der lachend und lärmend vorüberzog. Kein Soldat aber belästigte jetzt die Bevölkerung an der Straße, denn erstens waren die Officiere zugegen, und dann wußten die Spitzbuben auch schon aus Erfahrung, daß in den Häusern nichts zurückgeblieben sei, was ihre Habgier reizen konnte.

Fortunato warf den Blick hinauf, ob er Jacinta vielleicht entdecken könnte. Allein Nunez hatte das junge Mädchen mit unter den Ersten — wer konnte sagen, in welches Versteck verborgen, um dort mit seiner Frau zu harren, bis sich der Kriegstrubel würde verzogen haben. Das arme Kind hatte wahrhaftig zu viel Leid erlebt, als daß es jetzt auch noch von den rohen Soldaten beleidigt werden durfte.

Aber es war doch auch ein wohlthuendes Gefühl, das den jungen Mann erfüllte, als er das Haus wiedersah, in dem er einem Wesen Gutes erzeigt, wo er Vertrauen erhalten und erwidert hatte. — Daß auch aus keinem Hause ein bekanntes Gesicht hervorschauen wollte! auch nicht einmal das Antlitz von Fortunato's Tänzerin an jenem Gewittertage!"

„Die Señorita ist auch fort," sagte da eine Stimme an seiner Seite — „der alte Bursch hat sie fortgeschafft," und als Fortunato rasch und fast erschreckt nach dem hinunter schaute, der seine Gedanken noch fast im Entstehen errathen hatte, erkannte er den Mulatten Viruta, der, seine Lanze nachlässig auf der Schulter, auf einem wohlgenährten, nur etwas kurzbeinigen Maulthier neben ihm her ritt und ihm freundlich, beinahe vertraulich zunickte.

Eine eigene Empfindung des Unbehagens erfaßte den jungen Mann beim Anblick des mindestens zweideutigen Menschen. Woher wußte der Kerl, was e r dachte? Ihm lag nicht das Geringste daran, sich mit dem Burschen in ein näheres Gespräch einzulassen, daher sagte er finster:

„Bleib Du in Deinem Glied, Muchacho, und antworte wenn Du gefragt wirst." Ohne sich dann weiter nach Viruta umzusehen, gab er seinem Thier die Sporen und sprengte weiter nach vorn, wo Villegas eben mit noch drei anderen

Officieren ein Quartett angestimmt hatte, das den langweiligen Weg durch Musik kürzen sollte.

Ueber Viruta's Gesicht zuckte ein häßliches Lächeln, als sich sein Vorgesetzter so stolz und hochmüthig von ihm abwandte. Dann lachte er laut und spöttisch vor sich hin und murmelte dabei:

„Als kleiner Junge fing ich Vögel, band ihnen einen langen Faden an das eine Bein und ließ sie los — hei! wie lustig sie fortflogen und meinten, sie wären frei und ledig und Viruta hätte ihnen nichts zu befehlen — aber nur so lang der Faden war — nachher gab's plötzlich einen Ruck, und unten lagen sie und zappelten und flatterten. Hei! wie lustig mein junger Officier dahinfliegt und auf den Viruta hinabsieht; aber er hat den Faden am Bein, und *wenn's* einen Ruck gieb, nun, mein Bürschchen, ich will Dich wenigstens vorher heut Abend wissen lassen, *daß* ich Dich am Faden halte. Vielleicht bist Du vernünftiger wie die kleinen Vögel." Mit den Worten seinem Thier die Hacken einstoßend, trabte er lustig vorwärts.

Die „Armee" rückte indessen, wenn auch nicht gerade rasch, doch ziemlich ununterbrochen vorwärts, bis zu der Stelle, wo sie das flache Land verließ und einen Bergstrom kreuzen mußte. Hier begannen die Hügel und hier sollte das Lager aufgeschlagen werden, denn es gab da noch Weide für die Thiere, und an einer Stelle, wo sich Wasser und Holz in genügender Masse fand, um zu campiren, wurde Halt geblasen.

Einen besseren Abend für eine Beiwacht hätte man sich auch nicht wünschen können. Die Nacht war sternenklar und kühl, die Luft strich gerade scharf genug von den Bergen nieder, um die sonst lästigen Insecten abzuhalten, und mit noch frischen, ungeschwächten Kräften war das kleine Heer gerade in der Stimmung, sich des günstigen Augenblicks zu freuen und ihn zu genießen.

Kaum waren die Feuer angezündet und die verschiedenen Mahlzeiten „abgekocht" — was sich unter den Landeskindern außerordentlich vereinfachte, da die große Mehrzahl von geröfteten unreifen Bananen lebt — so befahl Franco den verschiedenen Musikcorps, abwechselnd zu spielen, und wie die

Nacht erst voll hereinbrach, hätte man sich kaum ein romantischeres Bild denken können.

Die ganze Ebene, auf welcher aber schon überall Gruppen von dichten und ziemlich hohen Bäumen standen, war mit Lagerfeuern übersät, neben denen man aller Orten und Enden zusammengestellte Haufen von Lanzen und Bajonnetflinten erkennen konnte. Von den Feuern grell beleuchtete, oft höchst malerische Gestalten lachten und sprangen dabei und tanzten oder lagen zerstreut mit dem Kopfe auf einem Sattel oder Stein um die Feuer her. Hier und da kam auch wohl ein kleiner Trupp von Marodeurs zurück, die draußen in der Ebene ein Rind mit dem Lasso gefangen hatten und es nun ihrer Compagnie zuführten, um dort geschlachtet und augenblicklich getheilt und verzehrt zu werden.

Und wie gierig die braunen Burschen dann das gefällte Stück umlauerten und auf den Moment paßten, wo sie zuspringen und sich den Beutetheil sichern konnten, und wie Einer den Andern zu verhindern suchte, ein schon halb erhaschtes Stück in Sicherheit zu bringen! Und wie dann Alles auseinander stob, und gleich darauf am Feuer das Fleisch brodelte, und flinke Hände nach den halbgaren Stücken griffen, um sie mit den Zähnen zu zerreißen und zu verschlingen!

Es war in der That nur ein halb thierisches Volk, das Franco hier zum Kampfe gegen seine künftigen Unterthanen führte. Wer konnte vorhersagen, wie die Bande hausen würde, wenn ihr Führer es einmal für zweckmäßig hielt, ihr den Zügel schießen zu lassen. Sie war in der Hand eines einzigen, vollkommen rücksichtslosen Menschen, eines Halbwilden selber, der roh und ungebildet nur seiner gemeinen Leidenschaft freien Lauf ließ, indem er sich zum Herrscher über ein Land aufwarf, das ihn zugleich fürchtete und verachtete. Wenn er nur erst in Quito selbst gebieten konnte, und daß er kein Mittel scheuen würde, um sein Ziel zu erreichen, war gewiß; aber Alles hing in diesem Augenblick von dem Glück der Waffen ab, von dem ersten Anprall der beiden feindlichen Schaaren.

Siegte Franco, dann ging der Schrecken vor ihm her, und ein Triumphzug war sein ganzer Marsch. Wurde er geschla-

gen — aber warum sollte er daran denken! Vor ihm lag das weite offene Land, lagen die fruchtbaren, reichen Ebenen Latacungos, Ambotas und Quitos, und mit den verwegenen Schaaren um sich her, mit Leuten in seiner Umgebung, die seine Ohren nur immer mit Siegen und Triumphen füllten, sehnte sich Franco ordentlich nach der ersten Schlacht — der ersten Gelegenheit, die ihm geboten würde, die „Rebellen" zu vernichten und sein Banner hoch in die Hauptstadt des Reichs zu tragen.

Jetzt lag der kleine Tyrann unter einem halb offenen Zelte, die Uniform aufgeknöpft, das gelbe breite Gesicht glühend von dem genossenen Wein und wunderlich, fast unheimlich beleuchtet von der züngelnden Flamme, die von dem zu Füßen des Zeltes lodernden Feuer nach ihm hinüber ihr Licht verbreitete. Neben ihm, die Beine untergeschlagen, die Uniform ganz ausgezogen, das schwarze wollige Haar in einem wirren Busch emporstehend, saß sein treuer Gefährte und Busenfreund, der Major Barbadoes, mit einer Champagnerflasche in der rechten, einem gefüllten Glas in der linken Hand.

Der Mensch war früher Hausknecht in einem guajaquilenischen Hotel gewesen, er hatte geholfen, die Stiefel der dort einkehrenden Reisenden zu putzen — jetzt half er ein Reich erobern und beherrschen. Das Letztere schien ihm sogar leichter zu werden wie seine frühere Arbeit. Sein Gesicht strahlte wenigstens vor Behagen, die kleinen halb zugekniffenen Augen funkelten vor Lust und Selbstgefühl, und für die nicht immer feinen Scherze, die sich der General dabei mit ihm erlaubte, war er stets selber das dankbarste Publikum, denn er lachte oft darüber, daß seine ganze riesige Gestalt zitterte und bebte.

Einige hundert Schritte davon entfernt, unter einer kleinen Gruppe mächtiger Weidenbäume und unmittelbar am Ufer des vorbeischäumenden und sprudelnden Bergstromes, hatten sich einige Officiere ihren Lagerplatz ausgesucht, und campirten hier ohne Zelt, nur durch den Wipfel des sie überdachenden Baumes gegen den nicht unbedeutenden Nachtthau geschützt.

Es waren die drei Freunde de Castro, Villegas und Fortunato, die mit einem eigenen Diener und zwei Maulthieren

für ihr Gepäck ihren Bedarf mit sich führten und ganz zufrieden schienen, getrennt von den Uebrigen ihre Bequemlichkeit suchen zu können.

Villegas hatte den Vorpostendienst und eben die ausgestellten Wachen besichtigt, die aber nur der Ordnung wegen ihre Patrouille gehen und die äußersten Lagerpunkte besetzt halten mußten, denn daß der Feind noch nicht in der Nähe sei, wußte man durch ausgesandte Reiter genau, und von den zerstreuten Pfahlwohnungen der Eingeborenen war sicherlich kein Angriff zu fürchten. Die Leute konnten hier so ruhig an ihren Feuern schlafen, als ob sie daheim in ihren Betten lägen.

Das Gespräch schien aber ziemlich einsilbig geführt zu werden. Fortunato, sonst der munterste und lebendigste von Allen, war heute schweigsam und nachdenkend, und lag, den Kopf auf die Hand gestützt und halb in seine Satteldecke gewickelt, gegen den Stamm des alten Baumes an. Villegas neckte ihn mit seiner düstern Stimmung, aber der junge Officier ging nicht auf den Scherz ein, und de Castro rief endlich:

„Lassen Sie ihn zufrieden, Don Emilio — Fortunato macht sein Testament für die nächste Schlacht, und darin soll man keinen Menschen stören."

„Testament," versetzte Fortunato mit dem Kopfe schüttelnd — „verwünscht wenig Ueberlegung sollte das mich kosten, wenn ich je darüber nachdenken wollte. Wer mich begräbt, mag mich auch beerben, — weitere Ansprüche würden doch unbefriedigt bleiben und nicht einmal ein Auge zu trocknen sein, das sich die Mühe nähme, um meinen Tod zu weinen. Nein, andere Dinge gingen mir im Kopf herum und zwar gerade eine Scene aus vergangener Zeit, als ich zum letzten Mal in Quito war. — Sonderbar — ob das vielleicht eine Vorbedeutung sein sollte?"

„Was, Kamerad?" frug Villegas, dadurch neugierig gemacht.

„Es ist eigentlich nichts," sagte Fortunato, „und doch auch wieder etwas, das auf mein ganzes Leben einen wunderbaren Einfluß ausgeübt hat, indem ein Paar liebe, treue Mädchenaugen mich von mancher Thorheit zurückhielten und

— sonderbarer Widerspruch — fast mit die Ursache sind, daß ich mich der Franco'schen Sache anschloß, um — mit als Sieger in Quito einzuziehen."

„In der That?" lächelte de Castro — „und wie heißt Deine Schöne?"

„Ja, das ist eben der Teufel," lachte Fortunato bitter vor sich hin, „daß ich nicht einmal ihren Vornamen erfahren habe. Es war vor drei Jahren, und von Ibarra zurückkehrend, blieb ich ein paar Tage in Quito, um mein Pferd rasten zu lassen und mir die Hauptstadt anzusehen. Am letzten Nachmittag machte ich auf einem geborgten Thier einen Spazierritt und traf zufällig am Abhange des Pichincha eine kleine lustige Cavalcade von jungen Herren und Damen aus der Stadt, denen ich mich, als Fremder, ohne Weiteres anschloß. Es wurde gelacht und geplaudert, und als wir die eine Schlucht verlassen wollten um nach der Stadt zurückzukehren, zog der Eine der jungen Leute ein Pistol hervor, spannte es und rief: „Hier ist ein Echo!" Anstatt aber die scharfgeladene Waffe in die Luft zu feuern, hielt er sie leichtsinnig und ohne den Kopf zu wenden seitab, wo ich mich — zufällig ein paar Schritt zurückgeblieben — befand. Die Mündung war dabei voll auf mich gerichtet, und ehe ich nur einen Warnungsruf ausstoßen konnte, wäre es vielleicht um mich geschehen gewesen, wenn nicht ein junges, bildschönes Kind, das an des Burschen Seite ritt, mit seltener Geistesgegenwart und einem Angstschrei das Pistol mit ihrer Reitgerte in die Höhe geschlagen hätte. In demselben Augenblick drückte der Señor ab und die Kugel pfiff mir dicht über den Schädel weg."

„Alle Wetter! und der Señor?"

„Entschuldigte sich tausendmal, aber ich sah ihn gar nicht an, denn ich ritt natürlich gleich auf meine schöne Unbekannte zu, um ihr für die geleistete Hülfe zu danken, denn gar zu lieb und angstvoll und theilnehmend war ihr erschreckter Blick, den sie auf mich warf, als der Schuß fiel. Als sie aber sah, daß ich unverletzt geblieben und auf sie zukam, da übergoß ihr herziges Antlitz Purpurröthe, und ihrem Thier die Peitsche gebend, sprengte sie, jedenfalls um sich dem Dank des Fremden zu entziehen, nach vorn.

„Die übrige Gesellschaft schien auch von dem kleinen Intermezzo gar nichts bemerkt zu haben, und da der Weg hier offener wurde, setzten sie ihre Thiere ebenfalls in Galopp, so daß der Spazierritt zuletzt in einen ordentlichen Wettlauf ausartete. Aber wo blieb ich dabei mit meinem halb lahmen, stockbeinigen Miethpferd! Mit Sporn und Peitsche trieb ich es allerdings so rasch als irgend möglich vorwärts; wie ich aber endlich, dicht vor Quito oder eigentlich schon in der Vorstadt, die kleine Cavalcade wieder einholte, war mein schützender Engel wahrscheinlich in eine Seitenstraße verschwunden, und ich sah sie nie wieder."

„Sehr romantisch," lachte Villegas, „aber wenn das eine Vorbedeutung sein sollte, so kann es doch nur Gutes verkünden, wenn Sie ein solcher Engel beschützt hat."

„Wer weiß!" seufzte Fortunato, „es kann auch mein Schutzgeist gewesen sein, der damals in eigener Person von mir Abschied nahm, denn seit der Zeit hab' ich kein Glück mehr gehabt. Alles ging verkehrt, was ich angriff, bis ich — zuletzt den dümmsten Streich meines Lebens machte und in Franco's Heer trat."

„Ach was," sagte de Castro, „jeder Mensch hat einmal eine Zeit, wo ihm Alles mißglückt, was er anfängt. Das Glücksrad dreht sich, es giebt Perioden, wo wir unten sind — aber da es sich eben dreht, kommen wir auch wieder hinauf — wenn wir nicht vor der Zeit abfallen. Doch jetzt, dächte ich, wird es Zeit zum Schlafen, Kameraden, denn wahrscheinlich werden wir morgen schon wieder vor Tag emporgejagt," — und damit ordnete er sich seine Decke, um sich einzuwickeln.

„Du hast Recht, Amigo," sagte Fortunato, indem er seinem Beispiel folgte, „der Böse hole überhaupt das Grübeln, denn wenn wir —" Rasch wandte er den Kopf, denn dicht neben sich hörte er etwas rascheln, und er schauderte leicht zusammen, als er das von der Flamme des Lagerfeuers hell beleuchtete, markirte, aber wahrlich nicht hübsche Gesicht Viruta's erkannte.

„Zum Henker, was soll's, Bursche," fuhr er aber gleich darauf mürrisch empor, denn er ärgerte sich über sich selber,

daß ihn die plötzliche Erscheinung des Menschen erschreckt haben konnte. „Was willst Du von mir — Caramba — was kriechst Du mir auf Schritt und Tritt nach? Weg mit Dir, Geselle, und wenn Du ein Anliegen hast, komm morgen; jetzt ist's Schlafenszeit."

„Aber ich muß Euch jetzt sprechen, Señor," sagte der Mann, ohne sich zurückschrecken zu lassen, „ich habe Euch etwas Wichtiges mitzutheilen."

„Dienstsachen? Die gehen mich heut Abend nichts mehr an," lautete die barsche Antwort. „Dort ist Señor Villegas; an den wende Dich."

„Keine Dienstsachen," beharrte der Mulatte, „nur eine Privatangelegenheit."

„Und was hätt' ich mit Dir in Privatangelegenheiten zu verkehren?"

„Nur zwei Minuten, Señor, möcht' es nicht gern vor den anderen Herren Officieren erzählen. Sie werden's nicht bereuen; es ist eine wichtige Angelegenheit, und betrifft nicht allein Sie, sondern auch ein junges Mädchen," setzte er flüsternd hinzu, „das jetzt im Busch ihre Augen roth weint."

Fortunato sah noch einen Augenblick still und regungslos vor sich nieder. — „Ein junges Mädchen?" — Der Bursche konnte nur Jacinta damit meinen. — „Und was ist mit der?" Viruta sagte nichts weiter; er wartete augenscheinlich den Eindruck ab, den seine Worte auf den Hauptmann machen würden, und seine Berechnung schien dabei ganz richtig, denn während die beiden anderen Officiere auf die Unterhaltung gar nicht achteten und noch beschäftigt waren, ihre eigene Lager- und Schlafstelle für die Nacht in Ordnung zu bringen, stand Fortunato endlich langsam auf, und seine Decke zurückwerfend, schritt er, von Viruta begleitet, eine kurze Strecke den Fluß hinauf. Von hier aus konnte Niemand ihre Unterhaltung behorchen, schon das Rauschen des Stromes übertäubte jeden Laut.

Hier blieb der junge Officier stehen, und sich scharf gegen seinen Begleiter umwendend, sagte er:

„Nun, was ist's, Señor? Du hast jetzt Deinen Willen."

„Nur eine Kleinigkeit, Señor," sagte dieser in demüthiger

Stellung — „ein Kamerad von mir — Juanito, wie wir ihn immer nennen, weil er so klein ist — aber sonst ein ganz guter Kerl, hat eins von den Dingern sich zu verschaffen gewußt, das die Ingleses in's Land gebracht — kleine Pistolen, die fünf-, sechsmal schießen, ohne daß man sie erst jedesmal wieder zu laden braucht — und will das Ding um zwei Unzen verkaufen."

„Und deshalb — Picaro — hast Du mich vom Lager gerufen?" rief Fortunato, den Mulatten zornig anblickend. Dieser aber, ohne sich dadurch im Mindesten stören zu lassen, fuhr in eben so unterwürfigem Tone fort:

„Er sagt zwar, er hätte eben so viel in Bodegas dafür gegeben, und noch dazu in gutem blanken Golde bezahlt, aber er lügt, der Schuft, denn zwei Unzen sind noch nie zusammen in dessen Tasche gewesen. Gestohlen wird er's haben — wo? weiß die heilige Jungfrau. Das macht's aber nicht billiger, seinen Preis hält er, und da wollt ich Eure Gnaden bitten, mir die kleine Summe vorzustrecken. Wenn wir mit den Quitenern, die Gott verdammen wolle, zusammentreffen, ist solch' eine Waffe ganz besonders nützlich, und ich hab' einmal mein Herz daran gesetzt."

„Und Du hast die Unverschämtheit," wollte Fortunato aufbrausen, der Mulatte hob aber warnend den Finger und sagte:

„Bst — eine Liebe ist der andern werth — ich habe ein vortreffliches Gedächtniß, Señor, und kann mich noch ganz genau auf Dinge erinnern, die vor noch nicht einmal vierzehn Tagen bei Bodegas vorgegangen sind und für Seine Excellenz von dem größten Interesse sein würden. Gold verwischt das aber, sonderbarer Weise, jedesmal aus meinem Hirn — und genau genommen, was kümmert's auch mich, ob die Alligatoren an jenem Morgen einen quitenischen Officier zu fressen bekommen haben oder nicht — das arme Ding, das Mädchen, hätte sich doch sonst zu Tode gegrämt."

Fortunato sah den Burschen scharf und forschend an, ohne ihn auch nur mit einer einzigen Silbe zu unterbrechen. Bis dahin hatte ihn das Unbestimmte einer vermutheten Gefahr beunruhigt — jetzt trat der Gesell ohne Maske vor, und er

war nun fest entschlossen, auch das Letzte, was er wußte, zu erfahren. Wenn Viruta dabei erwartet hatte, den jungen Officier zu überraschen und zu erschrecken, so täuschte er sich vollkommen, denn Fortunato verrieth durch keine Miene, was in ihm vorging. Sein Gesicht war vielleicht um einen Schatten bleicher geworden, aber das verbarg glücklicher Weise das ungewisse Mondlicht, und den Mulatten mit verächtlichem Lächeln von Kopf bis zu den Füßen betrachtend, erwiderte er finster:

„Bist Du mondsüchtig, mein Bursche, daß Du hier in der Dunkelheit herumkriechst und mich vom Lagerfeuer rufst, um mir solchen Unsinn vorzufaseln? Quitenischer Officier, Alligatoren, Mädchen — Du mußt verrückt sein. Unterstehe Dich noch einmal und komm mir auf diese Weise, so sei versichert, daß ich Dir mit meinem Pistolenkolben den Schädel einschlage — marsch zu Deinem Lager!" Und damit drehte er sich von dem Mulatten ab.

„Señor, thut nicht so streng," fuhr aber dieser fort, ohne sich einschüchtern zu lassen — „Viruta meint es gut mit Euch, aber — ich brauche Geld, und da ich nichts auf der Welt weiter zu verkaufen habe wie das Geheimniß, so solltet Ihr mir eigentlich noch dankbar sein, daß ich es Euch zuerst angeboten. Ein Anderer hätte mir vielleicht einen höhern Preis dafür gezahlt."

„Und was für ein Geheimniß hast Du zu verkaufen?" sagte der Officier, der ihm schon halb den Rücken zudrehte und nur den Kopf noch über die Schulter nach ihm zurückwandte.

„Wenn Ihr's denn mit klaren Worten hören wollt," brummte der Mulatte, „so kann mir's auch recht sein. Wir kommen dann desto rascher zu einem Verständniß. Jener quitenische Officier ist nicht erschossen worden. Ihr habt ihm durch- und fortgeholfen. — Ueber Tag war er auf der Balsa versteckt — Abends ist er nach Bodegas hineingelaufen und hat den General und die Mamsell fast zum Tod erschreckt, weil sie meinten, sie sähen einen Geist — in der Nacht ist er dann fort — auf Eurem eigenen Pferd, Señor, auf dem Fuchs mit dem weißen linken Hinterbein. So — das ist mein Geheimniß, und nun will ich es Euch überlassen zu

überlegen, wer mehr dafür bezahlen kann oder mag — der Hauptmann Fortunato oder der General Franco, dem es doch wahrscheinlich nicht ganz einerlei ist, ob Jemand, den er zum Tode verurtheilt hat, jetzt frei und gesund bei den Quitenern umherläuft und ihnen erzählt, wie es bei uns zugeht."

Fortunato hatte ihm ruhig zugehört und dabei auf eine Möglichkeit gedacht, diese Gefahr von sich abzuwenden. Aber er sah keinen andern Ausweg, als ihr eben trotzig die Stirn zu bieten. So jung er war, so wußte er doch, daß ein solches Geheimniß von einem solchen Menschen nicht zu kaufen ist. — Was man auch thun mag, ihn zu befriedigen, ihm bleibt es immer als Waffe in der Hand — ja, je mehr er dafür erhält, desto gieriger wird er, und die Katastrophe kann hinausgeschoben, nie aber im Leben verhindert werden. Einmal bricht sie doch herein.

„Und so denkst Du wirklich," sagte er endlich spöttisch, „daß Dir irgend Jemand, am Ende wohl gar Seine Excellenz, das Märchen glauben soll?"

„Das Märchen?" rief der Mulatte tückisch.

„Oder ist der Quitener etwa im Geheimen erschossen worden, und nicht auf offenem, freiem Felde, in Gegenwart von Tausenden? Geh mir vom Leibe, Schuft, und unterstehst Du Dich noch einmal, mir ein ähnliches freches Anliegen vorzutragen, so gehe ich selber zu Seiner Excellenz und fordere Deine Bestrafung."

„So wollt Ihr also wirklich —" begann Viruta von Neuem. Fortunato aber riß seinen Degen halb aus der Scheide.

„Beim ewigen Gott, wenn Du den Mund zu einer zweiten Lüge, nur zu einem Worte aufthust, Canaille," rief er, „so vergesse ich mich so weit, Dich mit eigener Hand zu züchtigen." — Darauf aber mochte der Mulatte doch nicht warten; er sah, daß es dem jungen Manne Ernst war, und scheu zurückweichend verschwand er zwischen einer Gruppe von Lagerfeuern, die sich auf dem Rücken des Uferlandes hinzog.

Fortunato aber schritt mit untergeschlagenen Armen und finster zusammengezogenen Brauen zu seinem Lager zurück und warf sich dort wieder schweigend auf den kaum verlassenen

Platz. Er wollte erst noch mit sich zu Rathe gehen, ob er den Freunden das eben Erlebte mittheilen solle oder nicht.

Villegas hatte seine Entfernung gar nicht beachtet, de Castro aber war es nicht entgangen, daß etwas Ernstes vorgefallen sein mußte.

„Was wollte der Bursch, José? — War das nicht das nämliche unheimliche Gesicht, das damals bei der Execution mit die Wache neben dem Gefangenen hatte?"

„Allerdings, de Castro," sagte Fortunato, „und was in mir schon die ganze Zeit als unbestimmter Verdacht gelegen, ist jetzt zur Gewißheit geworden. Der Schuft weiß die ganze Geschichte und — will sie ausbeuten."

„Alle Teufel," rief Villegas, von seinem Lager erschreckt auffährend. „Da haben wir's, und jetzt sitzen wir mitten d'rin."

„Beruhigt Euch," erwiderte Fortunato, „er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß irgend ein Anderer dabei betheiligt war, wie ich selber."

„Und was willst Du thun?" frug de Castro nach einer Weile.

„Nichts," sagte Fortunato gleichgültig, indem er seinen Degen abschnallte, neben sich legte und die Decke über sich zog. „Er hat keine Beweise, und ich habe ihn zum Teufel gejagt — wohin er gehört."

„Ob ich's mir nicht gedacht habe," seufzte Villegas vor sich hin. — „Beweise! Hier, wo ein Argwohn dafür ausreicht. Was ging uns auch der fremde Mensch an, daß wir die Finger in den heißen Brei hineinstecken mußten. Wenn der General die Geschichte erfährt, mag ich das Unheil gar nicht erleben, das er anrichtet. Wir weißen Officiere sind ihm überhaupt ein Dorn im Auge, weil wir nicht die richtige Couleur für ihn haben. — Die kleine gelbe Bestie!"

„Weil er fühlt, daß wir uns für besser halten, als er ist," lachte de Castro trotzig.

„Das kommt auf Eins heraus," fuhr Villegas ziemlich kleinmüthig fort. „Er haßt uns, so viel ist sicher, und ein solcher Griff an einen von uns wäre ihm nur erwünscht

und machte ihn bei dem farbigen Soldatentroß nur noch populärer."

„Bah," sagte Fortunato, indem er sich auf die Seite legte — „an der Sache ist vor der Hand weiter nichts zu thun — wir müssen's abwarten. — Gute Nacht, Kameraden!" Dann schloß er die Augen, und wenn er nicht schlief, so stellte er sich wenigstens so.

14.

In der Branntweinbrennerei.

Auf Franco's Befehl durften die Soldaten kein langes nächtliches Gelage halten, denn es sollte schon vor Tag aufgebrochen werden, um in der Hitze der Mittagszeit wieder lagern zu können. Franco selber gab für die Nachtruhe das Zeichen — die Musik wurde entlassen, sein eigenes Zelt geschlossen, und während der Major, dem überdies der Champagner zu Kopf gestiegen, wie ein treuer Hund vor dem Eingang lag und schnarchte, schritten schweigend die dort aufgestellten einzelnen Schildwachen auf ihren verschiedenen Posten auf und ab, oder drückten sich auch wohl, als es später wurde, unter irgend einen benachbarten Baum, um dort, wenn sie auch nicht schlafen durften, wenigstens auszuruhen. Gefahr eines Ueberfalls war ja doch nicht zu fürchten.

Nur bei den Maulthieren hatte man zahlreichere Wachen aufgestellt, weil man nicht mit Unrecht den Arrieros mißtraute, die gewiß die erste Gelegenheit benutzt hätten, um mit ihren Thieren — und wenn es in den Wald hinein gewesen wäre — zu entkommen. Dort hätten sie dann ruhig abgewartet, bis die „Armee" weiter gezogen wäre.

Den Wachen war auch der bestimmte Auftrag geworden, auf Jeden nachsichtslos zu feuern, der sich der geringsten ver-

dächtigen Handlung schuldig machte, ja nur dort umherschlich, wo er nichts zu suchen hatte, und da ihnen selber daran lag, vorwärts und zu dem lange versprochenen Quito zu kommen, so mußte sie schon ihr eigenes Interesse wachsam halten, um nicht der Transportmittel beraubt zu werden.

Die Vorsichtsmaßregeln schienen auch in der That so gut getroffen zu sein, daß nicht das Geringste in der Nacht vorfiel, und lange vor der Morgendämmerung wurden die Truppen schon durch die Signalhörner alarmirt, die Arrieros mußten die Maulthiere zusammentreiben und satteln, und kaum zeigten die leichten nebligen Wolken den ersten rothen Schimmer des nahenden Tages, als die Colonnen in ihren verschiedenen Abtheilungen geordnet waren und den Marsch antraten.

Allerdings hatten sie gleich von Haus aus den Bergstrom zu kreuzen, der sich hier, wo er schon das niedere Land erreichte, ziemlich ausbreitete und nichtsdestoweniger den Männern bis fast zum Hüftknochen reichte; aber was that das in diesem Klima, und bei der leichten Bekleidung der Burschen. Barfuß waren sie überhaupt, mit wenigen Ausnahmen, alle, und mit Jubeln, Lachen und Schreien sprangen sie in das Wasser, wateten hindurch und schlugen und spritzten die Fluth umher.

Es ist wahr, die Meisten trugen die geladene Muskete auf dem Rücken und in ihren Patrontaschen gefüllte Patronen, die nicht naß werden durften. Die Wenigsten wußten aber überhaupt mit einem Feuergewehr umzugehen oder kümmerten sich um die Erhaltung desselben. Lanze und Messer waren ihnen die liebsten Waffen, und die Muskete selber mit dem Bajonnet betrachteten sie auch eigentlich nur als eine Art von unbequemer schwerer Lanze, die vielleicht einmal losging und nachher zum Dreinhauen und Stechen gebraucht werden mußte.

Von da ab zog sich der Weg durch hügeliges, aber auch mit vollem, dichtem Wald bewachsenes Terrain, wo ein Abschweifen von der ausgehauenen und gebahnten Straße nicht mehr möglich war — man hätte denn müssen durch die Büsche brechen. Wie eine Mauer schnitten die Sträucher rechts und links die Bahn ab, und ihre breiten saftigen

Blätter und hellfarbigen Blüthenbüschel überhingen an vielen Stellen den schmalen Pfad, der nur eben breit genug war, zwei beladenen sich begegnenden Maulthieren das Ausweichen zu gestatten.

Es war ein wunderbar schöner Weg in der frischen Morgenkühle. Hellblinkend lag der Thau auf den wunderlich geformten breiten Blättern, laut und lustig sangen und pfiffen die Vögel, und in fabelhafter Farbenpracht schwirrten die reizenden Colibris über den Blüthen und zuckten dann, einem schillernden Blitze gleich, nach einer andern Blumentraube hinüber. Wo aber die Straße in dem noch wellenförmigen Terrain eine der kleinen Höhen erreichte, da öffnete sich dem Blick auch gewiß ein dichtbewaldetes, von Palmenkronen gefülltes, mit Blüthen geschmücktes Thal und würziger Duft erfüllte die Atmosphäre.

Aber was kümmerte das den wilden Soldatentroß? Diese Banden schauten nicht nach Blumen oder dem schwirrenden Colibri, oder dachten daran, an solchen Stellen den Schritt zu hemmen, wo der Blick über das freie Thal schweifen konnte. Die Blumen, nach denen sie verlangten, waren das Herzblut der Quitener, der Diamantenschmuck, den sie herbeisehnten, lag nicht auf den schillernden Federn der Colibris, sondern in den Truhen der reichen Hauptstadt, und je rascher sie jetzt vorwärts rückten, desto früher erreichten sie ihr Ziel.

Weiterhin eröffnete sich das Land ein wenig, und Platanare mit ihren breiten saftgrünen Blättern und weite Flächen hellgrünen Zuckerrohrs wurden sichtbar.*)

---

*) Platanare sind jene Anpflanzungen des Bananenbaumes oder Pisangs, der in zwölf bis sechzehn Monaten einen wohl zehn bis zwölf Fuß hohen und bis acht Zoll im Durchmesser haltenden saftigen grünen Schaft und eine Fruchttraube treibt, an welcher vierzig bis achtzig, ja neunzig Früchte, die Bananen, hängen. Nachdem die Frucht gereift ist, verwelkt der Stamm oder wird vielmehr jedesmal umgeschlagen, um die Frucht, die von sechzig bis hundert Pfund wiegt, herunter zu bekommen. Aus der Wurzel aber kommen neue Schößlinge, und da sie nicht zu gleicher Zeit, sondern das ganze Jahr hindurch abwechselnd reifen, trägt solch ein Platanar- oder Pisanggarten auch das ganze Jahr ununterbrochen an ein oder der andern Pflanze halbreife und reife Früchte. Die reife Frucht ist

In dieser Gegend hielt es Franco auch nicht für nöthig, Rücksicht auf die Bewohner zu nehmen; denn was konnten ihm diese einzelnen Grundbesitzer schaden, während ein wenig Freiheit seine Soldaten bei guter Laune und gefülltem Magen hielt. So wurde ihnen denn auch die Erlaubniß, in den Platanaren — mit dem strengen Befehl, die noch nicht zu benutzenden Pflanzen zu schonen — Alles, was sie genießbar vorfanden, mitzunehmen, und daß sie in den Zuckerfeldern so viel Rohr abschneiden mochten, wie ihnen Freude machte und sie aufpacken konnten, verstand sich von selbst.

Die Leute unterhielten sich ja damit, die Stücken unterwegs zu kauen; wer hätte den tapferen Kriegern ein solches unschuldiges Vergnügen wehren wollen!

Dadurch aber, daß die Straße beengt war, konnte der lange Zug auch nur verhältnißmäßig langsam vorwärts rücken, denn irgend eine Kleinigkeit, die an einem der Maulthiere passirte — und die Treiber sorgten schon dafür, daß diese nicht zu hart angestrengt wurden, und machten sich immer dann und wann mit ihnen zu schaffen — hielt den ganzen Nachtrab auf. Hinter der Armee konnte man aber die Maulthiere eben so wenig lassen, weil da keine Aufsicht möglich war, und so kam es denn, daß der ganze Schwarm oft gezwungen Halt machen mußte.

Franco zwar war mit solchem Zögern nicht einverstanden, und der dicke Major — sobald sich der General unwillig darüber geäußert — wetterte dann jedesmal zwischen die Maulthiertreiber hinein und drohte mit standrechtlichem Verfahren — mit Schießen und Hängen — aber es half nichts.

Die störrischen Gesellen, die recht gut wußten, daß man sie nicht entbehren konnte, ließen sich nicht aus ihrer Ruhe

---

goldgelb, oft mit carmoisinrothem Schimmer, außerordentlich süß und mehlig — die gesündeste und nahrhafteste Frucht der Tropen und zugleich die unschädlichste. In Ecuador aber und in anderen Theilen Südamerikas wird die Frucht — wie in keinem andern Lande der Erde — gar nicht zur vollen Reife gelassen, sondern noch grün — sobald sie nur ausgewachsen ist — abgepflückt und dann auf Kohlen geröstet, ein allerdings nahrhaftes, aber für den daran von Jugend auf nicht Gewöhnten schwerverdauliches Mahl!

bringen und beeilten sich deshalb nicht im Geringsten mehr. Außerdem ging der Weg hier fast immer bergan, dem höheren Lande zu, und jeden Fuß breit Boden, den er etwa einmal hinabführte, mußten die Wanderer zwei- oder dreihundert Schritt weiter auch sicher wieder emporklimmen, um an einer andern Hügelschicht zu beginen.

So kam es, daß sie nur eine außerordentlich kurze Strecke zurücklegten und in der Mittagszeit keineswegs den Platz erreichten, den der General dazu bestimmt hatte, dort zu rasten — eine bedeutende Hacienda — eigentlich ein kleines Dorf, um das sich weite Zuckerfelder und Platanare mit ein paar Branntweinbrennereien befanden, und das zugleich auch den letzten Anhaltspunkt in den Tropen bildete, denn von hier ab stieg der Weg so steil und rasch an den Ausläufern des Gebirgszuges empor, daß sie von da ab schon die gemäßigte Zone betraten und nun auch nicht eher wieder auf ein tropisches Klima rechnen durften, bis sie das kleine Städtchen Ambato, in einem Zwischenthal der Cordillerenkette, erreichten.

Unterwegs wurde an einem kleinen, quer über die Straße laufenden Wasser Halt gemacht. Wenn aber auch Schatten genug für die Lagernden hier zu finden war, gab es nur sehr wenige Stellen, um zu dem Wasser selber zu gelangen, und es entstand hier schon ein unordentliches Gedränge, in welches die Officiere manchmal mit Gewalt eingreifen mußten, um die Leute von Thätlichkeiten gegen einander abzuhalten. Es zeigte sich dabei nur zu deutlich, wie sehr es an Mannszucht unter dem aufgelesenen Haufen fehlte, der wohl zu einem Angriff getrieben werden konnte, sonst aber den Befehlshabern das Leben schwer genug machte.

Franco bekümmerte sich um das Alles nicht. Unmittelbar an der Straße und dicht neben dem kleinen Bach ließ er sich die Büsche zu einem schattigen Zelt aushauen, und sah dann lachend zu, wenn einzelne Trupps, die sich dort begegneten, um ihre Cantinen zu füllen, untereinander in Streit kamen und aufeinander losschlugen.

Endlich hatte sich aber doch Alles geordnet, und zwar meist unter dem Befehl de Castro's, der sich der Sache heute mit allem Eifer annahm. — Die Maulthiere und Pferde

waren nacheinander vorübergeführt und getränkt worden, die Leute hatten sich, was sie brauchten, ebenfalls zu verschaffen gewußt, und Ruhe lag wieder über dem weiten Walde, die Ruhe der Siesta, die kein Südländer geneigt ist zu unterbrechen.

Das Terrain war übrigens hier so zerschnitten und beengt, daß die verschiedenen Truppenkörper an den scharfen Hängen oft wieder in die Büsche hineinkriechen mußten, um nur einen Platz zum Lagern zu finden, und dadurch, obgleich sie den ganzen Wald erfüllten, doch nur einzelne zerstreute Gruppen bildeten. Wer gerade in dieser Zeit den Weg passirt wäre, hätte den Platz kreuzen können, ohne eine Ahnung zu haben, daß er sich inmitten einer ganzen Invasionsarmee befände, so wenig Soldaten waren auf dem eigentlichen Weg sichtbar. Aber es bedurfte nur eines einzigen Trompetenstoßes, um die Tausende wieder unter ihre Fahnen zu sammeln.

Kein Reisender jedoch benutzte in dieser Zeit die Straße, und wenn Franco darauf gerechnet hatte, schon unterwegs von einzelnen Reitern zu erfahren, wo etwa Flores jetzt mit seinen Leuten stände, so sah er sich darin vollkommen getäuscht. Vor ihm her flüchtende Arrieros hatten die Kunde seines Anmarsches längst in das innere Land getragen, und es dachte Niemand daran, sich durch diese Schaaren hindurch zu wagen.

Trotzdem gebrauchte Franco die Vorsicht, einen kleinen Trupp seiner Tiradores auf den Weg voraus zu schicken, um den nächsten Paß zu besetzen, und Fortunato war beordert worden, sie zu commandiren. Ihm war das auch besonders angenehm, denn er entging dadurch dem Wirrwarr und der Unordnung, die sich bei einem so großen Truppenkörper und in einem so beengten Paß nun einmal nicht vermeiden ließen.

Dicht neben Franco lagerte wieder, wie alle Tage, der dicke Major und hatte sich eben, nachdem er sein zweites Frühstück verzehrt, behaglich unter einer Gruppe von Oleander ähnlichen Sträuchen gerade ausgestreckt, als Viruta wie eine Schlange durch das Gebüsch zu ihm hinanglitt und ihm ein paar Worte in's Ohr flüsterte.

Im Anfang schien er gesonnen, den Störenfried auf eben nicht freundliche Weise zu verjagen, und ersuchte ihn gleich nach den ersten Worten, ihn zufrieden zu lassen und sich zum Teufel zu scheren, bald aber wurde er aufmerksam und horchte, sich auf dem Ellbogen emporrichtend, dem leise geflüsterten Bericht des Burschen, ohne ihn nicht mehr als durch einzelne kurze Fragen und in den Bart gemurmelte Verwünschungen zu unterbrechen.

„Caracho!" murmelte er endlich, als der Soldat geendet hatte und mit lauernden Blicken die Wirkung beobachtete, die das eben Erzählte auf den „zweiten Mann im Reich" hervorgebracht — „und weshalb, Du nichtswürdiger Halunke, hast Du das nicht gleich gemeldet, als Du den ersten Verdacht schöpftest? Weißt Du, daß ich nicht übel Lust habe, Dich mit einem Ohr an den nächsten Baum nageln und so lange peitschen zu lassen, wie Deine Haut nur noch zusammenhält."

„Allergnädigster Herr Major," sagte der Mulatte in demund wehmüthigster Stellung vor dem ausgestreckten Riesen, obgleich der schlaue Bursche genau wußte, daß er hier für seine eigene Sicherheit nichts zu fürchten hatte — „die Angst vor unserem Hauptmann — er ist ein entsetzlich hitziger Herr und soll schon einmal einem Soldaten, der sich ihm widersetzte, die blanke Klinge durch den Leib gerannt haben. Ich wagte es nicht — ich dachte immer, er würde mich ebenfalls über den Haufen stechen, und er thäte es auch jetzt sicher noch, wenn Sie mich nicht in Ihren hochmächtigsten Schutz nähmen."

„Deshalb sei unbesorgt, mein Bursche," brummte der Riese, „dem Herrn soll das Handwerk schon gelegt werden — hochnasiger Einfaltspinsel, der er ist, und sich immer klüger dünkt als andere Leute, weil er den gedruckten Kram versteht und mit der Feder Briefe schreiben kann. — Aber wie bist Du gerade jetzt zu dem Entschluß gekommen, Dein Leben zu wagen, Du tapferer Krieger Du?"

„Weil wir jetzt dem Feind entgegenrücken," erwiderte Viruta, auf diese Frage vollkommen gefaßt, — „und ich mein Gewissen nicht mit dem Vorwurf belasten will —"

„Dein Gewissen?" wiederholte mit einem verächtlichen Kopfschütteln der Major.

„Vielleicht die Veranlassung zu sein," fuhr aber der Mulatte unbekümmert fort, „daß Seiner Excellenz durch die Verrätherei eines seiner Officiere Schaden geschieht, denn daß der Entflohene jetzt als Spion gegen uns wirken wird, ist doch gewiß."

„Ich begreife die Geschichte noch immer nicht," zweifelte der Major. „Neun Mann haben auf ihn geschossen, und die Canaille sollte ungerupft davongekommen sein?"

„Der Hauptmann versteht etwas," versicherte der Mulatte, „er hat's aus seinen Büchern gelernt und hat den Spion hieb- und schußfest damit gemacht. Darum konnten ihm die Kugeln alle nichts anhaben und wenn neunzig statt neun Mann auf ihn geschossen hätten. Es ist mit Zauberei zugegangen."

Dieser Grund leuchtete dem dicken Major vollkommen ein, denn er nickte ein paar Mal zustimmend mit dem Kopfe. Endlich sagte er:

„Gut — und nun mach', daß Du fortkommst. — Ich will mit dem General sprechen — nichtswürdiger Halunke, siehst Du nicht, daß ich eben im Begriff bin meine Siesta zu halten, und wie lange dauert's, so blasen die verdammten Alarmhörner wieder zum Aufbruch — packe Dich," und indem er sich wieder lang ausstreckte und sein buntseidenes Taschentuch über das in Schweiß gebadete Gesicht zog, um die Fliegen abzuhalten, war er bald fest und sanft eingeschlafen.

Viruta hütete sich auch, ihn weiter zu stören. — Er hatte erreicht, was er wollte. Sein Vogel war festgebunden und in sicheren Händen, und während er noch draußen herumflatterte, sollte ihn bald der verderbliche Ruck belehren, daß er ein Gefangener und verloren sei.

Bis Nachmittag vier Uhr wurde dem Schwarm Ruhe gegönnt, denn jene Brantweinbrennereien, die jetzt zum heutigen Nachtquartier ersehen waren, lagen nur noch zwei Leguas — eine spanische Legua ist etwas über eine halbe deutsche Meile — entfernt und ließen sich leicht mit einem kurzen

Marsch erreichen. Morgen konnte man dann eben so bequem das kleine Dorf Camino real, Mittags vielleicht Tucumbo gewinnen, und dann war für Guaranda ein Rasttag bestimmt.

Durch die kälteren und höher gelegenen Districte aber, wo überdies die Lastthiere in den offenen Weidegründen auch viel mehr und leichtere Nahrung fanden, sollte der Marsch gegen Ambato beschleunigt werden. Den fünfzehntausend Fuß hohen Paß, der rechts an dem Schneekegel des Chimborazo vorbeiführt, wollte man in einem Tag ersteigen und von da oben in einem wilden Sturm das Land überschwemmen und unterwerfen.

So lautete der Kriegsplan, den der Major Barbadoes entworfen und dem Franco seine volle Zustimmung gegeben hatte. Den Widerstand, den ihnen das quiteniſche Heer entgegensetzen konnte, achteten Beide gleich gering, denn Franco hatte schon einige sogenannte Ueberläufer in das Lager der Gegner gesandt, die den Soldaten von dem brillanten Lohn und der unter Franco herrschenden Freiheit erzählen sollten. Barbadoes vollends behauptete mit Sicherheit, daß die Hälfte der Feinde zu ihnen übergehen würde, sobald die beiden Heere nur einmal in Sicht von einander kamen. Das Einzige, was er fürchtete, war, daß Flores gar keine Schlacht wagen, sondern sich gleich von Quito ab seitwärts in die Berge, nach der zweiten Hauptstadt Ibarra, schlagen würde.

Darüber dachte Franco jedoch anders, denn er kannte seinen Gegner besser.

Eine Ordonnanz wurde jetzt vorausgeschickt, um dem Hauptmann Fortunato anzuzeigen, daß er mit seinen Tiradores langsam auf der Straße vorrücken und in dem nächsten Dorfe Quartier bestellen, aber dort auch selber Halt machen solle, um das Gros der Armee zu erwarten. Dann ertönten die Hörner; die ausgeruhten Schaaren sammelten sich auf der Straße, und die Maulthiere wieder wie gestern zwischen sich nehmend, setzte sich der Zug auf's Neue in Bewegung.

Das war heute ein heißer Marsch, denn die dichten, hohen Büsche an beiden Seiten des Weges hielten jeden Luftzug ab, und die Sonne brannte glühend auf die Köpfe der Wanderer

nieder. Aber was that's — schon neigte sie sich dem hinter ihnen liegenden Meere zu, um ihre Gluth darin zu kühlen, und nahe lag das Ziel. Schon konnten die Soldaten rechts im Thal, wo hinaus der schräge Abhang ihnen einmal die Aussicht gestattete, den Beginn urbar gemachter und cultivirter Zuckerfelder erkennen.

Jetzt wurde auch der Wald um sie her lichter — dort drüben auf einer kleinen Anhöhe lag ein Haus, und breite Bananenblätter hielten den Boden schattig darum her. Jetzt gewannen sie eine Höhe, die ihnen die volle Aussicht in die Ferne gestattete, und dort lagen die breiten, umfangreichen Holzgebäude, das eine rechts, das andere etwa hundert Schritt weiter hin, links vom Weg die großen Branntweinbrennereien mit ihren herrlichen Platanaren und kleinen Cacao-, Kaffee- und Baumwollen-Anpflanzungen, wovon der Kaffee und die Baumwolle aber nur zum eigenen Bedarf und vielleicht meist deshalb gezogen wurde, weil man das Wachsthum der üppigen Pflanzen doch nicht gut verhindern konnte.

Der Bau des Zuckerrohrs blieb aber die Hauptsache, und wohin das Auge traf, überall schimmerten durch die hier schon dünner stehenden Bäume und Gebüsche die hellgrünen Flächen des saftigen Rohres und gaben der ganzen Landschaft ein freundliches, wohnliches Aussehen.

Franco ritt mit dem Major an der Spitze des Zuges. Der dicke Barbadoes schwitzte aber jetzt, daß ihm das Wasser von der Stirn heruntertroff, denn er war von seinem hohen Thier heruntergestiegen und führte es, zu Fuß neben dem kleinen General hergehend, am Zügel, um diesem bequemer eine jedenfalls wichtige Nachricht mitzutheilen.

Franco horchte auch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf den Bericht, und unterbrach den Riesen nicht ein einziges Mal, wie er dies sonst fast immer that, durch seine spöttischen, oft rohen Späße. Seine kleinen zusammengekniffenen Augen glühten aber dabei in Bosheit und Schadenfreude, und als Barbadoes geendet hatte, nickte er vergnügt vor sich hin und sagte:

„Sieh einmal an — also solche Verräther hab' ich in meinem Heer, und von der schwarzen Kunst glaubt Ihr wirk-

lich, daß der Bursche etwas versteht, Barbadoes — etwas, womit er uns am Ende selber Schaden zufügen könnte?"

„Wie wär' es sonst möglich gewesen, daß ihn die neun Kugeln nicht getroffen hätten," stöhnte der riesige Mulatte, sich den Schweiß mit dem schon vollkommen feuchten Tuch von der Stirn wischend. „Das kommt von dem verdammten Bücherlesen und Studiren — was Gescheidtes simuliren sie sich da nicht heraus, wohl aber Schlechtigkeiten und Hinterlist. Wenn ich etwas im Lande zu befehlen hätte, ich wollte der Schreiberwirthschaft bald ein Ende machen."

„Nun, Barbadoes," sagte Franco mit einem tückischen Lächeln, „ich denke, die Sache ist in eben so guten Händen, als ob Ihr sie zwischen Euren breiten Fäusten hättet. Vorher ist aber noch mehr zu thun; helft mir nur da tüchtig, und über das Andere macht Euch keine Sorge."

„Und jener Lump? jener Verräther?"

Es waren einige der anderen Officiere in die Nähe gekommen und Franco bog sich im Sattel etwas nieder, bis dicht zum Ohr seines noch neben ihm hinschreitenden Begleiters. Er flüsterte ihm dabei etwas zu, das dem Riesen sehr gefallen mußte, denn er nickte vergnügt mit dem Kopfe.

„Also dabei bleibt's, Major," sagte Franco mit lauterer Stimme, indem er sich wieder aufrichtete.

„Soll Alles pünktlich befolgt werden, Excellenz," nickte Barbadoes — „verlassen Sie sich ganz auf mich."

Der Weg machte hier ihrem weiteren Gespräch ein Ende, denn er führte ziemlich steil hinab in's Thal, den Häusern zu, und dicht unter einem hochstämmigen Platanar hin, wo das Regenwasser tiefe Furchen in die Straße gerissen hatte. Wenige hundert Schritte davon lagen die Gebäude, in deren einem, rechts am Weg, der Generalstab sein Quartier beziehen sollte. Es wurde dort auch in Friedenszeiten eine Art von Wirthschaft gehalten, in der man Branntwein, Tschitscha*) und was man an Lebensmitteln gebrauchte, bekommen konnte.

*) Die Chicha, sprich Tschitscha, ist ein vielbedeutendes Wort in Südamerika und bezeichnet eigentlich kein bestimmtes, sondern nur ein aus Früchten oder saftreichen Pflanzentheilen durch Auspressen ge-

Die Eigenthümer waren auch schon auf die Ankunft des Heeres vorbereitet und hatten, was sie an werthvollen Gegenständen und Geld besaßen, in Sicherheit gebracht. Ihre Getränke aber durften sie nicht eben so vorsichtig bei Seite schaffen, es war zu bekannt, daß sie davon stets vorräthig hielten, sie hätten den wilden Troß dadurch zur äußersten Wuth gereizt. Was half es ihnen dann, wenn sie auch ein paar Fässer Agua ardiente retteten und dafür ihre Gebäude niedergebrannt bekamen. Es war eben Krieg und sie mußten sich in das Unvermeidliche fügen.

Glücklicher Weise befand sich dicht bei der Ansiedelung ein frisch geschnittenes Caña- oder Zuckerrohrfeld, denn unmittelbar zwischen den holz- und schilfgedeckten Häusern hätten die Lagerfeuer sonst am Ende Unheil anrichten können. Weiter aber war kein freier Platz in der Nachbarschaft. Dorthin wurden denn auch die Truppen — auf die höfliche Bitte des Wirths, der dem General mit dem Hut in der Hand entgegenkam — hingewiesen, um abzukochen. Der Ecuadorianer versprach dabei — und was verspricht ein Ecuadorianer nicht — es den „Herren Soldaten" an nichts fehlen zu lassen, so weit es in seinen Kräften stehe, und während er die Excellenz mit tiefer Verbeugung in den obern geräumigen und luftigen Stock des Hauses führte, zu dem aber keine ecuadorianische Leiter, sondern eine ordentliche Treppe gelegt war, stellte er ihm und seiner Begleitung nicht allein sein ganzes Haus, nein sich selbst und Alles, was ihm gehörte, „zur völligen Disposition".!

Diener — die weiblichen Dienstboten waren schon den Tag vorher auf eine mehrere Leguas entfernte Estancia gebracht — trugen vor allen Dingen Flaschen und Gläser auf, denn in dem obern Raume standen drei lange Holztische mit Bänken, und brachten dann Früchte, Brod, Käse, Chocolade

wonnenes Getränk. So hat man Chicha aus Ananas und aus Zuckerrohr, aus Mais und aus Trauben, und weiter im Süden auch aus Aepfeln. Das aus Zuckerrohr hergestellte ist jedenfalls das angenehmste und in dem richtigen Moment der Gährung sogar delicat, von einem leicht herben, aber doch süßen Geschmack und dabei außerordentlich leicht herzustellen.

und andere derartige, rasch bereitete Erfrischungen, während unten in der Küche die Feuer flammten und Pfannen und Kessel brodelten, um eine compactere Mahlzeit für „Seine Excellenz und die Herren Officiere" herzustellen.

Franco's Diener hatten indessen des Generals Hängematte, die dieser immer bei sich führte, schon aufgerollt und befestigt.

Die ecuadorianische Sitte ist aber nicht, die Hängematten, wie in anderen Ländern, lang auszuspannen, so daß man darin ausgestreckt liegen und schlafen kann. Kein Mensch dort benutzt die Hängematten des Nachts zur Ruhe, sondern sie werden mehr wie eine Schaukel an den Tragebalken der Häuser befestigt, so daß man bequem darin sitzen und den Rücken an eine Seite anlehnen kann.

Auch Franco's Lieblingsstellung oder Lage war es, in dieser Hängematte, eins der kurzen Beine an jeder Seite herunterhängend, zu sitzen, und so sitzend schlief er Nachmittags oder nahm selbst die Vorträge seiner Untergebenen an.

Seine Befehle für heute hatte er schon erlassen. Die gewöhnliche Vorsicht durfte nicht vernachlässigt, ja mußte eher verstärkt werden, je näher man dem Feind rückte; Lieutenant de Castro wurde aber diesmal mit den Tiradores nach vorn beordert, um geeignete Plätze zu besetzen und Signale zu verabreden, wenn er irgend etwas Verdächtiges entdecken sollte.

Uebrigens bekam er den Befehl, mit Sonnenuntergang zurückzukehren und das Commando einem seiner Unterofficiere zu überlassen. Franco hatte beordert, daß heute seine Officiere mit ihm zusammen speisen sollten, um nachher noch einen gemeinschaftlichen Kriegsrath mit ihnen zu halten.

Der Major gab in Person den betreffenden Befehl aus. Die Officiere waren einigermaßen erstaunt durch die Einladung, denn sonst hielt sich der kleine Mulatte ziemlich fern von ihrer Gesellschaft; Franco hatte aber auch eine solche Masse von Eigenheiten, daß sich seine Handlungen gar nicht berechnen ließen. Daher zerbrach sich Niemand darüber den Kopf. Man sollte eben mit ihm soupiren — für eine gute Mahlzeit und vortrefflichen Wein sorgte er stets — und damit war die Sache abgemacht.

15.

Das Souper.

Die Soldaten hatten gehofft, daß sie hier, zwischen den gefüllten Branntweinfässern, freie Hand zum Wirthschaften bekommen würden. Der Eigenthümer war ja doch nur ein verdammter Quitener. Franco wußte aber recht gut, daß er seine Soldaten nur commandiren konnte, so lange sie nüchtern waren, daß er aber jede Controle über sie verlor, sowie sie, im tollen Rausch, ihrer Sinne nicht mehr mächtig blieben. Der erste Befehl, den er, bei den Brennereien angekommen, gab, war, dieselben mit starken Wachen zu besetzen und Keinem der Leute, ohne Ausnahme, den Zutritt zu gestatten.

Der Eigenthümer, den diese Ordnung eigentlich überraschte, denn er hatte etwas ganz Anderes erwartet — wurde dann vorgerufen und ihm aufgegeben, für je vier Mann eine Flasche heut Abend und eben so viel morgen früh für den Abmarsch zu liefern, und wenn das auch ein paar ziemlich große Fässer leerte, erklärte er sich mit Vergnügen bereit dazu. Tschitscha freilich war, da sie nie in zu großer Menge angefertigt wird, für die „Herren Soldaten" nicht genügend vorhanden. Sie reichte kaum für die Officiere aus und wurde auch für diese vorbehalten. Aber an Branntwein fehlte es darum für die Tausende nicht.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange. Franco hatte mit seinem breiten Schatten, dem Major, noch einen kurzen Spaziergang gemacht, um die Bivouaks der Soldaten zu besichtigen und ihnen Nüchternheit einzuschärfen. Indessen fanden sich die Officiere nach und nach in dem obern Theil der Brennerei zusammen, um dort den General zu erwarten. Bis er kam, gingen sie plaudernd in dem geräumigen Saale auf und ab.

Fortunato lehnte auf der Rückseite des Hauses an einer Art von Balkon, oder vielmehr an der niedern, kaum drei und einen halben Fuß hohen Wand, die als Balkon diente

und einen dicht gepflanzten und in vollem Wachsthum stehenden Platanar überragte, in dessen breitblätterige Kronen man von oben hineinschaute. Der ganze obere Raum des Hauses war überhaupt an zwei Seiten offen, um der Luft immer vollen Zutritt zu geben und dadurch die drückende Hitze zu mindern. Der junge Officier sah still und gedankenvoll auf die Wipfel dieser ganz eigenthümlichen, in kaum mehr als einem Jahr zu einem Baum wachsenden Pflanze nieder und achtete nicht auf die sich im Hause sammelnde Gesellschaft, als eine leichte Hand seine Achsel berührte und eine Stimme fragte — es war de Castro —:

„An was denkst Du, Amigo?"

„An was ich denke, Kamerad?" sagte Fortunato, der die Stimme erkannt hatte, ohne den Kopf nach ihm umzuwenden — „ich dachte eben daran, ob man nicht von hier oben mit ziemlicher Sicherheit in einen der da unten stehenden Wipfel oder Blattkronen hineinspringen könnte."

„Hast Du Lust zu gymnastischen Uebungen?" lachte der Lieutenant.

„Hm," meinte Fortunato ruhig, „in Kriegszeiten ist es für den Soldaten stets von Wichtigkeit, das Terrain zu sondiren, um bei einem beabsichtigten Angriff oder Rückzug der rechten Maßregeln gewiß zu sein."

„Und denkst Du, daß uns die Quitener schon so nah auf den Leib gerückt sind?" fragte de Castro.

„Nein," sagte Fortunato, indem er den Kopf wandte, um zu sehen, daß seine Worte keine unberufenen Ohren trafen, „aber ich sage Dir, de Castro, der General gefällt mir nicht. Er ist zu freundlich, und Du weißt selber, daß er dann jedesmal Unheil brütet."

„Zu freundlich?"

„Ja — ich kenne den Burschen. Er muß von meiner Geschichte wissen. Er und der Major haben auch viel zusammen geflüstert."

„Ich glaube nicht," sagte de Castro, „wenigstens habe ich unsern Viruta heute scharf beobachtet. Er ist aber nie auch nur in die Nähe des Generals gekommen, und hat auch mit jenem Fettwanst, dem Major, keinen Verkehr gehabt. Er

wird sich wohl hüten, etwas einzugestehen, wobei er selber in Strafe käme, denn sie würden ihn augenblicklich beim Kragen nehmen, weil er die Entdeckung nicht nach frischer That mitgetheilt, sondern so lange damit gewartet habe."

„Glaubst Du?"

„Ich bin davon überzeugt."

Fortunato sah wieder eine Zeit lang schweigend auf die Bananenstämme nieder. „Wie viel Fuß denkst Du, daß es bis dort hinunter ist?" fragte er endlich den Freund.

„Bis da hinunter?" meinte de Castro, indem er sich nach vorn überbog; — „ei, das können immer ein fünf- bis achtundzwanzig Fuß sein; — das Haus ist merkwürdig hoch gebaut — ich möchte nur wissen, zu welchem Zweck. Aber sie haben freilich Holz genug in der Nachbarschaft."

„Nein, ich meine bis auf einen der Wipfel — bis auf den da, zum Beispiel. Von dem mittelsten Pfeiler hier könnte man ihn springend erreichen."

„Die Banane," lachte de Castro, „das kann höchstens bis zwölf Schuh sein, bis auf's Herz des Stammes. Der aber hielte das Gewicht eines niederspringenden Mannes nicht aus, sondern bräche jedenfalls zusammen oder knickte um."

„Das glaub' ich auch," sagte Fortunato ruhig. „Aber da drüben vom Walde her kommen unsere würdigen Oberhäupter. — Sag' einmal, de Castro, sieht das nicht aus, als ob der ungeschlachte Barbadoes dort mit seinem kleinen, etwas dick gerathenen Jungen spazieren ginge? — Wir haben einen recht dummen Streich gemacht, als wir uns Franco verpflichteten."

„Ich habe auch so eine Ahnung," erwiderte trocken de Castro, „aber jetzt kann's nichts helfen; — mitgefangen, mitgehangen, und so lange wir ein ehrliches Soldatenleben führen, halte ich auch bei ihm aus. Zum Räuber und Mordbrenner lasse ich mich jedoch nicht stempeln."

Andere Officiere kamen jetzt auf die Beiden zu. — Sie hatten mit einander gewettet, wo sie die Quitener treffen würden. Der eine von ihnen behauptete, „nicht einmal in Quito", der andere dagegen, daß sie Guaranda nicht erreichen würden, ohne die Feinde, oder wenigstens Widerstand zu finden.

De Castro und Fortunato wurden zu Zeugen der Wette aufgerufen.

Indessen tönten von unten laute Stimmen herauf. Es war der General, der von seiner Inspectionstour zurückkam.

„Caracho, Barbadoes," sagte er auf der Treppe, „ich habe schmählichen Hunger — Ihr nicht auch?"

„Erwähnen Sie es nicht, Excellenz," lautete die Antwort des Riesen, „ich könnte Menschen anbeißen."

„Teufel, dann kommt nicht zu dicht hinter mir drein, Señor," lachte der kleine Mulatte, der bei außerordentlich guter Laune schien, — „wir werden jedoch wohl zu einer andern Mahlzeit gelangen. — Ah, buenas tardes, Señores," setzte er hinzu, als er keuchend oben an der Treppe stand und seinen Blick über die ihn militärisch grüßenden Officiere schweifen ließ. „Sie haben sich pünktlich eingefunden, wie ich sehe — das ist recht; und nun, Barbadoes, laßt einmal zum Angriff blasen; die Tische sind ja schon reich besetzt, und wir wollen der Gastfreundschaft unseres Wirthes keine Schande machen."

Der Wirth stand, sich verlegen die Hände reibend, hinter dem General, denn das Wort „Gastfreundschaft" gefiel ihm nicht im Geringsten, selbst wenn es nur bei dieser Besteuerung blieb und nicht auch noch Anderes gefordert ward. Glücklicher Weise brauchte Franco aber kein baares Geld, das er genügend von Peru bekommen hatte, um diesen Feldzug zu Ende zu führen. Aber selbst das gab er nicht aus, da er es vielleicht einmal für sein Privatleben gebrauchen konnte. — Viel bequemer machte sich die Sache mit Papiergeld, das er in Masse auf den Markt warf und seine „Unterthanen" zwang, es anzunehmen.

„Wenn Eure Excellenz nur mit mir zufrieden sind," sagte der Ecuadorianer — „ich habe wirklich Alles gethan, was in meinen Kräften stand, aber die Zeit war zu kurz, um irgend welche Vorbereitungen zu Ihrem Empfang zu treffen, denn ich erhielt die Nachricht erst, daß Sie im Anmarsch wären, durch Eurer Excellenz vorausgeschickte Ordonnanz. Wenn Sie ebenso an anderen Orten überraschen, so werden Eure

Excellenz den Quitenern über dem Hals sein, ehe sie nur die geringste Idee davon haben."

„Hoffe so, hoffe so," lachte Franco, durch das Compliment geschmeichelt, — „aber setzen wir uns, meine Herren," und er ging um die an der Front des Hauses befindliche Tafel, um dort den obersten Platz einzunehmen, als sein umhersuchender Blick auf Fortunato fiel.

„Ach, da ist ja auch unser Hauptmann der Tiradores, unser Vorpostengeneral," rief er, ihm lachend die Hand entgegenstreckend, „dem wir es verdanken, daß wir so unbemerkt in's Land hineinrücken. Er hält uns die Front frei und hat ein Auge wie ein Falke für die Spione. Kommen Sie, Hauptmann, setzen Sie sich neben mich; da hinüber, Barbadoes, auf die andere Seite. Ich will den Hauptmann heute an meiner Rechten haben. — Kommen Sie hierher, Kamerad, wir müssen in diesen Quartieren überhaupt eng zusammenrücken, bis wir nach Quito kommen. — Dort können wir uns ausbreiten."

„Excellenz sind zu gütig," versetzte Fortunato, der bei Anrede und Auszeichnung wohl um einen Schatten bleicher geworden war, sonst aber seine Gelassenheit bewahrte. Die übrigen Officiere zischelten aber mit einander, denn ihnen fiel ebenfalls diese ganz außergewöhnliche Auszeichnung auf, von der Niemand wußte, welchen Grund sie haben könne. Aber es blieb ihnen keine Zeit zum Ueberlegen oder Rathen, denn die Einladung war zu direct gegeben, und sie hakten jetzt nur ihre Degen los, um nicht bei Tisch dadurch verhindert zu sein, und lehnten sie zusammen an die nächste Wand. — Nur Fortunato trug den seinen etwas weiter zu dem mittelsten Pfeiler, von dem hinaus er vorher auf die Bananen gesehen hatte, wechselte dann einen flüchtigen Blick mit de Castro, und nahm ruhig an der Seite des Generals Platz.

Franco schien sich vor der Hand gar nicht weiter um ihn zu kümmern, denn die Mahlzeit selber nahm jetzt seine Aufmerksamkeit vollkommen in Anspruch. Der Eigenthümer des Hauses hatte auch in der That sein Möglichstes gethan, um den mächtigen General zufrieden zu stellen, und was an eßbaren Dingen aufzutreiben gewesen, auch aufgetischt: Kalbs-

und Rinderbraten, Hühner, Eier, süße Kartoffeln, Kürbis, Yukawurzel, Reis mit rothem Pfeffer, Bananen, getrocknete Fische, junger Mais, kurz, eine vollständige Auswahl inländischer Leckereien, mit einer Masse von Früchten in den Kauf, deckte die Tafel, und mit der hiesigen Caña-Tschitscha und dem nicht schlechten Weinvorrath des Generals, bei dem vor allem andern Champagner nicht fehlte, hätte man es kaum für denkbar gehalten, daß das alles hier im innern Lande und bei einer gewissermaßen improvisirten Mahlzeit aufzufinden war.

Der General schien in allerbester Laune, und während der zu seiner Linken sitzende Major mit vollen Backen kaute und einmal beinahe an einem ganz verschluckten Kalbsknorpel erstickt wäre, worüber sich Franco halb todtlachen wollte, unterhielt er sich bald mit Fortunato, dem er sogar ein paar Mal auf die Schulter klopfte, bald mit dem und jenem von der Gesellschaft.

So hatte er das Gespräch auch auf die Klugheit und Geschicklichkeit dem Feind gegenüber gebracht, und was man oft für Mittel anwenden müsse, ihn zu überlisten oder sich selber vor seinen Waffen zu schützen, und er rief plötzlich lachend:

„Ja, meine Herren, Sie wissen doch alle, daß es Mittel giebt, um sich vor Kugeln und Hieb- und Stichwunden zu bewahren, nicht wahr — meinen Sie nicht, Hauptmann?"

„Gewiß, Excellenz," sagte dieser kalt lächelnd, — „wenn man ihnen weit genug aus dem Wege geht, ist man vollkommen sicher — das ist aber wohl auch das einzige."

„Jetzt sehe Einer den Schelm an," lachte Franco, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und sich an die übrigen Officiere wandte, „wie unschuldig er thut, als ob er von einem solchen Geheimniß gar nichts wüßte, und hat doch Anderen damit schon so gute Dienste geleistet. He, Hauptmann! Haben Sie lange nichts von Ihrem Freund Espinoza gehört?"

Die übrigen Officiere wußten nicht, was sie aus der Frage machen sollten, nur der dicke Major, der eben einen ganzen Hühnerschenkel in den Mund geschoben hatte und daran kaute, bekam ein rothes dickes Gesicht vor innerlichem

Lachen, denn er wußte, daß jetzt der Moment erschienen war, auf den er sich so lange gefreut, und warf unwillkürlich den Blick nach der Treppe, auf deren oberste Stufe ein Hornist von ihm stationirt war, um bei einem gewissen Zeichen das Signal zu geben.

Fortunato begegnete dem lauernden Blick des Generals fest und ruhig, fast mit einem leichten Hohn um die Lippen. Jeder Blutstropfen hatte freilich, in der Erregung des Augenblicks, sein Antlitz verlassen, aber die Gefahr auch den größten Theil ihrer Furchtbarkeit verloren, denn sie war da, klar und faßbar, und es galt jetzt nur, ihr mit voller Ruhe und kaltem Blut zu begegnen.

„Ich verstehe Eure Excellenz nicht."

„So? Sie verstehen mich nicht?" lachte aber der kleine Mulatte vergnügt vor sich hin, „nun, dann will ich es Ihnen deutlicher sagen; es wird die anderen Herren da auch interessiren. He, mein Bursche, gieb mir einmal einen reinen Teller für die Früchte, und reichen Sie die Bananen hier herauf, de Castro — oder nein, lieber erst eine von den Chirimoyen. Wo nur unser Wirth diese delicaten Chirimoyen herbekommen hat! Und Sie sind noch nicht mit Ihrem Huhn fertig, Barbadoes? Caracho, Mann, wenn wir lauter solche Magen bei der Armee hätten, so gäbe es in vierzehn Tagen keine Provisionen mehr in ganz Ecuador."

Die Peons waren geschäftig, dem General einen reinen Teller zu bringen und die übrigen ebenfalls abzuräumen und aufzuwaschen, denn so viel Geschirr war gar nicht im Hause, um sie doppelt zu bedienen. Franco sagte auch während der Unruhe kein Wort, sondern schien sich eher an der Ungewißheit, in der er indeß sein Opfer hielt, zu weiden. Erst als das Tellergeklapper aufhörte, reichte er dem hinter ihm stehenden Mulattenknaben sein Glas, um es wieder mit Champagner füllen zu lassen, leerte es dann auf einen Zug und sagte:

„Nun, meine Herren, will ich eine Frage an Sie richten — bitte, Hauptmann, versuchen Sie einmal eine von diesen Chirimoyen — sie sind kostbar, denn wenn Barbadoes erst dahinter kommt, bleibt nicht viel davon übrig — also: — Was verdient der Officier," fuhr er jetzt mit lauter, gehobener

Stimme fort, „der nicht allein die Befehle seines Vorgesetzten nicht erfüllt, sondern sogar einem Feinde des Vaterlandes, einem Spion behülflich ist, der gerechten Strafe zu entfliehen und unmittelbar von uns in das Lager der Gegner zu entkommen?“

„Den Tod,“ sagte Barbadoes, indem er sich den Mund mit seinem fettigen Taschentuch abwischte. Die übrigen Officiere schwiegen noch, denn die Frage kam ihnen zu unvorbereitet; endlich aber sagte der eine von ihnen, da der General augenscheinlich eine Antwort zu erwarten schien:

„Ich kann nicht glauben, Excellenz, daß unter uns etwas Derartiges vorfallen würde. Wenn es aber wirklich der Fall wäre, so müssen wir natürlich alle dem Major in seiner Entscheidung beipflichten — den Tod!“

„Und ist das auch Ihre Meinung, meine Herren? Sie sind außerordentlich zurückhaltend mit Ihrer Antwort,“ sagte Franco, und seine kleinen, blitzenden Augen zuckten an der Tafel auf und ab.

„Excellenz, Hauptmann Buenventura hat für uns gesprochen,“ rief einer der anderen Officiere von fast dunkelbrauner Färbung, der aber seine Abstammung entschieden von Indianern hergeleitet haben wollte. — „Jedenfalls den Tod!“

„Den Tod, den Tod!“ tönte es jetzt auch von da und dort herüber, und der General nickte dabei zufrieden vor sich hin.

„Und was meinen Sie dazu, Hauptmann Fortunato? — Nicht wahr, die Chirimoye ist vortrefflich? — Sie haben noch kein Wort dazu gesagt.“

„Excellenz,“ erwiderte der junge Officier, „so wie Sie die Frage stellen, ist keine andere Antwort möglich als: den Tod.“ —

„So, aber wie würden Sie denn nun zum Beispiel die Frage stellen? Es wäre doch interessant, das zu hören.“

Fortunato fühlte, daß er verrathen war. Leugnen half ihm nichts mehr — Gnade hatte er ebenfalls von einem Menschen wie Franco nicht zu erhoffen, der ihm überdies schon nie vergeben würde, daß er seine Pläne gekreuzt. Er war deshalb auf das Schlimmste gefaßt und sagte mit voll-

kommen fester Stimme, indem er ein Stück aus der vor ihm liegenden Frucht herauslöste:

„Wenn ich sie zu stellen hätte, Excellenz, so würde ich fragen: Welche Strafe verdient der Officier, der einen Unschuldigen ohne Recht und Gerechtigkeit zu einem schmachvollen Tode verurtheilt sieht und dann sein eigenes Leben daran setzt, den Unglücklichen zu retten?"

Major Barbadoes legte, vor Erstaunen über diese namenlose Frechheit, Messer und Gabel neben seinen Teller nieder. Franco's Blicke stachen aber förmlich nach ihrem Opfer, während er mit tückischem Trotze frug:

„Also verurtheile ich gegen Recht und Gerechtigkeit, Señor? Was sagt Ihr dazu, Barbadoes, he? — Aber es ist wahr, es geht ja doch Alles auf eine Rechnung, und ein bischen mehr oder weniger kann da keinen Unterschied machen. Die Sache, meine Herren Officiere, ist einfach die, — mein Tischnachbar, der sehr tapfere und gelehrte Herr Hauptmann Fortunato — welchen Namen er übrigens heute in doppeltem Sinn ablegen wird — hat den neulich in Bodegas verurtheilten quitenischen Spion Espinoza zuerst schußfest gemacht, daß ihm die Kugeln unserer wackeren Soldaten nicht schaden konnten, und ihn dann heimlich auf eine Balsa im Strom geschafft, wo er ihn versteckt gehalten, bis er ihm in der Nacht zur Flucht in das feindliche Lager behülflich sein konnte. Die Thatsache steht fest, sein Urtheil haben Sie vorher selber gesprochen, mir als Oberbefehlshaber kommt es aber zu, die Art seines Todes zu bestimmen, und da wir uns der Gefahr nicht wieder aussetzen wollen, mein lieber Herr Hauptmann, daß Ihnen die Kugeln am Ende auch nichts schadeten, wie ihrem Freund Espinoza, so wollen wir einmal sehen, ob Sie gleich nach Tisch das Hängen vertragen können."

„Excellenz," rief Fortunato, und sein Gesicht nahm eine Leichenfarbe an — „ich bin Officier und Sie dürfen mich so nicht beschimpfen."

„Bst, bst, lieber Freund," lachte Franco, mit der Hand abwehrend, indem er sich wieder setzte, „ereifern Sie sich nicht und behalten Sie Platz. Die Sache ist abgemacht und wir wollen nur in aller Ruhe unser Glas Wein trinken, bis wir

an's Geschäft gehen. Aber, Juan, Du bist doch auch furchtbar unaufmerksam — weshalb schenkst Du dem Herrn Hauptmann nicht ein? Er hat eine lange Reise vor sich und braucht Stärkung."

„Zu gütig, Excellenz," sagte Fortunato, der seine ganze Kraft zusammen nehmen mußte, um bei Besinnung zu bleiben. Aber er fühlte, daß er seine Geistesgegenwart bewahren mußte, oder er war wirklich verloren: sein Tod war fest und unweigerlich beschlossen. — „Sie thun wenigstens Ihr Möglichstes, einem Kameraden die letzten Augenblicke zu versüßen, und dem übrigen Officiercorps wird mein Beispiel jedenfalls als Ermuthigung und zum Muster dafür dienen, was Andere von Euer Excellenz zu erwarten haben."

„Caracho!" schrie der Major und schlug mit der geballten Faust, die einem kleinen Kürbis glich, auf die Tischecke, daß sein Wein hoch emporspritzte. Franco aber, der seine Freude an den gereizten Worten fand, sagte:

„Ruhe, mein ehrlicher Barbadoes, Ruhe! Der Herr hat sich das Recht erworben, das letzte Wort zu haben, denn er wird nachher zu unserer Unterhaltung in der leeren Luft tanzen."

Barbadoes wieherte laut auf. Am Ende der Tafel hob sich aber einer der Officiere von seinem Sitze und sagte mit seiner tiefen, aber völlig leidenschaftslosen Stimme: „Excellenz, gestatten Sie mir auch ein Wort hier zur Erklärung, oder wenn Sie mir erlauben, die Vorlage einer Frage."

„Ah, Ferreira!" sagte Franco, indem sein Gesicht eben keinen freundlichen Ausdruck annahm. — „Nun? — was haben Sie uns zu sagen? — Heraus mit der Sprache. Es kann mir nur lieb sein, meine wahren Freunde kennen zu lernen."

„Excellenz," fuhr aber der genannte Officier — ein großer schöner Mann mit vollkommen schwarzem, vollem Bart und edlen Gesichtszügen, fort, ohne die Anspielung, ja vielleicht versteckte Drohung zu beachten — „es kann doch unmöglich Ihr Ernst sein, einen Officier — einen Kameraden aus unserem Corps, in solcher Weise abzuurtheilen und zu bestrafen, wo wir fordern dürfen, daß er vor ein Kriegsgericht gebracht werde. Ich stelle deshalb dazu den Antrag."

„Und ich unterstütze ihn," rief de Castro, sich ebenfalls erhebend.

Der General sprang mit einem der allergemeinsten und eigentlich nur von dem Pöbel gebrauchten Flüche von seinem Sitz empor und rief: „Und habe ich nicht meinen Officieren vorhin die Frage vorgelegt? — haben Sie nicht alle geantwortet, der Tod? Und ist es nöthig, mit einem Verräther noch weitere Umstände zu machen?"

„Die vorherige Frage, Excellenz," erwiderte Ferreira mit der nämlichen eisernen Ruhe — „war vollkommen allgemein gehalten und es konnte keine andere Antwort erfolgen. Wo aber ein specieller Fall vorliegt, da ist es nöthig, daß die einzelnen Umstände auch genau und unparteiisch geprüft werden, und wenn sich Alles genau so verhält, wie Eure Excellenz angeben, so zweifle ich keinen Augenblick daran —"

„Caracho!" schrie der General, jetzt außer sich — „wer ist Herr und Gebieter — wer befehligt das Heer — Sie oder ich, Señor? daß Sie mir hier Vorschriften machen wollen, wie ich mich zu verhalten habe? Soll ich meine Soldaten herbeirufen? Dort an der Treppe steht ein Signalist — ein Zeichen von mir, und das Haus ist umstellt, und ich lasse dann meine wackeren Jungen entscheiden, wer hier ein Verräther ist oder nicht. — Wollt Ihr es darauf ankommen lassen, Señor?"

„Excellenz," sagte Ferreira, während ein leichtes, trotziges Lächeln um seine Züge spielte. „Ich zweifle keinen Augenblick daran, zu wessen Gunsten Ihre Soldaten entscheiden würden. Unter diesen Umständen aber kann ich mich nicht mehr als befehlender Officier betrachten, und muß bitten, daß Sie mir gestatten, Ihnen meinen Degen zu Füßen zu legen."

„Welcher Bitte ich mich ebenfalls anschließe," stimmte ihm de Castro bei.

„Verräther!" rief der General wüthend.

Ferreira zuckte zusammen; aber er wußte, daß sie sich vollständig in der Gewalt dieses Menschen befanden, denn schon in Guajaquil hatte er einen Officier, den er beleidigt, und der ihn dann forderte, einfach als Rebellen erschießen lassen. Ruhig trat er deshalb von seinem Stuhle zurück,

nahm, ehe Franco einen festen Entschluß fassen konnte, seinen nahebei lehnenden Degen, ging auf den General zu und legte denselben ehrfurchtsvoll vor ihm nieder. Das Nämliche that de Castro, während die übrigen Officiere in einem fast athemlosen Schweigen verharrten.

Franco preßte seine Unterlippe zwischen die Zähne, daß sie ganz weiß wurde — er kämpfte augenscheinlich mit einem Entschluß, und Barbadoes saß daneben wie ein angehängter Bullenbeißer an fest angespannter Kette, der nur auf den Moment wartet, losgelassen zu werden, um über den gezeigten Feind herzufallen.

Aber Franco konnte und durfte sich auch — dicht vor dem entscheidenden Augenblick — nicht mit allen seinen Officieren verfeinden, und aus dem störrischen Schweigen der Mehrzahl fühlte er heraus, daß viele von ihnen sein Verfahren mißbilligten. Nur sein Opfer war er fest entschlossen, sich nicht entreißen zu lassen — seine Rache mußte er haben.

„Meuterei," sagte er leise mit fest zusammengebissenen Zähnen „helle, blanke Meuterei — aber die Herren dürfen nicht glauben, daß ich sie so ohne Weiteres aus meiner Armee entlasse, nur weil sie für gut befunden, nicht die weiteren Gefahren mit mir zu theilen."

„Excellenz glauben doch wahrlich nicht, daß wir den Dienst quittiren, weil eine Schlacht bevorsteht," sagte Ferreira, und war dabei aschfarben geworden. „Nein, trotzdem daß das der Fall ist, legen wir Ihnen unsere Degen zu Füßen."

„Wir wollen das jetzt nicht weiter untersuchen," bemerkte Franco tückisch vor sich hin. „Vor der Hand sind Sie meine Gefangenen, bis ich bestimme, ob ich Sie unter Wache hier lasse oder nach Guajaquil zurücksende. Bei meinem Urtheilsspruch über den Verräther aber bleibt es. Señor Fortunato, trinken Sie Ihren Wein aus — Sie haben keine Viertelstunde mehr zu leben."

„Excellenz," sagte ruhig Fortunato, der keinen Augenblick daran gezweifelt hatte, daß diese Wendung der Dinge den kleinen Tyrannen nur noch mehr gegen ihn, als die Ursache des Ganzen, erbittern würde. „Sie haben hier die Macht über Leben und Tod, und ich glaube kaum, daß es etwas

nützen würde, Sie auf die Verantwortlichkeit aufmerksam zu machen, die Sie einst vor einem höheren Richter übernehmen."

Mit einem lästerlichen Fluch rief Franco: „Nein, Señor, die Versicherung kann ich Ihnen geben: — was ich thue, dafür trage ich auch die Verantwortung. — Aber die Zeit ist um. Major, übernehmen Sie das Uebrige."

„Zu Befehl, Excellenz," sagte der riesige Mulatte, der auf diesen Augenblick schon lange gewartet, indem er, während er sich von seinem Stuhl erhob, mit dem Taschentuche winkte. In demselben Moment fast blies der an der Treppe stationirte Trompeter ein kurzes Signal, das gleich darauf von zwei anderen Hörnern beantwortet wurde. Unmittelbar danach wurde der Schritt Bewaffneter auf der Treppe gehört, und Fortunato wußte jetzt, daß seine Zeit zum Handeln gekommen sei.

„So nehmen Sie denn den Degen zurück, Excellenz," sagte er, „den ich bis jetzt mit Ehren getragen," und seinen Stuhl zurückschiebend, schritt er dem Balkon zu.

„Lassen Sie den Degen stehen, Señor," rief ihm der Major zu, der vielleicht fürchtete, daß ihn der zur Verzweiflung Getriebene gegen den General zücken würde.

Fortunato aber dachte an nichts Derartiges, wo er noch die Hoffnung hatte, sein eigenes Leben zu retten. Ein Blick nach der Treppe überzeugte ihn, daß dort eben die Soldaten sichtbar wurden, die ihn zum Richtplatz, zu einem schimpflichen Tode führen sollten. Mit zwei Sätzen war er bei seiner Waffe, die er aufgriff, und während der Major, der seinen Verdacht bestätigt glaubte, den eigenen mächtigen Cavalleriesäbel aus der Scheide riß, legte der junge Officier die Hand auf den oberen Rand der Balustrade und warf sich mit einem kecken Satz mitten in den gerade dort unten stehenden breitesten Bananenwipfel hinein.

Die wohl dicken, aber weichsaftigen Blätter hielten natürlich das Gewicht nicht aus, aber sie brachen den Fall, indem sie unter der Last knickten, der ganze weiche Stamm bog um, und eine halbe Secunde später war der Flüchtling unter den breiten Blättern des Platanars wie ein Schatten verschwunden.

„Feuer!“ schrie der Major, sowie er nur die Absicht des Verurtheilten merkte, und sprang wie wahnsinnig selber hinter ihm drein bis an den Rand des Balkons — mit seinem Gewicht konnte er ihm natürlich dort hinab nicht folgen — aber zu spät. Ehe nur die Soldaten die Gewehre an die Backe bekamen, hatten sie kein Ziel mehr, und dadurch, daß sie erst selber an den Balkon sprangen, versäumten sie die wichtigste Zeit, denn von dort oben ließ sich nichts erkennen, als ein weites, fest ineinander greifendes grünes Dach der breiten Blätter.

„Fünfhundert Dollars, wer mir den Schuft zurückbringt — fünfhundert für den Kopf, und tausend, wenn ich ihn lebendig bekomme,“ schrie Franco, sobald sein Erstaunen über den nicht für möglich gehaltenen Sprung ihm nur erst wieder Worte verstattete. Im nächsten Augenblick war auch das Haus in furchtbarer Verwirrung, denn die Soldaten, mit einer solchen Lockung, warfen sich, vollkommen rücksichtslos um die eigenen Gliedmaßen, mit geladenen, ja einige sogar mit gespannten Gewehren, die Treppe hinab, um den ausgesetzten Preis zu gewinnen.

Ihnen folgte der Major, und unten vergrößerte sich jetzt noch der Lärm — Signalhörner tönten — einige Schüsse wurden in die Luft gefeuert, was die ganze Schaar alarmirte, und Patrouillen, barfuß mit Lanzen, als ob sie zu einer Wildschweinsjagd beordert wären, tauchten in den Platanar ein und vertheilten sich über die Zuckerrohrfelder, um dem Flüchtling den Weg nach allen Seiten hin abzuschneiden. Dazu aber hatten sie wenig Hoffnung, denn mit nur zwei Minuten Vorsprung in diesem Terrain und mit einbrechender Dunkelheit brauchte sich der Flüchtling nur kurze Zeit in irgend einem Dickicht zu verstecken und ruhig zu halten, dann hatte er nicht weiter zu fürchten, von seinen Verfolgern belästigt zu werden.

16.

Der Ausmarsch der Quitener.

Benito Espinoza war in Quito geboren und erzogen worden und stets ein gutmüthiger, aber entsetzlich wilder Bursche gewesen, der den Leuten in der stillen Binnenstadt durch seine oft übermüthigen, aber nie bösartigen Streiche gar nicht selten etwas von sich zu reden gab. Kein Wunder deshalb, daß ihn alle Welt kannte, und die Nachricht von seiner Ermordung durch den Usurpator zuckte, zugleich mit dem Gerücht von dem Anrücken der Franco'schen Schaaren, durch die ganze Stadt.

Da war kein einziges Haus, in dem nicht beide Fälle mit gleicher Energie besprochen wurden, keine Lippe in der ganzen Stadt, die nicht an dem Abend das Wort Espinoza ein Dutzendmal ausgesprochen hätte, und das Erstaunen der guten Bürger läßt sich denken, als eben dieser nämliche Espinoza, gerade in der Zeit, wo die Straßen am belebtesten waren, frisch und gesund durch sie hin schritt und freundlich nach allen Seiten grüßte.

Es war kein Gedanke daran, daß er direct auf das Regierungsgebäude zugehen konnte, um dort seinen Bericht abzustatten; überall wurde er gefaßt und gehalten und sollte erzählen, wie es *ihm* gegangen und was Franco treibe, und mit Gewalt mußte er sich losreißen, um doch endlich seine Pflicht zu erfüllen.

Der Bericht, den er geben konnte, beschränkte sich im Ganzen auf die Ueberreichung der ihm unterwegs von dem quitenischen Detachement anvertrauten Depesche, die um schleunige Truppensendung bat, wie auch eine Beschreibung des Franco'schen Heeres, mit dem er in Bodegas so genaue Bekanntschaft gemacht und das er als wild und zügellos genug schilderte, dessen genaue Stärke er aber nicht anzuschlagen vermochte, da noch an demselben Morgen eine große Anzahl von Balsas, theils mit Truppen, theils mit Lastthieren und Gepäck, von Guaja-

quil kommend, eingetroffen waren, und er nicht wußte und wissen konnte, wie viele noch folgen würden. Die Zahl der an jenem Morgen in Bodegas angelangten Soldaten schätzte er übrigens auf etwa zweitausend Mann.

Weit interessanter war aber die Kunde, die er über die Stimmung verschiedener Officiere im Franco'schen Heere bringen konnte, und die schon dadurch ihre volle Bestätigung fand, daß sie ihm selber zur Flucht verholfen. Ging doch daraus deutlich hervor, daß sich Franco nicht einmal der Sympathie seiner eigenen Leute sicher wußte, und Flores' Behauptung, daß der Wirthschaft in Guajaquil schon lange ein Ende gemacht wäre, wenn man ihm nur früher hätte folgen und die Armee marschiren lassen wollen, schien sich dadurch vollständig zu bewahrheiten.

Man konnte ihm aber doch nicht gut eingestehen, daß man damit wohl einverstanden gewesen wäre und das Nämliche geglaubt, aber nur zugleich gefürchtet hätte, er selber würde sich nachher zum Präsidenten aufwerfen und das von quitenischer Seite bewerkstelligen, was man in Guajaquil ja gerade unterdrücken wollte: eine Militärherrschaft nämlich.

Jetzt aber half es nichts mehr, das Feuer brannte den Quitenern auf den Nägeln, und noch mehr, man fürchtete sogar, daß bei längerem Zögern Peru Truppen nach Ecuador werfen und Franco nicht allein mit Geld, sondern auch mit Soldaten unterstützen könnte. Dann bekamen sie einen doppelt schweren Stand. Jetzt hatten sie es mit dem Mulattengeneral noch allein zu thun, und ein rascher Schlag mußte geführt werden, um ihn zu vernichten.

Espinoza's Bericht trug indessen viel dazu bei, die Furcht vor einem ungünstigen Ausgang des Kampfes zu zerstreuen. Je wilder die Horden waren, desto mehr fühlte sich das Land von ihnen bedrückt und half selber mit sie zu verjagen, und desto eher durfte man hoffen, daß ein tüchtiger General sie auseinander sprengen würde. Ein guter Führer aber war Flores jedenfalls, — selbst seine politischen Gegner leugneten ihm das nicht ab.

Jetzt kam Leben in die Sache, und durch die Hoffnung ermuthigt, daß man wahrscheinlich einem leichten Sieg ent-

gegenginge, entschlossen sich noch eine große Anzahl junger Leute, die bis dahin ihre ernstlichen Bedenken gehabt, als Vaterlandsvertheidiger in die Reihen des abmarschirenden Heeres einzutreten. Ihre Ausrüstung war ja auch bald besorgt; Proviant gab es in Quito, das im Herzen der reichsten Provinz des Landes liegt, in Ueberfluß — wollene Kleider und Schuhwerk sind dort ebenfalls zu — selbst nach deutschen Begriffen — spottbilligen Preisen zu haben, und Flores hatte an dem Abend noch bis spät in die Nacht zu thun, die sich meldenden jungen Krieger anzunehmen und den verschiedenen Compagnien zuzutheilen.

Selbst aus den ersten Familien des Landes reihten sich junge Leute den Truppen freiwillig als Gemeine ein, eine steigende Begeisterung herrschte in der Stadt, dem frechen Mulatten, auf den schon Spottlieder in den Straßen gesungen wurden, mit dem Aufgebot aller Kraft und Energie zu begegnen.

Hätte Franco an diesem Abend einen Blick nach Quito hineinwerfen oder ungekannt die Stadt durchwandern können, so würde er sich wohl in seiner Sicherheit des Sieges erschüttert gefühlt haben.

War daher früher in Quito auf unverantwortliche Weise mit der entscheidenden Handlung gezögert worden, so bewies jetzt Flores seinen Landsleuten, daß das wahrlich nicht an ihm gelegen, denn von dem Moment an, wo er den Befehl in die Hand bekam, war an kein Verschleppen der Sache mehr zu denken.

Wie schon vorher erwähnt, hatten die Officiere den Befehl erhalten, am nächsten Morgen um sieben Uhr in einem kleinen Dorfe nicht weit von Quito einzutreffen, und bis zu der Zeit wurden auch alle sich heut Abend meldenden Freiwilligen angewiesen, dort völlig gerüstet und beritten zu erscheinen.

In dem Hause eines Señor Salvador, eines nahen Verwandten von Flores, sollte dem General ein Abschiedsfest gegeben werden, und die Elite der Gesellschaft kam dort zusammen. Aber Flores selber hatte kaum Zeit, eine halbe Stunde dort zu erscheinen, und that auch das nur, um sein

Abendbrod daselbst zu nehmen, dann rief ihn der Dienst wieder ab, und noch lange vor Tage war er schon seinem Generalstab voraus, im Sattel und auf dem Platz des Stelldicheins, um das Nöthige anzuordnen.

War er aber auch, nur von seinem Diener begleitet, in stiller Nacht allein hinausgeritten, so gedachten doch die Schönen Quitos nicht, ihre Angehörigen ohne freundliches Gefolge zum Kampf ausziehen zu lassen, das Vaterland von dem Feinde zu befreien. Früh aufzustehen waren die Damen von Quito von jeher gewohnt gewesen, da sie fast jeden Morgen die Messe besuchten — wie sie überhaupt den größten Theil ihrer Zeit in der Kirche zubrachten. — Heute galt es aber, ihren Lieben und Freunden einen Beweis ihrer Anhänglichkeit zu geben, und von dem Hause des Señor Salvador ging die Losung aus, morgen früh die ausrückenden Krieger bis zum Sammelplatz zu begleiten. Wer hätte da zurückstehen mögen!

Eben dämmerte der Tag über den östlichen Höhen, als sich die Stadt belebte, und nicht allein Pferde mit Pistolenholftern vorn am Sattel, sondern auch mit Damensätteln, hielten überall vor den Häusern, ihrer schönen Reiterinnen harrend. So wie die Sonne über die Cordilleren gluthroth emporstieg, sammelte sich auf der Plaza das schönste Amazonenheer, das die alte Stadt Quito seit ihrer Erbauung gesehen.

Und selbst die Geistlichen wollten nicht müßig sein, die sich doch sonst nicht gern bei etwas betheiligten, was nicht direct ihre eigene Kirche und den heiligen Stand betraf. Aber Flores' Krieg gegen den frechen Usurpator war als ein „heiliger" erklärt worden, und als sich die Streiter desselben Morgens auf der Plaza sammelten, begannen plötzlich sämmtliche Glocken zu läuten — zur Weihe dieses feierlichen Augenblicks.

Es war ein großer Moment im Leben dieses Volkes. Nicht auf einen Raubzug ging die Blüthe der männlichen Jugend aus — kein künstlich politisches oder gemeines Interesse drückte ihnen die Waffen in die Hand, sondern die Liebe zum Vaterland rief sie zur Vertheidigung des eigenen Herdes,

zur Vertheidigung ihrer Menschenrechte auf, die ihnen der freche Usurpator nehmen wollte. Mit dem Gefühl dieses Willens kam auch die Begeisterung über sie, und dazu stimmte der feierliche Ton der Glocken, stimmte das leuchtende Tagesgestirn, das eben seine Strahlen über die schneebedeckten Joche der Cordilleren ergoß und die Eiskrusten des gegenüberliegenden Pichincha roth erglühen machte, stimmte der hellblaue Himmel, der sich rein und klar über die wundervolle Landschaft spannte.

Es war ein schönes Land, und seine Kinder hatten Recht, es bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Aber wenn es auch eine Wüste gewesen wäre, die Liebe zum Vaterlande hätte selbst die geheiligt und mit Paradieseszauber übergossen — noch dazu, da sich schöne Frauen dabei betheiligten.

Die Damen Quitos hatten in der That die Sache des Kampfes zu der ihrigen gemacht, und manches jungen Kriegers Herz schlug lebhafter und feuriger, als er an dem Morgen sein Roß über die Plaza lenkte und diese wunderschöne Amazonenschaar mit wehenden Schleiern und Tüchern dort versammelt traf.

Keiner durfte passiren, ja selbst in der Hauptstraße, die nach Guajaquil führte, waren Posten aufgestellt, die Jeden, der etwa eine Seitenstraße eingeschlagen und die Plaza nicht berührt hatte, zurückwiesen zu dem Hauptmarkte der Stadt. Mit dem Schlag halb Sieben sollte der ganze Zug dann nach dem vom General bestimmten Ort aufbrechen, den sie von da aus, und in einem etwas scharfen Trabe, recht gut in der befohlenen Zeit erreichen konnten, um dem Oberbefehlshaber seine Officiere selber zuzuführen.

Auch Espinoza hielt, heute von seiner Schwester Ana begleitet, unter dem bunten Trupp auf dem Markt. Um ihn besonders hatten sich die Damen gedrängt; er mußte erzählen, wie Franco aussah und sein Officiercorps — ob sie nicht alle rothe Mäntel und lange Schlachtmesser und Pistolen trügen, und wie besonders der Officier hieß, der ihn gerettet habe. Jedenfalls stammte er aus Quito; sie brannten darauf, seinen Namen zu erfahren, und fanden es unerklär-

lich — unbegreiflich, daß Espinoza nicht danach gefragt haben sollte. Aber Fortunato's Personalbeschreibung war das Einzige, was er geben konnte, und die selbst so oberflächlich, wie sie nur ein Mann zu geben im Stande ist.

Eine Dame nämlich würde bei nur einmaliger flüchtiger Zusammenkunft ganz genau gewußt haben, ob er schwarze oder braune Augen, gute oder schlechte Zähne, schlichtes oder lockiges Haar gehabt — außerdem was für Hände und Füße — ob Schnurrbart oder voller Bart oder glatt rasirt.

Espinoza wußte von alledem gar nichts — es war eine schlanke, edle Gestalt mit offenem, Zutrauen erweckendem Ausdruck in den Zügen und treuen Augen gewesen, dabei leichtherzig und lebendig in der Rede. Einen Bart? — er glaubte, daß der Hauptmann einen vollen Bart getragen habe — es konnte aber auch ein Schnurrbart sein, ja er hätte nicht einmal darauf schwören mögen, daß er nicht glatt rasirt gewesen — es war rein zum Verzweifeln. Einen rothen Mantel hatte er aber bestimmt nicht angehabt und ein langes Schlachtmesser wollte Espinoza auch nicht bei ihm bemerkt haben — obgleich er sich auch darüber ungewiß äußerte.

Aber die Zeit des Abreitens rückte heran. Immer mehr füllte sich die Plaza von Reitern und Reiterinnen, denen sich das Volk in neugierigen Schwärmen zugesellte. — Jetzt schlug es halb — das Zeichen zum Aufbruch — und ein frisches Trompetensignal rief die Cavalcade zur Ordnung.

Die Südamerikaner thun nämlich nichts ohne Musik — selbst in ihren Kirchen spielt die Violine die lustigsten Märsche und Tänze zu ihrem Gebet — nie aber hätten sie daran gedacht, ihre Brüder und Freunde mit Todtenstille zum Kampf hinaus zu geleiten. Ein Musikcorps war deshalb noch in derselben Nacht bestellt worden. Volontaire hatten sich genug dazu erboten, und in einen wahren Jubel brach das Volk aus, als diese jetzt, nach dem ersten Trompetentusch zum Sammeln, in das auf Franco gedichtete Spottlied: „Muerto tendido me veo“ einfielen.

Jetzt stampften und trampelten die bei dem Ton der Trompeten kaum noch zurück zu haltenden Pferde — eine

Masse älterer Herren hatte sich ebenfalls dem Zug angeschlossen, um die Damen auf dem Rückweg nicht ohne Begleitung zu lassen, und während die Trompeter in die nach Süden führende Hauptstraße einbogen, ordnete sich der Zug in kleinen Gruppen und Trupps, so gut wie es eben gehen wollte, und so wie Die, die sich jetzt vielleicht für lange Zeit trennen mußten, gern noch bei einander zu bleiben wünschten.

Mancher heimliche Händedruck wurde dann noch gewechselt, manche verrätherische Thräne im Auge zerdrückt — aber im Allgemeinen hatten doch die Damen das richtige Gefühl, diesen letzten Ritt zusammen, diese Begleitung in's Feld, keinen Trauermarsch sein zu lassen.

Den Musikern war auch gleich von vornherein der bestimmte Auftrag geworden, nur lustige, heitere Weisen zu spielen — und wenn auch hier und da eine Thräne glänzte — der Mund lachte und scherzte, und bald hatte sich nicht allein eine heitere, nein eine ausgelassene Laune der lebendigen Schaar bemächtigt. Wie häufig finden wir ja auch, daß gerade in ernsten Momenten des Lebens, in denen der Geist besonders aufgeregt ist, die Ueberspannung der Nerven zu fast unnatürlicher Lustigkeit und anscheinend sorglosem Uebermuth führt — freilich tritt dann später auch die Erschlaffung danach ein.

Flores, dem das Anrücken eines starken Corps von Norden her schon von seinem Wachtposten gemeldet worden, erkannte bald mit Hülfe seines Teleskopes die wehenden Damenkleider, und konnte leicht errathen, was sie hierher geführt. Er ritt dem Trupp entgegen, den er dicht vor dem Dorf erreichte.

„Meine Damen — sind Sie hierher gekommen, um uns den Abschied zu erschweren?"

„Nein, General," rief ihm seine Schwägerin entgegen, „nur um Zeuge zu sein, mit wie frohem Muth Sie in die Schlacht ziehen."

Flores hatte sein Pferd gewandt und ritt mit ihnen nach dem Dorf zurück.

„Gut — dann gebe ich Ihnen noch fünf Minuten für einen letzten Gruß und Händedruck. — Meine Herren Offi-

ciere, halten Sie sich dazu — nach dieser Frist werden die Signalhörner ertönen. Wir müssen heut Abend vor Dunkelwerden in Latacungo sein, und haben bis dahin einen scharfen Ritt — unsere Truppen zu Fuß sind schon seit Mitternacht voraus. Dort erst werden die Bataillone formirt, denn es gilt jetzt dem Feind zuvor zu kommen."

Damit war der Moment des Scheidens rasch und gewaltsam an die Herzen gerückt, aber auch das beste Mittel gegeben, seine Wirkung abzuschwächen. — Noch einmal drängte Alles wild durcheinander — noch einmal wurden die Hände geschüttelt und Umarmungen im Sattel ausgetauscht — da tönte schon das Signal — rascher waren ihnen noch nie fünf Minuten im Leben vergangen! Und heraus aus dem Schwarm sonderten sich die Officiere und Freiwilligen — ein zweiter Trompetenstoß — noch ein Winken mit den Mützen — ein letztes Schwenken der Tücher, und an dem Dorfe hin, das sie nicht zu berühren brauchten, galoppirte Flores seinen Leuten voran, ohne auch nur noch einmal den Blick zurück zu wenden.

Lange aber noch — so lange bis auch die letzte Staubwolke in weiter Ferne verschwunden war, hielten die Zurückgebliebenen auf der Stelle, wo ihre Lieben von ihnen Abschied genommen. Würden sie sie wiedersehen? — Ein blutiger Kampf lag dazwischen mit wüthend erbarmungslosen Horden, mit einem Feind, der nur in ihrer Vernichtung seinen Sieg erringen konnte — aber Gott war ja mit den Gerechten; er würde über Die seine Hand halten, die nur auszogen, um den eigenen Herd zu schützen. Mit diesem Gefühl des Vertrauens kehrte auch wieder Ruhe in die Brust zurück.

Vorwärts aber sprengten indeß die bewaffneten Reiter, um sich so rasch als möglich ihren Kampfgenossen anzuschließen. Als sie nach einiger Zeit den Kopf zurückwandten, lag Quito schon wie eine breite Fläche rothbrauner Ziegeldächer, von den Kuppeln und Thürmchen der zahllosen Kirchen überragt, hinter ihnen in dem von Schneegebirgen eingeschlossenen Thal, vor ihnen aber breitete sich eine Scenerie aus, die ihnen Allen, so oft sie dieselbe auch vielleicht schon gesehen, das Herz rascher und freudiger schlagen machte, und vor der

Mancher unwillkürlich ausrief: „Giebt es ein schöneres Land in der Welt als unser Ecuador?"

„Das sollte der kleine barbarische Mulatte unterwerfen, und hier sollte er regieren können?" frug Flores, der die Ausrufe gehört hatte, indem er sein Pferd herumnahm und die Cavalcade zum Stehen brachte.

„Nie! nie!" jubelten die Reiter, von Begeisterung ergriffen — „wenn wir ihn nur lebendig fangen könnten!"

„Wie ein wildes Thier sollte er in einem Kasten im Lande herumgeführt werden," schrie ein Anderer.

Flores lächelte. — Das war die Stimmung, die er bei seinen Leuten brauchen konnte. — „Vorwärts denn!" rief er, „lebendig wollen wir ihn fangen, und der von Euch, der ihn mir so einliefert, sei der Geehrteste von Allen. Vorwärts, meine Herren, jede Pferdelänge, die wir zurücklegen, sichert unser schönes Vaterland vor einer Entweihung seiner Erde durch dieses Menschen Sohlen — vorwärts, und unser Feldgeschrei sei —"

„Flores! Flores!" donnerte und tobte die Schaar.

Ein sonniger Strahl zuckte über das edle Antlitz des Generals.

„Ich hatte mir ein anderes ausgedacht," sagte er — „aber wie Ihr wollt — und diese Hand soll verdorren, wenn sie das Schwert sinken läßt, ehe wir den Boden unserer Heimath von dem Ungeheuer befreit und gereinigt haben. A fuera denn — wir haben schon zu viel Zeit versäumt —" und seine Pferde antreibend, sprengte der Reitertrupp in voller Flucht auf dem Wiesenplan dahin, durch den eine Menge von Reitsteigen, wie sie die Züge gerade in Nässe und Trockenheit gesucht, führten. Durch Jahre langen Gebrauch waren oft fußtiefe Pfade in dem weichen Boden ausgetreten.

In Machache, einem kleinen erbärmlichen Dorfe, wurde Halt gemacht, um die Thiere rasten und fressen zu lassen. Durch Flores' Fürsorge war schon eine Masse jenes saftigen Luzernekrautes*), das man in Peru Alfalfa, hier nur Yerba (Kraut) nennt, herbeigeschafft. Die Reiter verzehrten, was sie

*) Von den Spaniern nach der Besitznahme jener Länder ebenso wie der Weizen 2c. eingeführt.

selber mitführten oder was das kleine ärmliche Tambo hier bot, und zwei Stunden später setzte die Schaar ihren Weg fort, während sich die Scenerie immer mächtiger und großartiger um sie her ausbreitete.

Die Straße lief durch das breite fruchtbare Thal, das an beiden Seiten durch die zwei Cordillerenrücken begrenzt und eingedämmt wurde. Ueberall lagen bebaute Felder, auf denen die Producte einer gemäßigten Zone, Kartoffeln, Mais, Hülsenfrüchte, gezogen worden, rechts und links aber stiegen die mit ungemessenen Weidegründen bedeckten Hänge empor, und bewundernd haftete der Blick darüber hin zur Linken, an dem mächtigen, von Rauch überhangenen, von Schnee bedeckten Krater des Berg- und Feuerriesen Kotopaxi, während an der andern Seite die gewaltigen Kuppen des Corazon und Iniliza mit den weiten Schneefeldern des Kaywayrazo hervortraten.

Dann und wann passirte man wohl noch ein kleines Dorf, in dessen geschützten Gärten Orangenbäume und sogar noch Bananen standen, während die Umzäunung der Aloe und des Cactus auf ein der Banane eigentlich fremdes Klima schließen ließ; angehalten wurde aber nirgends mehr, und die zwar kleinen, aber außerordentlich zähen Pferde zeigten an diesem Tage, was sie leisten konnten, denn unermüdet trugen sie ihre mit Waffen und Provisionen beladenen Reiter bis nach Latacungo hinein, und schienen, in den Straßen der Stadt angekommen, nicht übel Lust zu haben, noch einen Wettlauf zu halten.

Das gab sich aber von selber, denn die Straßen waren gepflastert — gepflastert in ganz entsetzlicher Weise, so daß ein anderes als Schrittreiten von vornherein zur Unmöglichkeit wurde, wenn man nicht die Beine der Thiere und den eigenen Hals riskiren wollte. Jetzt klapperte die Cavalcade mit rasselnden Hufschlägen der Plaza zu, während die Bewohner von allen Seiten auf die Straße stürzten, um den neuen, aber wahrlich hochwillkommenen Besuch anzugaffen. Flores war ja gekommen, ihre Stadt vor dem Ueberfall der Franco'schen Horden zu schützen, und überall jauchzten ihm die Männer entgegen, winkten die Frauen mit ihren Tüchern und Mantillen.

Flores übernachtete in einer für dies Land vortrefflich ein-

gerichteten Posada. Es war zwei Uhr Morgens, ehe er sein Lager suchen konnte, und doch wollte er mit der Reiterei und dem nunmehr organisirten Theil des Heeres schon am nächsten Morgen wieder nach Ambato aufbrechen, um Guaranda zu besetzen, ehe es die Banden des Mulatten erreichen und plündern konnten. Damit freilich, um alles das anzuordnen, was zu diesem Unternehmen nicht allein, sondern auch zur Ausrüstung der Nachhut und Reserven dienen sollte, verging die ganze Nacht.

Spione wurden außerdem vorausgeschickt, um Kundschaft zu bringen, wie weit der Feind vorgedrungen sei, und zum Tode erschöpft warf sich der General endlich auf sein Lager — eine einfache Matratze, auf den Steinboden gelegt, um der Nacht noch ein paar Stunden Schlaf abzuringen.

Latacungo war auch bestimmt, im Fall Flores von Franco's Truppen geschlagen werden sollte, die Armee aufzunehmen und hier dem Feind den letzten und entscheidenden Widerstand zu bieten, wozu es sich durch seine Lage und Bauart, wie auch die zahlreiche Bevölkerung besonders eignete.

Es ist eine Stadt, volkreicher fast als Quito selbst, mit einer Hochschule und einer Art von Malerakademie — jedenfalls ein Sitz der Intelligenz — und in der fruchtbarsten Ebene der ganzen Provinz gelegen, dabei von einem kräftigen, gesunden Menschenschlag bewohnt, der, eifersüchtig auf seine alten Rechte, nicht selten mit der „Residenz" zu wetteifern suchte, und dadurch wohl die Schranzen Franco's veranlaßt hatte, ihm vorzulügen, er würde Latacungo mit leichter Mühe gewinnen können, wenn er der ehrgeizigen Bevölkerung nur versprach, den Sitz der Regierung dorthin zu verlegen.

Aber die Einwohner von Latacungo dachten edelmüthiger bei der Gefahr des gemeinschaftlichen Vaterlandes. Nichts würde sie bewogen haben, es zu verrathen, um einen augenblicklichen Vortheil dadurch zu gewinnen. Flores durfte deshalb mit voller Sicherheit auf die Unterstützung dieser Stadt rechnen, falls ihm das Kriegsglück für den Anfang abhold gewesen wäre.

Latacungo konnte außerdem in diesen Kriegen und diesen Angriffswaffen gegenüber auch für eine befestigte Stadt gelten,

denn starke Lehmmauern umgaben das ganze Weichbild derselben, während selbst die außerhalb liegenden Gärten mit hohen Lehmwällen umringt sind, so daß sie einzeln vertheidigt werden konnten, einzeln genommen werden mußten. Umgehen aber durfte Franco die Stadt nicht, wenn er sie auch in dem breiten Thal leicht hätte bei Seite lassen können. Denn ein Heer im Rücken und eine feindliche Stadt voraus, mit keiner Möglichkeit, nach Osten oder Westen auszubiegen, ohne die bahnlosen Cordilleren zu überschreiten, wäre ein verzweifeltes Unternehmen gewesen.

Hier also mußte es — im ungünstigsten Fall für die Quitener — zur entscheidenden Schlacht kommen. Flores hoffte indessen schon früher mit dem Mulattengeneral fertig zu werden — nur seinen Rückzug wollte er sich decken, und dann rasch zum Angriff auf den Feind!

17.

Die Begegnung.

Unmittelbar am südlichen Fuß des Chimborazo, aber immer noch hoch genug an dessen Abhang hinaufgebaut, um außer dem Bereich der Tropen sich zu befinden, und zwei gute Tagereisen von Bodegas entfernt — während beladene Maulthiere drei bis vier Tage gebrauchen, um es zu erreichen — liegt Guaranda, nächst Bodegas der Hauptstapelplatz für den ganzen gegenwärtigen Binnenhandel Ecuadors.

Von Bodegas fort zieht sich der Weg, nachdem er das flache Land verlassen, allmälig bis nach Guaranda hinauf, von hier aus aber steigt er rasch und entschieden an den gewaltigen Höhen des Chimborazo empor, passirt ein paar kleine Dörfer, Camino real und Tucumbo, kreuzt dann, indem er den Chimborazo unmittelbar an seiner Linken läßt, den höchsten daran

hinlaufenden Paß, etwa fünfzehntausend Fuß über der Meeresfläche in's wellenförmige Grasland, erreicht eine erbärmliche Posada, die dort auf dem höchsten Punkt in die Einöde gebaut ist — Alto Tambo, und fällt dann wieder mit wechselnder Steigung nach der Quito-Ebene hinab, die ungefähr in neuntausendfünfhundert Fuß Höhe liegen mag.

Guaranda selber unterscheidet sich wenig von den übrigen ecuadorischen Städten. Es hat eine große Plaza, regelmäßige und eben so regelmäßig schlecht gepflasterte Straßen und eine Unzahl von Tambos oder Posadas mit obrigkeitlich gestattetem Verkauf — wie auf den Schildern zu lesen ist — von Agua ardiente und anderen gebrannten Wassern. Ein großer Theil seiner Bewohner besteht aber aus Arrieros, deren Maulthiere den Handel mit dem Innern vermitteln.

Wie in einem kleinen Seestädtchen die meisten Menschen Fischer, Lootsen oder Seeleute sind und eine Menge von Wirthshäusern gehalten werden, wo diese ausschließlich verkehren, so verbindet hier ein gemeinsames Interesse die Maulthierhalter, Führer, Treiber und Händler, denn Guaranda hat sich zur Hauptstadt zwischen Quito und Bodegas emporgeschwungen, und Miethverträge für Lastthiere, sei es nun um Wagen oder Passagiere zu befördern, werden weder in Quito noch Bodegas direct durch, sondern immer nur bis zu diesem Ort abgeschlossen, von wo die alten Führer mit ihren Thieren zurückgehen und das Abkommen mit neuen gesucht werden muß.

Zu diesem Transport, da kein Theil des Wegs mit irgend einem Fuhrwerk zu befahren ist, wird eine sehr große Zahl von Maulthieren verwendet, und in Friedenszeiten fehlt es auch nicht daran — es sind deren immer genügend vorhanden. Anders stellte sich aber die Sache jetzt, wo Franco auf der einen, und die Quitener auf der andern Seite, was sie an Maulthieren nur erlangen konnten, zu ihren verschiedenen Zwecken mit Beschlag belegten, während wieder eine große Anzahl Arrieros ihre Thiere in Seitenthäler hinauf und aus dem Weg trieben, um sie nicht in die Hände einer oder der andern Partei fallen zu lassen.

Von der quitenischen Regierung bekamen sie allerdings ihre regelrechte Bezahlung. Aber auch Quito hatte angefangen,

Papiergeld zu fertigen, und diese Halbindianer konnten sich nun einmal nicht mit dem Gedanken befreunden, statt baaren Silbers, wie sie es sonst gewohnt gewesen, ein unansehnlich Stück Papier in Zahlung zu nehmen. Einige Händler gaben ihnen allerdings Waaren dafür, andere weigerten sich aber auch wieder, und jedenfalls hatten sie Umstände damit.

Was that es deshalb, wenn sie auch einmal eine kurze Zeit nichts verdienten — lange konnte der Krieg ja nicht dauern — und ihre Thiere waren ihnen inzwischen gesichert und durften sich einmal ein paar Wochen ordentlich ausruhen.

Dadurch war aber eine ungewöhnlich große Anzahl von Waarenlasten in Guaranda, von wo aus es an Thieren fehlte, um sie weiter zu schaffen, angehäuft worden. Man hatte besonders von Bodegas, in der steten Furcht, daß Franco dort eintreffen würde, alles für Quito und das innere Land Bestimmte nur Hals über Kopf wenigstens bis Guaranda geschafft. Dort aber füllte es jetzt nicht allein die dafür bestimmten Waarenschuppen, sondern auch die Verandas sämmtlicher Posaden, ja selbst eine Anzahl zu diesem Zweck gemietheter Privathäuser an.

Da lagen Hunderte von Säcken Anis, ganze Waarenhäuser voll quitenischer Tuche und Baumwollenstoffe, so wie wasserdichter Fabrikate, die außerordentlich gut und billig da oben gearbeitet werden — Hunderte von Kisten mit Schuhen und Stiefeln — sogar eine Menge von Kunsterzeugnissen — lange runde Ballen mit Oelgemälden, Kasten mit Schnitzereien und anderen Sachen — englische Manufacturwaaren, Porzellan und Glas, kurze Waaren, ganze, in einzelne Theile zerlegte Maschinen, Meubles — Pianinos, die ein einziges unglückliches Maulthier die vielen Tagereisen hindurch in die Berge schleppen mußte — Gewürze, Kaffee, Reis, Cacao, kurz Alles, was das höher gelegene Land nicht selbst erzeugte, Alles aber in tragbare Colli verpackt und jeden Augenblick bereit, wieder auf einen Packsattel geschnürt und expedirt zu werden.

Diese Waaren repräsentirten natürlich einen sehr beträchtlichen Werth, und daß Franco darum wußte und Alles thun würde, um sich in deren Besitz zu setzen und Quito dadurch zu schädigen, läßt sich denken. Flores aber hatte von den

Kaufleuten sämmtlicher Binnenstädte schon Boten auf Boten erhalten, die es ihm dringend an's Herz legten, nur keine Zeit mehr zu versäumen und ihren Handel zu schützen.

Deshalb schonte er auch jetzt die Thiere nicht, um Guaranda vor dem Usurpator zu erreichen und zu besetzen, was ihm zugleich den Vortheil bot, dem Feinde auf günstigem Terrain zu begegnen und ihn so von seinen nächsten Hülfsquellen abzuschneiden, daß er gezwungen wurde — wenn er den Platz nicht sogleich forciren konnte — seine Armee wieder von Bodegas aus zu verproviantiren. Damit versäumte er aber natürlich seine beste Zeit, denn wie einmal die Regen begannen, war der Weg nach Quito nicht mehr zu passiren, kaum noch für ein unbepacktes Maulthier.

Indessen schwebten die Bewohner von Guaranda in einer steten Angst, wozu die unaufhörlich wechselnden, oft völlig unbegründeten Gerüchte nicht wenig beitrugen. Jetzt hieß es, Flores habe schon Ambato passirt und sei am Chimborazo; dann kam ein furchtsamer Eingeborener von seiner einsamen Hacienda in die Stadt geflüchtet und meldete, Franco rücke an, er habe den Staub seiner Horden schon in der Straße aufwirbeln sehen, was die Bürger fast zur Verzweiflung trieb, da sie nicht wußten, ob sie den Platz verbarrikadiren und bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen, oder die ihnen anvertrauten Waaren lieber preisgeben sollten, um sich nur das Leben und den eigenen Herd zu sichern.

In der Stadt lag nur eine kleine Abtheilung quitenischer Reiter, dieselben, die sich von Bodegas vor dem anrückenden Heer des Usurpators hierher zurückgezogen. Es waren aber kaum fünfzig Mann mit vier Officieren, und diese allein konnten nicht daran denken, den unbefestigten Ort gegen eine Uebermacht zu halten. Sie waren nichts weiter als ein Vorposten, der auf die Hauptmacht zurückfiel, sobald der Feind in geschlossenen Colonnen anrückte.

Heute Morgen nun befand sich die kleine Stadt in ganz besonderer Aufregung, denn man hatte zufällig entdeckt, daß auch Verrath im Werke sei, um die Stadt dem Feinde zu überliefern. Zwei von dem Hauptmann zum Recognosciren auf die Straße gesandte Posten nämlich, die sich dort in den

Hinterhalt gelegt, hatten einen Burschen aufgegriffen, der den Weg nach Bodegas einschlug und ihnen verdächtig vorkam.

Als sie ihn anriefen, floh er und erreichte auch den Rand des Dickichts, das ihn bald gegen jede weitere Verfolgung gesichert hätte, aber eine ihm nachgesandte Kugel zerschmetterte ihm den Schädel und ein bei ihm gefundener Zettel bestätigte den schlimmsten Verdacht.

Es standen nur wenige Worte mit einer absichtlich gekritzelten Schrift darauf, aber sie lauteten:

„Weshalb zögern Sie — die Stadt ist unbesetzt — Flores rückt an. Haben Sie meine Botschaft nicht erhalten?"

Das Blatt trug allerdings keine Adresse, aber es konnte nur für Franco bestimmt gewesen sein, den man demnach in nächster Nähe vermuthete.

Der Hauptmann der kleinen Besatzung wußte sich nicht zu helfen. Der Beweis war zu deutlich, um ihn wegleugnen zu können; aber wie jetzt den Verräther auffinden, da den Boten schon seine Strafe so gründlich erreicht hatte, daß er nicht mehr aussagen konnte, wer ihn abgesandt?

Noch während er mit seinen Officieren darüber berieth, wurde Hufgeklapper auf der Straße laut, und gleich darauf schallte ein Jubelruf und ein Hurrahschreien von dort herüber, aus dem man nur den Namen Flores deutlich und klar heraushören konnte.

Es war in der That der General, den die Ungeduld vorausgetrieben hatte, den Stand der Dinge an Ort und Stelle zu untersuchen, da die schwerfällige Truppen- und Gepäckmasse nicht im Stande war, so rasch zu eilen. Er wollte sich überzeugen, wie weit Franco mit seinen Truppen vorgerückt sei, und zugleich das Terrain erkennen, wo er am besten im Stande sein würde, ihm eine Schlacht zu liefern, oder doch den Weg zu besetzen und ihn am weiteren Vordringen so lange zu hindern, bis sich das Land ermannte und zu den Waffen griff.

Auch in Latacungo hatte sich eine Masse junger Leute seinem Heere angeschlossen, und in Ambato begeisterte er die Bevölkerung ebenfalls durch eine Rede, die sie nicht allein zu den Waffen rief, sondern auch eine Anzahl Arrieros veranlaßte, ihre sorgfältig aus dem Weg geschafften Maulthiere

herbei zu holen und diese selber dem General zur Verfügung zu stellen.

Das aber kaum geschehen, übergab Flores einem der ihn begleitenden älteren Officiere die Organisation der zusammenströmenden Freiwilligen, die sich der Hauptmacht anschließen sollten, nahm frische Pferde und setzte seinen Ritt nach Guaranda fort.

Dieser Stadt hatte er sich indeß sehr vorsichtig genähert, denn in Ambato hieß es schon allgemein, Franco sei bis dorthin vorgedrungen und eben beschäftigt, die quitenischen Waarenlager auszuräumen und mit seinen Lastthieren nach Bodegas und auf Balsas schaffen zu lassen. Schon von dem Guaranda gegenüber liegenden Hang überzeugte sich aber Flores mittelst seines Fernrohres, daß das Gerücht jeder Begründung entbehrte. Allerdings bemerkte er außergewöhnliches Leben in den sonst so stillen und sonnigen Straßen, und die Möglichkeit war da, daß man den anrückenden Feind *erwartete*; von einem größeren Truppenkörper war aber nichts zu bemerken, und selbst auf der hinter Guaranda sich über die Höhen ziehenden Straße, die man von diesem Punkte aus auf eine weite Strecke überschauen konnte, nicht das Geringste von einer nahenden Armee oder von einzelnen vorgeschobenen Posten zu erkennen.

„Lassen Sie mich vorausreiten, General!" sagte da einer seiner Begleiter, ein junger Officier, indem er ehrfurchtsvoll seine Mütze berührte. „Ich bringe Ihnen sichere Kunde, wie es in der Stadt aussieht."

„Ich danke Ihnen, lieber Espinoza," lächelte Flores, indem er das Fernrohr wieder zusammenschob, „aber ist wirklich Gefahr in Guaranda vorhanden, so wären Sie derselben mehr ausgesetzt, wie einer von uns Anderen, da Sie doch jetzt durchaus ohne Franco'sche Erlaubniß lebendig in der Welt herumlaufen. Uebrigens können wir ruhig sein. Der kleine Mulatte hat die Stadt noch nicht, und wenn meine Leute jetzt ihre Schuldigkeit thun, und so rasch heranrücken, wie sie es ermöglichen können, so soll er sie auch nicht bekommen. Einen verzweifelt schlechten Vertheidigungspunkt bietet sie freilich in ihrer tiefen Lage. Wenn der Mulatte die Höhen darumher

besetzt, kann er uns nach Belieben mit Brandraketen beschießen und uns hinausräuchern, wie die Ratten aus einem Schiffe."

„Hier wäre ein besserer Punkt," meinte der junge Mann, „aber dann müßte Guaranda preisgegeben werden."

„Und das darf nicht sein," sagte Flores ernst, „noch dazu, da wir an der dortigen Bevölkerung eine kräftige Stütze haben. Nein, mit Gottes Hülfe denke ich Franco noch den Rang abzulaufen. Zu keck wird er sich auch nicht vorwärts werfen, nachdem ihm die Kunde geworden, daß wir unterwegs sind. Aber jetzt hinab! Auch auf die Möglichkeit hin, daß wir einer Streifpatrouille des Usurpators begegnen. Die Stadt scheint in beträchtlicher Aufregung zu sein — jener aber würden wir mehr Schrecken einjagen, als sie uns, denn sie müßte die ganze Armee hinter uns vermuthen. Vorwärts!" —

Und sein Thier wieder am Zügel nehmend — denn der steile Abhang, der sich hier zu Thal zog, machte das Reiten nur unbequem und that den Thieren weh — schritt er rasch voran zwischen den großblätterigen blühenden Büschen, die hier, wo die Alpenflora des Chimborazo endete, schon wieder begannen und den Uebergang in die wärmere Zone anzeigten.

Schon an den Außengebäuden der Stadt erfuhr indeß der General, daß Franco'sche Soldaten den Platz allerdings noch nicht betreten hätten, ein Spion aber heute Morgen erschossen sei, der die Stadt habe an den Feind verrathen wollen, und seinem Pferd die Sporen gebend, sprengte er darauf in vollem Galopp auf die Plaza, um sich von dem Thatbestand zu überzeugen.

Flores war indeß eine in Guaranda zu bekannte Persönlichkeit, um unerkannt hier durch zu reiten. Seine Erscheinung wurde mit Jubel begrüßt, denn man wußte, daß er in diesem Augenblick der einzige Mann in ganz Ecuador sei, von dem man Hülfe, von dem man Rettung von der drohenden Gefahr erwarten konnte, und kaum zeigte er sich in der Straße, kaum riefen die klappernden Hufschläge der Pferde die Bewohner in die Thüren, als auch der Ruf: „Flores! el viva!" vor ihm her schallte.

Flores grüßte dankend im Vorbeisprengen, aber erst vor dem Regierungsgebäude auf der Plaza zügelte er sein Pferd

ein, und als er kaum aus dem Sattel sprang und eine Menge bereitwilliger Hände herbeieilten, um die Pferde zu halten, sah er sich schon von dem Hauptmann Belconza, dem Führer des hier gelegenen Streifcorps, begrüßt, der ihn rasch mit den eben stattgehabten Vorfällen bekannt machte und ihn auf die Veranda des Hauses führte.

Die übrigen Officiere hatten sich indeß gegenseitig die Hand geschüttelt; nur Lieutenant Malveca stand abseits, und eine eigene Unruhe schien sich seiner zu bemächtigen, als er den jungen Espinoza unter der Begleitung des Generals bemerkte. Niemand aber achtete auf ihn, denn die Ankunft von Flores nahm die Aufmerksamkeit Aller viel zu sehr in Anspruch.

Aber man ließ die Officiere auch nicht lange da draußen in der brennenden Sonne stehen, und als Espinoza, der die Zurückhaltung seines Feindes jenem von dessen Seite ausgeschlagenen Duell zuschrieb, und ihn viel zu sehr verachtete, um sich weiter um ihn zu kümmern — die obere Veranda erreichte, sah er, daß Hauptmann Belconza dem General gerade jenes aufgefundene Schriftstück vorlegte, bei dem es sich darum handelte, den Urheber heraus zu bekommen.

Malveca war den eben Gekommenen gefolgt, aber in der offenen Thür stehen geblieben. — Espinoza hatte ihn dort selber gesehen — als Flores sagte:

„Das ist eine leichte, flüchtige Handschrift, so viel sich der Herr auch Mühe gegeben hat sie zu verstellen, und ich glaube kaum, daß Viele in diesem Städtchen leben, die so schreiben. Der Bursche muß heraus zu bekommen sein. — Bitte, treten Sie einmal näher, meine Herren, und sagen Sie mir, ob einer von Ihnen nicht vielleicht zufällig diese Schriftzüge kennt."

Die Anrede galt eigentlich den schon hier befindlichen Officieren, von denen der General voraussetzen konnte, daß sie mit der besseren Klasse der Einwohner während ihres Aufenthaltes bekannt geworden. Seine Begleitung trat aber ebenfalls mit zum Tische, schon aus Neugier, das Document zu sehen, das bestimmt gewesen war, die Stadt an den Feind zu verrathen.

Auch Espinoza näherte sich dem Tisch, hatte aber kaum das Papier in die Hand genommen, als sein Blick fast un-

willkürlich nach der Thür hinüberschweifte, in der er noch vor wenigen Minuten Malveca gesehen — der Platz war jetzt leer.

„Nun," sagte Flores, dem der Blick nicht entgangen — „Sie, Espinoza, werden wohl keine große Handschriftenkunde für Guaranda besitzen — bitte, geben Sie das Blatt einmal den anderen Herren — eh, Compañero!" rief er dann einem Bürger von Guaranda zu, dem Wirth der nächsten Posada, der es sich nicht hatte nehmen lassen, eigenhändig eine Erfrischung für den „General" herbeizuschaffen, und mit einer wahren Flaschenbatterie gerade in diesem Augenblick auf der Veranda erschien — „wissen Sie nicht vielleicht zufällig, wer diese Zeilen geschrieben haben könnte?"

Der Wirth setzte rasch seine Flaschen nieder, wischte sich die Hände an den Hosen ab und trat dann mit einem „zu Befehl, Señor," zum Tisch, um das fragliche Blatt zu besichtigen, als Espinoza leise zu Flores sagte:

„General, möchten Sie nicht den Lieutenant Malveca einmal veranlassen, Ihnen einige Worte auf ein Blatt Papier zu schreiben."

„Den Lieutenant Malveca?" rief Flores erstaunt.

Der junge Officier verneigte sich nur leicht, ohne ein Wort weiter zu sagen.

„Bah, Thorheit! junger Freund!" fuhr der General fort, indem er Espinoza scharf ansah. „Malveca hat seine ganze Familie in Quito — alle seine Interessen liegen dort."

„Und ich bitte gleichwohl darum," erwiderte Espinoza. „Es braucht gar nichts Kränkendes für den Besagten darin zu liegen. Lassen Sie Schreibmaterialien bringen und befehlen Sie uns Allen, irgend einen Satz aufzuschreiben. Ich kann mich irren, aber ich bitte darum."

„Gut denn," sagte Flores nach kurzem Ueberlegen, während der Wirth das Papier noch immer kopfschüttelnd betrachtete, und bald von der, bald von jener Seite hielt; — „apropos, wo ist denn der Lieutenant Malveca? kam er nicht mit uns herauf?"

„Er stand eben noch in der Thür," sagte Espinoza.

„Hauptmann, bitte, lassen Sie Ihren Lieutenant Malveca

rufen! wo ist er? — Ich wünsche alle Officiere für einen Augenblick zusammen zu haben."

Einer der anderen Officiere war schon die Treppe hinabgesprungen, um den Verlangten wissen zu lassen, daß ihn der General sprechen wolle — er kam nicht wieder. Hauptmann Belconza ging selber und erfuhr unten, daß Malveca vor einigen Minuten sein Pferd bestiegen habe, langsam die Plaza hinabgeritten und um die nächste Ecke gebogen sei. Der junge Officier war ihm rasch dahin gefolgt.

Noch stand der Hauptmann in der Thür, als dieser zurückkehrte und meldete, Malveca sei die Straße hinabgeritten, aber er begreife nicht, was er vorhaben könne, denn er wäre, der Aussage jener Leute dort an der Ecke nach, in die Straße langsam und im Schritt eingebogen, habe dort aber auf einmal seinem Pferd die Sporen gegeben, und sei dann in einen scharfen Trab gefallen, daß sein Thier ordentlich Funken aus dem Pflaster geschlagen habe. Beinahe hätte er, noch ein kleines Stück weiter oben, ein junges Mädchen überritten, das gerade vor ihm über den Weg gehen wollte, und kaum rasch genug ausweichen konnte.

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. Was war dem tollen Menschen eingefallen? Zu dem Regierungsgebäude zurückgekehrt, schickte er augenblicklich eine Ordonnanz hinter Malveca her, um ihn aufzusuchen und herzubescheiden, und blieb dann unten im Haus stehen, um die Rückkunft zu erwarten.

Es dauerte aber wohl eine Viertelstunde, bis der Soldat wiederkam und dann die Meldung machte, Señor Malveca sei aus Guaranda hinaus und auf die Straße nach Bodegas zu gejagt — möglich, daß er dort etwas Verdächtiges bemerkt habe, worüber er Kunde einziehen wolle. Er, der Soldat, sei ihm durch die Stadt gefolgt, und da er nicht das Mindeste von dem Lieutenant bemerkt habe, wieder hierher zurückgekehrt.

Der Hauptmann wußte jetzt noch viel weniger, was er aus dem Allen machen solle, als vorher, und stieg langsam wieder die Treppe hinauf, um dem General Bericht abzu-

statten. Noch hatte er denselben nicht halb vollendet, als Espinoza ausrief:

„Er ist fort! ich habe mich nicht geirrt."

„Fort? wohin?" sagte der Hauptmann.

„Zu Franco — er hat den Brief geschrieben — das ist seine Handschrift, denn ich kenne sie genau und er wußte es."

„Malveca!" schrie der Hauptmann erschreckt — „dann haben wir auch den schlimmsten Feind in Franco's Lager — aber noch ist es vielleicht möglich" — und während er sprach, wollte er der Thür wieder zustürzen.

„Halt, Hauptmann!" rief ihm aber Flores mit ruhiger Stimme zu. „Wenn der Herr seinen Weg dort hinaus genommen, so hat er jetzt wenigstens eine Viertelstunde Vorsprung, und mit einem guten Thier unter sich, das er sich doch jedenfalls ausgesucht, wäre es nutzlose Arbeit, ihn zu verfolgen. Aber was ist das für ein Lärm draußen?"

Mit diesen Worten war er auf den Balkon hinausgetreten, denn unten in der Straße wurden Rufe laut und ein wildes Getöse von Menschenstimmen drang herauf. Wie der General aber hinab in die Straße sah, bemerkte er einen Gefangenen, der von einer Anzahl Menschen geführt und von Bewaffneten begleitet wurde, und erkannte an demselben auf den ersten Blick die Franco'sche Uniform.

„Ein Helfershelfer Malveca's?" sagte er finster, indem er von dem Balkon wieder zurück in das Zimmer trat, „wie es scheint, sind wir doch in größerer Nähe des Feindes, als ich dachte. Führen Sie den Gefangenen herauf."

Es dauerte nicht lange, so erdröhnte die knarrende Holztreppe draußen von den schweren Schritten einer Anzahl Männer, die theils den Gefangenen führten, theils die Gelegenheit nicht wollten unbenutzt vorüberlassen, den berühmten General einmal in der Nähe zu sehen. Trupp auf Trupp drängte sich hinzu, und konnte nur mit Mühe an der Thür durch die Officiere verhindert werden, sich in das Zimmer hinein zu pressen. Nur dem Gefangenen und zwei Wachen wurde gestattet einzutreten, während der Rest draußen vor der offenen Thür stehen blieb und einen Blick in das Innere zu gewinnen und einzelne Worte zu erhaschen suchte.

Der Gefangene sah bös aus. Er trug die Franco'sche Uniform, aber nur noch in Fetzen, denn Dornen und Schlingpflanzen, vielleicht aber auch die rauhe Behandlung seiner Wächter, hatten ihm nicht allein diese, sondern auch die Haut im Gesicht und an den Händen in Stücken heruntergerissen. Sein Haar — Mütze oder Hut trug er gar nicht mehr — hing ihm wirr um die Schläfe, und sein Gesicht sah matt und hohläugig aus. Ueberhaupt schien er weit eher zum Tod erschöpft und abgehetzt, als hierher gekommen zu sein, um die Stellung des Feindes auszukundschaften.

„Da bringen wir den Räuber," sagte der eine von den bewachenden Soldaten, während sie den armen Teufel vor den General führten, der ihn mit finster forschenden Blicken betrachtete. „Den Geschicktesten scheint sich Franco aber nicht zum Spioniren ausgesucht zu haben, denn wie wir ihn fingen, kam er eben aus dem Dickicht und war so ermattet, daß er nicht einmal seinen Degen ziehen konnte."

„Wer bist Du und wie heißt Du?" fragte der General, indem er den Mann streng ansah, „und was hat Dich hierher geführt?"

„Das sind drei Fragen auf einmal, General Flores," lächelte der Gefangene trotz seiner Lage, „aber sie sind ziemlich leicht zu beantworten. Wenn jedoch das der Empfang ist, welcher der Franco'schen Uniform hier im Lande bevorsteht, dann hat sich der Mulatte wohl vergebens auf Triumphbogen, Illumination und Ehrenpforten gefreut. Mit mir sind diese wackeren Leute wirklich schmählich umgegangen. Uebrigens, General, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen, daß ich kein Spion bin, und wenn mir die Dornen nicht Gesicht und Kleider zerfetzt hätten, wäre es nicht einmal nöthig, Ihnen meinen Namen zu nenen. Lassen Sie mir etwas Wasser geben, daß ich mir das geronnene Blut abwaschen kann, und ich werde mir dann erlauben, mich Ihnen als Hauptmann Fortunato von den Franco'schen Tiradores vorzustellen."

„Fortunato?" rief Flores erstaunt aus — „Mensch, wie sind Sie zugerichtet!"

„So, General, daß mich nicht einmal ein neuer Freund wiedererkennt, der mich — genau genommen — eigentlich in

meine jetzige Verfassung versetzt hat. Espinoza, erinnern Sie sich meiner nicht?"

„Beim ewigen Gott!" brach Espinoza aus, der den Gefangenen schon erstaunt gemustert hatte — „das ist — das ist ja der nämliche Officier, dem ich meine Rettung, mein Leben verdanke — das ist kein Spion, General."

„Aber wie kommen Sie in der Franco'schen Uniform in unser Lager?" fragte Flores, der in dem Augenblick an den ebenfalls in Uniform geflüchteten Malveca dachte.

„Die Geschichte ist nicht in zwei Worten erzählt, General," sagte Fortunato, der sich kaum noch auf den Füßen erhalten konnte — „wenn Sie mir aber einen Stuhl und ein Glas Wein — am liebsten eine Flasche — geben lassen, so glaube ich, daß ich Ihnen manche wichtige Mittheilung machen kann, ohne dabei für einen Ueberläufer zu gelten. Ich bin mir keines unredlichen Schrittes bewußt, aber augenblicklich so todmatt, daß ich —"

Er konnte nicht weiter reden — sein Gesicht war erdfahl geworden, er schwankte und wäre zusammengebrochen, wenn seine beiden Wächter und der hinzuspringende Espinoza ihn nicht gehalten hätten. Seine kräftige Natur siegte aber bald wieder über die augenblickliche Schwäche.

Espinoza rückte ihm einen Stuhl zum Tisch und reichte ihm ein rasch eingeschenktes Glas Wein, das der Ermattete gierig hinunterstürzte, und Flores befahl dann den Wachen, sich zu entfernen und die Thür zu schließen. Den Gefangenen wolle er unter seine persönliche Obhut nehmen, denn es sei keine Gefahr da, daß er entfliehe.

Es bedurfte allerdings noch einiger Zeit, bis sich der von seinem anstrengenden Marsch, seinen Entbehrungen und Aengsten erschöpfte Fortunato so weit erholt hatte, um die Geschichte der letzten beiden Tage im Zusammenhang erzählen zu können. Nachdem er aber von seiner Verurtheilung berichtet hatte, erklärte er auch, daß er schon lange bereut habe, unter die Fahnen des heimtückischen Menschenschlächters und Tyrannen getreten zu sein; nur der Vorwand habe ihm gefehlt, sich dem Dienst zu entziehen, ohne den geleisteten Eid zu verletzen.

Jetzt sei er indessen durch Franco's Grausamkeit frei ge-

worden, und nicht allein hänge sein eigenes Leben davon ab, daß der Usurpator nicht über Ecuador herrsche — nein, er erkenne auch, daß diese Mulattenwirthschaft, wenn Menschen wie Franco und der thierische Barbadoes an der Spitze ständen, das unnennbarste Elend über das Land bringen würde, und er sei daher bereit, mit Leib und Leben in Flores' Heer, und wenn es als gemeiner Soldat wäre, einzutreten.

„Und wo steht Franco jetzt?" fragte der General, der dem Bericht schweigend und nur manchmal leise mit dem Kopf nickend gelauscht hatte.

„Genau bin ich nicht im Stande das anzugeben," erwiderte Fortunato. „Ist er in einem Strich fortmarschirt, so muß er diese Nacht Tucumbo erreichen, denn große Tagemärsche kann er mit dem Troß nicht machen. Gestern regnete es aber bei Camino real, was vom Himmel herunter wollte, und ich weiß nicht, wie seine Lastthiere den Hügel hinaufgekommen sind, der unmittelbar hinter dem Dorf sich in das Thal hinabzieht. Der Boden dort wird nach dem Regen so schlüpfrig wie Seife, und ein leeres Pferd ist kaum im Stande ihn zu passiren, ohne zu stürzen, obgleich man noch immer besser aufwärts wie abwärts kommen kann."

„Aber Tucumbo liegt ganz in unserer Nähe," rief Espinoza, „und wenn Franco das heut Abend erreicht, rückt er morgen mit Leichtigkeit auf Guaranda."

„Das allerdings," sagte Fortunato. „Das Terrain ist freilich coupirt und geht Hügel auf und ab, durch Buschwerk und kleine Wälder, aber der Weg ist nicht schlecht, denn der mehr sandige Boden saugt den Regen ein und zeigt nur hier und da einige schlechte Stellen. Der einzige wirkliche böse Platz ist hinter Camino real."

„Hauptmann Belconza, lassen Sie augenblicklich zwei von Ihren Leuten aufsitzen — oder nehmen Sie lieber drei — aber solche, die Sie als zuverlässig genug kennen, daß sie sich nicht volltrinken und in Gefangenschaft gerathen, und schicken Sie dieselben zum Recognosciren nach Tucumbo. Sie sollen scharf reiten; möglich, daß sie den Señor Malveca noch

unterwegs einholen — wo nicht, bleiben sie in Tucumbo, das in drei Stunden zu erreichen ist, bis Franco's Vorhut dort in Sicht kommt und sie sich überzeugt haben, daß es nicht ein bloßes Streifcorps ist. Sie schicken am besten einen Officier mit — und wer von Ihnen geht, meine Herren, bedenken Sie, daß die Sicherheit unseres ganzen Heeres von Ihrer Aufmerksamkeit abhängt."

„Im Fall Franco heut Abend Tucumbo erreicht, General," sagte Espinoza, „so dürfen wir uns auch sicher darauf gefaßt machen, ihn morgen früh hier zu haben, denn nach dem Brief, den Malveca geschrieben, scheint ihm gerade besonders daran zu liegen, ihn vor uns in Guaranda zu sehen."

„Malveca wird allerdings sein Möglichstes thun," sagte Flores nachsinnend, „denn jetzt, als Verräther gebrandmarkt, bleibt seine einzige Hoffnung nur der Sieg für Franco's Waffen. Wenn aber meine Leute nur den gegebenen Befehlen genau nachkommen und in Eilmärschen vorrücken, so wären wir mit der Cavallerie im Stande, den Feind wenigstens aufzuhalten, bis das Gros der Armee eintreffen könnte."

„Darf ich wissen, um was es sich hier handelt?" frug Fortunato, der sich durch die erhaltene Stärkung wunderbar erfrischt fühlte.

„Es ist kein Geheimniß," sagte Flores ruhig. „Einer von unseren Officieren, noch dazu ein geborener Quitener, dessen ganze Familie in Quito lebt, den alle eigenen Interessen an unsere Fahne fesseln sollten, hat uns verrathen und ist heute Morgen in das Franco'sche Lager entflohen, um dem Mulatten die wehrlose Lage Guarandas mitzutheilen. Wenn daher Franco nicht vollständig verblendet und nur irgend im Stand ist vorzurücken, so muß jetzt die Stadt in seine Gewalt fallen, und wir dürfen nicht einmal die Waaren da verbrennen, ohne den ganzen, fast nur aus Holz gebauten Ort mit Einäscherung zu bedrohen."

„Sollte es kein Mittel geben, dem Aeußersten zu begegnen?"

„Wissen Sie eins?" rief Flores schnell. — „Jedes, das Aussicht auf Erfolg hat, ist willkommen. Sie kennen

Franco — gäbe es irgend etwas, das seinen Marsch verzögern könnte?"

„Ja," sagte Fortunato nach kurzem Ueberlegen. „Er ist entsetzlich mißtrauisch, weil er in jedem Menschen einen Verräther argwöhnt, und selber zu genau weiß, wie er an Anderen gehandelt hat. Wenn man im Stande wäre, die Aussagen jenes Ueberläufers bei ihm zu verdächtigen — aber die Zeit ist freilich dazu entsetzlich kurz gemessen."

Flores hatte den Redenden scharf und erwartungsvoll angesehen; dann ging er plötzlich mit untergeschlagenen Armen und raschen Schritten im Zimmer auf und ab, und als er das Haupt wieder hob, zuckte ein Lächeln über seine Züge.

„Hauptmann Belconza," wendete er sich in diesem Augenblick wieder an den gerade eintretenden Officier, der eben die von Flores gegebenen Befehle ausgeführt hatte und davon zurückkehrte. „Thun Sie mir den Gefallen und begeben Sie sich augenblicklich in Malveca's Quartier, packen Sie dort die besten und werthvollsten Sachen, die er zurückgelassen hat — es wird gerade nicht viel sein — zusammen und sorgen Sie mir dann für einen Arriero; aber ich brauche einen schlauen, durchtriebenen Burschen, der unserer Sache treu ergeben ist. Seine Bezahlung soll reichlich sein, denn es gilt jetzt nichts Geringeres als die Rettung Guarandas."

„Und wohin soll der Arriero, General?"

„In Franco's Lager, mit einem Maulthier. Er wird dort natürlich zurückgehalten und sein Thier ihm abgenommen, er selber auch vielleicht eine Zeit als Gefangener behandelt werden, aber —"

„Dazu finden wir Niemanden, General," sagte der Hauptmann kopfschüttelnd. — „Ich kenne die Burschen, sie fürchten den Mulatten mehr wie den Teufel, und alle Versprechungen in der Welt würden keinen von ihnen bewegen, dort Gefahr zu laufen, ganz einfach als Spion aufgehangen zu werden. Aber wozu soll man ihm die Sachen schicken?"

„Um darin einen Brief an Malveca zu verbergen," sagte Flores, „der sicher in die Hände Franco's fiele."

„Wenn's weiter nichts ist," erwiderte der Hauptmann, „so hat sich uns die herrlichste Gelegenheit dazu in diesem Augen-

blick geboten. Eben wie ich unten war, ritt der Postbote vor der Posada an, der alle vierzehn Tage mit den englischen, amerikanischen und französischen, wie überhaupt den Consulatsdepeschen nach Guajaquil an Bord des eintreffenden Dampfers geht. Wenn Sie dem einen Brief an Malveca übergeben, den er nur zu bestellen hat, so können Sie sicher darauf rechnen, daß er in die Hände des Mulatten fällt."

„Davon bin ich ebenfalls fest überzeugt," sagte Fortunato, „denn wenn Franco den Courier nicht selber vor sich läßt, ist jedesmal bei dessen Ankunft der Mulattenmajor Barbadoes gegenwärtig, der etwa eintreffende Briefe oder Depeschen in Empfang nimmt und sie alle — ohne Unterschied — zuerst an den General abliefert. — Wir haben nie einen Brief bekommen, der nicht vorher erbrochen und gelesen war."

„Gut," sagte Flores, sich die Hände reibend, „das vereinfacht die Sache ungemein — lassen Sie nur den Courier nicht fort, bis ich ihn gesprochen habe, Hauptmann, und einen der Herren dürfte ich wohl indessen um Schreibzeug und Papier bitten."

„Hier im nächsten Zimmer steht Alles, General," sagte einer der jungen Officiere, und Flores schritt ihm rasch dorthin voran.

„Und nun, mein lieber, wackerer Freund," rief Espinoza, auf Fortunato zugehend und ihn nach ecuadorianischer Sitte umarmend, „bin ich überglücklich, daß ich die ersehnte Gelegenheit habe, Ihnen für meine Rettung zu danken, deren Folgen ich auch nicht einmal bedauere, denn sie hat Sie aus den Klauen des Mulatten befreit und auf die Seite geführt, zu der Sie gehören. Sie sind jetzt einer der Unseren und werden warme Freunde finden."

„Lieber Espinoza," bemerkte Fortunato, seine Hand drückend, „vor allen Dingen thun mir warme Kleider noth, denn nach dem letzten Nachtregen und oben in den Bergen hat mich gefroren, daß mir die Zähne klapperten. Außerdem hat mich bis jetzt die Seite, zu der ich, wie Sie meinen, gehöre, außerordentlich rauh bewillkommnet, und es fehlte nicht viel, so setzten sie das fort, was Seine Excellenz so hübsch begonnen, und führten sogar sein Urtheil aus, denn

sie hatten gar nicht übel Lust, mich ohne Weiteres an den nächsten Baum zu knüpfen."

„Da Sie sich in Franco's Uniform näherten — kein Wunder!" lachte Espinoza.

„Sollte ich etwa die letzte Nacht in Hemdsärmeln verbringen?" sagte Fortunato — „ich gebe Ihnen mein Wort, Sie haben gar keine Idee, was diese Höhe von Camino real oder vielmehr der Berg daneben für ein kalter, windiger Strich ist. — Also ich muß vor allen Dingen Toilette machen —"

„Deren Besorgung Sie aber ganz allein mir überlassen," rief Espinoza, „denn ich bin noch tief in Ihrer Schuld —"

„Lieber Freund — Sie sehen mich bereit, Ihre ganze Hülfe anzunehmen."

„Der General kommt," unterbrach ihn der junge Officier. „Wir gehen dann gleich in dasselbe Quartier."

„Wo ist der Bote?" fragte Flores den an der Thür seiner harrenden Hauptmann.

„Er hält unten, Ihre Befehle zu empfangen."

„Vortrefflich, und jetzt wollen wir doch sehen, ob wir diesen saubern Malveca nicht in seinen eigenen Schlingen fangen. Espinoza, diese Ordre schicken Sie augenblicklich mit einem Courier über den Paß zurück dem Heer entgegen. Es ist der Befehl, die Cavallerie vorauszusenden. Guaranda muß gerettet werden, und dann," setzte er hinzu, indem sein Blick mit einem lächelnden Zug um den Mund die sehr traurige Gestalt Fortunato's streifte — „sorgen Sie mir auch dafür, daß der Herr da in anständige Kleider kommt und — unserer Armee keine Schande macht."

18.

Nach Camino real.

Wir haben das Franco'sche Lager nach Fortunato's Flucht verlassen, wo Barbadoes wie ein Wüthender die Treppe hinabfuhr und Belohnung über Belohnung auf Einbringung des Flüchtigen setzte. Das aber war ein schweres Stück Arbeit.

Ehe ihn nur Jemand verfolgen konnte, hatte er — durch den Sprung auf den Bananenstamm, der mit ihm zusammenknickte, nicht im geringsten beschädigt — unter dem Schutz der breiten deckenden Blätter hin seine Flucht bis zu der Umzäunung fortsetzen können. Draußen stieß der Platanar aber an ein fast eben so dichtbewachsenes Yukafeld, dessen gerade Reihen ihn wohl noch etwas gefährdet hätten, wenn einer der Bewaffneten dort schon mit seinem Gewehr gewesen wäre. Ehe sie sich aber nur über die Richtung klar geworden waren, die er genommen haben könnte, hatte er das Ende auch dieses Feldes erreicht, durchschritt eine schmale Baumwollenpflanzung und tauchte wenige Minuten später in das Walddickicht selber ein, in dem eine Verfolgung bei der einbrechenden Nacht positiv unmöglich wurde.

Die Soldaten hetzten freilich noch eine Weile in den benachbarten Feldern herum und feuerten auch hier und da ihre Gewehre ab, um den Major glauben zu machen, daß sie scharf auf der Fährte des Flüchtigen seien; einen Erfolg erreichten sie aber durchaus weiter nicht, als daß sie dem Fliehenden genau die Richtung angaben, wo sie sich befanden, und als die Nacht völlig eingebrochen war, kehrten sie einzeln und ohne sich weiter zu melden zu ihren verlassenen Lagerfeuern zurück. Fortunato war frei und hatte jetzt nur die Schwierigkeit zu überwinden, die ihm das wilde Terrain entgegenstellte.

Franco kochte vor Zorn, und sein Grimm steigerte sich, da er eigentlich Niemanden hatte, auf den er die Schuld wälzen

konnte, als eben den Major. Den überschüttete er nun mit den gemeinsten und pöbelhaftesten Schimpfworten. Barbadoes hielt geduldig still, bekannte de- und wehmüthig, daß er einen Fehler begangen habe, indem er nicht vorher den ganzen Platanar mit Militär besetzen ließ, daß sich der Hinabspringende in den Bajonnetten hätte spießen müssen und — bat den General um Verzeihung — schwor aber dabei, daß er nicht ruhen noch rasten wolle, bis er den Schuft, der sich nicht gutwillig hatte hängen lassen, mit eigenen Händen wieder eingefangen und an den nächsten Baum aufgeknüpft habe. Dann führte er, um seinen Privatzorn doch auf irgend Jemanden zu übertragen, die beiden gefangenen Officiere, die dem Treiben ruhig, aber mit dem gespanntesten Interesse zugesehen, in strenge Haft, und zwar in die schräg gegenüberliegende Brennerei ab.

Dort wurden sie in eine kleine Kammer eingesperrt, in eine Art von Keller, der zufällig leer stand, weil die Soldaten die frische kühle Nachtluft diesem eingeschlossenen, dumpfigen Raum vorzogen, und dort unter scharfer Bewachung ohne frische Luft und ohne alle Bequemlichkeit allein gelassen.

Am nächsten Morgen ertönten wieder in aller Frühe die Signalhörner, und Barbadoes hatte nicht übel Lust, neue Streifpatrouillen nach dem Entflohenen auszusenden. Franco wußte aber nur zu gut, wie völlig nutzlos das sein würde, und befahl, zum Aufbruch zu blasen. Das Frühstück sollte später in einem der nächsten Thäler, wo es Holz und Wasser im Ueberfluß gab, gehalten werden.

Hierbei zeigten sich ihm aber die Gefangenen unbequem. Am liebsten hätte er sie freilich mitgeführt — und wäre es auch nur gewesen, um sie zu züchtigen. Einestheils machte das aber eine Menge Schwierigkeiten, und dann fürchtete er auch, daß sie noch mit den übrigen Officieren Verkehr halten und diese ebenfalls aufreizen könnten. Das Beste war also, sie zurück zu senden, und mit zusammengebundenen Händen wurden sie vier Mann mit geladenen Gewehren übergeben, die strengen Befehl bekamen, sie ohne Weiteres niederzuschießen, sobald sie den geringsten Fluchtversuch wagen sollten.

Beide protestirten dagegen und verlangten auf ihr Ehren-

wort, nicht wieder gegen Franco zu dienen, freigelassen zu werden; aber was wußte der Mulatte von einem Ehrenwort, und der Major lachte geradezu über eine solche Forderung. Jede Widerrede war nutzlos, und zu Fuß, mitten zwischen der rohen Escorte, mußten sie den Rückweg nach Guajaquil antreten.

Es war indessen fast sieben Uhr geworden, ehe das Heer in vollständige Marschordnung kam und sich in Bewegung setzen konnte. Der Marsch selber ging auch heute nicht besser, der Weg war sehr schmal; ein gerade in die Straße gestürzter starker Baum hielt den Maulthiertrupp, der den Ort nicht passiren konnte, ehe dieses Hinderniß weggeräumt war, ebenfalls lange auf, und außerdem zog sich der Pfad von hier ab ziemlich steil bergauf in die kälteren Regionen hinein.

Auf dem nächsten Hügel hielt Franco, um die langsamer nachrückende Masse zu erwarten, und jeder Andere an seiner Statt würde in dem Anblick dieser Scenerie, die sich hier dem entzückten Auge bot, geschwelgt haben.

Vor ihm ausgebreitet, als er den Kopf seines Thieres zurückwendete, lag das flache Land, aus dem die hellgrünen Platanare und Zuckerrohrfelder der heute Morgen verlassenen Haciendas noch klar und deutlich herüberschimmerten, während darüber hinaus der zarte Duft, in den das Bild zerfloß, die riesige Fläche des Stillen Oceans zeigte.

Links davon thürmten sich, in grauen nebelhaften Umrissen, die gewaltigen Bergmassen des Sangai, dessen mächtiges Grollen aber noch manchmal bis zu diesen Hügeln hinauftönte, und während das Land hier, unmittelbar neben dem Reiter, zu einem mit Gebüsch bewachsenen, zerrissenen Thal hinablief, begannen zur Rechten schon die dichtbewaldeten Hänge der Vorberge des Chimborazo. Hier aber waren sie noch überall mit Palmen dicht bestanden, deren gefiederte Blattkronen ein ganz eigenthümliches Grün zeigten und sich scharf und deutlich von den Laubholzstämmen unterschieden.

Auch das Ohr wurde hier daran erinnert, daß man sich noch an der Grenze der Tropen befand, denn drüben im Walde zankte sich ein Schwarm munterer Affen, und Papageien, immer zwei und zwei zusammen, strichen kreischend und

mit scharfen Flügelschlägen von einem Hügel zum andern hinüber. Dicht am Wege aber, als Wahrzeichen einer gemäßigteren Zone, begann die Aloe ihre stachligen Fleischblätter zu treiben, und einzelne Cactus dehnten die mit Stacheln gespickten Knollenzweige am Boden hin, denn das Klima war ihnen hier doch noch ein wenig zu warm, um zu der vollen Stärke empor zu schießen, mit der sie höher hinauf starke Büsche und Bäume bilden.

Aber das Alles sah der kleine Mulatte nicht, der verdrossen auf seinem Maulthier hockte, und gotteslästerliche Flüche dabei zwischen den Zähnen zerbiß. — Wie sollten sie auch heute noch das ersehnte Camino real erreichen, wenn der Troß so lange zögerte und nicht von der Stelle zu bringen war!

Endlich tauchten die blitzenden Bajonnette zwischen den Büschen auf, und mit einem gemeinen „Grandisima" drehte Franco den Kopf seines Pferdes herum, um seinen Weg wieder zu verfolgen und weiter oben einen Platz zu bestimmen, wo die Truppen frühstücken sollten.

Bis dahin war das Wetter wundervoll gewesen, und die Sonne schien voll und glühend auf ein Landschaftsbild, wie es nur die reichste Phantasie im Stande wäre herauf zu beschwören. Drüben aber über dem Sangai sammelten sich die Nebelschichten und rückten langsam, aber sicher in das niedere Land hinab, so daß Barbadoes, der diese Zeichen kannte, oft und eben nicht freundlich den Blick dorthin zurückwandte.

„Ich fürchte, General, wir bekommen schlechtes Wetter," redete er endlich den neben ihm langsam hinreitenden Franco an — „da drüben der Nebel gefällt mir gar nicht."

Er bekam keine Antwort; der kleine Mulatte war mit seinen ärgerlichen Gedanken beschäftigt und nicht in der Stimmung, sich um das Wetter zu bekümmern. — Was that es auch, wenn es regnete. Er selber hatte seine schützenden Ponchos hinten am Sattel festgeschnallt, und die Soldaten — nun die wurden naß und trockneten auch wieder. Die Unterhaltung war jedenfalls damit abgebrochen.

Endlich erreichten sie eine nur spärlich mit Büschen bewachsene Einsenkung, durch welche ein Wasser rieselte und die

sich vortrefflich zu einem Rastplatz eignete. Franco stieg auch ohne Weiteres aus dem Sattel, warf dem ebenfalls abspringenden Major seinen Zügel zu und sich selber unter den nächsten Busch, um dort die Ankunft der Truppen abzuwarten.

Diese kamen endlich, aber mit ihnen stieg auch die Wolkenschicht am Horizont höher und höher empor, und nahm durch die noch darauf fallenden Sonnenstrahlen eine fast schwarze, drohende Färbung an. Aber kein gastliches Dach bot hier oben Schutz gegen etwa ausbrechenden Sturm, selbst die hohen, breitästigen und dichtbelaubten Bäume hatten die Truppen hinter sich gelassen, und das niedere Gestrüpp hier umher konnte ihnen nur wenig und geringen Schutz bieten. Was half's — die Leute waren hungrig geworden — ein Haus lag hier auf weite Strecken nicht, und hätten sie auch eine menschliche Wohnung gefunden, wie wenige von ihnen konnten darunter Schutz suchen — noch nicht einmal sämmtliche Officiere. Also war es das Beste, sich in die Umstände zu fügen. Die Wetter, welche sich von den Kratern der Berge ablösten, als ob sie dort den elektrischen Stoff eingesogen hätten und nun, wie eine Seifenblase von der Pfeife, durch einen Windstoß losgehoben würden, um an einer andern Stelle zu zerplatzen, sahen auch manchmal viel schlimmer aus, als sie sich nachher wirklich zeigten. Die ersten Trupps hatten deshalb kaum die Einsenkung erreicht und von dem Major Befehl erhalten, Feuer anzuzünden, als sie ihre Waffen bei Seite stellten und sich über den Platz vertheilten.

Trockenes Holz gab es hier in Ueberfluß, und während sich Einige damit beschäftigten, an verschiedenen Orten Flammen anzufachen, schleppten Andere Reisig und dürre Aeste herbei, um das Feuer zu nähren. Wie die übrige Mannschaft jetzt nachrückte, wimmelte der kleine Platz bald von dunkeln, wilden Gestalten, die sich lachend und tobend den Küchengeschäften unterzogen und in wilder Eile die Feuer zu prasselnder Gluth schürten, damit sie ein vielleicht nur flüchtiger Regen nicht so leicht auslöschen könnte.

Höher und höher aber stiegen die Wolken, und je mehr sie sich ausbreiteten, desto größere Flugkraft schienen sie zu gewinnen. Einzelne Nebelstreifen reichten schon bis nach Osten

hinüber und legten sich vor die Sonne — und jetzt erhob sich der Wind — rauschte über die Büsche, schüttelte drüben die Palmenkronen an dem steilen Berghang und sandte einzelne schwere Tropfen auf die Erde nieder, während ein zuckender Blitz und bald nachrasselnder Donnerschlag den Beginn des Unwetters ankündigte.

Die Affen drüben am Berg, die sich noch vor wenigen Augenblicken auf das Grimmigste gescholten und einen tollen Lärm vollführt hatten, den man am stillen Morgen oft Stunden weit hört, schwiegen plötzlich. Lautlos und wie ein Pfeil vom Bogen schoß noch ein einzelnes Papageienpaar vorüber, unter den Schutz des dichten Laubes — jetzt wieder ein Blitz, der die Wolken zu spalten schien, und mit ihm fast zugleich ein Schlag, als ob ein Sechzigpfünder über ihren Köpfen abgefeuert würde, und die Schleusen des Himmels öffneten sich.

Das war kein Regen mehr von rasch hintereinander fallenden Tropfen, das war ein solider Guß wie mit Kübeln und Kannen, der eine Welt von Wasser auf die Erde schüttete und nicht nur durchnäßte, sondern überschwemmte. Ueberall unter die Büsche drückten sich die Soldaten, um dort wenigstens einen eingebildeten Schutz zu suchen, aber nicht lange sollten sie sich selbst dieser kleinen Hülfe erfreuen, denn kaum waren zehn Minuten vergangen, als das winzige, in der Senkung niederrieselnde Wässerlein zu wachsen anfing, weil gelbe Fluthen von allen Seiten hereinstürzten. In kaum einer Viertelstunde war der Bach ein tosender Bergstrom geworden, der Alles, was in seinen Bereich kam, mit sich fortriß, und die Leute mußten jetzt hinaus in den ärgsten Sturm, um nur ihre Kochgeschirre und abgelegten Waffen zu retten — ja das Wasser trennte sie zu gleicher Zeit in zwei Hälften, denn es war schon unmöglich geworden, es zu durchwaten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, mit fortgerissen zu werden.

Franco saß ebenfalls unter einem Busch. Wie der Regen nur seine ersten Vorläufer zeigte, hatte ihm der aufmerksame Major die Decken und Ponchos abgeschnallt und umgehangen; so kauerte er dort, das dunkelgelbe Gesicht von Nässe triefend und in verbissener Wuth, einer fetten Spinne nicht unähnlich,

die sich mit zusammengezogenen Beinen in ihr vom Sturm geschütteltes Netz zurückgezogen hat.

Nur der Major stand aufrecht und unerschüttert in dem Rasen der Elemente — wie hätte er sich auch unter den verkrüppelten Büschen decken wollen. Ein kleiner kurzer Poncho sah allerdings so aus, als ob er den Oberkörper gegen die niederwaschende Fluth schützen könnte, aber schon lange hatte sich diese ungehindert einen Weg durch das dünne Gewebe gebahnt, und das Einzige, was an ihm dem Regen noch erfolgreichen Widerstand bot, war seine eigene Haut, er selber aber so durch und durch geweicht, als ob er die ganze Nacht im Wasser gelegen hätte. Aber er rührte und regte sich nicht, nur bei den allzu grell zuckenden Blitzen schloß er die Augen, und öffnete sie dann erst wieder, wenn der Donner schmetternd hinterdrein rasselte.

Zwei volle Stunden dauerte der Orkan — der Bach in der Senkung war zu einem Flusse geworden, und die Menschen zitterten vor Kälte und Nässe, während die Thiere mit gesenkten Ohren dem Wind den Rücken zukehrten und Alles geduldig über sich ergehen ließen. Waren sie doch einmal zur Mißhandlung auf der Welt, und ob diese von ihren Herren oder von den Elementen ausging, blieb sich gleich.

So lange der Sturm dauerte, war natürlich an einen Aufbruch nicht zu denken, und erst als er nachgelassen hatte, erging auf's Neue der Befehl, jetzt rasch zu frühstücken und sich dann bereit zu halten. Von einem Feuer war aber keine Rede mehr; man hätte mehrere Stunden gebraucht, um wieder eine Flamme anzufachen, und die Leute schienen dadurch in eben nicht besonders gute Laune versetzt. Außerdem kühlte das Gewitter die Luft außerordentlich ab, und man spürte schon deutlich, daß man die warmen Niederungen hinter sich gelassen und eine weit kühlere Region betreten hatte.

Die an das Klima von Guajaquil gewöhnten und danach gekleideten Soldaten klapperten ordentlich mit den Zähnen, verschlangen das Wenige, was sie an genießbaren Sachen bei sich hatten, und sehnten sich nur danach, den Marsch auf's Neue anzutreten, um erst wieder einmal warm zu werden.

Endlich gaben die Trompeten das Zeichen zum Sammeln.

Die Arrieros hatten die weich gewordenen Riemen aus roher Haut, die ihre Fracht zusammenhielten, nachgeschnürt, und die Vorhut setzte sich in Bewegung. Jetzt aber zeigte sich erst, daß das Gros der Armee noch nicht folgen konnte, bis der tosende Bergbach nicht wenigstens etwas gefallen wäre, denn die Lastthiere liefen Gefahr, mit fortgerissen zu werden, und selbst die Fußgänger wagten sich nicht in die gelbe schäumende Fluth hinein.

So rasch solche Wasser in den Gebirgen aber auch steigen, eben so rasch, ja oft noch viel schneller, laufen sie wieder ab, und nach einer Stunde etwa konnte der Uebergang ohne die geringste Schwierigkeit bewerkstelligt werden. Der Marsch war aber durch das Alles natürlich entsetzlich aufgehalten, und die Thiere hätten tüchtig austraben müssen, wenn sie Camino real noch an diesem Tage erreichen wollten.

Das aber zeigte sich bald unmöglich, denn durch den Regen war auch der Weg ausgewaschen und weich geworden, und Franco, der nicht die geringste Lust hatte, die Nacht nach einem solchen Wetter bei der immer kälter werdenden Temperatur im Freien zuzubringen, hinterließ die Ordre, die Truppen so weit als irgend möglich vorzuschieben und erst mit einbrechender Dunkelheit Halt zu machen, und sprengte dann mit dem Major, einigen Officieren und einem Piket Cavallerie voran, um selber unter Dach und Fach zu kommen.

Und selbst das war nicht so leicht. Bis zu der Anhöhe, die zu dem kleinen Dorf Camino real hinaufführte, ging es so ziemlich; denn das Wasser war entweder abgelaufen oder von dem sandigen Boden aufgesogen; den eigentlichen Berg aber zu erklimmen, daran scheiterte jeder Versuch. Die Straße öffnete sich hier allerdings breit genug, denn zahllose Maulthierzüge hatten lange Jahre hindurch die Büsche zu beiden Seiten niedergetreten, aber der Abhang zog sich unerbittlich steil empor, der Boden bestand aus einem, durch den Regen an der Oberfläche schlüpfrig gewordenen harten Lehm, der die Hufe der Thiere nicht einmal haften ließ, und mit dem Reiter im Sattel waren sie nicht im Stande, empor zu klimmen.

Hartnäckig, wie die Maulthiere sind, die eigentlich vor keinem Weg zurückschrecken, der nicht sumpfigen Boden zeigt,

versuchten sie allerdings immer von Neuem die Hufe in den Boden einzuschlagen und an dem Anhang empor zu klimmen. Wenn sie aber kaum dreißig oder vierzig Fuß vorwärts gekommen waren, so brachte sie ein einziger Fehltritt zum Rutschen, worauf sie sich auf der Stelle umdrehten, sich auf das Hintertheil setzten und blitzschnell den eben zurückgelegten Weg wieder hinabglitten.

Wenn es aber schon den Maulthieren so schlimm erging, so zeigten sich die Pferde noch viel unbrauchbarer, denn bei ihrem viel unsicherern Gang, auf ihren breiteren und glatteren Hufen rutschten sie nicht allein, sondern stürzten und überschlugen sich und gefährdeten nicht selten den Reiter.

Der Major hatte sich am Sattel halten wollen, — denn er war, was sein eigenes Thier und überhaupt seine Untergebenen betraf, noch störrischer als sein Maulthier — aber er sah bald die Unmöglichkeit ein, hier seinen Willen durchzusetzen, und wenn etwas dem General seine gute Laune in diesem Augenblick hätte wiedergeben können, so wäre es gewiß der Major gewesen, wie er selber auf dem Rücken, neben seinem Pferde liegend, den schmutzigen Abhang hinabschoß und dabei von Schlamm und Koth förmlich überzogen wurde. Franco lachte auch ein paar Mal hell auf, aber der Dämon in ihm gewann doch immer wieder die Oberhand, und häßliche gemeine Flüche und Verwünschungen mischten sich mit den Spöttereien, mit denen er diesen seinen ergebensten Anhänger überschüttete.

Aber auch der Cavalleriebedeckung ging es nicht besser. Es blieb daher nichts weiter übrig, als den Pferden das Gebiß mit dem Zaum abzunehmen und sie voraus zu treiben und dann, so gut es gehen wollte, zu Fuß zu folgen. Selbst Franco und der Major mußten sich endlich dazu verstehen, und es war dunkle Nacht geworden, ehe sie das kleine, nur aus einer einzigen Straße bestehende und von dichtem Wald umschlossene Dorf endlich erreichten und ihr Nachtquartier beziehen konnten.

Und was für einen traurigen Aufenthalt bot für die Nacht dieses dunkle, schmutzige, von Ungeziefer wimmelnde Quartier, wo erst eine ganze Familie mit Kindern und Hausthieren auf die Straße gesetzt werden mußte, um nur dem commandiren-

den General Raum zu geben. Aber was konnten ihm die Leute Anderes bieten, als was sie selber ihr ganzes Leben lang gehabt.

Da war kein Bett im Haus — kein bequemes Lager, nicht einmal ein ordentlicher Stuhl — kein brauchbarer Feuerherd; denn das Feuer — um den späten Besuch nur irgend zu erwärmen — mußte mitten im Hause angezündet werden, wo sich der Rauch dann durch das Dach und die Seitenwände seinen Ausgang suchte. Und wie kalt war's hier oben schon geworden! wie erstarrend strich der Wind über diese Höhe hin! so daß der Wanderer kaum ahnen konnte, daß er sich unter drei Grad Süder-Breite, also dicht am Aequator befinde.

Die armen Soldaten fühlten das am meisten. Die Officiere trugen immer warme Kleider und waren auch eher im Stande, sich eine Bequemlichkeit zu verschaffen, denn was geschehen konnte, geschah für sie. Die Cavalleristen aber wurden untergesteckt, wo sich eben Raum finden ließ, und ihretwegen konnte man natürlich die Familien, die Frauen mit ihren kleinen Kindern, nicht hinaus in's Freie jagen. Diese behaupteten auch in den Häusern ihren Platz am Feuer, und die durchnäßten frierenden Soldaten mußten sehen, wie sie sich irgendwo in einen Winkel drücken, dort zusammenkauern und der Nacht ein paar Stunden Schlaf abgewinnen konnten.

Für Lebensmittel wurde noch so ziemlich gesorgt — es gab Hühner und Eier und einzelne kleine Schweine, dabei Kartoffeln und Bohnen, und die Leute, die heute über Tag noch gar keine ordentliche Mahlzeit gehalten hatten, waren nicht blöde mit dem Zulangen, besonders da der General für sie gutsagen mußte.

Die Bewohner erfuhren aber kaum, daß morgen das ganze übrige Heer nachrücken würde, als sie in der Nacht heimlich ihre sämmtlichen Vorräthe in den Wald und in schon bereit stehende Verstecke schafften; denn wozu sollten sie die Truppen füttern und nachher selber Noth dafür leiden? Ob es nun Soldaten von Franco oder Flores waren, ob Franco oder Flores das Land regierte, was kümmerte das sie? Abgeschieden von der Welt und nur auf die durchpassirenden Arrieros und Reisenden angewiesen, lebten sie hier, und wie sie sich nich

um die Außenwelt bekümmerten, so verlangten sie auch, daß die Außenwelt eben so wenig Notiz von ihnen nähme, keinenfalls aber Forderungen stellte.

Die Nacht war sternenhell, aber ziemlich kalt, und den Major besonders, der seine einzige warme Satteldecke ebenfalls noch für den General hergegeben hatte, um ihm ein weicheres Lager herzustellen, fror entsetzlich; aber die aufgehende Sonne verscheuchte bald die kalten Schwaden, und die armen Teufel, welche die ganze Nacht hindurch in ihren nassen Kleidern den Morgen herbeigesehnt, waren jetzt wenigstens im Stande, sich zu trocknen und zu erwärmen.

Gleich nach Sonnenuntergang schickte nun freilich der General einen Boten in das Thal hinab, um sich zu vergewissern, wo seine Leute standen und bis wann er sie hier oben erwarten durfte. Dieser kam aber erst gegen Mittag zurück und meldete, daß sie allerdings unten am Fuß des Berges angelangt wären und versuchen wollten, ihn zu erklimmen. Die Sonne war aber auch noch nicht im Stande gewesen, den Abhang vollständig zu trocknen, und der Aussage des Burschen nach würde es nicht wenig Schwierigkeiten machen, die beladenen Lastthiere hier herauf zu bringen. Keinenfalls konnte er vor Abend darauf rechnen, seine Armee wieder beisammen zu haben.

Die Kunde lautete nicht erfreulich, der Marsch wurde dadurch entsetzlich verzögert, aber Franco hatte doch dafür den Trost, hiermit auch die größte Schwierigkeit überstanden zu haben. Von hier aus lag noch ein hügeliges, aber leicht zu passirendes Terrain vor ihm. Keine störenden Bergströme durchkreuzten mehr den Weg, keine steilen Schluchten lagen mehr zwischen hier und Quito, durch die er nicht bei jedem Wetter hätte vorrücken können. —

Und mehr als das, in Guaranda fand er wieder einen trefflichen Platz, um seine Truppen nicht allein nach den Beschwerden des letzten Marsches sich ordentlich restauriren und ausruhen zu lassen, sondern um sie auch in der reichen Beute, die er dort sicher erwartete, für alle die Mühseligkeiten des Weges zu entschädigen und mit frischen warmen Kleidern für

die Bergregionen zu versehen. Deshalb nur erst Guaranda erreicht, und die Hauptschwierigkeit war überwunden.

19.

Señor Malveca.

General Franco mußte sich also entschließen, in Camino real einen Rasttag zu machen, denn so gern er selber bis Guaranda vorausgeritten wäre, da er dort viel oder mehr Bequemlichkeiten für seine eigene Person erwartete, so durfte er sich doch auch nicht zu weit vor wagen, da er besonders nicht einmal wußte, bis wohin der quitenische General vorgerückt sei, und wie er selber in Guaranda empfangen werden würde.

Der Major allerdings hörte nicht auf, ihm zu versichern, die Bewohner der verschiedenen Orte würden ihn überall mit offenen Armen aufnehmen und als Retter von einer verhaßten Regierung begrüßen. Aber so leicht er alle derartigen Vorspiegelungen in Guajaquil und selbst noch in Bodegas geglaubt haben mochte, und so gern er sie hörte, so war doch sein Vertrauen nicht allein durch die neuliche Scene mit den Officieren, sondern auch durch das Benehmen der unterwegs getroffenen Leute erschüttert worden, die ihm wohl demüthig gehorchten, weil er eben die Gewalt in Händen hatte, aber von wirklich aufrichtiger Freude nicht die geringste Spur erkennen ließen.

Er mußte deshalb vor allen Dingen sicher gehen und sich keiner unnöthigen Gefahr aussetzen — war es doch außerdem unbegreiflich, daß er von allen ausgesandten Spionen auch nicht eine einzige sichere Kunde über die Stellung der quitenischen Armee erhielt. Alle konnten sie ja doch nicht von dem Feind gefangen sein — oder waren sie gar zu ihm übergegangen? Er knirschte die Zähne zusammen, wenn er sich nur die Möglichkeit dachte.

Uebrigens wünschte er sich noch immer Glück, wenigstens diesen Punkt erreicht und besetzt zu haben, denn wenn die Quitener vor ihm Camino real genommen und die Höhen vertheidigt hätten, würde es schwer, vielleicht unmöglich gewesen sein, sie aus dieser Position zu werfen. Ueberhaupt durfte er erst hinter Guaranda, in der Alpenregion des Chimborazo darauf rechnen, offenes Terrain zu gewinnen, wo er im Stande wäre, sich in einem Massenangriff auf den Feind zu stürzen. Bis dahin zog sich der Weg noch immer durch den Wald und dichtes Gestrüpp hin, von Guaranda aus sogar wieder steil empor, und er konnte sich nicht eher sicher und seines Sieges gewiß fühlen, bis er wenigstens die Höhe des Bergpasses in seiner Gewalt wußte.

Für jetzt war übrigens Alles geschehen, was der Augenblick zuließ, und ein Piket gegen Tucumbo, den nächsten Ort, vorgeschoben, um gegen einen Ueberfall gesichert zu sein. Gegen Mittag gewann die Infanterie schon die Höhe, und da jetzt, in dem heißen Sonnenschein, der Weg trocknete, daß die Hufe der Maulthiere darauf haften konnten, begannen auch die stärksten und besten Thiere den Widerstand zu überwinden, und Nachmittags drei Uhr fand sich, mit Ausnahme eines kleinen Trupps, der zur Bewachung der einzelnen verspäteten Arrieros zurückbleiben mußte, das ganze Heer auf der Höhe versammelt.

Um diese Zeit war es etwa, daß ein Reiter in quitenischer Officiersuniform, auf schweißtriefendem Rosse und von zwei Franco'schen Cavalleristen begleitet, nach Camino real hineinsprengte, wo der Quitener augenblicklich aus dem Sattel sprang und in das ihm als Franco's Hauptquartier bezeichnete Haus rechts am Wege hineinschritt. Der eine Reiter, der ihm, wie es schien, den Degen abgenommen hatte, folgte ihm damit, und der Major, der sich eben mit den Bewohnern der gegenüberliegenden Gebäude über die Einquartierung gezankt zu haben schien, eilte so rasch er konnte über die Straße hinüber, um zu hören, was da vorginge und was der Abgesandte des Flores, für den er ihn hielt, eigentlich bringe.

Franco, dessen Gepäck schon heute Morgen in aller Frühe auf den Schultern von ein paar Soldaten heraufgeschafft

war, saß wie gewöhnlich in seiner Hängematte und schnitzelte an einer Orange, in deren Schale er mit einem Federmesser eine Menge von kleinen Einschnitten und Verzierungen anbrachte — eine nicht ungewöhnliche Beschäftigung in Ecuador.

Wie er die quitenische Uniform erkannte, fuhr er allerdings im ersten Moment erschrocken empor — aber rasch besann er sich auch wieder. Was konnte ihm hier, inmitten seines ganzen Heeres geschehen, und sah er nicht auch das wohlbekannte braune Gesicht eines seiner eigenen Soldaten hinter dem Fremden? Er hörte aber doch mit dem Schnitzen auf, und die Hände sinken lassend sagte er, indem er den Eintretenden mit seinen kleinen stechenden Augen scharf fixirte:

„Was wollen Sie? und wie kommen Sie in der Uniform in mein Lager?"

„General," erwiderte der junge Mann, indem er den vor ihm Sitzenden militärisch grüßte, „ich glaube, ich darf Ihnen nur meinen Namen nennen, um vollkommen gerechtfertigt vor Ihnen zu erscheinen, ja sogar willkommen zu sein. Ich heiße Malveca."

„So?" sagte Franco gleichgültig, „und den Namen halten Sie vielleicht gar für eine Empfehlung? Sind Sie nicht der Herr, der mich schon in Guajaquil hat versichern lassen, daß er meiner Sache treu ergeben wäre, und der heilig versprochen hat, mir Nachricht zu senden, und jetzt bin ich den halben Weg nach Quito gekommen, ohne von Ihnen etwas zu hören oder zu sehen."

„General!" rief Malveca rasch — „ich muß Sie da an den Brief erinnern, den ich Ihnen durch einen zuverlässigen Mann und mit meiner Unterschrift schon von Guaranda nach Bodegas geschickt, und der Sie aufforderte, so rasch als möglich nach Guaranda vorzurücken. Der Bote hat ihn, wie er mich fest versicherte, in Ihre eigenen Hände gegeben."

„Bote? — ich habe keinen Boten gesehen," knurrte Franco, indem er den Fremden mißtrauisch betrachtete, „habe auch keinen Brief von Guaranda und keine Kunde von dort erhalten, weder in Bodegas noch hier, und muß glauben, daß alle meine Boten aufgefangen sind — Sie haben wohl blos

schreiben wollen, Señor, und nehmen die Sache jetzt als geschehen an."

„Dann hat mich der Bote betrogen," rief Malveca heftig aus, „und doch seine reichliche Bezahlung für den Gang genommen."

„Und was wollen Sie jetzt?" frug Franco finster, denn er hielt die ganze Einleitung für eine plumpe Lüge — „und wie ist überhaupt der Herr durch unsere Linien gekommen?" wandte er sich darauf, ohne die Beantwortung seiner Frage nur abzuwarten, an den hinter ihm stehenden Soldaten — „wo habt Ihr ihn aufgefangen?"

„Er kam in vollem Galopp auf der Straße von Tucumbo herangesprengt, General," erwiderte der Mann — „und wie wir von hinten ihm den Weg abschnitten — denn wir hatten uns gut versteckt — und vor ihm auch ein paar Burschen auftauchten, zügelte er rasch sein Pferd, kam auf mich zu, gab mir seinen Degen und sagte, er wolle zu Ihnen geführt werden."

„Er hat sich also nicht widersetzt?"

„Nein, General."

„Auch keinen Versuch zur Flucht gemacht?"

„Nein — wäre auch wohl kaum gegangen, denn sein Thier war scharf abgehetzt."

„Und weshalb sind Sie in solcher Eile gewesen, Señor?" wandte sich Franco wieder an den Gefangenen, hinter dem er jetzt auch das breite gelbe Gesicht seines Majors bemerkte.

„Ich hatte alle Ursache dazu, General," erwiderte Malveca, „denn heute Morgen erst wurde wieder ein Bote, den ich Ihnen schicken wollte, unterwegs erschossen und mein Zettel bei ihm gefunden. Da aber Flores zufällig nach Guaranda kam und ein Officier in seiner Begleitung meine Handschrift kannte —"

„Flores in Guaranda?" rief Franco, aus seiner Hängematte emporspringend — „seit wann?"

„Erst seit heute Morgen und mit wenigen Begleitern."

„Und seine Armee?"

„Ist kaum von Latacungo ausgerückt und noch unterwegs. Es können Tage vergehen, ehe sie bei ihm eintrifft."

„Und weshalb binden die Schufte den Verräther nicht und liefern ihn uns aus?" rief der Major wüthend, indem er in's Zimmer sprang.

„Wen? Flores, Señor?" sagte Malveca, nicht allein über die Frage, sondern auch über den riesigen Mulatten selbst erstaunt. — „Mit Jubeln und Hurrahschreien haben sie ihn empfangen und begrüßt."

„Flores?" schrie der Major und sah dabei aus, als ob er sich nach Jemandem umsähe, den er zerreißen könnte.

„Allerdings," bestätigte der Ueberläufer — „auf die gute Hülfe der dortigen Bevölkerung dürfen Sie nicht rechnen, denn die Bewohner fürchten Ihr Heer, weil sie wissen, was für verlockende Beute in ihrer Stadt aufgehäuft liegt, und sie hoffen jetzt nur, daß Flores' Armee zeitig genug in Guaranda eintrifft, um sie zu schützen."

„Und welcher Ursache, Señor," sagte Franco jetzt, der den Officier, während er sprach, scharf beobachtet hatte, „verdanke ich die freundliche Gesinnung, die Sie meiner Sache zu zeigen scheinen? Sie sind ein quitenischer Officier, wie kommt es, daß Sie mir Boten senden, um mich gegen Ihre Freunde anzurufen?"

Malveca biß die Zähne zusammen und sagte finster:

„Weil ich Ihrer Sache den Sieg wünsche, General, um meine Feinde im andern Lager zu züchtigen. Ich bin Quitener, aber ich hasse Quito — hasse Flores — hasse seine ganze Familie, und will meinen letzten Blutstropfen daran setzen, um Rache zu haben für alle Unbill, die ich da drüben erleiden mußte."

Franco lächelte — solche Leute konnte er brauchen, aber vollkommen sicher fühlte er sich noch immer nicht, denn er glaubte nicht, daß ihm der Officier schon früher eine Botschaft, die nicht in seine Hand gelangt sein sollte, geschickt habe.

„Und wie denken Sie Ihren Zweck am besten zu erreichen?" frug er endlich, nachdem er ihn eine Zeit lang schweigend beobachtet hatte — „können Sie mir einen bestimmten Plan angeben?"

„Ja," rief Malveca rasch — „jetzt ist der einzige Moment, und wenn Sie ihn benutzen, kann Ihnen der Sieg nicht entgehen. Ich habe bis jetzt vor Ungeduld gebrannt, weil Sie so

lange zögerten, sich Guarandas, als ersten wichtigen Punktes im Innern, zu versichern und den Paß des Chimborazo zu besetzen; aber jetzt schlägt es vielleicht zum Guten aus, denn mit einem raschen Schlag sind Sie vielleicht im Stande, Flores selber in Ihre Gewalt zu bekommen. Gelingt dies aber, so ist dem ganzen Widerstand der Kopf zertreten. Flores gefangen, und das quitenische Heer stiebt auseinander wie eine Heerde, der man den Führer genommen — Niemand denkt mehr an Widerstand, denn Niemand kann denselben leiten."

Franco war aufmerksam geworden; der Plan schien in der That, so kühn er sein mochte, ausführbar, wenn ihn das Terrain begünstigte, und darüber sollte ihm Malveca vor allen Dingen Auskunft geben.

Er that das mit kurzen und klaren Worten. Von Tucumbo, wie ein herbeigerufener Einwohner bestätigte, führte ein zweiter Weg nach Guaranda, der eine ziemliche Strecke von der Hauptstraße abwich — es war der sogenannte Camino viejo — der alte Weg — und näher wie der neue, aber auch für schwer beladene Thiere nur sehr schlecht und mühselig zu passiren. Fußgänger schnitten aber dadurch eine nicht unbedeutende Strecke ab, konnten dann in Sicht von Guaranda, aber ohne von dort gesehen zu werden, die Stadt umgehen und sich bequem an dem einzigen Weg, der in das Innere führte, in den Hinterhalt legen. Dort aber ahnte Flores noch keinen Feind, und rückte Franco dann mit dem Gros der Armee rasch und entschieden, der gewöhnlichen Straße folgend, auf Guaranda los, so lief sein Gegner, der sich in dem Fall jedenfalls mit seinen wenigen Begleitern wieder zurück auf das Heer zog, um nicht in der Stadt erkannt und gefangen zu werden, rettungslos in das Netz.

Malveca selbst erbot sich dabei den Hinterhalt zu führen, da er den Weg genau kannte. — Sollte aber der Plan gelingen, so war es unumgänglich nöthig, auch keinen Augenblick länger zu säumen, denn wie nahe Flores' Heer stand, konnte er selber nicht bestimmt angeben, und daß Flores sein Möglichstes thun würde, um es rasch herbei zu ziehen, lag auf der Hand.

Franco zögerte noch; seine mißtrauische Natur ließ ihn selbst die einfachste Darlegung einer Sache nie gleich erfassen,

ohne auf die Beweggründe zurück zu gehen, die denjenigen leiten konnten, mit dem er in Berührung kam. Haß und Rache waren aber zwei Factoren, die er selber nur zu gut kannte und die ihn schon oft in seinen Unternehmungen geleitet und weiter getrieben hatten, Haß und Rache gegen das ganze Geschlecht der Weißen, die ihn früher verachtet und unter die Füße getreten, und der Umstand, daß er Weiße dazu benutzen konnte, Weiße zu verderben, übte noch einen ganz besondern Reiz auf ihn aus.

Der Major selber war entzückt von dem Plan und wäre am liebsten gleich aufgebrochen und die Nacht durch geritten, um nur den verhaßten Flores in seine Gewalt zu bekommen.

„Und welche Belohnung verlangen Sie dafür, wenn Sie Alles erfüllen, was Sie da eben versprochen haben?" sagte Franco endlich, und sein stechendes Auge bohrte sich ordentlich in den jungen Fremden hinein.

„Meinen Lohn fordere ich mir in Quito, General," sagte aber dieser, „und ich werde dann nicht allzu bescheiden sein. Vor der Hand verlange ich weiter nichts als die Ehre, in Ihre Armee als Hauptmann eintreten zu dürfen."

Der junge Mann forderte kein Geld, das war schon etwas. Officiere hatte Franco freilich, trotz des Verlustes der drei an jenem Abend, noch über und übergenug; denn die südamerikanischen Heere treiben darin einen außerordentlichen Luxus. Aber wenn der Fremde es ehrlich meinte — und es lag vor der Hand kein Grund vor, ihm zu mißtrauen — wenn er Flores in der That in seine Gewalt brachte, dann war er selbst, wie er recht gut wußte, auch Herr in Ecuador, und dafür hätte er in dem Augenblick jeden Preis gezahlt.

Mit seinem hinterlistigen Charakter verband Franco aber auch eine nicht unbedeutende Energie — besonders eine Art von Zähigkeit im Festhalten, und wie er Alles, was ihm im Wege stand, rücksichtslos unter die Füße trat, so schonte er auch seine eigene Mannschaft nicht, wenn es galt, seine Zwecke zu erreichen.

„Gut," sagte er nach einer Weile, nachdem er starr vor sich nieder gesehen und, wie ganz in Gedanken, die Orange wieder aufgenommen hatte — „wir wollen's versuchen —

aber Ihr Kopf bürgt mir dafür, junger Mann, daß Sie es ehrlich mit mir meinen."

„Ich wollte, Sie könnten mein Herz sehen, General," rief Malveca voller Freude, seine Rache bald befriedigt zu wissen — „außerdem werden Sie aber noch einen andern Fang dabei machen, den ich noch nicht erwähnte. Jener Bursche, den Sie neulich in Bodegas zum Tode verurtheilten, und der dann mit Hülfe Eines Ihrer eigenen Leute entkam, ist gegenwärtig in Flores' Begleitung."

„Caracho!" rief der Major, und um Franco's dicke Lippen zuckte ein Lächeln der Befriedigung, das aber gleich wieder einem finstern, häßlichen Zug Platz machte, als die Erwähnung desselben in natürlicher Folge die Erinnerung an die glückliche Flucht Fortunato's in ihm wach rief. Aber alle seine bösen Leidenschaften waren dadurch auch wieder geweckt, und hastig stand er auf, um selber nachzusehen, wie weit die Lastthiere eingetroffen waren, und wenn man sicher darauf rechnen konnte, daß sie im Stande wären zu folgen.

Die heiße Mittagssonne, die hier nicht weniger brannte als in Guajaquil selber, ja sogar nach der kalten Nacht noch viel drückender schien, hatte den Weg jetzt vollkommen getrocknet, so daß auch die letzten und schwächsten Thiere, wenn auch langsam, folgen konnten. Die Arrieros erklärten freilich, daß sie die Nacht gar nicht daran dächten, weiter zu marschiren, denn die Thiere müßten ihre nöthige Ruhe haben, wenn sie nicht morgen unterwegs liegen bleiben sollten, aber das durfte jetzt kein Hinderniß sein.

Ein Piket Cavallerie sollte bei ihnen zurückbleiben, und sie dann sobald wie möglich folgen lassen, die Armee mußte und sollte jetzt marschiren, heute, und wenn es um Mitternacht wäre, Tucumbo erreichen, und morgen früh schon den Hauptschlag gegen Guaranda und Flores selber führen. In Guaranda, einem mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Ort, ließ sich dann auch ein besserer Rasttag machen wie hier in dem öden, schmutzigen und kalten Dorf, und daß die Soldaten dabei willens waren ihr Aeußerstes zu thun, wußte Franco, denn zu verlockend war für sie die Aussicht auf die versprochene reiche Beute.

Major Barbadoes, der eine ganz eigene Manier hatte, mit den Soldaten zu verkehren, wurde beauftragt, sie mit der Absicht des Generals bekannt zu machen, und der Erfolg zeigte, daß sich Franco nicht geirrt hatte.

Im Anfang freilich schienen die Meisten eben nicht besonders mit einem forcirten Marsch einverstanden zu sein, aber das gute Leben in Guaranda lockte sie, denn hier im Orte waren ja nicht einmal mehr genügende Vorräthe für den zehnten Theil von ihnen, und die mitgenommenen mußten schon angegriffen werden. Außerdem machte aber Barbadoes auch noch eine leise Andeutung, daß er Jeden krumm und lahm schließen würde, der sich zu folgen weigerte, so daß sie bald überredet wurden und in ein lautes, donnerndes Hurrah ausbrachen.

„Sehen Sie, lieber Freund," sagte Barbadoes, als er mit dem ihn begleitenden Malveca nach seinem eigenen Quartier hinüberschritt — „das ist die Art mit Soldaten umzugehen. Im Guten sind sie zu Allem zu bringen; aber — was ich Ihnen noch sagen wollte, Kamerad — erstlich war es ein verdammt gescheidter Streich von Ihnen, daß Sie dem verwünschten Halunken, dem Flores, durchgebrannt sind, und Sie können sich meiner ganzen Protection versichert halten. — Dann aber müssen Sie diese gemeine, nichtswürdige Uniform ausziehen, denn die Soldaten stecken schon die Köpfe zusammen — wir wollen einmal sehen, ob wir nicht einen anständigen Uniformsrock auftreiben — meine werden Ihnen etwas zu groß sein — und endlich — wenn Sie meinem Rath folgen wollen, nennen Sie unsern „Alten" nicht General."

„Nicht General?"

„Nein — er ist es freilich, aber — er hört es nicht gern — lieber Gott, wir haben ja Alle unsere kleinen Schwächen."

„Aber wie denn anders, wenn ich fragen darf?"

„Excellenz," sagte der Major. — „Er ist ja doch schon so gut wie Präsident, wenn wir auch noch nicht das ganze Land in der Tasche haben, aber der ganze Süden des Reiches, die ganze Küste ist unser, und das bischen Norden wird jetzt auch noch bald dazu geschlagen werden. Also verstanden?"

„Herr Major, ich bin Ihnen unendlich dankbar —"

„Erwähnen wir's nicht weiter — apropos, haben Sie etwas Cigarrenpapier bei sich? Meins ist mir gestern in der Tasche zu einem flüssigen Brei geworden."

„Was ich habe, steht Ihnen mit Vergnügen zu Diensten."

„Danke Ihnen," sagte Barbadoes, indem er das Dargereichte ohne Weiteres nahm und in die jetzt getrocknete Tasche steckte. — „Nun wollen wir uns aber rüsten, und Sie gehen hier indessen hinein und lassen sich tüchtig zu essen und zu trinken geben. — Heh, Viruta, sorge mir für den Señor, daß es ihm an nichts fehle, oder ich gerbe Dir nachher Deine gelbe Haut, Du Halunke."

Der angeredete Mulatte verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen, denn er wußte, daß der Major, je gröber er wurde, in desto besserer Laune war, und wenn er auch noch nicht recht begriff, was der quitenische Officier hier im Lager machte, so verstand es sich doch von selber, daß er dem Befehl zu folgen hatte.

Und Franco säumte in der That nicht; seine Reiter bekamen Befehl abzufüttern und dann augenblicklich zum Aufsitzen bereit zu sein, die Infanterie mußte wieder ihre Tornister packen, und in kaum einer Stunde, von der Zeit an wo Malveca Camino real betreten, setzten sich die ersten Colonnen schon wieder in Bewegung, um Tucumbo wo möglich noch vor einbrechender Nacht zu erreichen.

Die Entfernung zwischen den beiden Dörfern ist nicht sehr groß, und der Weg zieht sich, freilich von einer Menge von Thälern durchschnitten, über ein weites, mit dichtem Gestrüpp bewachsenes Bergland. Die tropische Vegetation hat hier schon vollkommen jener der gemäßigten Zone Platz gemacht. Kleinblätterige Gebüsche mit fast europäischen Formen bedecken den Boden, zwischen denen nur die höhersteigenden Cactus- und Aloearten an Amerika erinnern.

Franco ritt, wie gewöhnlich, an der Spitze des Zuges, neben ihm der Major und zu seiner Linken Malveca, der ihm heute eine Menge von Einzelheiten, besonders über die Stärke von Flores' Heer, erzählen mußte. Darüber wußte Malveca, für den man noch eine passende Uniform aufgetrieben hatte,

allerdings eigentlich gar nichts, denn die Rüstungen waren im Innern des Landes betrieben worden. Von dem Heere selber hatte er noch nicht einmal den Vortrab gesehen, und nur Gerüchte über die Zahl der Truppen konnten nach dem entfernt liegenden Guaranda dringen. Daß diese allerdings sämmtlich zu Flores' Gunsten lauteten, wußte er, aber er kannte auch seine Landsleute in ihren Uebertreibungen, und hütete sich besonders, Franco's augenblickliche Kampfeslust durch solche Berichte, die ungünstig von ihm aufgenommen werden konnten, herab zu stimmen.

So viel blieb überhaupt sicher, daß beide Heere aus nichts weniger als kampfgeübten Truppen bestanden, es war auf beiden Seiten zusammengelaufenes Volk mit einer Unzahl von Officieren, die in vielen Fällen nicht einmal zu commandiren verstanden, und von Taktik oder überhaupt von einer höheren Kriegskunst nicht den geringsten Begriff hatten. In dieser Hinsicht waren sie einander vollkommen gleich. Einen unendlichen Vortheil gewann Flores' wilde Schaar aber dadurch, daß die meisten unter seinen Leuten für sich selber und für den eigenen Herd kämpften, während Franco eine Unmasse Gesindel aus der Hafenstadt nur durch Versprechungen von Plünderung und Beute gewonnen hatte.

So lange er siegte, war er ihrer gewiß, bei der geringsten Niederlage aber fehlte ihnen der moralische Halt, und deshalb lag dem Mulattengeneral auch jetzt vor allen Dingen daran, Flores in seine Gewalt zu bekommen, um das Gefühl in seinen Schaaren wach zu rufen, daß ihnen jetzt kein Feind mehr ernsthaft Widerstand leisten konnte.

So rückte der Zug eben nicht übermäßig rasch, denn man wollte sich nicht von dem Fußvolk trennen, aber doch ununterbrochen auf der Straße vor, als zwei Reiter sichtbar wurden, die von dem nächsten Hügel herabkamen und gerade auf das Heer zuhielten. Waren es schon Vorposten von Flores' Truppen? — aber sie schienen die Schaaren, die den Weg bedeckten, entweder gar nicht gesehen zu haben oder nicht zu beachten, denn sie hielten ihre Pferde nicht an und verschwanden im nächsten Augenblick in einer Senkung des Weges, aus der sie erst nach einiger Zeit wieder in Sicht kommen konnten.

Franco hatte sein Fernrohr vom Sattelknopf genommen und geöffnet, und richtete es nun auf den Punkt der Straße, auf dem die Reiter, wenn sie die Richtung beibehielten, wieder zum Vorschein kommen mußten. Jetzt wurden ihre Gestalten auf's Neue sichtbar, und er sagte, nachdem er kaum einen Moment durch das Glas gesehen, indem er es wieder zusammenschob:

„Vorwärts, es ist Niemand weiter wie der Courier der Consulardepeschen nach Guajaquil, er hat sein Fähnchen schon aufgesteckt. Jetzt erfahren wir auch vielleicht, wo der Feind steht," und seinem Thier rasch die Sporen gebend, sprengte er, nur von dem Major gefolgt, der ihn überhaupt nie verließ, voraus.

Nicht lange darauf begegneten sie den beiden Reitern. Der eine von ihnen, der Courier, war ein junger Franzose, sein Begleiter aber ein ecuadorianischer Cholo von zwölf oder dreizehn Jahren, der den Mantelsack mit den Briefen über seinem Sattel liegen hatte und darauf ritt.

Man hätte in der That darüber staunen müssen, welche fabelhafte Correspondenz die wenigen Consuln und Geschäftsträger einer Binnenstadt führten, wenn man die vollgestopfte Satteltasche des Couriers sah; aber er trug fast die ganze quitenische Post, nur unter Verschluß der verschiedenen Consulatssiegel, denn diese allein waren im Stande, ihre Briefe nach der Hafenstadt zu senden. — Alle anderen Boten, einerlei, ob sie von einem Privaten oder von der Regierung ausgingen, wären natürlich aufgefangen und die Briefschaften geöffnet worden.

Franco wußte dabei recht gut, welchen Mißbrauch die Consuln mit ihrem Vorrecht trieben, aber es ließ sich nichts dagegen thun, denn mit den Seemächten, so lange Guajaquil der einzige Platz blieb, in dem er sich behaupten konnte, durfte er es nicht verderben und mußte sie schon gewähren lassen. Ueberhaupt zeigte er sich den Ausländern, oder vielmehr den Engländern und Franzosen, überall gefällig und duldete nicht, daß ihnen irgend etwas in den Weg gelegt wurde; war es doch auch für ihn vom höchsten Interesse, daß diese beiden Länder seine Regierung anerkannten.

Der Courier, der eigentlich gar nicht aussah, als ob er sich in einem tropischen Klima befände, denn er trug einen warmen Ueberzieher und hohe Wasserstiefeln mit riesigen Messingsporen, einen breiten Filzhut und einen großen Regenmantel hinten an den Sattel geschnallt — führte ein kleines Fähnchen wie eine Ulanenlanze, aber ohne Spitze und mit drei kleinen Flaggen daran, der englischen, französischen und amerikanischen. Er kannte auch den General, denn er hatte ihm die letzten Monate mehrfach Depeschen gebracht und ihn noch kurz vor seinem Zug gegen Bodegas in Guajaquil gesehen.

Er ritt auf den General zu, grüßte ihn militärisch und sagte, indem er in die Brusttasche griff:

„General Franco — ich habe die Ehre, Ihnen hier eine Depesche des englischen Consulats zu übergeben, mit der Bitte, sie zu beantworten, bis ich wieder von Guajaquil zurückkomme. Außerdem sind" — setzte er hinzu, nachdem er das Papier überreicht hatte, „hier noch ein paar andere Briefe an Sie und Ihre Leute, die mir in Quito, und einer, der mir in Guaranda übergeben wurde."

„Bueno," sagte der General, indem er die Depesche in die Tasche steckte, die Briefe aber noch in der Hand behielt — „und wo steht General Flores jetzt mit seinen Leuten, Amigo?"

„General," sagte der Courier achselzuckend, „Sie wissen, daß ich eidlich verpflichtet bin, keine Einzelheiten über die verschiedenen Heere anzugeben. Es war das eine Hauptbedingung, die Sie selber stellten, ehe Sie die Erlaubniß gaben, daß der Consulatscourier passiren durfte."

„Und halten Sie das nach beiden Seiten so gewissenhaft?" frug der General mit einem tückischen Blick auf den Franzosen.

„General," erwiderte dieser ernst, „ich bin Beamter der französischen Regierung und besitze deren Vertrauen. So viel kann und darf ich Ihnen aber sagen, daß Sie sich sehr bald über den Stand der Dinge selber überzeugen können. Sie werden nicht mehr lange in Ungewißheit darüber sein. Aber Sie entschuldigen, ich möchte gern noch vor einbrechender Nacht Bodegas erreichen, und habe keinen Augenblick Zeit mehr zu

verlieren" — und die Hand an seinen Hut legend, gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte weiter, um sich jetzt seinen nichts weniger als leichten Weg durch die dichten Massen der nachrückenden Soldaten zu bahnen.

„Unverschämtes Pack, diese Fremden!" fluchte der Major, als der Courier kaum außer Hörweite war. „So viel weiß ich, wenn ich Präsident wäre, jagte ich sie Alle zum Lande hinaus. — Hungriges Gesindel, weshalb bleiben sie nicht daheim, wenn sie zu Hause satt zu essen haben?"

Franco antwortete ihm gar nicht. Er wußte schon, daß sein Major oft höchst wunderbare Ansichten über Alles entwickelte, was außer seinem Gesichtskreise lag, und gab sich weder die Mühe, ihn zu belehren, noch darauf einzugehen. Nur die Aufschriften der verschiedenen Briefe hatte er gelesen, und auch einen — und zwar den, von dem ihm der Courier gesagt, daß er ihn in Guaranda erhalten — für Señor Malveca darunter gefunden.

„Caracho," murmelte er leise vor sich hin, „was führt denn der Herr noch für eine Correspondenz mit Guaranda; da wär' ich doch neugierig — und wie versiegelt und verklebt der Brief ist, daß ja Niemand hineinsehen soll. — „Veremos," setzte er hinzu, indem er denselben in die Tasche schob. Zwei andere Briefe waren noch an Officiere in seinem Heere — beide von Quito — er steckte sie ebenfalls ein, denn er mußte wissen, welchen Verkehr seine Leute mit der feindlichen Stadt hatten, mit der ihnen nur ein solcher in Privatangelegenheiten erlaubt war.

Der letzte Brief war an ihn selber, mit der Aufschrift: „Sr. Excellenz, dem großen General Franco" — er brach ihn auf und las ihn, aber während dessen glühten seine Augen und seine breiten gelben Züge nahmen etwas Dämonisches an. Als er aber zu Ende gelesen hatte, riß er den Brief quer durch und dann noch in kleine Stücke, die der Wind über die nächsten Büsche trug.

Etwas Angenehmes hatte auch in der That nicht in dem Brief gestanden — nichts als das Spottlied, das jetzt überall in Quito auf den Mulattengeneral gesungen wurde:

„Muerto tendido me veo,"

und daß sich Franco darüber nicht gerade freute und daß dies seine Laune nicht verbessern konnte, läßt sich denken. Aber er äußerte kein Wort darüber, selbst nicht gegen seinen treuen Major, und als sie etwa eine Stunde später das kleine Dorf Tucumbo erreichten, in dem sein Quartiermacher ihm schon das beste Haus zur Wohnung angewiesen hatte, stieg er die Treppe hinauf und nahm Besitz davon. Der Major mochte zusehen, wo die Truppen Unterkunft fanden.

Uebrigens wollte er diesen Abend, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, ungestört sein. Es wurde ein Posten an die Thür gestellt, der den Befehl hatte, Jeden abzuweisen — selbst den Major — und mit einer dürftigen Oellampe, die ihm die Wirthin zur Verfügung stellte, begann er nun die ihm von dem Courier gegebenen Briefe zu erbrechen und zu lesen.

20.

Flores' Brief.

General Franco las, und während des Lesens nahm sein Gesicht eine immer hellere Färbung an. Er rückte sich die Lampe näher, er schlug das Papier auf seinem Knie glatt — er las wieder und schien dennoch kaum zu glauben, was er da vor sich sah. Der Brief selber war aber so einfach, wie er nur möglicher Weise sein konnte, und lautete:

„Lieber Malveca.

„Hoffentlich sind Sie jetzt sicher am Ort Ihrer Bestimmung angelangt. Seien Sie vorsichtig, Franco ist entsetzlich mißtrauisch; ich hätte auch nicht gewagt, diese Zeilen an Sie abzuschicken, wenn ich nicht einen zuverlässigen Boten gefunden — den Consulatscourier — der aber natürlich nicht ahnen darf, daß dies ein geheimer Verkehr ist. Ich gab ihm den Brief und bat ihn, denselben persönlich abzuliefern. Alles

geht hier vortrefflich — die letzten Reserven sind eingetroffen und untergebracht. Nur um Eins bitte ich Sie, veranlassen Sie Franco, rasch anzugreifen, denn seit Sie fort sind, hat sich ein böswilliger Geist in der Bevölkerung von Guaranda gezeigt, den ich nicht zum Ausbruch kommen lassen darf. Bewegen Sie Franco, wenn es irgend auszuführen ist, morgen früh — aber wenn das nicht gehen sollte, wenigstens im Laufe des Tages auf Guaranda anzurücken. Dann wird Alles gut.

„Da ich nicht weiß, ob Sie nicht vielleicht gezwungen werden, mit den Ueberresten von Franco's Heer nach Guajaquil zu flüchten, lege ich Ihnen hier einen auf Ihre Person lautenden Wechsel von fünfhundert Dollars auf Luzarraga bei, um Ihre nöthigsten Ausgaben dort zu decken. Wir werden Ihnen bald folgen. Das Uebrige nach Verabredung.

Ihr Flores."

Franco las den Brief wieder und wieder über, biß die Zähne zusammen, kaute an den Nägeln und schritt in dem kleinen dürftigen Gemach so hastig auf und ab, daß die dünnen Dielenbambus schwankten. Endlich setzte er sich nieder und erbrach die anderen Briefe — aber diese enthielten nichts als Familiennachrichten für die Adressaten und Wünsche für ihr Wohlergehen. Man wußte schon in Quito, daß sie in Franco's Hände kämen, und hütete sich etwas hinein zu setzen, das ihn mißtrauisch gegen die Empfänger machen konnte.

Endlich rief er die an der Thür stehende Schildwache an, den Major Barbadoes zu ihm herauf zu befehlen, und es dauerte nicht lange, so hörte er den schweren Schritt des gewichtigen Mannes auf der Stiege.

„Excellenz," sagte der riesige Mulatte, als er das Gemach betrat — „es ist mir lieb, daß Sie mich rufen lassen. Der junge Quitener rüstet unten schon nach Leibeskräften, und will gleich nach zwölf Uhr aufbrechen. Wir haben noch genug Mondenschein, um den Weg zu finden, und es wäre doch nöthig, daß Sie die Truppen vorher bestimmten, die ihn begleiten sollen. Jedenfalls muß er vor Tag oder mit Tagesanbruch auf der andern Seite von Guaranda sein."

„Lesen Sie einmal den Brief, Barbadoes," sagte der General, ohne das Gesagte zu beachten.

„Ja wohl, Excellenz," erwiderte Barbadoes, immer gehorsam, obgleich ihm selbst Gedrucktes Schwierigkeit beim Lesen machte — „wenn Sie nur erst so gut sein wollten und bestimmen, wie viel —"

„Lesen Sie einmal den Brief."

Barbadoes schüttelte den Kopf, aber er nahm das ihm dargereichte Blatt, ging zur Lampe und fing an zu buchstabiren. Franco, der nicht in der Stimmung war, sich über ihn lustig zu machen, nahm ihm das Papier wieder aus der Hand, setzte sich an das Licht und las es ihm mit gedämpfter Stimme vor.

Barbadoes stand daneben und horchte aufmerksam zu; wenn aber sein Gesicht im Anfang vollkommene Gleichgültigkeit verrathen hatte, denn er haßte überhaupt alle Briefe, weil sie für ihn eben so viele unauflösliche Räthsel blieben, so konnte es ihm doch bald nicht mehr entgehen, daß die Sache mit ihrem jetzigen beabsichtigten Zug im genauesten Zusammenhang stand, und als der General endlich mit den Worten: „Ihr Flores" schloß, sah er ihn ganz verdutzt an und sagte:

„Bitte, Excellenz, lesen Sie den Brief noch einmal."

Franco that es, denn er wußte recht gut selber, daß sein getreuer Major etwas Derartiges nicht auf einmal begreifen könne. Als er aber jetzt wieder geendet hatte, rief Barbadoes heftig aus:

„Und die ganze Geschichte war nur ein —"

„Bst, Major," unterbrach ihn mit abwehrender Handbewegung der General — „durch die dünnen Wände hört man Alles. Haben Sie begriffen, um was es sich hier handelt?"

„Verrath!" zischte der riesige Mulatte zwischen den Zähnen.

Franco nickte. — „Die Sache scheint ein abgekarteter Plan zu sein, um uns in die Falle zu locken."

„Caracho," fluchte Barbadoes in sich hinein — „wollten Sie mich wohl einen Augenblick entschuldigen, Excellenz — ich möchte nur hinuntergehen und dem schurkischen Quitener den Hals umdrehen?"

„Setzt Euch einmal dahin, Barbadoes," sagte aber Franco, ohne für jetzt von dem guten Willen seines Majors Gebrauch

zu machen. — „Ihr richtetet nur Unheil an, wenn ich Euch los ließe."

Barbadoes folgte ohne Weiteres dem Befehl; er war ja nicht gewohnt, selbst zu denken — und sah den General stier dabei an. Was sollte jetzt geschehen? Sollten sie vorrücken oder sich zurückziehen? — sollte der quitenische Spion einfach erschossen oder bei den Beinen aufgehangen werden — und wenn er nun durchbrannte, während man ihn draußen frei umherlaufen ließ? Diese letzte Befürchtung gewann bei ihm so sehr die Oberhand, daß, während der General noch still und düster vor sich hin grübelte, er sich laut gegen diesen darüber aussprach.

„Er kann keine Ahnung haben, daß ich um sein Geheimniß weiß," sagte Franco; „übrigens müssen wir uns doch seiner versichern, bis wir uns wenigstens überzeugt haben, wie die Sache steht. Ruft ihn einmal herauf, Barbadoes — aber haltet mir Leute genug bei der Hand und bleibt selber hier oben und dicht bei ihm. Der Teufel traue dem Schuft, es könnte ihn die Noth vielleicht zu einem verzweifelten Schritt treiben."

Barbadoes hatte nicht lange nach Malveca zu suchen, denn dieser ging schon ungeduldig vor dem Hause auf und ab. Wußte er doch, wie thätig und umsichtig Flores war, und wie bereit dabei das Landvolk sich zeigte, für ihn Alles auszukundschaften, weshalb ihm das rasche Vorrücken der Franco'schen Armee kein Geheimniß bleiben konnte. Dann aber würde er jedenfalls augenblicklich seine gegenwärtige exponirte Stellung verlassen und sich auf die Hauptarmee zurückziehen, und damit wäre Malveca's ganzer Plan gestört gewesen.

Dieser folgte darum auch der Weisung des Majors, zu Franco hinauf zu kommen, mit der größten Bereitwilligkeit; worauf Barbadoes einen der jüngeren Officiere herbeiwinkte und ihm die nöthigen Befehle zur Sicherung des Spions gab. Viruta, der gerade über die Straße kam, nahm er mit sich hinauf, um noch Jemanden bei sich zu haben, wenn der Gefangene allenfalls die Zähne zeigen sollte.

„Also, mein sehr verehrter Señor Malveca," sagte Franco mit seiner gewinnendsten Freundlichkeit, „Sie glauben wirk-

lich, daß Ihr Plan von Erfolg gekrönt sein wird? — Bitte, nehmen Sie Platz, da steht ja ein kleiner Schemel — darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?"

„Sie sind sehr gütig, Excellenz," sagte der junge Mann, der von der doppelten Erlaubniß Gebrauch machte — „ich bin fest davon überzeugt. Vorausgesetzt nur, daß wir hier nicht zu viel Zeit versäumen, sondern so rasch als möglich aufbrechen. Glauben Sie mir, Excellenz, dieser Flores ist ein durchtriebener Gesell und hat überall seine Spione."

„Meinen Sie wirklich?" lächelte der General, der zu seiner Beruhigung den Major auf der Leiter erscheinen sah. „Ja, Sie können Recht haben. — Da ist mir z. B. heute zufällig dieser Brief in die Hände gekommen — bitte, lesen Sie ihn; ich bin wirklich neugierig, was Sie dazu sagen werden."

„Ein Brief! von wem?"

„Von diesem durchtriebenen Flores," sagte der General mit seinem wohlwollendsten Lächeln — „und zwar an einen gewissen Malveca. — Ich weiß nicht, ob Sie den jungen Mann kennen?"

„An mich?"

„Bitte, lesen Sie nur — hier steht die Lampe; sie brennt zwar ein bischen dunkel — aber dieser durchtriebene Flores hat außerordentlich deutlich geschrieben. Man sieht gleich, was er meint."

Malveca nahm kopfschüttelnd den Brief und drehte ihn unwillkürlich um — die Adresse lautete an ihn; aber wie kam er in die Hände des Generals? — und die Unterschrift war: Flores. Was hatte Flores an ihn zu schreiben? Er überflog den Brief, während Franco dicht vor ihm stand, um bei dem hell auf seine Züge fallenden Licht der Lampe den Eindruck zu beobachten, den der Inhalt auf ihn machen würde. Und Malveca blieb allerdings nicht gleichgültig dabei, denn er durchschaute rasch, was Flores mit diesem Brief bezweckte; ja sein Gesicht mochte in der Erregung des Augenblicks eine bleichere Farbe angenommen haben, denn Franco sagte lächelnd:

„Weshalb werden Sie so blaß, Señor? — Ich gebe Ihnen

mein Wort, ich bedauere selber, daß der Brief in unrechte Hände gekommen ist. Es hätte sich Alles so leicht und hübsch machen lassen."

„General," sagte Malveca ruhig, ohne jedoch vollständig zu ahnen, welches Mißtrauen Franco gegen ihn gefaßt habe. „Wie mir scheint, ist der Brief gar nicht in unrechte Hände gekommen, sondern Flores hat ihn ganz besonders für Sie bestimmt."

„Meinen Sie?" sagte der General lächelnd — „und an Sie adressirt und dazu noch mit sechs Oblaten verschlossen. — Merkwürdig! Ach, Major, hätten Sie wohl die Gefälligkeit, diesen jungen, talentvollen Herrn wieder hinunter zu begleiten und mit der Achtung zu behandeln, die ihm gebührt?"

„Mit Vergnügen, Excellenz," rief der Major, der auf der Lauer stand. „Vor allen Dingen bitt' ich mir Ihren Degen aus, mein neugebackener Herr Hauptmann," und dabei hielt er Malveca's rechten Arm wie in einem Schraubstock. „Viruta, sei so gut und hilf ihm ein bischen — Du Halunke! verdammter Schuft, hast Du denn keine Manieren gelernt — Du siehst ja doch, daß sich der Herr nicht helfen kann."

„General," rief Malveca, jetzt nicht umsonst um seine Sicherheit besorgt, „Sie glauben doch um Gottes willen nicht, daß ich Sie habe verrathen wollen? Durchschauen Sie denn nicht die List dieses nichtswürdigen Flores, der weiter nichts will, als Ihren Marsch auf Guaranda verzögern, bis seine Armee den Platz besetzt hat."

„So, Señor?" nickte Franco höhnisch — „und glauben Sie etwa, daß Flores so ohne Weiteres fünfhundert Dollars wegschenkt, wie der Wechsel hier auf das erste Haus in Guajaquil zeigt? Marsch mit ihm fort, Barbadoes, und Sie stehen mir dafür, daß er mit Niemandem verkehrt, bis wir die Sache morgen näher untersucht haben."

„Und so wollen Sie die kostbare Zeit jetzt nutzlos verstreichen lassen, General?" rief Malveca in Todesangst und dachte jetzt wirklich nicht einmal an seine eigene Sicherheit, da ihn die Furcht, die Gelegenheit zu seiner Rache zu verlieren, ganz beherrschte. — „Halten Sie mich gefangen,

wenn Sie mir nicht trauen — aber schicken Sie einen Andern mit der Patrouille —"

„Fort mit ihm," rief aber Franco, der von einer einmal gefaßten Idee nicht so leicht abzubringen war — „und dann kommen Sie wieder mit den Officieren herauf, Barbadoes — wir müssen berathen, was jetzt am besten zu thun ist."

Malveca wollte noch einmal zu seiner Vertheidigung sprechen, aber der Griff des Majors leitete ihn wie ein Kind.

„Komm, mein Bursch," sagte dieser, indem er ihn am rechten Arm festhielt, während Viruta den linken gefaßt hatte, „es hilft Dir nichts — morgen sprechen wir noch ein Wort miteinander; für heute hast Du Unheil genug angestiftet."

Malveca knirschte mit den Zähnen, aber es blieb ihm in der That nichts Anderes übrig, als zu gehorchen. Wenige Minuten später sah er sich in der Gewalt einer Patrouille von Negern, die keinen andern Willen kannten, als den Befehl ihres Generals, und bekam jetzt Zeit und Muße genug, um in einer feuchten Ecke, mit gebundenen Händen und Füßen, über sein Mißgeschick zu brüten und Flores' Schlauheit, so wie Franco's und seines Mulattenmajors Dummheit zu verfluchen.

Indessen kam im Hauptquartier der Kriegsrath zusammen, und Franco las dort Flores' Brief vor. Die Verrätherei des Gefangenen schien dadurch außer allem Zweifel gestellt, denn gerade, daß der Brief nur Andeutungen enthielt, die besonders noch auf eine geheime Hülfe und ein Einverständniß mit Guajaquil hinwiesen, machte die Sache nur um so wahrscheinlicher. Allerdings erhoben sich auch Stimmen für die Möglichkeit, daß des Gefangenen Vertheidigung doch am Ende nicht ganz unbegründet sei und Flores den Brief absichtlich so geschrieben hätte, um dessen Aussagen entgegen zu arbeiten — doch Franco schüttelte mit dem Kopf, verstand sich aber wenigstens dazu, einen Trupp zum Recognosciren voraus zu schicken.

So viel war jedoch außer aller Frage, und dafür stimmten selbst die Malveca günstigen Urtheile, daß in dieser Nacht, bei so unsicheren Daten und mit einem so dringend vorliegenden Verdacht, ein Handstreich nicht mehr unternommen werden könne, wenn man nicht der Gefahr ausgesetzt sein wollte, in einen Hinterhalt zu fallen. Das Tageslicht mußte jedenfalls

abgewartet werden, und damit war die Verhandlung für heut Abend geschlossen.

Nur der Major schien damit unzufrieden, denn er hatte wenigstens gehofft, daß zugleich das Todesurtheil über den Verräther gefällt werden sollte. Da man aber noch gar keine Gewißheit hatte, ob er wirklich schuldig war — wenn sich auch Franco ziemlich fest davon überzeugt hielt — so mußte dieser blutdürstige Mulattenmajor sich noch gedulden, wenn auch eine Execution zu einer seiner angenehmsten Aufregungen gehörte. Wozu sollte auch ein solcher Verräther länger leben, als unumgänglich nothwendig war? Denn daß er unschuldig sein könnte, kam gar nicht für ihn in Betracht. Dafür war der Krieg da, und Rücksichten brauchten nicht genommen zu werden. Der Major konnte also nur dafür sorgen, daß der Gefangene keine weiteren Bequemlichkeiten erhielt und daß der Wache außerdem eingeschärft wurde, ihm bei dem geringsten Fluchtversuch eine Lanze durch den Leib zu rennen.

Die Nacht verging ruhig; zwar wurden Vorposten gegen Guaranda zu aufgestellt, um sich gegen eine Ueberrumpelung sicher zu wissen, aber dieses war mit leichter Mühe zu bewerkstelligen, da nur die beiden nach jener Stadt führenden Straßen das Anrücken einer größeren Truppenmasse ermöglichten, welche bei Nacht und Nebel nie durch die dichten, von Aloe und Cactus durchwachsenen Büsche hätte dringen können.

Am nächsten Morgen in aller Frühe wurde indeß ein Cavalleriepiket detachirt, dem der strenge Befehl zuging, langsam und vorsichtig auf der Straße vorzurücken, bis sie die Höhe gewännen, von der man Guaranda übersehen könnte — aber nicht bis auf diese hinauf zu reiten, sondern vorher abzusitzen und sich von dort aus, durch die Gebüsche verdeckt, von dem Stand der Dinge in Guaranda zu überzeugen. Das konnte um so leichter geschehen, da die Stadt tief in einem Thalkessel und den Blicken von oben aus vollkommen offen lag. Sahen sie dann in der Stadt selber nichts Verdächtiges — waren keine größeren Truppenkörper sichtbar, zeigte es sich, daß die Leute ruhig ihren gewohnten Beschäftigungen nachgingen, dann sollte augenblicklich eine Ordonnanz in gestrecktem Galopp zurückreiten, um den General zu benachrichtigen, und

dann wollte man trotz des Briefes doch den von Malveca angegebenen Versuch machen, den Weg nach dem Chimborazopaß abzuschneiden und zu gleicher Zeit gegen Guaranda vorzurücken. Ob dabei Flores in ihre Hand fiel oder nicht, blieb sich gleich; es lag Franco vor allen Dingen daran, Guaranda selber zu besetzen, um seine Soldaten bei guter Laune zu erhalten und einen sichern Ort zu erreichen, von dem aus er seine Operation weiter vorschieben könnte.

Er war überdies nicht mehr so zuversichtlich wie früher, wenn er sich davon auch gegen seine Officiere nichts merken ließ; aber nach alle dem, was er erlebt, seit er das Land selber betreten hatte, fing das alte Mißtrauen an mehr und mehr Wurzel zu schlagen, und verlor sich immer rascher der Glaube an seine Unfehlbarkeit. Hatte er doch auch gehofft, daß die Eingeborenen von allen Seiten herbeiströmen würden, um ihm Kunde von dem Feind zu bringen, damit er seine Maßregeln danach treffen konnte. Statt dessen kehrten nicht einmal die Spione zurück, die er selber zu diesem Zweck ausgesandt hatte, und er fand sich in dem fremden und — wie es sich nicht mehr verhehlen ließ — feindlichen Lande vollständig isolirt; ja er war — gerade das Gegentheil von dem, was er erwartet hatte — selber von Spionen und Verrath umgeben.

Und wenn er jetzt wirklich eine Schlacht verlor? — Es blieb ihm dann allerdings noch immer Guajaquil — es blieben ihm die dort ankernden peruanischen Dampfer; aber konnte er mit denen Ecuador erobern, und war er selbst Guajaquils sicher, wenn er nicht vermochte, Flores im Felde die Spitze zu bieten? Der kleine Mulatte befand sich in einer keineswegs glücklichen Laune und hätte am liebsten seinem Unmuth an dem Gefangenen Luft gemacht, wäre er eben vollkommen von dessen Schuld überzeugt gewesen. Ungeduldig erwartete er aber die verlangte Botschaft des ausgeschickten Vorpostens, und bedachte dabei nicht einmal, daß er den Leuten befohlen hatte, langsam und vorsichtig vorzurücken, um in keinen Hinterhalt zu gerathen, denn in dem Fall wäre sein ganzes Heer einem plötzlichen und unerwarteten Angriff preisgegeben gewesen.

Der Weg zwischen Tucumbo und Guaranda war aber, wenn auch nicht sehr entfernt, doch keineswegs so nah, um

augenblicklich wieder Nachricht von dort haben zu können; denn ein gutes Pferd hätte zwei und eine halbe Stunde tüchtig austraben müssen, um die Stadt zu erreichen. Dabei war das Terrain sehr coupirt und deshalb doppelte Vorsicht für die Patrouille nöthig.

Ein junger Officier führte sie, Lieutenant Torque, ein junger Bursche von kaum mehr als achtzehn Jahren, der am liebsten ohne weitere Umstände in voller Carrière nach Guaranda hineingesprengt wäre, um dort zu sehen, wie die Sachen ständen. Dagegen lauteten aber die Befehle zu streng, und ein alter Unterofficier, ein Neger mit einem von den Blattern völlig zerrissenen Gesicht, war ihm außerdem noch beigegeben worden, um seinen Uebermuth nöthigenfalls in den Schranken zu halten. So ritt denn die Patrouille in scharfem Trab fort, bis sie die Vorposten erreichte und von diesen die Versicherung erhielt, daß sich kein Feind hätte sehen lassen. Einer der Leute, der gerade mit der Tagesdämmerung auf Wache gewesen war, wollte allerdings einmal auf der nächsten Höhe einen sich bewegenden Körper gesehen haben, wußte aber nicht einmal anzugeben, ob es nicht irgend ein wildes Thier gewesen, das von nächtlichem Raubzuge mit der anbrechenden Morgendämmerung in seinen dichten Schlupfwinkel zurückkehrte.

Der Vorposten bekam den Befehl, auf seinem Posten zu bleiben, bis die Ablösung käme, denn traf der kleine Reitertrupp weiter nach vorn auf den Feind, so sollte jener als Verstärkung dienen, um theils den Rückzug zu decken, theils, sobald er Schüsse fallen hörte, das Lager zu alarmiren.

Von hier aber rückten sie langsam weiter, um besonders von jeder Höhe, die sie erreichten, zuerst sorgsam das nächste Terrain zu untersuchen. Auf des Negers Rath, der für diese Art Kriegführung vortrefflich paßte, gebrauchten sie sogar die Vorsicht, an solchen Stellen einen Mann versteckt zurück zu lassen, der die gegenüberliegenden Höhen immerfort beobachten mußte, während sich der kleine Trupp in der offenen Straße in das Thal hinabzog. Lag dort ein Hinterhalt, so zeigte er sich wahrscheinlich, sobald er den Feind außer Sicht glaubte, und wäre es auch nur durch Vorsenden eines einzelnen Mannes gewesen. Erst wenn der Zurückgebliebene nachkam, setzte dann

die Patrouille ihren Weg fort, denn sie konnte sich jetzt überzeugt halten, daß ihnen der Feind noch nicht nahe sei.

Natürlich machten sie unter solchen Umständen nur sehr wenig Fortgang, und es war fast Mittag geworden, als sie die letzte Höhe, hinter welcher Guaranda lag, vor sich sahen. Der alte Neger kannte hier jeden Fuß breit Boden, denn er war selber in Guaranda geboren und dann nach Bodegas gezogen, um eine Balsa zu bauen. Mit der hatte er jedoch Unglück, so daß er sein Geld verlor und dann in Franco's Armee eintrat, um das Eingebüßte wieder zu ersetzen. Franco's Heer bestand ja fast aus lauter solchen Leuten, die Nichts mehr zu verlieren hatten auf der Welt, und Alles unter dieser Leitung zu gewinnen hofften.

Nero, wie der alte Bursche hieß (denn trotzdem daß keine Sclaverei — wenigstens nicht officiell — mehr bestand, hatte er seinen alten Sclavennamen beibehalten und es verschmäht, sich umzutaufen), war diesmal selber zurückgeblieben, um für die Nachhut den Ausguck auf das vor ihnen liegende, ziemlich tiefe und kurze Thal zu übernehmen, von dem aus man durch die Windungen des buschbewachsenen Weges keine weitere Aussicht nach vorn hatte. Er blieb ziemlich lange auf seinem Posten, und der junge Officier, der unten mit den Seinen hielt, war schon ungeduldig geworden und schien nicht übel Lust zu haben, ohne den Alten weiter zu reiten. Es war auch in der That eine Geduldsprobe, denn vor ihm, kaum einen Büchsenschuß entfernt, lag der Hügelrücken, der ihnen den freien, ungestörten Blick auf Guaranda eröffnete, und nun mußte er zwischen den Büschen halten und warten, bis der Alte nachkommen würde und ihm melden, daß gar nichts gesehen hatte. — Aber es ging doch nicht anders und er mußte sich wohl oder übel der Anordnung fügen.

Endlich — endlich wurde das Pferd Nero's sichtbar, der langsam über den Hügelrücken herunterkam und noch immer dann und wann anhielt und, die Augen mit der Hand gegen die Sonne schützend, nach dem gegenüber liegenden Hügel hinübersah.

„Nun, Alter," rief ihm der junge Lieutenant Torque entgegen, „was zum Teufel bleibst Du denn den ganzen Morgen

da oben hocken — Franco wird uns alle Wetter auf den Leib fluchen, wenn wir ihn bis zum Abend ohne Nachricht lassen. Hast Du 'was gesehen?"

„Quien sabe," sagte Nero achselzuckend — „der Henker traue der Sache, ich habe keinen Menschen gesehen, aber in den Büschen da drüben ist's nicht geheuer."

„Und woher glaubst Du das?"

„Nichts hat sich gezeigt oder gerührt die ganze Zeit, die ich da oben stand," sagte der Alte, „ich habe aufgepaßt wie ein Falke, aber —"

„Aber?"

„Haben Sie vorhin die beiden Aasgeier bemerkt, Señor, die dort über die Höhe strichen?"

„Nein —"

„Es sind kluge Thiere, mit einem ganz merkwürdig scharfen Auge und einer noch besseren Nase. Nun, wie sie über den kleinen Kamm flogen, auf dem die höchsten Büsche stehen, drehten sie alle beide den Kopf hinab, und der eine strich ein wenig zur Seite, als ob er da unten etwas bemerkt hätte, was ihm nicht gefiel."

„Und das ist Alles?" lachte der junge Mann — „und deshalb, weil ein Aasgeier den Kopf dreht, was sie fortwährend beim Fliegen thun, läßt Du uns hier eine volle Stunde halten und die kostbare Zeit versäumen? Sollen wir etwa jetzt zurückreiten und dem General erzählen, ein Vogel hätte den Kopf zur Seite gebogen, und wir wären deshalb nicht weiter vorgeritten?"

„Es wäre am Ende das Gescheidteste," sagte der Alte, ohne sich durch den Spott im Geringsten irre machen zu lassen, „denn ausrichten können wir doch nichts, und liegt dort ein Hinterhalt, so dürfen wir uns fest darauf verlassen, daß wir tüchtig gepfeffert werden."

„Bah, vorwärts," rief der junge Officier — „wir haben unsere Schuldigkeit gethan und keine mögliche Vorsicht versäumt, jetzt müssen wir auch noch unsern Auftrag ausführen. Gut empfangen werden wir aber trotzdem vom General nicht, darauf kannst Du Dich fest verlassen, alter Wollkopf, denn wir sind ihm zu lange ausgeblieben. Doch jetzt nur rasch,

damit wir den Hügelkamm erreichen." — Und seinem Pferde die Sporen gebend, sprengte er in dem schmalen Wege dem Trupp voran auf die kaum dreihundert Schritt entfernte Höhe zu.

Fast hatte er den höchsten Punkt erreicht — schon konnte er den Thaleinschnitt erkennen, der an der andern Seite dicht bewaldet bis zur Senkung hinablief, in der Guaranda liegt — schon ließen sich einige gelichtete Stellen sehen, welche die unmittelbare Nähe der Stadt verkündeten — als plötzlich aus den Büschen Blitze zuckten und bei dem dröhnenden Knall von Gewehren kleine schwefelgelbe Wolken emporquollen, und dann langsam zur Seite strichen.

Torque hörte die Kugeln um sich sausen und fühlte zugleich einen stechenden Schmerz in der Seite, aber nicht im Geringsten dadurch eingeschüchtert, schrie er:

„Vorwärts, Kameraden — hurrah für Franco!" und gab seinem Pferde die Sporen. Aber nur zwei Sprünge nach vorn machte das schwergetroffene Thier — dann stand es und taumelte, und wieder zuckten dann die rothen Strahlen aus dem grünen Busch. Ein Glück aber für den jungen, tollkühnen Burschen war es, daß er es mit südamerikanischen Schützen zu thun hatte, sonst wäre er wohl bei der großen Nähe der Feinde verloren gewesen. So traf nur noch eine Kugel das Pferd, das zusammenstürzte, und eine andere schlug ihm durch den fleischigen Theil des Oberarms. Dicht neben ihm war aber auch ein anderer Soldat vom Pferde geschossen, während auf die Nachrückenden die Kugeln ebenfalls gewirkt zu haben schienen, denn Nero, der hier seinen schlimmsten Verdacht bestätigt fand, schrie: „Zurück — zurück — oder wir sind Alle verloren!"

Torque war schon aus dem Sattel, ehe sein Pferd zusammenstürzte, und schwang sich nun, den Zügel des ledigen Soldatenpferdes ergreifend, das, durch den Knall der Gewehre erschreckt, nicht gleich wußte, wohin es sich wenden solle, rasch auf dieses hinauf. Wieder aber fielen ein paar Schüsse, und er konnte sich nicht verhehlen, daß sie es hier mit mehr als einer vorgeschobenen Schildwache zu thun hatten. Ein Befehl, seinen Marsch zu forciren, war ihm aber nicht geworden, seine Ordre lautete sogar bestimmt, sich augenblicklich zurückzuziehen, sobald er Widerstand finden sollte.

So warf er denn sein Pferd herum und mußte es dabei tüchtig ausgreifen lassen, um nur seine jetzt ihm tapfer voraneilenden Begleiter wieder einzuholen. Nero besonders entwickelte einen außerordentlichen Eifer, um aus dem Bereich der Kugeln zu kommen, von denen den Fliehenden noch zwei in einzelnen Schüssen nachgeschickt wurden.

Der Verlust, den sie gehabt, war aber nicht ganz unbedeutend, denn von den zwölf Soldaten, aus denen die kleine Patrouille bestand, waren zwei geblieben, oder doch so schwer verwundet, daß man sie unter dem Feuer des Feindes nicht mitzunehmen wagte, und außer dem Officier noch drei Andere nicht unerheblich getroffen. Auch eines der Pferde hatte noch einen Schuß bekommen und brach nach etwa einer Viertelstunde zusammen, worauf es dem Reiter überlassen blieb, allein und zu Fuß, so gut es ging, nachzukommen.

Jetzt aber mußten die Pferde laufen, was sie konnten, denn es galt nun dem General die Meldung zu bringen, daß man sich Guaranda nicht mehr unbemerkt nähern könne und daß der Feind, völlig gerüstet, schon seine Vorposten vorgeschoben habe. Eine Stunde mochten sie auch so gejagt sein und der junge Officier fühlte schon, wie seine Wunden zu schmerzen begannen, als Nero plötzlich im Weg frische Pferdespuren entdeckte, die vor ihnen auf Tucumbo zuliefen. Sie nahmen sich aber keine Zeit, die Sache näher zu untersuchen, weil es nur zwei Spuren waren, die genau ihren Weg einhielten, und über die sie jedenfalls im Hauptquartier selber etwas Näheres erfahren mußten.

Fort ging es wie die wilde Jagd; die Pferde waren mit weißem Schaum bedeckt, und der junge Officier selber fühlte sich von Blutverlust so erschöpft, daß er kaum noch im Stande war, seinen Sitz im Sattel zu halten. Endlich sahen sie die ersten Gebäude aus dem Grün der Büsche schimmern, hörten schon die Hornsignale, die das Heer zum Sammeln riefen, und fanden, als sie wenige Minuten später in das kleine Dorf hineinsprengten, das ganze Lager in Bewegung und Franco vollständig gerüstet und bewaffnet mitten auf dem Platz, um sie zu empfangen.

Der junge Officier sprengte zu ihm hinan, zügelte sein

Thier und hob den rechten Fuß aus dem Steigbügel, um abzusitzen — aber er vermochte es nicht mehr. Einen Moment noch stützte er beide Hände auf den Sattelknopf, dann verließen in die Sinne. Er war todtenbleich geworden, und bewußtlos glitt er an der rechten Seite des Pferdes nieder und hätte sich wahrscheinlich in dem Sturz noch beschädigt, wenn nicht Franco selber zugesprungen wäre, um seinen Fall aufzuhalten.

21.

Am Chimborazo.

Franco befand sich in sichtlicher Aufregung, denn das Blut, was in diesem Augenblick seine Hand näßte, war das erste, welches für ihn im Kampf gegen Quito vergossen wurde. Aber nicht dieses Blut machte sein Herz rascher schlagen — er hatte mit erbarmungsloser, oft mit durchdachter Grausamkeit manches Leben übermüthig hingeopfert, manches Todesurtheil unterzeichnet und nie versäumt, auch Zeuge bei der Vollziehung desselben zu sein. Hier aber begann der offene entschiedene Kampf mit dem Feind, der nicht gesonnen schien — wie er bis jetzt noch immer im Stillen gehofft hatte — ihm unterwürfig die Pforten des Landes zu öffnen, sondern den Boden mit den Waffen in der Hand vertheidigte, und nicht sein Machtspruch, den er bis dahin für unwiderstehlich gehalten, — nein, der Sieg der Waffen mußte jetzt entscheiden, wessen Stirn der Siegeslorbeer schmücken solle.

Nero übernahm indessen, während der bewußtlose Officier einigen hinzuspringenden Leuten übergeben wurde, den Bericht, den er aber natürlich nach Negerart noch ausschmückte und übertrieb. Zuerst schilderte er seine Umsicht, wie sie sich vorsichtig dem Platz genähert und wie er dem Lieutenant Torque abgerathen

habe, weiter vorzugehen, denn an den vorüberstreichenden Vögeln hätte er gemerkt, daß es dort nicht geheuer sei. Der junge, hitzige Mann habe sich aber nicht abhalten lassen, sondern sei mit verhängten Zügeln vorgesprengt, und dann von einer Salve empfangen worden, von der er jetzt noch nicht begriff, daß auch nur Einer von ihnen mit dem Leben davongekommen wäre.

Es müßten wenigstens hundert Mann gewesen sein, die dort im Hinterhalt gelegen hätten, so rasch wäre Schuß auf Schuß gefallen, ohne daß sie auch nur einen einzigen Feind zu sehen bekommen. Trotzdem würden sie doch den ungleichen Kampf aufgenommen haben, wenn — Seiner Excellenz Befehl nicht so bestimmt gelautet hätte, augenblicklich zurück auf die Armee zu fallen, sobald sie Widerstand fänden.

Franco hatte ihm schweigend zugehört. Er wußte schon seit einer halben Stunde, daß ein Kampf stattgefunden habe, denn von dem Neger auf der Straße entdeckten Pferdespuren rührten von zwei Reitern des Vorpostens her, die dem kleinen Trupp in der Ferne gefolgt und augenblicklich in Carrière zurückgesprengt waren, sowie sie die Schüsse hörten. —

Was war jetzt zu thun? Die Lastthiere waren allerdings kurz vorher sämmtlich in Tucumbo eingetroffen, aber heute nicht mehr im Stande, Guaranda zu erreichen, und wenn er ohne sie auf der Hauptstraße vorrückte, konnte der Feind mit Hülfe der andern Straße ihm in den Rücken fallen und sein sämmtliches Gepäck zerstören, oder doch die Thiere wegtreiben, ohne die er gar nicht im Stande sein würde, seinen Marsch fortzusetzen. Außerdem mußten die Truppen in Guaranda jetzt ebenfalls durch das Schießen alarmirt sein, und das coupirte Terrain, mit der einzigen hindurchgehauenen Straße, bot einen höchst ungünstigen Kampfplatz, noch dazu jetzt, wo es fast Nacht geworden wäre, ehe er den Feind hätte erreichen können.

Alle diese Schwierigkeiten malte Franco sich wenigstens im Geiste aus, denn er mochte sich selber nicht eingestehen, daß er, sowie der Angriff in seine Hand gelegt war, seinen Muth zu sehr sinken fühlte, um Alles, was er besaß, mit einem va banque auf das Spiel zu setzen. Er wollte die

Entscheidung noch hinausschieben; er wollte mit sich selber noch zu Rathe gehen, auf welche Weise er den Angriff am besten organisiren könne; mit einem Wort, er wollte Zeit gewinnen, und bedachte nicht, daß er dadurch gerade die kostbarste Zeit verlor.

Dem Major vor Allen war das gar nicht recht. Er wäre am liebsten augenblicklich aufgebrochen, und sehnte sich ordentlich danach, erst einmal wie ein Ungewitter zwischen die „vermaledeiten Rebellen" hinein zu fahren und sie die Wucht seines Armes und Säbels fühlen zu lassen. Aber gegen den Befehl des Generals gab es natürlich keinen Widerspruch — er wenigstens hätte es nicht gewagt, und nur das verdroß ihn, daß ihm der General, für den er Alles that, selbst das kleine Vergnügen mißgönnte, den gefangenen Spion indessen aufzuhängen; denn daß dieser einen Verrath beabsichtigt hatte, lag doch jetzt außer allem Zweifel.

Franco selber schien davon überzeugt, scheute sich aber heute wunderbarer Weise, ein Todesurtheil auszusprechen, denn er hatte in der letzten Nacht einen recht häßlichen Traum gehabt, den er selbst noch nicht abschütteln konnte. Kam vielleicht das dunkle Gefühl dazu, daß Gottes Hand in diesem Augenblick die Wage hielt, die über sein Geschick entscheiden sollte? denn der Verstockteste hat Zeiten, wo er die Macht ahnt, die über ihm waltet, so oft und gern er sie auch sonst verspottet. Genug, es war ihm unbehaglich zu Muthe — der kleine Tyrann empfand, daß es eine Grenze gäbe, worüber hinaus seine Macht nicht reiche, und daß er sich gerade jetzt an deren äußerstem Rand befinde.

Es war indeß zwei Uhr Mittags geworden — mit seinem Heere brauchte er jedenfalls fünf Stunden, um Guaranda zu erreichen, selbst angenommen, daß er die Vorposten ohne Weiteres verjagte und ungehindert würde fortmarschiren können. Um sechs Uhr geht aber schon in diesen Breiten die Sonne unter, um halb Sieben ist tiefe Nacht, und bei der Ungewißheit über den Feind, der ihm gegenüber stand, wurde der Angriff auf Guaranda bis zum nächsten Tag verschoben.

Reges Leben herrschte indessen in Guaranda selber, denn Flores entwickelte gleich nachdem er den Brief an Malveca durch den Consulats-Courier abgeschickt hatte, seine ganze Thätigkeit. Schon ehe der Courier abritt, war eine Ordonnanz mit dem Befehl, keine Secunde zu säumen, zurück gegen Ambato gesandt, um der Cavallerie den Befehl zu bringen, augenblicklich im scharfen Trab bis Guaranda vorzudringen, während die Infanterie — ob das Gepäck mitkommen konnte oder nicht — in Eilmärschen nachfolgen sollte.

Er war dadurch auch gegen Franco in großem Vortheil, denn er brauchte nie zu fürchten, daß ihm der Feind in die Flanken fallen und seine Lastthiere abschneiden konnte. Das ganze Land stand ja auf seiner Seite, und von überall her wären die Boten hergeeilt, wenn sich irgend ein feindliches Corps außer dem gewöhnlichen Wege gezeigt hätte.

Auch von Bodegas und später von Tucumbo trafen Flüchtlinge ein, die das Anrücken der Franco'schen Truppen berichteten, aber nie nähere Angaben machen konnten, weil sie immer gleich beim ersten Erscheinen der feindlichen Soldaten das Weite gesucht hatten und die Stärke derselben, wie das stets der Fall ist, übertrieben. Die Eingeborenen haben überhaupt nur einen sehr beschränkten Zahlensinn, und wenn sie erst einmal bis zu den Tausenden gelangt sind, kommt es ihnen auf den Nenner, den sie davorsetzen, nicht besonders an.

Flores erfuhr dabei aber doch immer ganz genau, wie weit und wie rasch der Feind vorrückte, und wenn ihn nicht Malveca's Flucht beunruhigt hätte, würde er selbst nicht für Guarandas Sicherheit besorgt gewesen sein. Der Brief konnte allerdings gegen ihn wirken, wenn Franco sich davon täuschen ließ, es blieb aber immer eine höchst ungewisse Sache, und er beschloß daher, wenigstens Alles, was er von Soldaten in Guaranda besaß, auf die erste Höhe zu postiren, um von dort aus gedeckt den Feind glauben zu machen, er habe es hier mit einer viel stärkeren Streitmacht zu thun, als wirklich in den Büschen versteckt lag. — Diese konnte aber, selbst überwältigt, immer noch ihren Rückmarsch in die Stadt mit Leichtigkeit bewerkstelligen.

Indessen suchte er, keinen Augenblick unthätig, auch die

Bevölkerung von Guaranda zu einer Art Landsturm zu organisiren, fand aber dabei eine Menge von Schwierigkeiten, auf die er gar nicht gerechnet hatte. Die Leute zeigten sich allerdings willig genug, zusammen zu kommen, aber in dem ganzen Ort fanden sich keine drei Gewehre und höchstens hier und da eine alte Lanze, die irgendwo in einem Winkel rostete, so daß von einem nachdrücklichen Widerstand gegen eine regelmäßig bewaffnete Macht, wie die anrückende war, keine Rede sein konnte.

Die Einwohner bestätigten allerdings, daß es ein ungeheurer Verlust für Quito sein würde, wenn die hier in Masse aufgestapelten Waaren dem Feind in die Hände fielen, erklärten aber zugleich, nicht dafür verantwortlich zu sein. Wenn die quitenische Regierung zu schwach wäre, Raubhorden zu verhindern, in das innere Land zu brechen, so wollten sie nicht ihr eigenes Leben und Eigenthum nutzlos zu Markte tragen, da es doch natürlich sei, daß Franco, wenn er hier einzöge, Rache an den Bürgern und ihren Häusern nehmen würde, sobald sie sich ihm ernstlich widersetzten.

Die Leute hatten eigentlich vollkommen Recht, und das war es auch, worauf Franco besonders auf seinem Zug durch das Innere rechnete. Nicht auf die Zuneigung, die ihm oder seiner Regierung das Volk entgegentrug, sondern auf die Furcht vor einem größeren Mißgeschick, als ihnen ein Präsidentenwechsel bringen konnte. Was hätte der auch diese Menschen gekümmert, die, trotzdem daß sie sich Republikaner nannten, doch keinen Begriff von einer republikanischen Verfassung hatten und von Jugend auf daran gewöhnt waren, Regierungen entstehen und vergehen zu sehen, ohne daß sie jemals um ihre Meinung dabei gefragt wären.

Flores sah deshalb ein, daß er allein auf seine eigenen Truppen angewiesen blieb, und in peinlicher Ungewißheit und Ungeduld schlichen ihm die trägen Stunden hin.

Gern wäre er den Seinen entgegen geritten, obgleich er wußte, daß sie auf die neue Ordre ihren Marsch ohnedies nach Kräften beschleunigen würden; aber es hielt ihn unwillkürlich in Guaranda fest, als ob er schon durch seine Gegenwart den Anprall der Feinde verhindern könnte, und hätte

Franco in der Nacht Malveca's Rath und Plan befolgt, General Flores wäre wahrscheinlich in seine Hände gefallen und das quitenische Heer dadurch des einzigen Mannes beraubt worden, der im Stande war, es zusammen zu halten und zu führen.

Das geschah aber nicht, und während Flores unten in Guranda die zusammengerufenen Bürger unmuthig wieder entlassen hatte und gerade überlegte, ob es nicht besser wäre, sämmtliche Waaren auf den freien Platz vor der Stadt bringen zu lassen und dort anzuzünden, anstatt sie den Händen des Feindes zu überlassen, knatterte oben auf der Höhe die Gewehrsalve und verbreitete Schrecken und Entsetzen in dem kleinen Ort.

„Franco kommt!" riefen die Frauen und rafften das Beste ihrer Habe zusammen, um mit dieser und ihren Töchtern in den Wald hinein zu fliehen. „Franco kommt," fluchten die Männer mit verbissener Wuth, wenn sie daran dachten, wie der Mulatte jetzt bald in ihrer Stadt hausen würde. —

Flores selber war auf einen Platz geeilt, von dem aus er einen Blick auf jene Höhe gewann, und hielt sein Fernrohr fest auf den Punkt gerichtet, über dem er die kleinen milchweißen Pulverwolken konnte emporsteigen sehen. Der gelbe Weg durchschnitt dort deutlich erkennbar die grünen Büsche, aber keine Gestalt verdunkelte den Pfad, kein lebendes Wesen ließ sich blicken. Wieder sah er den Rauch emporwirbeln — wieder schlug der Schall der Schüsse in das Thal herab, aber nichts regte sich, und jener Knall und der Rauch waren das einzige Zeichen von dem da oben stattfindenden Kampfe.

Wären die Seinen aber geflüchtet, so hätte er sie sehen müssen, denn dicht unterhalb des Gipfels hatte der tropische Regen an einer etwas steileren Fläche alles Grüne abgewaschen, so daß die nackte Lehmwand zu Tage trat. Kein Kaninchen hätte unbemerkt hinüber schlüpfen können, viel weniger ein Mensch — aber Niemand erschien. — Nichts regte sich — da krachten wieder zwei Schüsse hintereinander und eine Gestalt tauchte aus dem Dickicht hervor, aber nicht in rascher Flucht, sondern ruhig und triumphirend den Hut schwenkend.

Flores übersah mit einem Blick das Ganze — es war eine Streifpatrouille des Feindes gewesen, die von den Seinen

abgeschlagen worden — aber wie weit hinter ihnen folgte das Heer? und würden nicht bald stärkere Colonnen dort oben erscheinen und ihre Massen auf die ihnen preisgegebene Stadt werfen?

Da sah er, wie auf der unter ihm liegenden äußern Plaza — eigentlich ein freier Platz vor der Stadt, auf dem sich Nachmittags die jungen Leute mit Ballschlagen belustigten — viel Volk zusammenlief und nach der andern Seite des Thales hinauf zu sehen schien. Rasch wandte er sein Glas dorthin und hätte laut aufjubeln mögen, denn auf dem steilen, nur hier und da durch die Büsche sichtbaren Weg, der sich vom Passe des Chimborazo herabzog, erkannte er die dichten Colonnen seiner Reiter, die, ihre Pferde am Zügel führend, rüstig zu Thal stiegen.

„Gott sei Dank!" murmelte er mit einem aus tiefster Brust heraufgeholten Athemzug — „jetzt ist noch nicht Alles verloren und wenn die Infanterie nicht zu weit zurückbleibt, halte ich den Platz."

Noch einmal wandte er sein Glas der Stelle zu, wo seine Leute im Versteck lagen, und sah wie einer von ihnen, sein Gewehr in der Hand, den Berg herabkletterte, um jedenfalls Bericht abzustatten. Er konnte ihn deutlich erkennen, es war Espinoza, und Flores eilte jetzt selber in die Stadt, um sowohl die Meldung zu hören, wie auch um seine braven Truppen zu empfangen.

Espinoza traf zuerst ein, denn der Weg, den die Reiterei nehmen mußte, zog sich in einem weiten Bogen um die halbe Stadt hin, um eine dort geschlagene Brücke zu passiren. Der junge Officier dagegen war halb rutschend, halb springend mitten durch die Büsche gedrungen. Aber er hatte nicht viel zu melden. Etwa ein Dutzend Reiter wären auf einer Recognoscirung vorsichtig herangerückt. Sie hätten sie so nahe kommen lassen, bis sie das Weiße in ihren Augen erkennen konnten, und dann Feuer gegeben. Zwei wären gestürzt, einer todt, der andere schwer verwundet — dann hätte der Rest sich umgewandt, um in voller Flucht wieder gen Tucumbo zurück zu sprengen.

Wichtiger war die Nachricht, die gleich darauf ein junger

Bursche von Tucumbo selber brachte. Er hatte erst heute Morgen das Dorf verlassen, aber, des Waldes kundig, den Weg vermieden, den die Soldaten, wie er erzählte, besetzt hielten, und deshalb einen weiten Umweg machen müssen. Aber er berichtete, daß die Maulthiere noch gar nicht eingetroffen wären und Franco wohl schwerlich daran dächte, vor morgen früh gegen Guaranda vorzurücken. Von einem dort angelangten Spion wußte er indessen nichts.

Jetzt rückte auch mit schmetternden Trompeten die Cavallerie in Guaranda ein, zwar nur etwa neunhundert Mann stark, aber gut bewaffnet und alle tüchtige Reiter; wie der Südamerikaner denn überhaupt von Kindheit an mit dem Sattel vertraut ist.

Das war freilich noch eine geringe Macht, um dem ganzen Heer des Usurpators die Spitze zu bieten, von dem das Gerücht ging, daß er fünftausend Mann unter den Waffen hätte — aber es war doch immer eine Macht und Hoffnung da, das wilde Corps des Mulatten wenigstens so lange abzuhalten, bis die Infanterie ankam.

Der Führer der Schaar, Hauptmann Pescador, der schon früher die Kriege unter Flores gegen die peruanischen Truppen mitgemacht hatte und bei dem Ueberfall auf Guajaquil betheiligt gewesen war, brachte aber auch noch außerdem die gute Nachricht, daß die Infanterie ihnen auf dem Fuße folge und nicht mehr lange auf sich warten lassen werde.

Es ist überhaupt erstaunlich, was die Ecuadorianer — wenigstens die unteren Klassen — im Laufen leisten. Die Indianer gehen beinahe immer in einem halben Trab, besonders wenn sie schwer zu tragen haben, und die Arrieros, welche Passagiere auf der viele Tagereisen dauernden Tour von Bodegas bis Quito oder umgekehrt begleiten, nehmen nie für sich selber ein Reitthier, sondern laufen nebenher, und mag der Reisende so scharf reiten wie er will, wenn er Abends den Ort seiner Bestimmung erreicht, ist der Arriero sicher neben ihm.

Die am vorhergehenden Tage abgesandte Ordonnanz war den Truppen weit diesseits Ambato, dicht hinter der Posada von Alto Tambo begegnet, in der sie die Nacht lagern wollten

— um am nächsten Morgen nach Guaranda aufzubrechen, und Flores durfte jetzt in der That hoffen, daß sie bald eintreffen würden.

In der Posada von Alto Tambo konnte freilich nur ein sehr kleiner Theil der Leute Unterkunft finden; die übrigen waren genöthigt, auf der unwirthlichen, kalten Höhe zu lagern. — Und nicht einmal Holz wuchs dort oben, sondern nur dürres Haidekraut und hier und da vielleicht ein paar verkrüppelte dürre Büsche, von deren Zweigen so viel als möglich zusammen geschleppt wurde, um die Nacht über ein tüchtiges Feuer zu unterhalten.

Freilich durften sie sich nicht verwundern, daß es hier oben so kalt war, denn sie lagerten dicht unter der Region des ewigen Schnees, in einer Höhe von fünfzehntausend Fuß über der Meeresfläche, und in dem ungewissen Licht des dämmernden Abends lag der riesige, in ein weites Schneebett eingehüllte Kegel des Chimborazo, anscheinend so dicht neben ihnen, daß man glauben mußte, man könne ihn mit einer Büchsenkugel erreichen. Seinen eisigen Hauch sandte er weithin auf die Höhen herab, und die armen Soldaten in ihren dünnen Jacken und Hosen rollten sich, so fest sie konnten, in ihre Ponchos und zitterten doch, daß ihnen die Zähne klapperten.

Es bedurfte auch für sie wahrlich keiner Reveille am frühen Morgen, um sie zu wecken und zur Thätigkeit zu rufen. Der Morgenwind, der mit seinem Eishauch über die Fläche strich, sorgte dafür, und selbst die Hände waren ihnen so erstarrt, daß sie kaum mit den Fingern die Kohlen schüren und ihre niedergebrannten Feuer auf's Neue anfachen konnten, um sich ihre Chupa zu bereiten.

Die Officiere hatten es etwas besser in der Posada selber, aber auch nicht viel; nur daß sie gegen den kalten Nachtwind geschützt waren. Das ganze, sogenannte Wirthshaus war auch nicht auf Bequemlichkeiten eingerichtet.

Das Gebäude bildete ein Viereck, von dem die bewohnten Räume aber nur zwei Seiten einnahmen, während die beiden anderen aus einer ziemlich hohen und starken Lehmmauer bestanden, durch welche zwei, einander schräg gegenüber stehende und verschließbare Thüren hindurch führten.

Die „Wohnzimmer" zeigten ebenfalls nichts als kahle, kaum weiß angestrichene Wände und einen Fußboden, wie ihn Gott dem übrigen Berge ebenfalls gegeben hatte, nur daß dieser durch Kunst oder vielleicht durch lange Benutzung etwas härter gestampft war. Betten gab es ebenfalls nicht. Es konnte kein Reisender hier eintreffen, ohne seine Satteldecke und seinen Poncho mitzubringen — selbst der ärmste Arriero hatte die Decken seiner Lastthiere — und damit mochte sich denn jeder seine Lagerstätte bereiten. An Bequemlichkeiten fand sich nur eine breite, an der Wand hinlaufende Lehmbank oder für Honoratioren vielleicht ein rohes, mit einer ungegerbten Kuhhaut überspanntes Gestell, das Flöhe genug beherbergte, um den darauf Ruhenden die ganze Nacht in Bewegung zu halten.

Eine Küche war ebenfalls im Hause, aber nichts zu essen, wenigstens nicht mehr, als für ein paar hungrige Reisende ausreichend gewesen wäre. Kartoffeln gab es allerdings, denn in welcher ecuadorianischen Hütte gäbe es die nicht, aber sonst auch nichts an Gemüsen, denn Hülsenfrüchte werden auf dieser Höhe nicht weich vom Kochen. Nur ein paar magere Hühner, die im Hofe umherliefen, wurden augenblicklich von den Soldaten gefangen, und in zwei Minuten waren sie schon gerupft und in einen Topf gethan. Sonst blieben die Leute auf ihre eigenen mitgebrachten Rationen angewiesen, zu denen der Wirth, der ihnen wenigstens beweisen wollte, daß er auch etwas für Flores' Leute thun könne, ein Fäßchen Agua ardiente herbeirollte, das mit einem dreimaligen Hurrahruf begrüßt wurde.

Als aber der Morgenwind über die kahlen Höhen strich, war Alles Leben und Bewegung, Feuer loderten lustig empor und pittoreske, wilde Gestalten wirthschafteten rings umher.

Und das waren Flores' Soldaten? Das das Heer, welches die Residenzstadt Quito ausgesandt hatte, um die Franco'schen Raubhorden zu bekriegen? Nun, es glich diesen sogenannten „Raubhorden" auf ein Haar, und ein Fremder wäre wahrlich nicht im Stande gewesen, sie beide von einander zu unterscheiden.

Eine kleine Abtheilung ging zwar regelmäßig uniformirt und bewaffnet, und diese trugen blaue Jacken mit rothen

Aufschlägen, eine Art von Käppi und dunkle Hosen, aber die übrigen waren zusammen gelesen und bewehrt, wie es die Umstände gerade erlaubten, und ganze Schwärme von ihnen nur mit Seitengewehren und kurzen Lanzen versehen. Geschah es nun, um diesen Burschen, trotz ihrer einfachen Ausstattung, ein etwas wilderes Aeußere zu geben, oder war es eigene Wahl gewesen, aber auf den kleinen Fähnchen, die an den Lanzen wehten, drohte ein weißer Todtenkopf mit dem furchtbaren Motto: „Sieg oder Tod."

Ob die Leute gelbe oder weiße Knöpfe — oder gar keine an ihren Jacken hatten, ob sie in lichten oder dunkeln Hosen gingen, ob sie einen Strohhut oder eine Mütze auf dem Kopf trugen, darum kümmerte sich Niemand; aber braune, wetterharte Züge waren Allen eigen, dunkelglühende Augen, schwarzes gelocktes Haar und eisenharte Glieder, und Flores konnte sich gerade auf diese Schaar am meisten verlassen.

Noch lag tiefe Nacht selbst auf dieser Höhe und nur das matte Licht der Sterne funkelte hernieder, während von Osten her ein leiser, kaum bemerkbarer Luftzug strich. Da röthete sich plötzlich der Schneegipfel des Chimborazo und fing an immer heller zu erglühen, und wie ein von einem weißen Mantel umhüllter Riese, mit einer Feuerkrone um das Haupt, stand der mächtige Berg da und überragte selbst diese Höhe noch so sehr, als ob er schroff und steil aus einer Ebene emporstiege.

Wie Phosphorleuchten zuckte es um ihn her, und wunderbare Formen und Farben nahmen die schneegefüllten Thäler an seinen Abhängen an, je nachdem das Licht hineinfiel. Noch verschmolzen fast die äußeren Umrisse mit dem dahinter liegenden, fast gleichfarbigen Himmel, und wie eine dunkle Pyramide ragte es in den Aether hinein. Jetzt aber floß der rosige Glanz weiter und weiter daran herab, ein purpurner Schimmer war wie über das ganze Schneefeld ausgegossen, und jetzt — kein Auge von den Tausenden, die auf der Höhe lagerten, wandte sich in diesem Augenblick von der Kuppe des gigantischen Berges ab — jetzt schoß es wie ein Feuerschein hinan, zündend und leuchtend, und hüllte den Gipfel in einen blendenden Strahlenkranz.

Die Sonne stieg empor, nicht wie bei uns Stunden lang vorher durch einen matten Schimmer ihr Nahen verkündend, sondern rasch und plötzlich, als ob sie die Zeit selber nicht erwarten könne, um auf das wunderbar schöne Land herunter zu schauen, und feenhaft starrte plötzlich das mächtige Schneegebirge, in einer compacten riesenhaften Masse, aus dem Dunkel hervor.

Da schmetterten die Trompeten, die Signalhörner bliesen, und der Tumult des Aufbruchs zog die Aufmerksamkeit der Masse von diesem Naturspiel ab. Die Arrieros beteten und fluchten, die Soldaten lachten und sangen, denn jetzt ging es wieder dem wärmeren Land entgegen, und das ganze Lager schien in eine wilde Verwirrung zu gerathen, so bunt und toll rannte Alles durcheinander.

Aber die Signale sammelten bald die wirren Schaaren, und wenn auch nicht gerade in Reihe und Glied, so standen die Mannschaften doch bald in ihren verschiedenen Trupps geordnet, von denen die Cavallerie scharf abschwenkte, um im Trab über das weite offene Grasland, dem eigentlichen Fuß des Chimborazo zu, über die Hochebene zu ziehen.

Nicht zehn Minuten später war die Infanterie fertig zum Abmarsch gerüstet, und es blieb den Arrieros mit den Lastthieren überlassen, in aller Bequemlichkeit nachzurücken. Die Leute hatten auch Zeit, denn Guaranda erreichten sie bequem vor Abend, und wenn sie noch so langsam marschirten.

Die Musik wurde vorbeordert und sollte spielen — aber es ging nicht; den Leuten waren die Finger so erstarrt, daß sie die Instrumente unter den Arm nahmen und die Hände in die Taschen steckten; nur ein paar Trompeter bliesen einen lustigen Marsch, bei dem aber die Soldaten selber ein „mas pronto“ — rascher — rascher riefen, bis sich die Colonnen förmlich in Sturmschritt setzten und unter Jubeln, Schreien und Lachen vorwärts liefen. Sie wollten vor Allem warm werden, und bei dem langsamen Schritt froren ihnen die bloßen Füße.

Und jetzt richteten sich die Blicke auch wieder auf den vor ihnen liegenden Berg, mit dem aber eine ganz eigenthümliche Veränderung vorging, denn die Sonne fing an den Schnee zu

kochen. Ueberall aus den kleinen schmalen Einschnitten — die aber in Wirklichkeit furchtbare schneegefüllte Thäler waren — stiegen dünne, durchsichtige Nebel auf und legten sich wie ein Kranz um den runden Kopf des Berges. Aber sie zogen nicht fort, der Windhauch trieb sie nicht hinweg, sondern sie klebten als leichte Federwölkchen an den Hängen. Und dichter und dichter quollen sie empor, einige rechts, andere links abbiegend, als ob sie von einer unsichtbaren Hand gehalten und sorgsam aufgeschichtet würden. Schon hatten sie die Spitze so weit umhüllt, daß nur noch allein die scharfen Umrisse der Kuppe sichtbar blieben; da verschwanden auch diese, und nun rückte der Nebel in weißen, geschlossenen Massen in's Thal herab, breitete sich aus, und kaum eine halbe Stunde später war das ganze wunderbare Panorama verschwunden. Nichts war zu sehen, als eine kurz begrenzte öde Fläche gelben Grases, auf der aber selbst in dieser Höhe kleine buntfarbige Alpenblumen von ganz eigener Form und Schattirung wuchsen.

Doch um die Blumen kümmerten sich die Soldaten nicht, denn wenn sie vorher getrabt waren, so liefen sie jetzt, um sich zu erwärmen, so daß die nicht berittenen Officiere zuletzt Halt gebieten mußten, um nur mitzukommen. Diese waren an einen derartigen Dauerlauf nicht gewöhnt und fanden sich bald so außer Athem, daß sie kaum noch ein Commando geben konnten.

So zog sich der Weg noch mehrere Stunden um den Hauptkegel des Chimborazo hin, bis er die andere Seite desselben erreichte und von dort in einzelnen und oft sehr steilen Absätzen zu Thal nach Guaranda hinablief.

Dort begann auch die Vegetation wieder üppiger zu werden. Erst waren es verkrüppelte, lorbeerartige Büsche, die sich zeigten, dann aber, je tiefer man kam, wurden die Stämme schlanker, die Blätter größer und saftiger. Cactus und Aloe traten auch wieder in den Vordergrund, die Alpenblumen wurden seltener, und große Büschel blauer Glockenblumen und gelben Löwenmauls zeigten sich an den Rändern der Straße.

Hier konnten auch die Truppen nicht mehr so rasch vorrücken, wie oben, auf dem offenen Boden. Das knorrige Buschwerk drängte sie zusammen, und ein versteckter, heim-

tückischer Cactus, der wie ein vegetabilischer Igel unter den Büschen lag, bestrafte rasch den Vorwitz der bloßen Füße, welche den gebahnten und hartgetretenen Weg verließen. Aber munter ging's voran, denn Guaranda lag nicht mehr weit und die kalte Schneeregion ja hinter ihnen.

Jetzt öffneten sich auch die Nebel, die bis dahin wie in zähen Schwaden den Weg umlagerten — unter ihnen wurde es licht, und bald breitete sich das weite Land in wellenförmigen, dichtbewaldeten Hügelrücken vor ihnen aus.

22.

Die Schlacht von Tucumbo.

Lauter Jubel erfüllte Guaranda, als die quitenischen Reiter über die hölzerne Brücke donnerten und gleich darauf in geschlossenen Colonnen in die Straßen der Stadt einrückten. Aber nicht blos bei Freudenbezeigungen ließen es die Einwohner bewenden, denn sie wußten recht gut, daß die Leute scharf geritten waren und für sich Erfrischungen, so wie Futter für ihre Pferde brauchten, um zu neuen Anstrengungen gerüstet und bereit zu sein.

Von allen Seiten schleppten sie deshalb herbei, was nur an eß- und trinkbaren Gegenständen aufzutreiben war, und als Flores versprach, sie sollten für Alles Bezahlung bekommen, wiesen sie diese mit edler Entrüstung zurück. Sie wollten dem General wenigstens beweisen, daß sie Patrioten seien, die, wenn auch nicht ihr Blut, doch freudig ihre Tschitscha und ihre Agua ardiente für das Vaterland vergössen.

Flores erfuhr jetzt auch zu seiner Freude von den Reitern, daß die Infanterie wirklich mit Tagesanbruch von Alto Tambo aufgebrochen sei und ihnen auf dem Fuße folge. Die Reiter hatten aber — die steilen Anhöhen abgerechnet — den ganzen

Weg in scharfem Trab zurückgelegt, um rechtzeitig einzutreffen; die Thiere bedurften also der Ruhe, und alle Gras- und Weideplätze der Stadt wurden ihnen augenblicklich preisgegeben und außerdem noch Yerba herbeigeschleppt, was die Leute nur tragen konnten. Wenn Franco eingerückt wäre, hätten sie doch nicht darauf rechnen können, auch nur einen Halm zurück zu behalten.

Flores legte indeß einen andern Posten auf den Hügelkamm hinauf, der zweite nach Tucumbo führende Weg wurde ebenfalls beobachtet und Spione vorausgeschickt, um so weit wie irgend möglich Franco's Lager zu überwachen und rechtzeitig Kunde zu bringen, wann sein Heer anrücke. Flores begriff in der That nicht, weshalb Jener so unbegreiflich lange zögerte, da er doch nicht im Stande war, sich in den armseligen Gebirgsdörfern lange zu halten.

So waren denn alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, und der Augenblick rückte heran, wo das Kriegsglück entscheiden mußte, wer über dies weite, schöne Land herrschen solle, der kleine blutdürstige Mulatte, der einen Militärstaat mit dictatorischer Gewalt daraus formen und Bildung und Intelligenz vernichten wollte, oder die rechtmäßige und gesetzliche Regierung, die ihm jetzt mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften gegenüber stand.

Da knatterte etwa um drei Uhr Nachmittags wieder eine Gewehrsalve über das Thal hin und jagte die erschreckten Bewohner aus ihrer Siesta auf die Straße. Aber es war nicht der anrückende Feind, sondern von den Bergen herunter wälzten sich die wilden, verworrenen Infanteriemassen der Flores'schen Armee, und ohne Befehl der Officiere hatten die Burschen jubelnd und schreiend vor lauter Lust und Vergnügen ihre Gewehre abgefeuert, als sie unten im Thal das freundliche Guaranda und damit die Fleischtöpfe Egyptens vor sich sahen.

Flores lachte, als er die wilden Gestalten, so frisch und unermüdet, als ob sie eben aus ihrem Lager kämen, zu Thal springen sah; aber er hütete sich auch, sie übermäßig anzustrengen, weil die nächsten Tage die Anspannung aller Kräfte in Anspruch nehmen würden. Jetzt aber, mit seinen Getreuen

um sich versammelt, fürchtete er auch das ganze Franco'sche Heer nicht, und wenn es ihm an Stärke doppelt überlegen gewesen wäre. Nur hier in Guaranda durfte er es nicht erwarten, denn dies lag dem Angreifer günstiger als dem Vertheidiger. Er mußte Franco zuvor zu kommen suchen, und theilte darum rasch seine Befehle aus.

Den Truppen sollte bis sieben Uhr Abends jede mögliche Freiheit gelassen werden, um ihnen wenigstens einen Ersatz für den langen beschwerlichen Marsch zu geben. Auch hatten sich die Guarandaner schon erboten, sie alle bei sich einzuquartieren, obgleich fünf bis sechs Mann auf die einzelne Familie kamen.

Um sieben Uhr war aber Zapfenstreich; jedes Trinkgelage hörte von dem Augenblick an auf — jede Thür wurde geschlossen, jeder Soldat begab sich zur Ruhe. Um Mitternacht aber wurde wieder Reveille geblasen, und um Eins setzten sich die Colonnen gegen Tucumbo in Bewegung. Von keiner Seite waren Nachrichten eingelaufen, die eine frühere Rüstung nöthig gemacht hätten, und der Feind schien in der That ruhig abzuwarten, wann Flores es für passend halten würde, anzugreifen.

Zuerst sammelte sich nun die Infanterie, um voraus zu marschiren, während man den Pferden noch eine Stunde länger Ruhe ließ, weil sie das Fußvolk später doch leicht einholen konnten.

Aber die Leute sangen und jubelten an diesem Morgen nicht beim Ausrücken; denn viele von ihnen hatten am Abend des Guten wohl etwas zu viel gethan. Alle waren noch schlaftrunken und fühlten sich übernächtig, und schweigend und halb verdrossen stellten sie sich in Reih' und Glied und rückten, als endlich der Befehl zum Abmarsch gegeben wurde, aus Guaranda hinaus und an dem Abhang hin, der sich um die Stadt herumzog und, mit einzelnen zerstreuten Häusern besetzt, bei Tag einen reizenden Ueberblick über dieselbe gewährte. Erst als sie eine Stunde in der frischen Nachtluft marschirt waren, schien es, als ob sie das Unbehagen abgeschüttelt hätten und warm würden.

Etwa um drei Uhr Morgens erreichten sie eine Senkung,

die ungefähr eine Stunde Wegs von Tucumbo entfernt sein mochte, und Flores hätte den Ort recht gut im Dunkeln überfallen und den Feind noch unvorbereitet treffen können. Aber in der Dunkelheit wäre es unmöglich gewesen, die unschuldigen Bewohner des kleinen Ortes selber zu schonen, denn wer hätte in der Verwirrung und bei Nacht und Nebel Freund und Feind von einander unterscheiden wollen. So wurde der Angriff denn auf Tagesanbruch festgesetzt und den Truppen Befehl gegeben, hier ihre Feuer anzuzünden und ihr Frühstück zu bereiten.

Während dieser Beschäftigung waren die Reiter nachgerückt, die ebenfalls absaßen und ihren Thieren ein hinten aufgeschnürtes Bündel Yerba vorwarfen. Von nun an war jeder Lärm verboten.

Wenn auch Franco vielleicht seine Vorposten nicht so weit ausgedehnt hatte, wollte man sich doch nicht unnöthiger Weise der Gefahr aussetzen, ihn zu früh zu alarmiren. Es war Befehl ertheilt, keine Hornsignale mehr zu geben, die der Luftzug in diesen noch ziemlich hoch liegenden Bergen oft außerordentlich weit trägt, und überhaupt jedes unnöthige Geräusch zu vermeiden. Daß der Schein der Feuer nicht weit gesehen werden konnte, dafür hatte man schon durch die Wahl des Terrains Sorge getragen.

Erst gegen fünf Uhr wurde die Ordre zum Aufbruch gegeben, und zwar colonnenweise, die Cavallerie voran, um wo möglich die Vorposten Franco's beim ersten Zusammentreffen aufzuheben und dadurch zu verhindern, daß sie gleich die Kunde vom Anrücken des ganzes Heeres in das Lager brächten. Reserven hatten beide Armeen nicht, und beide wußten daher auch, daß der erste Sieg den ganzen Krieg entscheiden mußte.

Und wieder rückten die dunkeln Colonnen schweigend in die Nacht hinein — es ging schon auf sechs Uhr, aber noch verkündete kein Dämmerschein im Osten den nahenden Tag. Lautlos strich die aufgestörte Eule über den Berg, und der einzige Ton, der die Grabesstille dann und wann unterbrach, war der monotone Ruf der Nachtschwalbe, die dem Lockton ihres Gefährten antwortete.

Weiter und weiter marschirte das Heer, und jetzt endlich zeigten die Wolken im Osten den ersten matten Schimmer. Der Führer behauptete, daß sie kaum noch eine Viertelstunde Weges von Tucumbo entfernt sein könnten, ja wenn es hell wäre, müßten von hier aus die ersten Häuser des Ortes schon sichtbar sein. Aber trotzdem hatte man keine Vorposten getroffen, war noch kein Alarmzeichen irgend einer Art gegeben worden.

Da tönte in der Ferne munterer Trompetenschall, und wie auf Commando hielten die Züge und horchten dem kriegerischen Ton. — „Was war das?"

„Sie rüsten, um nach Guaranda zu marschiren," sagte Flores zu dem neben ihm reitenden Pescador — „und ich denke, wir können ihnen den Weg ersparen. Hauptmann Fortunato, Sie kennen ja das Signal — was bedeutet das?"

„Sammeln, General," sagte der Angeredete, der hinter Flores her ritt und jetzt sein Pferd ihm zur Seite spornte. „Wahrscheinlich haben sie auch die Vorposten eingezogen, um Musterung zu halten und dann auszurücken."

„Das ist immer ein Fehler," sagte Flores kopfschüttelnd — „und besonders hier in den Bergen; aber unser Freund denkt vielleicht, daß ihm inmitten seiner Armee nichts Schlimmes passiren kann. — Doch da kommt der Tag — sehen Sie, Pescador, wie rasch das rothe Licht durch die Wolken schießt — wie wär's, wenn wir unsere Reiter vorwärts würfen, ehe Seine Excellenz mit seinen Dispositionen ganz zu Ende ist?"

Noch während er sprach, krachten zwei Schüsse unmittelbar hintereinander durch die Nacht, und deutlich konnten sie die eine Kugel dicht neben sich gegen den Stamm eines kleinen Busches schlagen hören. —

„Jetzt haben wir nichts mehr zu versäumen, General," rief Pescador, sich im Sattel emporrichtend. — „Geben Sie den Befehl. Je eher wir den Burschen dort drüben auf den Nacken kommen, desto besser."

„Da vorn höre ich den Hufschlag von Pferden," sagte Flores. — „Ein paar Posten haben also doch noch auf Wache gestanden, und Franco war nicht ganz so leichtsinnig, wie wir geglaubt. Nun denn, in Gottes Namen, Pescador — jetzt kann es nichts mehr helfen, Sie haben Recht; je rascher wir

hinter den Alarmschlägern drein sind, desto besser. Vorwärts, meine Herren, ich folge Ihnen mit der Infanterie, so schnell meine Burschen laufen können."

Ein einziges kurzes Signal wurde gegeben, und noch immer halblaut, als ob sich die Trompeter selber fürchteten, zu viel Lärm zu machen; dann dröhnte der Boden unter den Hufen der davonsprengenden Pferde, und hinter ihnen, mit gefälltem Bajonnet oder gesenkten Lanzen, trabten im wilden Lauf die Sturmcolonnen daher.

Franco hatte einen bösen Tag verbracht. Der Unmuth verzehrte ihn und er mußte sich Gewalt anthun, nicht über die lässigen Arrieros herzufallen, die sich beinahe Mühe zu geben schienen, seinen Marsch aufzuhalten. Aber er durfte nicht wagen, die Thiere zurückzulassen, denn daß er in Guaranda kein einziges Lastthier mehr finden würde, wußte er gut genug — die waren alle aus dem Weg geschafft, und mit dem wenigen Futter, das sie unterwegs bekommen hatten, konnten die seinigen keine großen Tagemärsche machen.

Jetzt aber hatten sie eine volle Nacht geruht und waren bei frischen Kräften, und er durfte darum keine Zeit versäumen, wenn Flores die Stadt besetzt hielt. Er kannte Guaranda selbst von früher her und wußte, welche Vortheile es ihm bei einem Angriff bot — warum brauchte er das Land zu schonen, ihm lag daran, es zu gewinnen, und was er jetzt zerstörte, das mochten die Bewohner in Friedenszeiten wieder aufbauen. Weshalb hatten sie es mit den Rebellen gehalten?

Schon riefen die Signale das Heer zum Antreten, und Franco stand, wie er sich eben von seinem Lager erhoben hatte, am Fenster und rief seinem dicht unter dem Haus haltenden Major seine Befehle hinunter. — Da schlug der Knall der beiden abgefeuerten Gewehre an sein Ohr — das war das verabredete Zeichen einer drohenden Gefahr, und Major Barbadoes schaute in Verzweiflung zu dem leeren Fenster hinauf, denn wie ein Blitz war der kleine Mulatte zurückgesprungen, um in seine Uniform zu fahren und seinen Säbel umzuschnallen.

So bequem Franco aber sonst sein mochte, heute Morgen

brauchte er außerordentlich wenig Zeit, um seine Toilette zu beenden. Sein Maulthier hielt Viruta schon unten bereit, und während er jetzt in Hast die steile Treppe hinabkletterte, rief er dem Major zu, „in Schlachtordnung vorzurücken".

„In Schlachtordnung", das war leichter befohlen als ausgeführt, und würde einem gescheidteren Mann als Barbadoes Bedenken gemacht haben, denn nur unmittelbar vor Tucumbo öffnete sich der Weg so breit, daß eine etwas größere Truppenmasse Platz hatte; dann aber bildete der Ort eine vielleicht sechzig Schritt breite Straße mit Häusern an beiden Seiten, die aber an der linken mit vielem Buschwerk unterbrochen waren.

Die Häuser waren übrigens von den Pfahlbauten des flachen und heißen Landes sehr verschieden und einem kälteren Klima mehr angemessen. Die Wände bestanden aus Lehm mit ordentlichen Fenstern, wenn sich das Dorf auch nicht gerade rühmen konnte, eine Glasscheibe zu besitzen. Aber die Fensteröffnungen der unteren Stockwerke führten starke Gitterstäbe, zu denen das harte Holz Ecuadors vortreffliches Material lieferte, und wurden in kalten Nächten durch irgend ein Stück Baumwollenzeug verhangen, während die Fenster der obern Etage (mehr als einen Stock hatte kein Haus) entweder durch Läden geschlossen waren oder ganz offen standen.

Die Dächer waren fast sämmtlich mit Schindeln gedeckt, nur einige der ärmlicheren Hütten hatten Binsen dazu verwandt, den Vortheil aber boten alle, daß die unteren Wände ziemlich starke Mauern zeigten und im schlimmsten Fall leicht vertheidigt werden konnten. Ob daran den Bewohnern der Häuser etwas lag, war freilich eine andere Sache; diese wurden aber nicht gefragt und schienen heute Morgen keine Ahnung zu haben, daß ihr stilles Dorf zum Schauplatz eines blutigen Gemetzels ausersehen sei. Sie waren nur erfreut, die wilden Schaaren endlich zum Abmarsch bereit zu sehen.

Der Major — zum Dreinschlagen vortrefflich, aber um irgend eine vernünftige Disposition zu treffen, völlig unbrauchbar, begann augenblicklich eine Anzahl Befehle hinauszubrüllen, ohne daß die Leute verstanden, was sie sollten.

Indessen hatte aber Franco selber den Boden erreicht, und

sein Thier rasch besteigend, winkte er mit der Hand um Ruhe. Die Schüsse waren weit draußen abgefeuert worden, und gar zu rasch konnte ihnen der Feind nicht über den Hals kommen, wenn er wirklich im Anzuge sein sollte. War das aber der Fall, so durften sie ihn nicht bis hier mitten in's Dorf kommen lassen; sie hätten sich sonst eines großen Vortheils begeben.

Der kleine Mulatte schloß nämlich ganz richtig, daß der erste Anprall durch die Cavallerie geschehen würde — wenn überhaupt Flores wirklich mit einer größeren Truppenzahl anrückte. Seine Befehle beorderten deshalb die Schaaren vorwärts, um sie erst einmal auf einem freieren Raum zu haben, und dort angekommen, zeigte sich das Terrain so günstig, daß er rechts und links seine eigenen Reiter gedeckt postiren konnte, während die Infanterie mit Lanzen und Bajonetten den Kern der Aufstellung bildete.

Leider fand er dort keine Höhe, von der aus er selber den Kampf übersehen konnte, denn die benachbarten Hügel und Bodenerhebungen waren zu dicht bewaldet. Das aber bot ihm auch den Vortheil, daß keine große Masse auf einmal gegen ihn andringen konnte, denn der Zugang blieb selber noch durch das Gebüsch beengt und gestattete keine Ausbreitung der Feinde.

Sein Plan war deshalb so gut ausgedacht, wie es die Umstände nur erlaubten, und hätte Franco mehr Zeit gehabt, die anstürmenden Truppen würden nicht allein einen schweren Stand bekommen haben, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit nach mit schwerem Verlust zurückgeworfen worden sein. Gerade aber als die erste Anordnung getroffen war, und der Major, der das Centrum der Infanterie commandiren sollte, noch gar nicht begriff, was der General eigentlich meinte, sprengten vier Reiter in voller Carrière die Straße entlang und parirten nur mit äußerster Anstrengung ihre von der Hetze wie rasenden Thiere, als sie angerufen wurden.

„Was giebt es?" rief ihnen Franco hastig entgegen.

„Sie kommen!" lautete die lakonische Antwort — „Flores!"

„Caracho! so mag er seine Schläge holen," rief Franco, den langen Säbel aus der Scheide reißend. „Major, Sie

halten das Centrum, und daß die Cavallerie nicht eher vorbricht, bis die Pferde der Rebellen gegen die Lanzen anprallen. — Sie, Hauptmann Lenares, haben den rechten Flügel, und Sie —"

Ein wildes Hurrahgeschrei, das das tausendfältige Echo in den Bergen weckte, füllte jetzt die Luft; die Erde erbebte von den herandonnernden Hufschlägen, und Franco behielt kaum Zeit, sich hinter die Front zurückzuziehen, als die wilden Scharen, von schmetternden Trompetensignalen begleitet, auf sie einbrachen.

Ob aber die Thiere der Franco'schen Reiter selber unbändig wurden, oder die Officiere den Befehl mißverstanden hatten, bis zum entscheidenden Augenblick zurückzuhalten, kurz, sowie die Feinde aus dem offenen Weg heranstürmten, brach zuerst der linke Flügel der Reiter vor, und als die Angriffscolonne scharf gegen diese schwenkte, auch der rechte, der von den nachdrängenden Reiterschwärmen der Quitener eben so rasch angegriffen wurde. In wenigen Minuten bildete dadurch die Cavallerie auf dem freien Platz, vor der aufgestellten Infanterie, ein buntes Getümmel und verhinderte die Soldaten vollständig, Feuer zu geben, indem sie gar nicht mehr wissen konnten, ob sie Feind oder Freund treffen würden.

Indessen war es Tag geworden, und schon vergoldete die Sonne mit ihrem friedlichen Licht die Höhen, während hier die Kinder ein und desselben Bodens, die Söhne eines und desselben Volkes in blinder Wuth auf einander einstürmten und die Erde mit ihrem Blute färbten; aber eine furchtbare Verwirrung herrschte auf dem engen Raum, die größer und größer wurde, je mehr die Flores'schen Reiter Gelegenheit fanden, an dem Kampfe Theil zu nehmen, so daß Franco's Infanterie sogar von den anpressenden und wild ausschlagenden Pferden mehr und mehr aus ihrer Stellung und gegen die Häuser hin zurückgedrängt wurde.

Der Major war außer sich; er tobte und wüthete, und schrie dabei, daß sein gelbes Gesicht schon anfing, sich feuerroth zu färben, aber wer verstand ihn in dem Tumult — wer achtete auf ihn, wo die Soldaten nur eifrig bemüht waren, mit ihren Lanzen nach den feindlichen Reitern zu

stoßen, um doch wenigstens in etwas bei dem Kampfe mitzuwirken. Wo sich dabei nur die Gelegenheit bot, wurde auch ein Schuß gewagt, immer freilich mit der Gefahr, auch einen Freund zu treffen, aber was kümmerte das diese Burschen?

Lange konnte dies wilde Gemetzel aber nicht in solchem eingeschränkten Raum dauern, zu viel frische Massen preßten da hinein, die Pferde von Freund und Feind waren überdies noch gar nicht an das Schießen gewöhnt und wurden durch das Knallen der Gewehre wild und unbändig, und die barfüßigen Soldaten, die nichts so sehr scheuten als einen Pferdehuf, fingen schon von selber an zurückzudrängen, als plötzlich auch noch von einer einzelnen Trompete das Franco'sche Signal zum Rückzug geblasen wurde.

„Wer hat das befohlen?" schrie Franco wüthend, und gab seinem Thier in vollem Grimm die Sporen, um zwischen die Infanterie hinein zu stürmen. Das störrische Maulthier weigerte sich aber hartnäckig, der Aufforderung zu folgen, und fing jetzt auch seinerseits an, hinten auszuschlagen — „Wer hat das befohlen? Gift und Tod! Vorwärts, Ihr Schurken, vorwärts!"

Wenn aber auch die ihm Nächsten, die seine Stimme hören konnten und seine wüthenden Gesticulationen sahen, dem so direct gegebenen Befehl Folge leisten wollten, so vermochten sie es doch nicht, denn noch immer schmetterte der Befehl zum Rückzug — und wie man jetzt deutlich hören konnte, von einem kleinen Gebüsch aus, das den Kampfplatz überragte, und die vorderen Glieder, die froh waren, aus der Nähe der wüthenden Pferde zu kommen, drängten, dem Signal gehorsam, wild zurück.

Dadurch gewannen die Reiter mehr Raum; aber trotzdem daß Pescador die Seinen zu immer wilderem Eifer anflammte und überall der Erste bei Angriff und Vertheidigung war, hatten Franco's Truppen sich doch auf der linken Seite der Straße wieder zu einem festen Keil zusammengedrängt, und brachten die Floresstiner dadurch, daß sie den Ausgang einer Seitenstraße erreichten, in den Bereich eines kleinen Trupps dort eben vorbeieilender Infanterie, die ohne Weiteres Feuer gab und arge Verwirrung anzurichten drohte.

Zwar ließ Pescador augenblicklich eine Schwadron abschwenken, die rasch reine Bahn fegte, aber die Infanteristen flohen in die Häuser und setzten dort, wohin ihnen die Feinde nicht folgen konnten, ihr Feuer fort.

Wenn aber Flores' Reiter dadurch in augenblicklichen Nachtheil geriethen, so bekam doch das Fußvolk Raum und Gelegenheit, sich aus der beengenden Straße herauszuziehen und sich auf den noch immer langsam weichenden Feind zu werfen.

Franco war außer sich und schon lange von seinem störrischen Thier gesprungen, um die Seinen wieder vorwärts zu treiben, aber unter dem Knattern der Salven und dem Geschrei der Kämpfenden verhallte seine Stimme, während klar und deutlich noch immer die Trompete ihr mahnendes Signal zum Rückzug blies.

Wenn es ihm nun auch endlich gelang, seine Schaaren zum Stehen zu bringen, so hatten sie doch jedenfalls ihre vorher günstige Position verloren, während die Floreſtiner, durch die anscheinende Scheu der Feinde, ihrer Macht die Spitze zu bieten, weit mehr ermuthigt wurden und mit immer wilderem Ungestüm auf sie eindrangen.

Franco sah bald, daß er hier die Masse seiner Truppen gar nicht verwerthen konnte, wenn er nicht die Flanke zu gewinnen suchte, und sandte deshalb die hintersten Colonnen in die Gebäude rechts und links hinein, um von dort aus ihr Feuer auf den Feind zu eröffnen. Die Bewohner hatten ihre Thüren und Fenster allerdings, wie der Kampf begann, verschlossen oder verrammelt, aber die wilde Schaar sah das als kein Hinderniß an. Die Thüren waren im Nu eingeschlagen, und da die Häuser oben oft nur ein, und manchmal gar kein Fenster hatten, sprangen die Soldaten auf den Boden hinauf und schleuderten das Dach hinab, um sich Luft zu machen.

Am Eingang der Stadt, wo sie solche Position allein halten konnten, hätte sie das auch in Vortheil gebracht, hier aber war von Flores schon vorher genau dasselbe geschehen, und wo sie sich oben auf den Dächern zeigten, eröffneten die Floreſtiner von den gegenüberliegenden Dächern aus ein scharfes Feuer auf die exponirten Stellen.

Dadurch aber, daß die Reiter ihren Kampfplatz in den Seitenweg verlegt hatten und ein großer Theil der Truppen sich in die Häuser warf, um von hier aus zu operiren, gewannen die anderen unten in der Hauptstraße mehr Luft, sich frei zu regen, und Franco hielt den Moment für günstig, einen raschen und entscheidenden Angriff auf das Centrum zu wagen. Gelang dieser und warf er den Kern der Angreifenden bis vor das Dorf zurück, so schnitt er damit rechts und links die in den Häusern vertheilten Schützen ab, die er dann bald unschädlich machen konnte.

Ein Trompeter hielt jetzt neben ihm, den er zu sich beordert hatte, um dem verzweifelten Rückzugshornisten entgegen zu arbeiten — aber der war jetzt verstummt, und schrill und wild ertönten plötzlich die Signale zum Gesammtangriff, worüber der riesige Barbadoes ein ordentliches Freudengeheul ausstieß.

Eben war er zurückgestürzt und hatte sein Pferd bestiegen, denn zu Fuß konnte er mit seinem mächtig langen Pallasch nicht so arbeiten, wie im Sattel, wo die von oben geführten Hiebe ein doppeltes Gewicht erhielten, und seinem Thier die Sporen gebend, schrie er, zwischen seine Soldaten hineinsprengend:

„Platz da! Platz da, meine Jungen, und nun vorwärts mit Lanze, Kolben und Bajonett! Feuert Eure Gewehre noch einmal in die Schufte hinein und dann mir nach! Hurrah für Franco — hurrah! In die Hölle mit den Rebellen! Sieg oder Tod!" und in blinder Wuth warf er sich, von den begeisterten oder jedenfalls aufgeregten Schwärmen dicht gefolgt, auf die Feinde, die einem solchen rasenden und in südamerikanischen Kämpfen sonst unerhörten Angriff nicht gewachsen schienen. Sie hielten allerdings im Anfang Stand und den ersten Anprall so wacker wie alte kriegstüchtige Soldaten aus, aber immer wüthender drangen die Franco'schen Schaaren auf sie ein, und der Major besonders verbreitete, nicht allein durch seine riesige Erscheinung, sondern auch durch die Wucht seiner Waffe Furcht und Entsetzen um sich her.

Weiter und weiter wurden die Floreſtiner zurückgedrängt; schon hatten ihre Gegner mehrere der Gebäude, in denen

Flores seine Schützen postirt hatte, erkämpft, und Franco, jubelnd und frohlockend, befahl, Feuer hinein zu werfen, um die Feinde auszuräuchern. Im Nu war der Befehl auch ausgeführt, und das Zurückweichen der Floreſtiner ſchien in eine wilde, ungeordnete Flucht auszuarten, als Flores ſelber mit einem kleinen Theil ſeiner Reiter mitten zwiſchen die Fliehenden ſprengte und ſie mit ſeiner Stentorſtimme zu neuem Kampf anfeuerte.

Der ſonſt ſo ſtille, ruhige Mann war außer ſich; ſein Antlitz hatte eine todtenbleiche Farbe angenommen, ſeine Augen aber glühten, die ganze Geſtalt zitterte, während er ſich im Sattel hob, den Säbel ſchwenkte und ſchrie:

„Hierher, Quitener! Dort ſteht der Feind — auf den Mulatten!“ Und wie ein Keil ſtürmte der kleine tapfere Reitertrupp mitten zwiſchen die ſiegestrunkenen Feinde hinein, indem rechts und links ihre Pallaſche ſich Bahn brachen.

Fortunato, ſeinen Säbel in der rechten, einen Revolver in der linken, Hand ſein Pferd mit den Ferſen ſpornend, hielt ſich dicht neben Flores, um den General zu ſchützen — Eſpinoza ritt an ſeiner andern Seite — als Barbadoes ſeines alten Hauptmanns anſichtig wurde und wie raſend, alles Uebrige um ſich her vergeſſend, auf Fortunato einſprengte.

„Caracho!“ ſchrie er, mit einer von der furchtbaren Aufregung heiſern Stimme. „Hab' ich Dich verrätheriſchen Schuft endlich!“ und der Schlag, zu dem er ausholte, hätte Fortunato's Kopf bis in den Halswirbel ſpalten müſſen, wenn er ihn ausgeführt hätte. Des jungen Hauptmanns Pferd machte aber in dieſem Augenblick einen Satz nach vorn, und Fortunato, ſeinen Revolver auf den Rieſen abdrückend, jagte ihm die Kugel gerade in die Armhöhle hinein, daß der Arm machtund kraftlos mit der Waffe niederſank.

Im nächſten Moment traf der Stahl eines der Reiter die breite gelbe Stirn des Mulatten und warf ihn aus dem Sattel, und über ihn hin gingen die Hufe der nachſtürmenden Pferde.

Der Fall des Majors verbreitete Entſetzen unter den Franco'ſchen Truppen. Die nächſten ſtürzten freilich vor, um ihn zu rächen, aber Fortunato mit den Reitern hatte Viruta unter dem Schwarm geſehen, und wie ein Wetter ſprengte

er mitten in den Trupp hinein — ein Bajonnet riß ihm die Seite auf — er fühlte es nicht — eine Kugel schlug ihm die Mütze vom Kopf herunter — was that's — Viruta stieß mit der Lanze nach ihm, aber Fortunato, dem Stoß ausweichend, hieb seinem Todfeind das tückische Gesicht mitten von einander und feuerte dann die übrigen Schüsse seines Revolvers in den Schwarm hinein.

Indessen hatten sich auch die quitenischen Lanzenträger wieder gesammelt und unterstützten jetzt mit lautem Geschrei den Angriff der Reiter so nachdrücklich, daß bald an kein Halten mehr zu denken war. Der Major fehlte, der sonst die Bahn frei machte, die jungen Officiere waren nicht mehr im Stande, ihre Leute zu halten — sie wichen immer mehr zurück.

Franco schrie und tobte — vergebens — rechts und links flohen sie in die Seitenstraßen, um dort entweder noch einmal Stand zu halten, oder in den benachbarten Büschen Deckung und Schutz zu finden. Ihnen nach aber mit Hurrahgeschrei und Jubelruf drängten die Quitener, niederstoßend, was sie erreichen konnten, und über die Gefallenen wegsprengend.

Von der Seite her kamen jetzt die Franco'schen Reiter, aber sie wurden hart bedrängt von den Quitenern, und Franco sah, daß er die Stadt nicht mehr halten konnte. Jetzt aber galt es besonders seine eigene Person in Sicherheit zu bringen, er durfte nicht in die Hände der Feinde fallen, und seinem Maulthier deshalb die Sporen gebend — und dieses gehorchte jetzt willig, als es dem Gewehrfeuer entfliehen sollte — sprengte er, von seinen tapferen Schaaren eben so willig gefolgt, aus Tucumbo hinaus und wieder in den engen buschigen Weg hinein, wo er auf's Neue seinen Leuten zu halten und den Rückzug zu ordnen befahl.

Eine Verfolgung war hier, wegen der steilen Wand an der linken und des Abhangs an der rechten Seite und wegen des dichten Gebüsches, viel schwieriger, und im schlimmsten Falle gewährte ihnen der Wald Schutz vor gänzlicher Vernichtung.

An Standhalten war aber nicht mehr zu denken; die

Soldaten, erschöpft und entmuthigt, weigerten sich, noch einmal den ungleichen Kampf aufzunehmen, und es blieb den General endlich nichts Anderes übrig, als sich darauf zu beschränken, seine Flucht gegen Camino real so geordnet wie nur irgend möglich fortzusetzen.

Flores belästigte ihn auch nur sehr wenig dabei, denn er wußte sehr wohl, daß Franco nach dieser Niederlage keine zweite Schlacht annehmen konnte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, total aufgerieben und selbst gefangen zu werden. Eine ernstliche Verfolgung in den Büschen würde ihm aber eine Menge Leute gekostet haben, die überhaupt, in den letzten Tagen übermäßig angestrengt, jetzt weit eher der Ruhe bedurften. Hatten sie gerastet, dann hoffte er dem Usurpator aber auch wieder dicht auf den Fersen zu sein, und kein günstigeres Terrain gab es nachher für einen letzten entscheidenden Kampf, als vor Bodegas in den weiten Ebenen. Er rechnete dabei auf den störrischen Charakter des Mulatten, der den schon sicher geglaubten Preis nicht ohne einen letzten verzweifelten Versuch sich würde aus den Händen ringen lassen.

Nur um den fliehenden Feind zu beunruhigen, schickte er noch eine kleine Anzahl Schützen nach, die durch den Wald springen und das abziehende Heer in den Flanken belästigen sollten. Auch ein kleiner Reitertrupp mußte ihm folgen, um die Bewegungen des geschlagenen Heeres zu beobachten; dann ließ er zum Sammeln blasen, um zuerst die Todten aus dem Weg zu schaffen und den Leuten die Ruhe zu gönnen, der sie nach den vorhergegangenen Mühseligkeiten und dem letzten Kampfe so sehr bedurften. Sie hatten wacker gefochten, und verdienten dafür belohnt zu werden.

23.

Die Verfolgung.

Die rasche Beerdigung der Todten wurde in diesem Klima zur Nothwendigkeit, damit sie nicht schon am nächsten Tag den Ort verpesteten. Das von Franco's Soldaten hier und da in die Häuser geworfene Feuer war glücklicher Weise nur an einer Stelle zum Ausbruch gekommen, aber auch dort von den Bewohnern rasch gelöscht worden, und als das Schießen aufhörte, kamen auch diese schüchtern hervor und wollten ihren eigenen Augen kaum trauen, daß der gefürchtete Mulatte mit seinen Negerhorden wirklich geschlagen und geflüchtet sei.

Bereitwillig leisteten sie aber, auf Flores' Aufforderung, Beistand bei der Bestattung der Gefallenen, war es doch nur zu ihrem eigenen Besten. Aber merkwürdig blieb die Gleichgültigkeit dabei, mit der sie oft die verstümmelten Körper handhabten oder schwer Verwundete liegen ließen.

Von den „Gefallenen" thaten ihnen aber sehr viele den Gefallen, ihnen die Arbeit zu erleichtern, denn besonders in dem letzten Kampfe hatten sich eine nicht geringe Zahl niedergeworfen und todt gestellt, bis das Gedränge über sie hinweggegangen war. Einzelne von diesen flohen allerdings, sowie sie einen günstigen Moment ersahen, seitab in den Wald hinein, um dort Schutz und Rettung zu suchen; die meisten aber blieben stehen, ließen sich gefangen nehmen und erklärten, sie wären von Franco gezwungen worden ihm zu folgen, und wollten jetzt mit Freuden (vielleicht auch mit der nämlichen Tapferkeit) unter Flores' Heer dienen. Was kümmerte sie Franco, da sie Quito doch nicht plündern konnten!

Außerdem kam auch noch eine Anzahl von Deserteuren, die die Flucht durch das Gebüsch dazu benutzt hatten, um sich abseits in die Sträucher zu drücken und ebenfalls zu Flores' Heer überzugehen. Es waren das meist Landleute aus der Nachbarschaft von Guajaquil, die Franco gepreßt hatte, und die nun die erste Gelegenheit beim Schopf ergriffen, um dem

kleinen gelben Tyrannen zu entfliehen und der Regierung ihre Dienste anzubieten, die sie für die rechte und gesetzliche hielten.

Inwieweit diese Betheuerungen alle wahr und aufrichtig waren, ließ sich allerdings nicht beurtheilen. Manche der braunen Burschen, die hier mit thränenden Augen versicherten, wie schmerzlich es ihnen gewesen wäre, hierher geführt zu sein, um ihr eigenes Vaterland zu verwüsten, hätten vielleicht viel lieber geholfen, Quito mit zu brandschatzen, als hier auf's Neue eingereiht zu werden. Aber Flores wußte recht gut, daß er von diesen Leuten keinen Verrath zu fürchten brauchte, denn wenn sie einmal dienen mußten, thaten sie es, nachdem der Usurpator geschlagen worden, doch gewiß viel lieber unter ihm, als unter Franco. Er beorderte deshalb einen der Officiere, ihnen den Schwur für die quitenische Regierung abzunehmen — der vorgeschrieben war, damit Flores sie nicht für sich selber anwerben konnte — und ließ sie dann ohne Weiteres den verschiedenen Truppenkörpern zutheilen.

Während er noch an der Stelle, an der das blutige Gemetzel stattgefunden, hielt, trabte Fortunato die Straße herauf und Flores winkte ihn zu sich heran.

„Major Fortunato," sagte er aber, als der junge Mann ehrerbietig grüßte, indem er ihm lächelnd die Hand entgegenstreckte, „vor allen Dingen habe ich Ihnen Abbitte zu thun, und das soll hiermit auf das Herzlichste geschehen sein."

„General!" rief Fortunato, von der plötzlichen Auszeichnung überrascht und ergriffen, „Abbitte? — wofür?"

„Ja, ja," nickte dieser freundlich, „ich hatte Sie anfangs scharf im Verdacht, daß Sie mit mir faules Spiel treiben wollten — nun, im Kriege ist jede List erlaubt und der Spion beweist manchmal weit mehr Tapferkeit, als der Soldat, der sich, von dem allgemeinen Taumel angesteckt, mitten in das Kampfgewühl hineinwirft. Ihre Geschichte kam mir beinahe zu unglaublich vor, selbst wenn Sie dem Espinoza geholfen hätten. Doch das ist jetzt abgemacht. Sie haben uns nicht allein mit List, sondern auch mit dem Arm wesentlich geholfen, denn Ihr ganz vortreffliches Retraiteblasen hat die Burschen vollkommen irre gemacht, und daß Sie jenen riesigen

Mulatten aus dem Weg schafften — dort tragen sie eben die Leiche hin — wandte vielleicht allein den Sieg auf unsere Seite."

„General," lachte Fortunato, „das ist weniger Ihret- als meinetwegen geschehen, denn dieser gelbe Fleischklumpen war das willigste Werkzeug Franco's und ein Thier durch und durch. Als ich ihn sah, war ich fest entschlossen, daß er oder ich den Tag nicht überleben dürfe."

„Das bleibt sich gleich, der Fleischklumpen hatte auch Muskeln und Sehnen und mir Manchen meiner Leute zu Schanden gehauen. Aber jetzt kommen Sie — wir können für den Augenblick doch nichts weiter thun und wollen deshalb frühstücken, dann mögen sich die Leute bis elf Uhr ausruhen, und nachher müssen wir dem Expräsidenten auf den Fersen sitzen, damit wir ihn einholen, wenn er gerade die Ebene von Bodegas erreicht. — Nun, was giebt's?" wandte er sich an einen der Soldaten, der jedenfalls an ihn geschickt war um etwas auszurichten, denn er blieb mit der Hand an der Mütze vor dem General stehen.

„General," meldete der Mann, „Lieutenant Espinoza läßt Ihnen sagen, Sie möchten einmal geschwind da drüben in das Haus kommen, sie hätten da einen Gefangenen gefunden!"

„So, mein Bursche?" lachte der General, „also Lieutenant Espinoza läßt mir das sagen?"

„Ja, General."

„Sehr schön, dann werden wir wohl gehorchen müssen. Kommen Sie mit, Major, wir wollen doch einmal sehen, was sie für einen Vogel dort gefangen haben. Wie sieht er aus?"

„Kann es nicht sagen, General; ich stand draußen vor der Thür." Und ohne weiter zu fragen, wandte sich Flores um und schritt, von Fortunato begleitet, dem bezeichneten Hause zu, als ihnen Espinoza schon entgegenkam.

„General," rief er aus, als er Flores erblickte, „wir haben hier einen merkwürdigen Fund gethan. Wissen Sie, wer da drinnen an Händen und Füßen gebunden liegt? — Malveca!"

„Malveca? Caramba!“ sagte Flores, selber erstaunt über die Nachricht, „und gebunden? von Franco? Sollte mein Brief wirklich Früchte getragen haben?“

„Er behauptet, er sei gar nicht desertirt, sondern von einer Streifpatrouille dicht vor Guaranda gefangen genommen und fortgeführt worden,“

„In der That? — ein sehr glaubliches Märchen; aber den Herrn wollen wir uns doch einmal ansehen. Wo liegt er?“

„Gleich hier unten rechts; sie scheinen ihm übrigens bös mitgespielt zu haben.“

„Nicht schlimmer wahrscheinlich, wie er es verdient, und ich fürchte fast, der Herr ist aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Aber wir müssen doch selber hören, was er für sich zu sagen hat.“

Der General schritt voran und betrat gleich darauf einen halb kellerartigen Raum, der vor wenigen Minuten, und als ihn die Soldaten zuerst betraten, noch stockfinster gewesen war. Jetzt aber hatte man die hölzernen Läden aufgeschlagen, welche die Fensteröffnung verschlossen, und die Sonne goß ihre Strahlen voll und warm auf den unglücklichen Deserteur, an den bei dem Angriff der Quitener und bei der Flucht natürlich Niemand mehr gedacht hatte.

Und das war vielleicht ein Glück für ihn; denn wäre des Mulattenmajors Thätigkeit draußen nicht so sehr in Anspruch genommen gewesen, bis ihr ganz ein Ende gemacht wurde, er würde den Gefangenen wahrlich hier nicht lebend zurückgelassen haben.

General Flores hatte nun allerdings geglaubt, den Deserteur in einer sehr gedrückten und zerknirschten Stimmung zu finden, sah sich aber darin vollkommen getäuscht, denn wie er nur den kleinen Raum betrat, rief ihm Malveca schon laut und freudig entgegen:

„Gott sei Dank, General, der Sie hier zu meiner Rettung herbeigeführt. Geben Sie nur Befehl, daß ich von diesen unwürdigen Banden befreit werde, die unsere Burschen wunderbarer Weise mir nicht abnehmen wollten.“

„Wunderbarer Weise allerdings,“ wiederholte Flores, ihn forschend betrachtend. „Ehe ich Ihren Wunsch indessen er-

fülle, mein werther Señor, möchte ich Sie wenigstens um eine Erklärung bitten, wie Sie in diese Lage kommen, denn Kriegsgefangene behandelt man doch nicht auf die Art."

„Und so wollen Sie Franco's Verfahren, nur eines Verdachts wegen, gegen mich fortsetzen?" rief Malveca bitter.

„Nein — Sie haben Recht," sagte Flores — „bitte, lassen Sie ihm die Stricke abnehmen, Major — oder, Ihr Burschen, schneidet mir einmal die Seile durch und gebt dem Herrn die Freiheit seiner Gliedmaßen wieder; für seine Person haftet Ihr mir aber, und wenn er entwischt, dann gnade Euch Gott!"

„Und mich wollen Sie als Gefangenen halten, General?" frug Malveca mit vortrefflich erheucheltem Erstaunen — „etwa weil ich das Unglück hatte, in Gefangenschaft zu gerathen?"

„In Gefangenschaft!" sagte Flores, langsam mit dem Kopf nickend — „es war in der That ein besonderes Unglück, mitten aus dem Regierungsgebäude von Guaranda heraus abgefangen und fortgeführt zu werden. Sie sollten das Kriegshandwerk aufgeben, Malveca, Sie haben wirklich kein Glück."

Die Soldaten hatten den Gefesselten indessen, während der General sprach, von seinen ihn wirklich schmerzenden Banden befreit, und Malveca brauchte einige Zeit, ehe er nur im Stande war wieder aufzustehen, so weh thaten ihm die Glieder. Mühsam erhob er sich, hielt es aber nicht lange aus, denn die Circulation des Blutes war zu lange gehemmt gewesen, und Flores, der es sah, sagte ruhig:

„Bleiben Sie liegen, Señor, und lassen Sie Ihre Glieder erst wieder sich strecken — was wir zu sprechen haben, kann auch so geschehen, aber beantworten Sie mir die eine Frage offen und wahr. Weshalb sind Sie desertirt?"

„Desertirt? — ich?" schrie Malveca — „nur meine Feinde können das Gerücht verbreitet haben, und ich ahne fast, wer es gewesen ist."

„Das genügt," sagte Flores ruhig — „wir Beide haben also vor der Hand nichts weiter mit einander zu thun, und ein Kriegsgericht mag entscheiden, ob Sie schuldig oder unschuldig sind. — Kommen Sie, Major — und Ihr da, paßt

mir gut auf den Gefangenen auf. Bei dem ersten Fluchtversuch, den er wagen sollte, macht Ihr von Euren Waffen Gebrauch. Ihr habt mich doch verstanden?"

„Ja wohl, General!"

„So soll ich ohne Untersuchung, selbst ohne Verhör als Deserteur behandelt werden?" rief der Gefangene — „und Sie selber, General, glauben mich schuldig?"

„Kommen Sie, Major," wiederholte Flores, ohne ihn weiter einer Antwort zu würdigen, und verließ das Haus.

Indessen, während den Bewohnern von Tucumbo das Begraben der Todten überlassen wurde, und man die Verwundeten unter Aufsicht einiger Aerzte in ein rasch zum Spital eingerichtetes Haus schaffte, wurde der Befehl gegeben, daß die Soldaten ihr Frühstück bereiteten und dann Rast hielten, um zur bestimmten Zeit wieder bei Kräften und gerüstet zu sein.

Das Hinausschaffen der Todten hatte aber doch mehr Zeit weggenommen, als man vorher gedacht, und der Aufbruch mußte deshalb etwas verschoben werden, wenn man die Leute nicht unnöthiger Weise aufreiben wollte — Flores setzte ihn auf drei Uhr Nachmittags fest, denn er rechnete darauf, daß Franco mit seinem Heer nicht geringere Schwierigkeiten würde zu überwinden haben, weil er genöthigt war, die leichter Verwundeten mit fortzuschaffen.

Nach dem entsetzlichen Gemetzel und der anscheinenden Erbitterung bei den Angriffen und dem Zurückwerfen hätte man nun glauben sollen, daß Hunderte von Menschen diesen Tag mit ihrem Leben bezahlen, oder doch wenigstens Krüppel bleiben würden. Aber sonderbarer Weise zeigte sich das Resultat gar nicht so fürchterlich, denn es belief sich der beiderseitige Verlust von Erschlagenen auf kaum mehr als etwa fünfzig bis sechzig Mann, und etwa eben so viele Verwundete wurden noch gefunden. — Und selbst von diesen letzteren erwiesen sich noch manche als so leicht beschädigt, daß sie mit einem einfachen Verband wieder entlassen werden konnten.

Trotzdem wurde dem kleinen Dorf doch eine nicht unbedeutende Last dadurch aufgebürdet, und die Leute jammerten

und lamentirten so lange, bis ihnen Flores endlich versprach, daß sie für die erlittenen Verluste entschädigt werden sollten, und zu gleicher Zeit, um sie nur in etwas zu beruhigen, Geld unter sie vertheilen ließ.

In einer wahrhaft verzweifelten Stimmung setzte indessen Franco seinen Weg nach Camino real fort, wobei er durch eine Anzahl ihm nachgesandter Plänkler zwar nicht aufgehalten, aber doch belästigt und beunruhigt wurde.

„Verloren! — Alles verloren mit dem einen tollen Angriff dieser „quiteniſchen Rebellen!" — Und was nun? — Aber noch gab er die Hoffnung nicht auf, denn wenn er nur Guajaquil erreichte — Bodegas war seiner offenen Lage wegen nicht zu vertheidigen — so mußte er sich dort unter Perus Schutz, und dessen Präsident Castilla würde, wie er glaubte, Alles aufbieten, um ihn in Ecuador zu halten und die Rebellen zu bestrafen.

Jetzt galt es deshalb vor allen Dingen, Bodegas wieder zu gewinnen, und ein paar Boten wurden auf raschen Pferden vorausgesandt, um gleich sämmtliche Balsas und Boote daselbst mit Beschlag zu belegen.

Es war das um so wichtiger, als Franco dadurch nicht allein seinen eigenen raschen Rückzug bewerkstelligen, sondern auch die Quitener verhindern konnte, ihm unmittelbar zu folgen. Flores mußte dann entweder so lange in Bodegas liegen bleiben, bis er wieder neue Fahrzeuge auftreiben konnte, oder den fast unmöglichen, jedenfalls entsetzlich beschwerlichen Landweg einschlagen.

Und wo war indessen Franco's sonstiger Schatten, der Major? — Daß er gefallen sein könnte, daran mochte er gar nicht glauben, obgleich einige Officiere gesehen haben wollten, wie er vom Pferde stürzte. — Sein Major todt? Und wen hatte er jetzt, den er quälen und chicaniren konnte? wen, der trotzdem nicht von seiner Seite wich, und mit einer Treue an ihm hing, wie kaum ein Hund an seinem strengen Herrn? Vielleicht war er nur verwundet und gefangen, und wie die Möglichkeit vor ihm auftauchte, knirschte Franco mit den Zähnen, denn er dachte in dem Augenblick zum ersten Mal wieder an seinen eigenen Gefangenen in Tucumbo, den er jetzt

für wirklich schuldig hielt, ihn in eine Falle gelockt zu haben, und den er schmählich vergessen hatte, ohne ihn zu züchtigen.

Se. Excellenz ballte die Faust in ohnmächtiger Wuth und murmelte halblaute zornige Verwünschungen vor sich hin. Sein Gesicht hatte dabei eine gewisse hellgelbe Färbung angenommen, und seine Officiere mieden dann soviel wie möglich seine Nähe.

So trabte er, vollkommen unbekümmert, was aus dem Gros der Armee würde, die Straße entlang und überließ die Deckung der geschlagenen Schaar dieser selbst, bis er gegen Mittag Camino real wieder erreichte.

Hier traf er seine Lastthiere mit ihrer Bewachung, deren Arrieros, als sie von den vorausgeschickten Courieren hörten, daß Franco auf der Flucht sei, augenblicklich umgekehrt waren und zum Theil ihre Thiere schon wieder abgepackt hatten, um hier zu übernachten. Wie ein Wetter fuhr aber Franco über sie her und drohte jeden der Treiber augenblicklich erschießen zu lassen, der nicht unverzüglich wieder aufpacke und zu Thal ziehe, und die Burschen merkten, daß es ihm Ernst war und daß er seine Drohung ohne Weiteres wahr machen würde.

Und fort ging es nach kaum einer Stunde Aufenthalt in dem jetzt vollkommen menschenleeren öden Ort, denn wie die Kunde nur das Dorf erreichte, daß die geschlagene Armee Franco's auf dem Rückzug sei, flohen die armen Einwohner mit ihrer geringen Habe in den Wald hinein und überließen dem Heer, dem sie nach dieser Niederlage Alles zutrauten, die leeren Häuser.

Franco durfte übrigens diese Eile nicht beklagen, und rettete dadurch wahrscheinlich sich selbst und den Ueberrest seiner Truppen, denn der Himmel drohte wieder Regen, und kaum hatte er die schlüpfrigen Anhöhen hinter sich, als auf's Neue der Regen in Strömen herabstürzte.

Flores indessen, der zu viel auf Franco's Zähigkeit im Widerstand gerechnet hatte und sich nicht denken konnte, daß der Usurpator alle weiteren Eroberungspläne für das innere Land nach der einen erlittenen Schlappe vollkommen aufgeben würde, ließ seine Leute erst vollständig rasten. Er konnte ja auch nicht wissen, welche Anstrengungen ihnen noch bevor-

ständen, und die braven Burschen hatten bis dahin wirklich das Aeußerste geleistet.

Es war drei Uhr Nachmittags, ehe er mit ihnen wieder von Tucumbo ausrückte, und er hoffte fest darauf, Franco in Camino real verschanzt anzutreffen.

Als er mit Fortunato an der Spitze des Zuges ausritt, erreichten sie bald darauf den Platz, wohin die Einwohner von Tucumbo die Todten geschafft hatten. Der Weg war hier, an einer ziemlich steilen Wand hin, mit der Spitzhacke eingehauen und zeigte zur Linken einen etwa acht Fuß hohen, scharf abfallenden gelben Lehmwall, aus dem überall die Wurzeln von Bäumen hervorragten, während sich nach rechts, etwa sechzig bis achtzig Schritt tief, ein dicht mit Gebüsch und Bäumen bewachsener Abhang hinabzog, um unten in eine schmale Terrasse auszulaufen.

Bis zu dieser Stelle hatte man die Gebliebenen getragen und sie dann, um sie so viel als möglich aus dem Wege zu räumen, den steilen Hang bis zu der Terrasse hinabgeschleift. Ueberall zeigten die zertretenen und geknickten Büsche noch die frischen Blutspuren der hindurchgeschleppten Körper, und Fortunato wandte schaudernd das Auge davon ab, als es auf einem noch viel furchtbareren Gegenstand vor Entsetzen haften blieb.

Unmittelbar an der Straße nämlich, und in der Lehmwand selbst, die hier gewissermaßen die natürliche Mauer bildete, sah er die abgehauenen Köpfe zweier Menschen so in die Wand hineingegraben, daß sie nur mit ihren stieren Todtenmasken daraus hervorstarrten, und erkannte augenblicklich in den Beiden die nur zu scharf seinem Gedächtniß eingeprägten Züge des riesigen Barbadoes und seines Genossen Viruta.

„Um Gottes willen, General, sehen Sie dort," rief er und streckte die Hand nach dem gräßlichen Zeugniß einer wilden Barbarei aus.

„Zwei Mulatten," sagte aber Flores gleichgültig, als sein Blick leicht darüber hinstreifte — „ja, die haßt das Volk hier vor allen Anderen, noch mehr als die Neger, und wäre Franco ihm in die Hände gefallen, ich glaube kaum, daß es ihm besser gegangen wäre. Lassen Sie die Todten, was kümmert das uns.

Sie sind als Räuber in ein friedliches Land eingebrochen und haben ihre Strafe dafür erhalten."

„Erkannten Sie das Gesicht des Einen, General?"

„Ich habe gar nicht so genau darauf geachtet."

„Es war der Major — die rechte Hand Franco's."

„In der That?" lächelte Flores — „schade denn, daß er nicht selber diesen Anblick haben konnte — aber vielleicht ist uns das Glück günstig, und wenn wir ihn hier nach Quito vorüberführen, kann er nicht allein dort einen alten Bekannten begrüßen, sondern auch vielleicht sein eigenes Schicksal darin abgespiegelt sehen. Dort drüben sammelt sich schon wieder ein Wetter um den Sangai — heut Abend ist der Abhang von Camino real unpassirbar, und wenn mich nicht Alles täuscht, sitzt der andere Mulatte dort in der Falle."

Das Gespräch war damit abgebrochen, und Fortunato nicht in der Stimmung, es wieder anzuknüpfen, denn seine Gedanken weilten bei vergangenen Zeiten, und er dachte, wie wunderbar der Zufall oder auch ein dunkles Verhängniß es gefügt habe, daß gerade diese beiden Menschen, die so schwer in sein eigenes Schicksal eingegriffen hatten, ihm noch einmal in so schrecklicher Weise nach dem Tode entgegentraten, als ob sie ihn mahnen wollten, wie rasch hienieden Glück und Unglück wechseln.

Aber Fortunato hatte einen leichten Sinn und war von trüben Gedanken oder gar Ahnungen nicht so bald zu bewältigen, und wie sich der Weg wieder öffnete und der freie Blick über das schöne offene Land dahinschweifte, schüttelte er alle düsteren Bilder, die hinter ihm lagen, wie einen wüsten, wirren Traum wieder ab.

Uebrigens nahm das Wetter ebenfalls ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, denn Flores hatte ganz Recht gehabt; der Sangai bewährte seinen alten Ruf, und bald umhüllte sich die heitere Luft mit einem dichten Regenmantel. Die Blitze zuckten, der Donner rollte, und eine Wasserfluth peitschte erbarmungslos auf die dem Wetter ruhig die Stirn bietenden Truppen nieder.

Franco aber hatte sich vorsichtiger gezeigt, als Flores glaubte, und wie sie endlich noch vor Sonnenuntergang im vollen Toben der Elemente das kleine verlassene Dorf Camino real erreichten,

war von dem Mulattengeneral und seinen Truppen weiter Niemand zurückgeblieben, als ein paar arme Teufel von Verwundeten, die nicht mehr im Stande gewesen, den forcirten Marsch auszuhalten.

An eine weitere Verfolgung für den Abend konnte indessen nicht gedacht werden, und bei dem vollständig unpassirbar gewordenen Weg blieb ihnen nichts Anderes übrig, als Besitz von den verlassenen und geleerten Häusern zu ergreifen, um die Ankunft des Gepäcks abzuwarten und dann Nachtquartier zu machen.

24.

Franco in Guajaquil.

Wenn sich die Bewohner von Bodegas auch nicht wenig freuten, als sie von den eintreffenden Courieren hörten, daß Franco vor Guaranda geschlagen sei, so waren sie doch auch wieder ihrer eigenen Sicherheit wegen nicht ganz unbesorgt, denn kein Mensch konnte sagen, was der gereizte Mann mit einem Schwarm nutzlosen Gesindels in seinem Ingrimm über sie verhängen würde. Sich ihm zu widersetzen, war aber vollständig unmöglich, denn die Stadt lag vollkommen offen nach allen Seiten, und nicht einmal ummauerte Gärten gab es in einem Ort, der drei Monate im Jahre unter Wasser stand. Das Beste und Einzige, was sie deshalb thun konnten, war, dem geschlagenen Heere jede nur mögliche Erleichterung zu verschaffen, um Bodegas, so rasch als es sich irgend thun ließ, wieder zu verlassen.

Was deshalb an Balsas vorhanden war, wurde augenblicklich geräumt — mit Gewalt selbst, wenn es die Eigenthümer nicht gutwillig wollten, — alle Boote, die nur aufzutreiben waren, holte man herbei, und so gelang es denn

mit einiger Mühe und vielen gutem Willen eine kleine Flotille, die zur Ueberfahrt bereit war, zusammen zu bringen, so daß man hoffen durfte, die ganze Armee wenigstens bis zur einer der Zwischenstationen zu schaffen, wo dann wieder mehr Fahrzeuge und damit auch größere Bequemlichkeiten zu erlangen waren.

Die Bewohner von Bodegas hatten damit jedenfalls das Beste gethan, was ihnen die Umstände erlaubten, obgleich sie in der That nichts für ihre Sicherheit zu befürchten brauchten. Franco war nämlich so fest überzeugt, daß er in ganz kurzer Zeit mit Castilla's Hülfe einen neuen und dann mächtigeren Zug gegen Quito unternehmen würde, daß er gar nicht daran dachte, Bodegas irgendwie zu brandschatzen, Castilla schickte ihm, ohne allen Zweifel, Truppen zum Beistand, und dann brauchte er den guten Willen dieser Stadt wieder wie früher, und er war viel zu schlau, sie sich jetzt ohne Noth zu Feinden zu machen.

Am nächsten Morgen — da die Truppen unterwegs campiren mußten — trafen die Ueberreste von Franco's Heer, das aber weit mehr durch Desertionen als durch andere Verluste zusammengeschmolzen war, halbverhungert in Bodegas ein, denn selbst das letzte kleine Dorf, Derecha, hatten die Einwohner bei der Ankunft der Truppen bis auf den letzten Mann geräumt und alles Eßbare mitgenommen.

In den Brennereien erhielten sie die letzten Lebensmittel, mußten aber Zuckerrohr abschneiden, um ihre Thiere zu füttern, weil nichts Anderes mehr zu bekommen war.

Sehr zufrieden zeigte sich Franco indeß über den Eifer, den die Bewohner von Bodegas entwickelt hatten, um ihm Fahrzeuge und Flöße zur Weiterfahrt zu verschaffen, und er versprach ihnen dafür, noch immer im Bewußtsein seiner Würde, von der er sich nicht trennen konnte, einer peruanischen Gesellschaft, die sich schon darum bewerbe, die Concession zu einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung zwischen Guajaquil und Bodegas zu geben.

Die Fluth begünstigte ihn ebenfalls, denn sie war gerade auf ihrem höchsten Stand, als er die Stadt erreichte, und er befahl den Truppen, sich augenblicklich einzuschiffen. Er hatte

auch nicht mehr viel Zeit zu verlieren, denn daß Flores nichts versäumen würde, um ihm nachzusetzen, wußte er gut genug.

Während die Soldaten an Lebensmitteln soviel wie möglich aufzutreiben suchten, um dann gleich an Bord zu gehen, wollte Franco die Zeit noch benutzen, um die Familie Buscada aufzusuchen — aber die Damen hatten sich ebenfalls schon vor zwei Tagen nach Guajaquil begeben. Weshalb? — Niemand wollte die Ursache wissen, denn man konnte ihm doch nicht gut sagen, daß ihr Aufenthalt nach den letzten ziemlich bekannten Vorgängen bei der Erschießung Espinoza's und dem wenigstens allgemein geglaubten Verhältniß, in dem Señorita Celita zu dem General stehen sollte, in Bodegas unhaltbar geworden war.

So band ihn denn nichts mehr hier, und kaum eine halbe Stunde nach seiner Ankunft bestieg er schon die für ihn bereite Balsa. Um sich aber wenigstens, so viel in seinen Kräften stand, an seinem Erzfeind Flores zu rächen, gab er vorher noch den Befehl, dessen Villa in Brand zu stecken, und fand dazu auch gleich eine bereitwillige Hand. Der Bursche übrigens, dem der Auftrag überkam, zündete allerdings in einem der Zimmer ein Feuer an und sorgte dafür, daß der Rauch aus den Fenstern qualmte; wie er aber Franco's Balsa unterwegs sah, löschte er es selber mit Hülfe schon vorher herbeigerufener Leute aus, und erhielt so dem General Flores wenigstens die Gebäude, die freilich arg genug zugerichtet aussahen, während er selber in das innere Land flüchtete.

Als Flores am nächsten Morgen in Bodegas einzog, kam er auch hier zu spät. Franco war entkommen, und es galt nun, ihn in dem viel besser befestigten und besonders leicht zu vertheidigenden Guajaquil aufzusuchen, wo die Quitener nicht einmal wagen durften, ihn zu Wasser anzugreifen, so lange ihn die peruanischen Dampfer, wider alles Völkerrecht und ohne jede Kriegserklärung, gegen die rechtmäßige Regierung in Schutz nahmen.

Sowie Franco den Fuß in Guajaquil an's Land setzte, ließ er augenblicklich Bustillos zu sich kommen und besprach mit diesem die wirksamste Vertheidigung der Stadt gegen alle aus

dem Innern heranrückenden Truppen, während er ebenfalls den Commodore der beiden Kriegsdampfer zu sich entbieten ließ, und ihn ersuchte, ein wachsames Auge auf alle den Strom herabkommenden Balsas zu haben.

Nichts war übrigens leichter, als die Hafenstadt gegen die Landseite zu vertheidigen, da nördlich von der Stadt ein stark mit Kanonen besetzter Hügel den einzigen Weg, den die Feinde nehmen konnten, vollständig beherrschte, während hinter der Stadt der kleine Fluß Salado mit einem weiten Mangrovesumpf jedes Eindringen schon durch die Terrainschwierigkeiten unmöglich zu machen schien. Trotzdem wurde diese Seite von einer Compagnie Schützen besetzt, während ein alter Amerikaner, den Franco gewissermaßen als Commandanten der Stadt zurückgelassen hatte, den Befehl über den Artilleriepark auf dem Hügel erhielt.

Im Fluß lagen außerdem die beiden peruanischen Dampfer, und Franco, so von allen Seiten gesichert, hielt sich jetzt überzeugt, daß Flores nie wagen würde, ihn hier in seiner eigenen Höhle anzugreifen — es wäre reiner Wahnsinn gewesen.

Indessen durchliefen die wunderlichsten Gerüchte die Stadt, und Franco's Freunde und Creaturen suchten Alles hervor, um die wirkliche Thatsache einer verlorenen Schlacht, wie die vollkommene Hoffnungslosigkeit eines zweiten Eindringens in das Innere zu bemänteln und das Ansehen des Generals dadurch noch eine Weile aufrecht zu erhalten. Wenn das aber auch für wenige Tage half, ließ es sich doch nicht auf die Länge der Zeit durchführen. Nur zu bald trafen mit einzelnen, von Bodegas kommenden Boten wahre Berichte über die erlittene vollständige Niederlage ein.

Die verlorene Schlacht war kein Geheimniß mehr; doch während man im Stillen in Guajaquil darüber frohlockte, wagte man noch nicht öffentlich Partei gegen den Dictator zu nehmen, denn die Kanonen der beiden Dampfer sahen noch immer auf die Stadt, ja die Kriegsschiffe hatten sich sogar, bald nach Franco's Rückkehr, nahe an das Ufer gelegt. Sie ankerten jetzt so nahe, beide hundert Schritt von einander entfernt, daß kein größeres Boot die Stadt erreichen konnte, ohne in unmittelbaren Bereich ihres Kleingewehrfeuers zu

kommen. Aber auch das gab nur wieder Zeugniß von der verzweifelten Lage des Usurpators, denn wenn er sich nicht einmal Guajaquils, der letzten ihm gebliebenen Stadt, sicher wußte, wie konnte er dann je hoffen, das ganze Reich seinem Willen zu unterwerfen?

Und trotzdem setzte der kleine hinterlistige Mulatte die Bevölkerung durch sein zuversichtliches, selbstbewußtes Auftreten in Erstaunen. In seinem Gesicht war auch kein Zug von Angst vor einem möglichen Mißlingen, von Niedergeschlagenheit zu entdecken. Er trat auf, als ob er der Sieger von Tucumbo gewesen, und nur zurückgekommen wäre, um die Hauptstadt zu inspiciren. — Und was gab ihm diese Zuversicht?

Nichts als ein Brief, den er mit dem letzten Dampfer an den Präsidenten Castilla gesandt hatte, einen alten Haudegen, der in seinem eigenen Lande die Militärherrschaft eingeführt hatte, und nun in Neu-Granada Mosquera, in Ecuador diesen Franco unterstützte, um dort ein Gleiches zu erzielen. Dann wollte er ein Bündniß mit der ganzen Westküste schließen, dem möglicher Weise noch andere Eroberungspläne zu Grunde lagen. Jedenfalls war er mit Franco selber über die Bedingungen einig, und dieser zweifelte deshalb auch keinen Augenblick, daß Peru seine an den Präsidenten gestellte Bitte, dreitausend Mann Hülfstruppen zu schicken, mit der größten Bereitwilligkeit erfüllen würde.

Der nächste Dampfer, der in fünf Tagen fällig war, mußte aber jedenfalls die entscheidende Antwort bringen, und dann vergingen vielleicht noch drei oder vier Tage, bis die Truppen selber eintreffen konnten, denn Schiffe zur Beförderung lagen in Callao genug, und mit dem das ganze Jahr von dort wehenden scharfen Südwind konnten sie fast so rasch wie ein Dampfer Guajaquil erreichen.

So lange mochte sich deshalb Flores draußen vor Guajaquil herumtreiben, und dann überraschte er ihn plötzlich mit seinen neuen Hülfstruppen, schnitt ihn von dem innern Land ab, rieb ihn auf, und brauchte nicht mehr zu fürchten, einem weitern Feind auf seinem Wege nach Quito zu begegnen.

Bustillos hatte dem General indessen getreuen Bericht über

die während seiner Abwesenheit vorgefallenen Dinge abgestattet — auch natürlich über die muthmaßliche Verschwörung, von der er durch unbekannte Hand noch rechtzeitig Nachricht erhalten.

Juan Ibarra war allerdings entkommen und seit dem Abend verschwunden, und wenn es auch einmal so geheißen hatte, daß er sich noch in der Stadt versteckt halte, so waren doch alle Nachsuchungen vergebens gewesen. Es blieb auch viel wahrscheinlicher, daß er, die Zeit benutzend, mit Hülfe eines Bootes in das innere Land geflohen sei, keinenfalls durfte er sich hier wieder blicken lassen, denn sein Freund Zegado saß gefangen, und er hatte selber durch seine Flucht den Verdacht gegen sich nur noch reger gemacht.

Uebrigens verschwieg Bustillos, auf welche Weise ihm Ibarra entschlüpft sei, denn Franco, der in solchen Dingen kein Mitleid kannte, würde sich fortwährend lustig über ihn gemacht haben.

An dem nämlichen Abend, an welchem Franco Guajaquil erreichte, suchte er die Familie Buscada auf, wurde aber nicht angenehm durch die Nachricht überrascht, daß sie kein besonderes Quartier bezogen, sondern sich bei Señora Entonza — der jetzt erklärten Braut des Doctor Ruibarbo — einquartiert hätte.

Obgleich der Doctor die Familie Buscada nicht liebte, war er doch diesmal die Veranlassung gewesen, daß sie zu seiner Braut zogen, und hatte mit solcher Liebenswürdigkeit darauf gedrungen, daß diese auf die Länge der Zeit nicht widerstehen konnte. Er wußte nämlich ganz genau, daß Franco, sobald er erführe, wo die liebenswürdige Celita ihren Wohnsitz aufgeschlagen, bei einem doch noch immer möglichen Bombardement die Gegend jedenfalls verschonen würde.

Außerdem aber hatte er den General im Verdacht, ihm gerade nicht besonders gewogen zu sein. Kam dieser dann zurück nach Guajaquil — sei es als Sieger oder Besiegter, so lange er die Macht noch in Händen hatte — so sah er selber nicht die geringste Möglichkeit, sich ihm wieder zu nähern, und seine „Feinde", die ja auch der beste Mensch hat, fanden dann hinreichende Gelegenheit, um gegen ihn zu ope-

riren. Blieb er dagegen — was unter diesen Umständen gewiß der Fall war — mit ihm im täglichen Verkehr, ja konnte er ihn gewissermaßen im eigenen Hause bewirthen, so stellte sich das Verhältniß ganz anders. Jedenfalls war es das Beste, sich wenigstens so lange mit der einen Partei gut zu stellen, als die andere das Heft noch nicht in Händen hatte.

Daß Franco übrigens nicht bei seinen Besuchen der Familie genirt sein wollte, wußte Doctor Ruibarbo ebenfalls, und er hatte darum mit der zartesten Rücksicht Sorge getragen, daß Señora Buscada in dem einen, der Treppe zunächst liegenden Flügel des Hauses einquartiert wurde, womit Señora Entonza, die ihren Abgott Franco für einen zweiten Messias hielt, vollkommen einverstanden schien. Sah sie doch schon in Celita, ihrer Nichte, die Gattin des allmächtigen Mannes, und sich selber bei allen Tertulias und Festen, die der zukünftige Präsident seiner getreuen Stadt geben würde, als dessen nahe Verwandte glänzen.

Am Tage seiner Ankunft bekam dieser allmächtige Mann aber so viel zu thun, so viele Klagen und Beschwerden zu hören, daß er sich den Geschäften mit dem besten Willen nicht entziehen konnte. Der Capitain des peruanischen Dampfers hatte ihn außerdem mit seinem Besuch eine volle Stunde warten lassen, und doch mußte er ihn artig behandeln, so daß er zuletzt in eine ziemlich gereizte Stimmung gerieth.

Und so überraschte er denn die Bewohner Guajaquils an diesem Abend noch damit, daß er die Stadt in Belagerungszustand erklärte. Dann, während zahllose Patrouillen die Straßen durchzogen und einen wahren Höllenlärm mit Trommeln und Trompeten vollführten, schickte er nach seinem Agenten Mariano, der aber nirgends aufzufinden war, und nachdem er auch auf diesen eine halbe Stunde gewartet, dabei unter Fluchen und Schimpfen eine in Eis gestellte Flasche Champagner getrunken hatte, sprang er aus seiner Hängematte, zog seine Uniform an und ging, von einer starken Wache begleitet, die Frontstraße entlang nach dem Hause der Señora Entonza.

Zufällig war der Doctor hier gerade anwesend — sein Bursche hatte drei Stunden auf der Lauer gestanden, um den Moment abzupassen, wann Franco käme — und zwar eben erst

eingetreten, um den Señoritas guten Abend zu sagen. Er machte eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung, als der General die Thür öffnete. Dieser aber nahm gar keine Notiz von ihm, ging auf die Damen zu — die eigentlich nicht recht wußten, welches Gesicht sie zu seinem Empfang machen sollten — küßte Celita's und Teresa's Hand, schüttelte die der Señora Buscada, die wieder auf einem Rohrsessel saß und ein Spiel Karten mischte, und nahm sich dann selber einen Stuhl.

„Nun," sagte Franco, dem das Schweigen der Gesellschaft selber unbehaglich wurde, „ich bin rascher wiedergekommen, als ich dachte. Ja, es ist eine wunderliche Welt. Mit dem lumpigen Heer von Flores wär' ich im ehrlichen Kampfe auch wohl fertig geworden, aber gegen Verrath kann sich natürlich Niemand schützen."

„Verrath?" sagte der Doctor entrüstet, „dann hoffe ich nur zu Gott, daß der Verräther auch seiner Strafe nicht entgangen ist."

„Und wissen Sie, wer der Verräther war, Doctor?" fragte Franco und sah dabei Ruibarbo mit halb zugekniffenen Augen lauernd an, „ein Freund und naher Verwandter von Ihnen, der mit Eifer unter diesem Rebellen, dem Flores, dient und außerordentliche Talente entwickelt hat, — der junge Malveca."

„Malveca?" rief der Doctor, und zwar mit mehr Interesse im Ton, als er eigentlich verrathen mochte.

„Ja wohl, Malveca. Hat sein Vater nicht eine Schwester von Ihnen zur Frau?"

„Dann sage ich mich auch von dieser Familie los," erwiderte Ruibarbo, der sich lange gefaßt hatte, mit Würde. „Es sind Abtrünnige, und der junge Mensch besonders darf mir nie wieder unter die Augen kommen. Uebrigens begreife ich nicht, Excellenz, wie er Sie verrathen konnte; denn soviel ich weiß, diente er ja unter den Rebellen."

„Ja, aber er kam als Deserteur zu mir, stellte sich wenigstens so, und mißbrauchte mein Vertrauen auf nichtswürdige Weise. Wie ich dahinter kam, bleibt sich gleich; aber ich hatte wenigstens die Genugthuung, den Verräther zu entlarven."

„Und dieser Malveca?" fragte Ruibarbo, indem er seine

Bestürzung soviel als möglich zu verbergen suchte, „was ist aus ihm geworden, Excellenz — hat er — seine Strafe erhalten?"

„Genau weiß ich es nicht," sagte Franco gleichgültig; „mein alter wackerer Barbadoes aber, der wie ein Held in dem ungleichen Kampfe fiel, hatte ihn unter seiner Obhut und wird sich wohl kaum das Vergnügen versagt haben, ihn unschädlich zu machen. Es gehörte das zu seinen Liebhabereien."

Ruibarbo erschrak, denn er kannte den halbwilden Mulattenmajor viel zu genau, um nicht ebenfalls Franco's Meinung zu theilen. Sein eigener Neffe war da in furchtbare Hände gerathen, und fast unwillkürlich sagte er:

„Armer Mensch!"

„Ja — er fehlt mir auch aller Orten!" rief Franco, der den Ausruf natürlich auf den Major bezog. „Sehen Sie, der war treu, Doctor, treu wie Gold; auf den konnte ich mich verlassen. Mit Euch Anderen — der Teufel traue Euch — ich wenigstens weiß nie, woran ich mit Euch bin."

„Aber, Excellenz!" bat Celita.

„Meine reizende Celita natürlich ausgenommen," lächelte der Mulatte. „Aber Sie glauben gar nicht, mein liebes Kind, was für traurige Erfahrungen ich schon in der kurzen Zeit habe machen müssen, seit ich Sie verlassen. Erinnern Sie sich noch an jenen Hauptmann Fortunato, der den letzten Abend mit uns zusammen in Ihrer Wohnung speiste?"

„Hauptmann Fortunato? — ach ja," sagte Celita, wie sich besinnend, während ihr das verrätherische Blut in die Wangen stieg.

„Das war auch eine Schlange, die ich an meinem Busen nährte."

„Fortunato? —"

„Er hat sich bis jetzt noch seiner Strafe entzogen," fuhr Franco mit finster zusammengezogenen Brauen fort, „er ist desertirt, aber hoffentlich halten wir noch einmal furchtbare Abrechnung miteinander."

„Desertirt?" sagte Ruibarbo erstaunt.

„Ja — nachdem er in Bodegas jenem Spion, dem Espinoza, zur Flucht verholfen."

„Aber, Excellenz," bemerkte der Doctor, „Sie haben wohl vergessen, daß Espinoza erschossen wurde, und zwar gleich am ersten Morgen, an dem Sie in Bodegas eintrafen."

„Erschossen?" sagte Franco. „Erinnern Sie sich noch des Gespenstes, Señorita, das wir an jenem Abend vor Ihrer Thür zu sehen glaubten? Das war der lebendige Verräther, dem Fortunato — wenn ich auch noch nicht begreife wie — fortgeholfen und der sogar die Frechheit hatte, mir in meinem eigenen Quartier — wahrscheinlich in mörderischer Absicht, in den Weg zu laufen. Ich glaube fast, wir sind an dem Abend einer großen Gefahr entgangen."

„Espinoza lebt?" hauchte Celita leise vor sich hin.

„Lebt so frisch und gesund wie Sie und ich," bestätigte Franco, „und befindet sich wieder unter den Waffen bei den Rebellen. Aber fort mit den fatalen Erinnerungen. Caracho, ich wollte heut Abend vergnügt sein und der Sorgen und Aergernisse ledig werden, und statt dessen käuen wir alle die alten Geschichten wieder. — Ist der Champagner angekommen, den ich hierher sandte?"

„Ja wohl, Excellenz," sagte Señora Buscada — „und steht schon seit zwei Stunden in Eis, Ihres Befehls gewärtig — das heißt, eine Flasche haben wir im Voraus auf Ihre Gesundheit ausgetrunken."

„Konnt' ich mir denken, Señora, konnt' ich mir denken," lachte der General, als die Thür aufging und Franco's kleiner Diener Juan auf der Schwelle mit der Meldung erschien, daß Señor Mariano draußen stehe und die Befehle Sr. Excellenz erwarte.

„Mariano? soll herein kommen," rief Franco rasch. „Sie entschuldigen, meine Damen, aber das Geschäft geht dem Vergnügen vor, und Sie werden mir zugeben, daß es kein Vergnügen ist, in das bleiche, verschmitzte Gesicht jenes Burschen zu schauen und seine süßen Reden zu hören, die doch nichts weiter sind als Lügen. — Ah, da kommt er — willkommen, Mariano — wir sprachen eben von Ihnen."

„Excellenz," sagte der Agent, indem er mit einer tiefen Verbeugung eintrat, auf den General zuging und dessen dicke mit Ringen bedeckte Hand an seine Lippen führte, „so glück-

lich es mich auch macht, Sie wieder begrüßen zu können, so tief fühle ich den Schmerz —"

„Lassen Sie die Redensarten, Mariano," unterbrach ihn aber ohne weitere Umstände Franco, „wir brauchen Beide einander, und das ist genügend."

„Excellenz — Señoritas, ich lege mich Ihnen zu Füßen — Excellenz, Sie wissen, wie vollkommen Sie auf mich rechnen können."

„Ja, Mariano," lachte Franco, „leider weiß ich das. Wo sind denn die hundert Mann, die Sie mir zu stellen versprachen, heh?"

„Excellenz haben ein so außerordentliches Gedächtniß," sagte der Guajaquilene, durch die Frage jedoch nicht im Geringsten außer Fassung gebracht, „aber Sie erinnern sich auch wohl, daß Sie gleich darauf Bodegas verließen, und ich befahl deshalb den Leuten, hier in Guajaquil zu bleiben, bis ich die bestimmte Ordre von Ihnen erhalten würde, wohin ich sie senden sollte."

„In der That?" sagte Franco mit einem verächtlichen Lächeln, „und sie sind also hier?"

„Sie stehen noch immer Eurer Excellenz zu Diensten, ja es wäre mir sogar sehr lieb, wenn ich sie Ihnen jetzt übergeben könnte, da es mir die Verpflegung ersparen würde."

„Also morgen früh um Zehn," sagte Franco, den Agenten scharf ansehend, „lassen Sie Ihre Armee zur Musterung aufmarschiren."

„So rasch ist es nun freilich nicht möglich, Excellenz," sagte der Agent, während über Ruibarbo's Gesicht ein leises, boshaftes Lächeln zuckte. „Hier in Guajaquil würden sie mir zu theuer gekommen sein, und ich habe sie deshalb in der Nachbarschaft auf das Land gegeben, wo sie gerade bei der Baumwollenernte sehr nöthig waren. Aber es soll morgen gleich ein Bote hinaus, um sie zusammen zu rufen."

„Oh, Señor Mariano ist außerordentlich pünktlich in der Einhaltung seiner Versprechungen," sagte Señora Buscada, „mir hat er neulich neue Karten versprochen, und ich soll sie heute noch haben."

„Und der Tante den Damensattel," sagte Teresa, „der aber sonderbarer Weise nie angekommen."

„Und wie hatten wir uns auf die versprochene Bootfahrt gefreut," meinte Celita, „wer aber nicht mit den Booten kam, war unser sehr ehrenwerther Señor Mariano."

Señoritas, Sie machen mich unglücklich," rief der also in die Klemme Gerathene, „wenn Sie mir hier mittheilen, daß alle meine mit der größten Strenge gegebenen Aufträge nicht erfüllt wurden. Ich selber hatte aber damals, wie mir Seine Excellenz bezeugen kann, so außerordentlich viel zu thun, und sehe jetzt nur ein, daß man sich nie auf fremde Menschen verlassen darf, sondern Alles, was man wirklich besorgt haben will, auch selber besorgen muß."

„Gut, Mariano," sagte Franco trocken, indem er ein Papier aus der Tasche nahm, „dann seien Sie so gut und besorgen das hier, was auf dem Zettel steht, auch wirklich selber, denn ich — könnte sonst am Ende morgen nicht in der Stimmung sein, Ihre Entschuldigung so ruhig hinzunehmen."

„Aber, Excellenz," sagte der Agent, der nur einen flüchtigen Blick auf den Zettel geworfen hatte, „gestatten Sie mir eine Bemerkung, ich — bin nicht mehr im Stande, mit Papiergeld einzukaufen; die Leute wollen es nicht mehr nehmen."

„Nicht mehr nehmen?" rief der Mulatte, die geballte Faust auf den Tisch legend, „weshalb?"

Der Agent war in sichtbarer Verlegenheit, aber es half nichts, die Sache mußte zur Sprache gebracht werden, und mit einiger Anstrengung sagte er:

„Weil sie behaupten — wenn — wenn, Excellenz — ich darf Ihnen nämlich nicht verhehlen, daß ein albernes Gerücht in der Stadt umläuft, Excellenz wären nur wieder nach Guajaquil gekommen, um sich an Bord der peruanischen Dampfer zu begeben und Ecuador für immer zu verlassen."

„So?" sagte Franco, und ein boshaftes Lächeln zog seine Züge zusammen, „in der That? — sonst nichts?"

„Ich brauche Eurer Excellenz wohl kaum zu bemerken, daß es überall Narren und Müßiggänger giebt, die solche Gerüchte verbreiten helfen."

„Und dann selber wünschen, daß sie wahr werden, heh?"

„Welcher Mensch hätte keine Feinde," sagte Mariano achselzuckend, „und je höher eine Person steht, desto mehr Neider findet sie. Ueber uns sind Excellenz doch sicher von dem Gegentheil überzeugt."

Franco antwortete nicht. Er kaute an den Nägeln und trank dann ein großes Glas Champagner, das ihm Celita kredenzte, auf einen Zug aus, aber seine Stimmung war durchaus keine bessere geworden.

„Also mein Geld wollen sie nicht mehr nehmen," knurrte er endlich. „Gut, wir wollen doch einmal sehen, wer das ist, der sich weigert. Schreiben Sie mir alle Namen von denen auf, Mariano, die sich dadurch in offener Empörung gegen unsere Regierung befinden, und ich denke, ich werde kurzen Proceß mit ihnen machen. Sie selber nehmen es doch, heh?"

„Was hilft mir das Geld, Excellenz, wenn ich keine Waaren dafür bekommen kann."

„Schön," sagte Franco und sein Gesicht verzog sich zu einem freundlich heimtückischen Lächeln, „dann bitte, setzen Sie Ihren Namen obenan auf die Liste. Sie haben mich doch verstanden?"

„Aber, Excellenz —"

„Bitte, lieber Mariano, nehmen Sie nicht ein Glas Champagner? Und was sagen Sie, Doctor? wie denken Sie über unser Papiergeld?"

„Ich wollte nur, ich hätte recht viel davon, Excellenz," erwiderte der geschmeidige Ecuadorianer, „und wenn mich nicht Alles täuscht, so wird es mit Ankunft des nächsten englischen Dampfers vom Süden sehr rasch und bedeutend im Cours steigen."

„Dann werde ich Ihnen Gelegenheit geben, ein gutes Geschäft zu machen," nickte ihm der Mulatte freundlich zu. „Sie sollen daran profitiren und wir können ein vortreffliches Tauschgeschäft machen."

„Ja, ja," erwiderte der Doctor mit einem wehmüthigen Lächeln. „Der Geist ist willig, Excellenz, aber das Fleisch, das baare Geld, ist schwach. Wenn es mir nur nicht immer

gerade am Besten fehlte, wenn ich es am nothwendigsten brauche und am vortheilhaftesten verwerthen könnte."

„Wir finden vielleicht Mittel, etwas für Sie flüssig zu machen, Doctor," nickte ihm der General zu. „Jetzt bietet sich mir eine ganz vortreffliche Gelegenheit, meine wahren Freunde kennen zu lernen, die ich auch nicht unbenutzt werde vorübergehen lassen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

„Excellenz können gewiß auf unsere Unterstützung rechnen," sagte Mariano.

„Gut, gut, — vergessen Sie mir nur die Liste nicht, — und nun, Señores, heute nichts mehr von Geschäften; ich hab' es zum Ueberdruß satt und bin genug damit geplagt. Hatten Sie mir sonst noch etwas mitzutheilen, Mariano?"

Der Wink war zu deutlich, um ihn falsch zu verstehen.

„Heut Abend gar nichts, Excellenz," sagte der Agent, aufstehend. „Ich fürchte beinahe, ich habe Ihre kostbare Zeit schon zu lange in Anspruch genommen."

„Und Sie auch nicht, Doctor?"

„Nicht das Mindeste, Excellenz," sagte der Doctor, dem Beispiel des Agenten folgend. „Meine Damen, wir haben die Ehre uns Ihnen zu empfehlen. Excellenz, ich lege mich Ihnen unterthänigst zu Füßen."

Franco nickte ihnen nur mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Blick zu, und die beiden Männer verließen gleich darauf das Zimmer und gingen die Treppe hinunter. Jeder war dabei mit seinen eigenen, nicht sehr angenehmen Gedanken beschäftigt und hätte sich vielleicht gern gegen den Andern ausgesprochen, mochte aber auch nicht anfangen, und scheute sich doch, den Begleiter sogleich wieder los zu lassen.

„Wohin wollen Sie jetzt, Doctor?" sagte Mariano endlich, als sie schon die Hausthür erreicht hatten und Ruibarbo dort stehen blieb und die Straße hinabsah.

„Ich weiß es eigentlich selber nicht," lautete die vorsichtige Antwort. „Zum Zubettgehen ist es noch zu früh, für einen Spaziergang bin ich zu müde — vielleicht trink' ich noch ein Glas St. Gris im Hotel de France; gehen Sie mit, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben."

„Sie haben Recht — wenn die Polizei nicht schon das Haus geschlossen hat."

„Jetzt schon? bewahre; es ist ja kaum neun Uhr. — Soll mich nur wundern, wie lange wir den Belagerungszustand behalten werden!"

„Ich bin selber neugierig," meinte der Agent, ohne jedoch seine Ansicht darüber auszusprechen, und die beiden Männer schritten zusammen die Straße hinauf und bogen dann rechts nach dem bezeichneten Hotel ein, das sie noch hell erleuchtet und von Gästen besucht fanden.

25.

Das Hotel de France.

Fast in allen überseeischen Städten, mag der Welttheil heißen wie er will, findet sich ein „Hotel de France" und giebt Kunde von der betriebsamen, speculirenden Nation, die ihre Kinder in alle Länder sendet, und sie dort rasch und meistentheils in glücklichen Verhältnissen heimisch werden läßt. Guajaquil macht davon keine Ausnahme, und das Hotel de France war damals das beste der Stadt und wurde von Fremden so viel besucht, daß selten ein Zimmer frei und unbesetzt war.

Fast den ganzen untern Theil des Hauses nahm aber ein großer, durch hölzerne Pfeiler gestützter, weiter Saal ein, der als Speisezimmer und überhaupt als luftiges, dem Klima vollkommen angemessenes Gastzimmer diente, in dem selbst ein Billard nicht fehlte, während den übrigen Raum eine große Anzahl von Tischen und Stühlen ausfüllte. Rechts vom Eingang befand sich der Schenkstand, reichlich mit Eis, französischen Weinen und anderen Spirituosen versehen, und die Gäste plauderten bei ihrem Glase an den verschiedenen Tischen,

oder musterten auch wohl an der Thür oder von den Fenstern aus die Vorübergehenden.

Für sämmtliche Fremde der Stadt war es dabei das gewöhnliche Rendezvous, und selbst die Guajaquilener verträumten dort gern ein paar Stunden, um etwas Neues zu hören und einmal andere Gesichter zu sehen.

Unter diesen Umständen läßt es sich denken, daß das Hotel heute ganz besonders besucht war, denn die Rückkehr Franco's, der so siegesgewiß ausgezogen war, der über die Stadt verhängte Belagerungszustand mit tausend sich kreuzenden und einander sich widersprechenden Gerüchten erfüllte Alle, und Jeder wünschte theils sich selber auszusprechen, theils zu hören, was Andere darüber zu sagen hätten.

So hieß es unter Anderem, daß eine peruanische Flotte mit vielen tausend Soldaten unterwegs sei, um nicht allein in Quito den Mulatten mit Gewalt der Waffen einzusetzen, sondern auch zugleich den von Peru beanspruchten Gebietstheil Ecuadors in Besitz zu nehmen. Dagegen wurde wieder behauptet, Flores sei dem Usurpator auf dem Fuß gefolgt, und noch in dieser Nacht sollte ein Angriff auf Guajaquil stattfinden.

Allerdings hatten die beiden peruanischen Dampfer wieder geheizt und ihre Boote verkehrten mit dem Land, aber unter den Soldaten selber zeigte sich keine ungewöhnliche Bewegung, und wo sich Franco aufhielt, wußte man ebenfalls.

Es war außerdem kaum möglich, daß Flores schon eingetroffen sei, da ihm Franco alle verfügbaren Boote und Balsas in Bodegas weggenommen hatte, und diese brauchten zum Mindesten zwei und einen halben Tag, um dorthin zurückzukehren; aber die Phantasie der Politiker überwindet gewöhnlich mit leichter Mühe alle solche Terrainschwierigkeiten.

Der Doctor und der Agent betraten diesen ziemlich belebten Raum, ohne weiter beachtet zu werden. Daß Beide sehr intim mit Franco verkehrten, wußte man allerdings, aber das thaten sehr Viele, theils gezwungen, theils freiwillig, und die Fremden besonders, die sich unter dem Schutz ihrer Flagge sicher fühlten, pflegten nicht selten ihre Ansichten ziemlich offen auszusprechen; wünschten doch viele von ihnen nichts sehnlicher,

als ein wirkliches Bombardement der Stadt, wonach sie später mit ungeheuren Schadenrechnungen gegen Ecuador auftreten konnten.

Der Doctor und der Agent hatten sich indessen an einem Tische, aber einander gegenüber, niedergelassen, der erstere mit einem Glas süßen St. Gris, der andere mit einer Flasche Medoc neben sich, nicht unähnlich zwei Fahrzeugen auf offener See, die sich begegnen, ohne bis jetzt ihre Flaggen gezeigt zu haben, und die noch nicht recht wissen, ob sich der neue Gesellschafter als Freund oder Feind legitimiren werde.

Allerdings hatte sich der Agent vorgenommen, den Doctor zuerst reden zu lassen, denn daß dieser etwas auf dem Herzen haben mußte, war unverkennbar, Ruibarbo aber auch viel zu vorsichtig, um eine Meinung zu äußern — noch dazu dem Agenten gegenüber — ehe ihm dieser wenigstens nicht selber eine Garantie durch irgend eine Erklärung geboten hatte.

„Wenn man nur genau wüßte," brach endlich, der verzweifelten Nothwendigkeit nachgebend, Mariano das Schweigen — „ob die peruanischen Hülfstruppen wirklich anlangen, es ließe sich dann wenigstens eine Berechnung machen."

„Ich glaube, daß Seine Excellenz sehr viel darum geben würde, das in diesem Augenblick genau zu wissen," meinte der Doctor, und sog dabei langsam an seinem Glase.

„Und was glauben Sie, Doctor," sagte Mariano, indem er direct auf sein Ziel losging. „Sie waren doch im vorigen Jahre selber in Lima, und müssen ebenfalls eine Ahnung haben, wie der alte Castilla da drüben über die Sache denkt."

„Die einzige Ahnung, die ich darüber habe, lieber Mariano," meinte der Doctor, indem er sein Glas hinstelle und sich eine Papiercigarre drehte, „ist die, daß uns Beiden die Zuneigung Seiner Excellenz außerordentlich viel Geld kosten wird."

„Sie glauben wirklich?"

„Was soll man glauben —"

„Aber Sie sprachen vorhin die Vermuthung aus, daß die Kassenanweisungen eine bessere Zukunft hätten."

„Würden Sie, dem General gegenüber, das Gegentheil behaupten wollen?"

„Und werden Sie ein Wechselgeschäft mit ihm eingehen?" frug der Agent, die an ihn gestellte Frage umgehend. „Sie machten wenigstens dahin eine Andeutung."

„Es ließe sich allerdings etwas damit verdienen," sagte der Doctor nachdenkend — „wenn Seine Excellenz wirklich Präsident wird. Schifft er sich aber, wenn ihm nichts Anderes übrig bleibt, nach Peru ein, dann wäre es kein Wechselgeschäft, sondern ein — Geschenk, und da ich nicht reich bin, würde mich das sehr geniren."

Durch den Saal lief ein leises Flüstern, und Aller Augen wandten sich dem Schenkstand zu. Als der Doctor unwillkürlich der Richtung sämmtlicher Blicke folgte, bemerkte er den ersten Lieutenant von einem der peruanischen Kriegsschiffe — einen jungen deutschen Officier, der an den Tisch getreten war und sich ein Glas Eispunsch geben ließ. Er sprach übrigens nur mit dem Oberkellner, einem jungen Franzosen, und verließ, nachdem er sein Glas ausgetrunken hatte, das Haus. Aber er war trotzdem eine interessante Persönlichkeit für die versammelte Gesellschaft, denn er wußte, was die Dampfer für Befehle hatten, und daß er nichts darüber äußerte, machte ihn nur um so interessanter, denn es erhöhte den Reiz des Geheimnißvollen.

Der Doctor aber lächelte; er hatte sein Haus durch allerdings geschicktes Manövriren gesichert, und die Stadt? — was kümmerte ihn Guajaquil, wenn er selber dabei geborgen war.

Die Erscheinung des Officiers hatte aber auf des Agenten Seele mit einer gewissen Beruhigung gewirkt. Der junge Mann war so zuversichtlich aufgetreten, daß er seines Erfolges ziemlich sicher sein mußte, und die Peruaner wußten doch jedenfalls ganz genau, wie es mit Franco stand. Blieben diese also auf seiner Seite, so war es gar nicht denkbar, daß sich Flores gegen ihn halten konnte, und in dem Falle stand *ihm* allerdings die Aussicht ungemessener Schätze vor Augen.

„Doctor," sagte er, sich zu seinem vis-à-vis hinüberneigend — „ich denke, die Actien werden steigen. Wollen wir den Versuch *zusammen* machen?"

Das Anerbieten kam dem Doctor so unerwartet, daß er

gar nicht gleich wußte, was er darauf erwidern sollte. Wenn er aber jetzt ablehnend antwortete, und Mariano es dem General hinterbrachte — was er ohne allen Zweifel that — so kam er dadurch nur noch mehr bei dem mißtrauischen Mulatten auf die schwarze Liste. Das Beste war, er sagte zu — ein Versprechen band ja nicht — wenigstens in Ecuador — und er konnte nachher noch immer thun und lassen, was er gerade für gut fand.

„Zusammen — hm," sagte er endlich nach einigem Ueberlegen. „Da bringen Sie mich auf eine neue Idee, Mariano, und gemeinschaftlich fällt es auch Keinem von uns so schwer. Aber sagen Sie einmal, wenn wir die Sache nun noch ausdehnten und einen Actienverein gründeten, um eine gewisse Anzahl von Banknoten unterzubringen. Es wäre das zugleich eine Probe für die loyalen Gesinnungen der hiesigen Bürger, die sich nicht gut ausschließen können, und Seine Excellenz würde ein solches Unternehmen gewiß mit großer Genugthuung begrüßen."

„Das ist nur nicht so rasch gethan," meinte Mariano nachdenkend.

„Nun," meinte der Doctor, mit einem kaum bemerkbaren Blinzeln der Augen — „das Schlimmste, was uns durch eine kleine Verzögerung geschehen könnte, wäre das frühere Eintreffen der peruanischen Dampfer, und haben wir die Einwilligung Seiner Excellenz, so sind uns auch unsere Procente gesichert, selbst wenn die Papiere gar zu rasch steigen sollten. Hat er doch unsere Bereitwilligkeit gesehen. — Und sollten gar — was ich aber nicht glaube — ungünstige Nachrichten eintreffen, nun so" — setzte er lauernd hinzu — „kaufen wir noch billiger."

„Sie haben Recht, Doctor," rief der Agent, der im Nu des Doctors Plan durchschaute und vollkommen darauf einging, Alles nur im Interesse des Generals zu unternehmen, die Sache aber dabei so lange hinaus zu zögern, wie nur irgend möglich — „eine Actiencompagnie soll es werden, und morgen in aller Frühe will ich den Plan ausarbeiten. Besuchen Sie mich vielleicht um zehn Uhr?"

„Ich bin dann freilich mit meinen Patienten schon be-

schäftigt," sagte Ruibarbo, die ihm in der Erregung des Augenblicks dargereichte Hand des Agenten herzlich schüttelnd, „aber ich will sehen, daß ich mich auf eine halbe Stunde losmache."

„Und sprechen Sie den General morgen früh?"

„Es ist wenigstens sehr wahrscheinlich."

„Gut, dann sagen Sie ihm, welchen Plan wir Beide ersonnen haben, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen. — Es wird ihn freuen, denn es verschafft ihm auf's Neue Credit."

„Durch eine freiwillige Zwangsanleihe," lächelte der Doctor; „aber es wird spät, lieber Mariano, und ich bin ein Gewohnheitsmensch: ich muß meine richtige Zeit halten, wenn ich mich nicht am andern Morgen elend fühlen soll."

„Ja, ich gehe ebenfalls, Doctor," sagte der Agent, „die Polizeistunde scheint auch schon einzutreten, denn der junge Mann dort drüben fängt an die Lichter auszulöschen, und die Gäste haben sich meistens entfernt; nur noch ein paar —" er fuhr plötzlich in die Höhe und starrte fest und aufmerksam in den hintern Raum des Saales, durch den eben zwei Männer schritten. Der eine von ihnen trug einen gewöhnlichen Poncho, wie ihn die Peons noch zuweilen Abends umhängen — aber er wandte den Kopf ab und verschwand gleich darauf, von dem andern gefolgt, durch die Thür, die nach der Küche führte.

Auch der Doctor hatte dort hinüber gesehen, weil diesem die unwillkürlich rasche Bewegung des Agenten auffiel. Hatte er irgend etwas Verdächtiges gesehen?

„Bemerkten Sie etwas, Mariano?" frug er ruhig.

„Sonderbar," sagte dieser, „wie man sich doch täuschen kann. Vor ein paar Secunden hätte ich geschworen, unsern alten Freund Ibarra dort drüben zu sehen, aber der würde sich hüten, an einem öffentlichen Ort zu erscheinen, wenn er wirklich noch in Guajaquil wäre. — Außerdem weiß ich ziemlich genau, daß er nach Tomaco entkommen ist."

„Das ungewisse Licht hat Sie getäuscht," sagte der Doctor. „Kommen Sie, es wird die höchste Zeit, oder man schließt uns ein —" und zwei Minuten später schritten die Männer nach verschiedenen Seiten, jeder seiner eigenen Wohnung zu.

Das war etwa dreiviertel auf zehn Uhr. Punkt zehn Uhr erhielt der Polizeidirector Bustillos einen kleinen Zettel, auf dem nur die Worte standen:

„Juan Ibarra ist Abends im Hotel de France zu treffen.
Der alte Freund."

Der Oberkellner schien indessen wirklich auf das Weggehen der beiden Herren gewartet zu haben, um seine Thür zu schließen, was er unmittelbar hinter ihnen that. Die Fensterläden hatten schon vorher die Hausdiener zugeschraubt, und der innere Raum war somit für diese Nacht von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen.

Nur in einer der kleineren Stuben, die auf die mit Eisengeländern versehene Gallerie und über diese hin auf den Hof hinaussahen, saßen noch zwei Männer in eifrigem, aber halb geflüstertem Gespräch. Es waren die nämlichen, die vorhin durch den Eßsaal geschritten waren, und der größere von ihnen, eine hohe männliche Gestalt, hatte den alten Poncho und Strohhut abgeworfen und saß, den Kopf in die Hand gestützt, mit der andern aber ein Glas Wein haltend, an dem kleinen, gleich neben der Thür stehenden Tisch. Sein Begleiter stand neben ihm und war eben im Begriff, eine andere Flasche zu entkorken.

„Wenn die beiden Herren Sie nur nicht erkannt haben, Ibarra," sagte er dabei — „denn in dem Fall weiß der Mulatte morgen die Neuigkeit, und Bustillos wird seine Spürhunde wieder in der Stadt herumhetzen."

„Laß ihn," sagte Ibarra gleichgültig — „Doctor Ruibarbo und dieser schuftige Mariano wären allerdings die letzten Personen gewesen, die ich noch da unten im Saal erwartet hätte, denn von den Fremden haben wir nichts zu fürchten, aber es war ja schon fast dunkel und dieser Poncho macht mich auch unkenntlich. Doch zur Sache, wir dürfen unsere kostbare Zeit nicht mit solchen Vermuthungen verlieren — also wie steht es draußen? — Alle Wetter! wie gut so ein Glas Wein Abends schmeckt, wenn man den ganzen Tag eingesperrt in der dumpfigen Kammer gesessen hat!"

„Es steht gut," erwiderte sein Begleiter — „Flores kann in drei oder höchstens vier Tagen seine ganze Mannschaft hier

zusammen haben, und dann müßte es mit dem Bösen zugehen, wenn wir diesen Mulatten nicht hinausbissen."

„Aber wissen Sie wohl, Fortunato," sagte Ibarra ernst, „daß Sie ein furchtbar gefährliches Spiel gewagt haben. Erkennt Sie Franco, nach dem was Sie mir vorhin erzählt, so hängen Sie in einer Viertelstunde, ohne Richterspruch und Gnade, an dem nächsten Baum oder Laternenpfahl. Kein Gott könnte Sie retten."

„Ich weiß es," lachte der junge Officier gleichgültig, „aber ich habe mich durch das Abrasiren meines Bartes und durch die grüne Brille so vollständig unkenntlich gemacht, daß ich fest überzeugt bin, ich könnte zu Franco in die Stube treten und er würde eher jeden Andern in mir vermuthen, als seinen alten Hauptmann. Haben Sie mich doch nicht einmal wiedererkannt! Außerdem führe ich noch einen alten französischen Paß, auf den Namen eines Señor St. Clair, der durch Zufall in meine Hände gekommen ist, und da die meisten Franco'schen Beamten kaum ihr eigenes Spanisch, viel weniger also Französisch lesen können, so glaub' ich, daß ich mich ziemlich sicher fühlen darf. Aber es hilft auch jetzt nichts, darüber nachzugrübeln, denn die Stadt in diesem Augenblick zu verlassen, wäre für mich fast eben so gefährlich. Ueberhaupt sucht man den Feind jetzt nicht innerhalb, sondern außerhalb Guajaquils, und ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, den Mulatten zu stürzen, und wenn es mein eigenes Leben kosten sollte. — Was läge auch daran, ich stehe allein in der Welt, und wenn ich mein schönes Vaterland von diesem Tyrannen befreien kann, hab' ich genug gelebt."

„Aber was ist Ihr Plan?"

„Ungefähr der folgende. Flores wird die Stadt, sobald er eintrifft, einschließen, und Franco seinen Angriff dann natürlich von der einzigen Seite erwarten, wo er möglich scheint, nämlich von Nordwesten her, wo die offenen Pampas liegen. Jener Punkt ist aber durch die auf dem Hügel aufgepflanzten Kanonen, wie ich heut Abend selber gesehen habe, so gedeckt, daß ein Sturm nur mit einem Verlust von vielen Menschenleben gelingen kann. Unten am Fluß aber, durch die Mangrovebüsche, erwartet Franco den Feind nicht, weil dort

eine einzige Compagnie die wenigen Durchgänge so vertheidigen kann, daß ein Eindringen zur Unmöglichkeit wird, und von dorther müssen wir daher die Stadt überrumpeln."

Ibarra schüttelte mit dem Kopf.

„Das wäre noch viel gefährlicher," sagte er endlich, „als mitten in die Kanonen hinein zu stürmen. Ich kenne den Platz genau, und nur Einer hinter dem Andern könnte man an zwei oder drei Stellen den Sumpf passiren. Wer aber das Trockene glücklich erreichte, würde entweder gefangen genommen oder niedergestochen."

„Und gerade um das zu verhindern, bin ich hier," rief Fortunato rasch, „denn dann ist die Zeit, wo Flores' Freunde in Guajaquil zusammenstehen und ihm helfen müssen. Nur eine einzige Viertelstunde lang und die geringste Unterstützung in der Stadt, ja selbst nur eine Unterstützung im Rücken des aufgestellten Bataillons, vielleicht nur ein paar unserer Angriffssignale — was zur rechten Zeit oft Wunder thut, wie wir selber bei Tucumbo erprobt haben — und der Sieg ist unser."

Ibarra nickte leise und nachdenkend mit dem Kopf, und Fortunato fuhr wärmer werdend fort:

„Steht denn nicht der blutdürstige kleine Mulatte schon jetzt ganz allein in Ecuador? Hat er denn auch nur die kleinste Partei, die aus wirklicher Neigung zu ihm hält? Nein! Nur die Furcht fesselt die Meisten an ihn, während seine besseren Officiere in das quitenische Lager übergingen, wenn sie sich nicht vor dem Schritt scheuten, zu dem mich der Tyrann glücklicher Weise mit dem drohenden Strick gezwungen hat. Wie eine wilde Katze, die der Gegner schon mit festem Griff gepackt hat, um sie abzuschleudern, klammert er sich noch mit den Krallen fest."

„Lieber Freund," sagte Ibarra lächelnd, „mich brauchen Sie nicht erst überreden zu wollen, denn was mich betrifft, so stehe ich Ihnen mit Leib und Seele zu Diensten. Weiß ich doch selber gut genug, daß Franco nicht allein unser Verderben werden würde, sondern daß er auch als Landesverräther den einen Theil seines gehofften Reiches schon an den Erbfeind Peru verschachert hat, nur um den andern für sich

zu behalten. Also fort mit ihm, je eher je besser, und wo möglich früher, als er Verstärkung von Peru erhalten kann. Worüber ich nachdachte, war auch nicht das, wie meine Landsleute gesonnen sein könnten, denn das weiß ich gut genug, sondern wie man sie auch wirklich zu einer entscheidenden That bringt, denn Sie glauben gar nicht, Amigo, welche Angst sie vor den peruanischen Dampfern und deren Kanonen haben, die allerdings in wenigen Minuten die ganze Stadt zusammenschießen könnten. Franco hat den richtigen Kettenhund gefunden, der ihnen Tag und Nacht die Zähne zeigt, obgleich ich, aufrichtig gestanden, glaube, daß die ganze Geschichte nur eine leere Drohung ist, und fest überzeugt bin, daß die Dampfer nie und nimmer den Befehl bekommen haben, auf des Mulatten Befehl, unter peruanischer Flagge, eine friedliche und offene Stadt in Brand zu schießen. Unmöglich wäre es freilich nicht, aber, wie gesagt, ich glaube es nicht. — Doch wie dem auch sei — Sie haben Recht. Wollen wir frei von dem Tyrannen werden, so müssen wir auch etwas thun, und deshalb eben liege ich schon eine volle Woche hier versteckt und auf der Lauer. Lassen Sie mich nur zeitig genug wissen, in welcher Nacht und zu welcher Stunde der Angriff stattfinden soll, und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„Gut," sagte Fortunato fröhlich, „dann zweifle ich auch jetzt keinen Augenblick mehr an dem Erfolg; denn von unseren Spionen werden wir vortrefflich bedient."

„Also mit Gott denn!" sagte Ibarra, von seinem Stuhl aufstehend — „aber jetzt, lieber Freund, will ich mich in meinen Bau zurückziehen. Wir dürfen hier nicht zu lange Licht zeigen, um die Aufmerksamkeit nicht auf uns zu lenken."

Fortunato horchte nach außen.

„Dann warten Sie nur noch einen Augenblick," sagte er, Ibarra's Arm fassend, „ich höre unten Leute und Lärm. Vielleicht kommen ein paar Angetrunkene etwas spät nach Hause, und es ist immer besser, ihnen aus dem Weg zu gehen."

„Angetrunkene, jetzt?" rief Ibarra rasch und mißtrauisch. „Beim Belagerungszustand der Stadt würde man sie nie um

diese Zeit in das Hotel gelassen haben. Kein Mensch darf nach zehn Uhr mehr die Straße passiren, und wenn mein Weg nicht durch den Garten führte, müßte ich ebenfalls hier bleiben."

„Aber wer soll es sonst sein?"

Ibarra horchte noch eine Weile an dem halbgeöffneten Fenster, das aber durch die Rouleaux vollständig verdeckt war. Endlich wandte er sich um mit todtenbleichem Gesicht und sagte, jedoch mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Kamerad, wir sitzen in der Falle — das ist Militär, wahrscheinlich von Polizei geführt, und wir sind verloren."

„Alle Teufel!" rief Fortunato unwillkürlich aus — „und einen famosen Fang würden sie an uns Beiden machen. — Aber nicht verzagt, Compañero," lachte er gleich darauf wieder mit seiner alten Leichtherzigkeit, — „ich sage Ihnen, ich habe ein unverschämtes Glück, sobald ich für einen Andern den Hals wage, und Alles gelingt mir. — Hier muß ich Sie retten, denn daß sie mich erkennen, fürchte ich keinen Augenblick."

„Amigo, amigo," sagte Ibarra kopfschüttelnd — „Sie haben mit einer wahren Tollkühnheit Ihren Plan verfolgt, und daß Sie hier im besuchtesten Hotel der Stadt Quartier nahmen, setzt Ihrem Leichtsinn die Krone auf. Wären Sie mir gefolgt und heut Abend in mein Versteck gekommen —"

„Das ist Alles jetzt zu spät zu bedenken," erwiderte Fortunato, indem er am Fenster horchte, „Sie haben Recht; es ist Militär und das Haus ist jedenfalls nach allen Seiten abgesperrt, denn Bustillos thut nicht so leicht etwas halb. Da kommen sie schon die Treppe herauf —"

„Haben Sie Waffen?"

„Unsinn — wir Zwei können uns auf dem engen Gang nicht durch eine Patrouille schlagen — es wäre Wahnsinn, und unten würden wir doch abgefaßt oder niedergeschossen. Nein, Caballero — dort hinein mit Ihnen in den Kleiderschrank, hier Ihren Hut und Poncho vergessen Sie nicht — Sie dürfen keine Spur zurücklassen — das Andere überlassen Sie mir."

„Wir verschlimmern Beide unsere Lage durch einen solchen Versuch," sagte Ibarra, noch immer zögernd.

„Verschlimmern," lachte Fortunato trotzig, indem er seine grüne Brille wieder aufsetzte und sich mit der Hand das Haar herabstrich — „was können wir hier verschlimmern! Das Schlimmste, was geschehen kann, steht vor der Thür, und nun rasch, Amigo, denn in fünf Minuten möchte auch das zu spät sein."

Er ließ auch dem Freund keine weitere Zeit zum Ueberlegen, griff dessen Sachen auf und schob sie mit in den Schrank, stellte dessen Glas in den Waschtisch, und setzte sich dann ruhig mit einem Buch an den Tisch, um das Kommende zu erwarten.

Alle diese kleinen, nach dem Hof gelegenen Zimmer haben, als Logis für einzelne Fremde berechnet, nur einen Ausgang nach dem Vorplatze, und ein oder zwei große Fenster, um das nöthige Licht in die ziemlich düsteren Räume zu lassen. Die Frontstuben des Hotels waren dagegen eleganter und auch luftiger eingerichtet und standen mit einander durch Seitenthüren in Verbindung.

Dort schien die erste Nachsuchung stattzufinden, denn während Fortunato noch hinaushorchte, hörte er, wie einzelne Posten die Gallerie bis zu der Privatwohnung des Wirthes selbst besetzten, sich aber vollkommen still verhielten, und wenige Minuten später herrschte wieder die alte Ruhe in diesem Theil des Hauses — nur dann und wann wurde im andern eine Thür geöffnet und wieder geschlossen.

Eine halbe Stunde verging in dieser Weise, und hatte Fortunato vorher der augenblicklichen Gefahr mit keckem Trotz entgegengesehen, so drohte jetzt die peinliche, thatenlose Erwartung ihn zu entnerven und abzuspannen. Er fühlte, wie seine Glieder anfingen zu zittern, wie ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat und selbst der Athem zu stocken schien. Er stürzte ein Glas Wein hinunter und zündete sich eine frische Cigarre an — aber es wurde nicht besser.

„Sind sie fort?" flüsterte da Ibarra, der in seinem Schrank von dem draußen Vergehenden gar nichts hören konnte.

Fortunato stand auf, ging zu dem Schrank und sagte mit leiser Stimme:

„Ich bitte Sie um Gottes willen, seien Sie ruhig; sie stehen vor der Thür.“ Dann schritt er zum Fenster — die Luft war so heiß geworden, daß sie ihn zu ersticken drohte — warf beide Flügel auf und lehnte sich mit der Cigarre hinaus.

Dicht daneben, daß er ihn fast mit dem Fensterflügel berührte, stand ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonnet — ein Neger.

„Diable!“ sagte er — „qu'est-ce que c'est?“

Der Soldat, der die Worte natürlich nicht verstand, aber sich die Frage etwa denken konnte, antwortete eintönig:

„Die Polizei!“

„Et pourquoi donc?“

„Versteh' ich nicht,“ brummte der Soldat mürrisch, „nur Geduld, Freund, Du kommst auch dran,“ und damit war die Unterhaltung abgebrochen.

Fortunato kannte den Burschen, der aus seiner eigenen Compagnie war, aber unter seiner Verkleidung befürchtete er nicht, von ihm erkannt zu werden. Er blieb also im offenen Fenster liegen und hörte jetzt, wie die Patrouille auf den Gang kam und dort an der ersten Thür ihre Nachforschung begann.

„Vor jeder Thür bleibt ein Posten, bis wir mit Allem fertig sind,“ hörte er dann eine ihm nur zu gut bekannte Stimme den Befehl geben. „Erst wenn das Signal unten ertönt, sammelt Ihr Euch Alle wieder unten im Hause zum Abmarsch.“

Das war Villegas, und fast unwillkürlich zog sich Fortunato vom Fenster zurück, denn er wußte nicht, ob er sich über diese Entdeckung freuen, oder darüber erschrecken sollte. Wenn ihn irgend ein Mensch in der ganzen Armee wiedererkennen konnte, so war es dieser Freund. Aber würde ihn der verrathen? — Er wußte es nicht.

Immer näher rückte die Patrouille. Der ganze schmale Gang war jetzt durch eine Masse dunkler Gestalten vollkommen abgesperrt und ein Entkommen nicht mehr möglich. — Jetzt klopfte man an das Zimmer nebenan. Der Bewohner desselben lag schon im Bett und schlief; er hatte, mit

Hülfe eines guten Gewissens, von dem ganzen Lärm da draußen nichts gehört.

„Quien es?“

„Policia!“ lautete die lakonische Antwort. — „Abra!“

Der Mann war jedenfalls in tiefem Schlaf gewesen, denn erst auf eine in barscherem Tone wiederholte Aufforderung ward der Riegel in der Thür zurückgeschoben.

Die Untersuchung dauerte aber nur sehr kurze Zeit. Das Zimmer war klein und von einem Peruaner bewohnt, den der Polizeibeamte persönlich kannte.

Jetzt kamen sie an Fortunato's Thür; sein Herz stand fast still; aber mit der Gefahr hatte auch seine ganze Ruhe wieder gewonnen, und er behielt sogar seinen Posten am offenen Fenster, als ob er neugierig wäre zu sehen, was da draußen vorginge.

„Señor tenga V. la bondad de abrar la puerta.“

„Monsieur,“ sagte Fortunato, seine Stimme etwas verstellend, sehr artig in französischer Sprache. „Ich verstehe nicht, was Sie sagen; sprechen Sie Französisch?“

Das „Parlez-vous français“ war übrigens eine so oft gehörte Redensart, daß der Ecuadorianer diese wenigstens verstand.

„Purisima! wieder ein Franzose,“ stöhnte er vor sich hin. „Señor Villegas, haben Sie die Güte, noch einmal zu dolmetschen, damit wir nur zu Ende kommen. Ich fange an die Sache langweilig zu finden.“

„Ich habe sie von Anfang an satt gehabt,“ sagte der junge Officier, indem er vortrat und jetzt Fortunato in allerdings sehr gebrochenem Französisch bat, die Thür zu öffnen, da die „Polizei“ es verlange.

„Mit dem größten Vergnügen!“ rief Fortunato auf Französisch und verschwand vom Fenster.

„Was sagt er?“ fragte der Policist.

„Con gusto,“ antwortete Villegas mürrisch.

In demselben Augenblick schob auch Fortunato die Riegel zurück, und der Polizeimann trat, von Villegas begleitet, in die Thür, während die beiden Soldaten, wie vor den anderen Zimmern, mit gefälltem Bajonnet Posto faßten, so lange die Untersuchung dauerte.

„Wohnen Sie allein hier?" übersetzte Villegas die Frage des Polizeimannes.

„Wie Sie sehen, ja," lautete die eben nicht freundliche Antwort. „Aber was soll das? Ich muß Ihnen bemerklich machen, daß ich, als Secretär des französischen Consulats, unter dessen Schutz ich stehe, diesen nächtlichen Besuch sobald als möglich abgekürzt wünsche."

„Was sagt er?"

Und Villegas diente wieder als Dolmetscher.

„Wo hat er seine Papiere?"

„Haben Sie eine Legitimation?"

„Gewiß," sagte Fortunato und zog den Schubkasten des Tisches auf, in dem der Paß lag; aber er hatte darauf gerechnet, daß nur ein Franco'scher Beamter die Zimmer visitiren würde, der den Paß nicht lesen konnte. Villegas dagegen, der Französisch genug verstand, mußte im Augenblick sehen, daß dieser Paß mit Ecuador nicht das Geringste zu thun hatte, eben so wenig mit dem französischen Consulat in Guajaquil, und es blieb Fortunato nichts Anderes übrig, als sich dem Freunde heimlich zu entdecken, und dazu besaß er nur ein Mittel.

Während er anscheinend nach dem Papier suchte, zog er einen Ring vom Finger, den er einst bei einer Wette von Villegas selber gewonnen hatte; er war außerdem an einem grünen und zwei rothen Steinen leicht kenntlich. Diesen hielt er jetzt, mit dem geöffneten Papier, so vor Villegas hin, daß dessen Auge darauf fallen mußte, und sagte ruhig, während er mit der andern Hand das Licht emporhob: „Bitte, lesen Sie."

Villegas' Auge fiel auf den Ring, und ein Glück war es, daß Fortunato Vorsicht gebraucht hatte, beim Ueberreichen des Papiers zwischen den begleitenden Beamten und Villegas zu treten, denn das Gesicht des jungen Mannes wurde von der Ueberraschung plötzlich todtenbleich. Unwillkürlich hob er den Blick zu Fortunato empor — er konnte nicht länger zweifeln — es war der Freund.

„Bitte," sagte der Polizist, „dürfte ich das Papier sehen."

Villegas reichte es ihm mechanisch hin. Der Ecuado-

rianer warf aber nur einen Blick hinein — lesen konnte er es doch nicht — und gab es dann zurück.

„Señor," sagte darauf Villegas, „wenn Sie den Herrn vom französischen Consulat hier weiter belästigen wollen, so thun Sie es gefälligst auf Ihre eigene Verantwortung; mich ersuche ich Sie aber dabei aus dem Spiel zu lassen, denn die Befehle Seiner Excellenz sind in dieser Hinsicht — besonders was die Franzosen anbetrifft — sehr bestimmt. Ich persönlich möchte mit der Sache nichts zu thun haben und werde indessen hinausgehen."

Der Polizist warf noch einen Blick im Zimmer umher, aber es schien, als ob er die Verantwortlichkeit allein auch nicht gern übernehmen wolle. Villegas dagegen wandte sich mit einem artigen „Bon soir, Monsieur," der Thür zu und verließ, während er den beiden Soldaten befahl zurückzutreten, das Zimmer.

Der erstere zögerte noch immer.

„Wünschen Sie sonst noch etwas?" fragte ihn Fortunato in der fatalen Sprache, von welcher jener keine Silbe verstand. Er wollte seiner Pflicht genügen, mochte sich aber auch nicht selber in Ungelegenheit bringen. Der Fremde hatte sich außerdem legitimirt und es war hier nichts weiter zu thun; denn man suchte einen Ecuadorianer und keinen Franzosen.

„Buenas noches, Señor," sagte endlich mit einem kurzen Kopfnicken der Beamte und folgte dem vorangegangenen Officier. Hinter ihm schloß Fortunato wieder die Thür zu; aber er ließ das Fenster noch offen. Dann goß er den Rest der Flasche in sein Glas und sog den stärkenden Wein langsam und bedächtig ein.

Noch befand sich ein Zimmer links neben ihm, in das die Polizei jetzt eintrat. Dann kam die Privatwohnung des Wirthes, die ebenfalls durchsucht wurde.

Fortunato blieb etwa noch zehn Minuten am Fenster, dann fing er an sich langsam auszuziehen, als ob er zu Bett gehen wollte, und ließ auch dabei das festschließende Rouleau nieder. Nach einer kleinen Weile blies er das Licht aus und setzte sich auf sein Bett. So aufgeregt war er aber jetzt, daß ihm

die Glieder wie in Fieberfrost flogen und er sich in die Decke wickeln mußte, um sich nur wieder zu erwärmen.

Endlich — endlich hörte er die Schritte der zurückkehrenden Patrouille; aber die Posten standen noch immer vor den verschiedenen Thüren, bis zuletzt, nachdem noch eine endlose Viertelstunde vergangen war, das so heiß ersehnte Signal im Haus erschallte. Jetzt erst verließen die Soldaten ihre Posten und sammelten sich unten, und als er vorsichtig das Fenster wieder öffnete, hörte er, wie nach einer Weile die Hausthür zugeschlagen wurde.

Nun erst durfte er wagen, Ibarra aus seinem eben nicht bequemen Versteck zu erlösen, aber Licht zündeten sie trotzdem nicht wieder an, und in leise geflüstertem Gespräch erzählte ihm Fortunato das eigenthümliche Zusammtreffen mit seinem Freund, der seine Stube vor einer genaueren Durchsuchung, und jedenfalls Beide vor dem Verderben bewahrt hatte.

Ibarra getraute sich aber jetzt noch immer nicht das Haus auf demselben Wege, auf dem er gekommen war — nämlich über die Hofmauer steigend — zu verlassen. Noch konnte ein versteckter Posten irgendwo aufgestellt sein. War das aber der Fall, so wurde er jedenfalls nach einiger Zeit abgelöst, was nicht ganz ohne Geräusch geschehen konnte. Beide Männer blieben deshalb bis um vier Uhr Morgens abwechselnd am Fenster auf Wacht. Als sich aber bis dahin auch nicht das geringste Geräusch hatte vernehmen lassen, waren sie sicher.

Fortunato fühlte indessen recht gut, daß er unter diesen Umständen seine Rolle als französischer Consulatsangehöriger nicht durchführen könnte, denn der Polizeibeamte hatte sich doch nur für die Nacht zurückgezogen, weil er die Verantwortung, einen Fremden unnöthiger Weise belästigt zu haben, der eine solche Stellung behauptete, nicht auf die eigenen Schultern nehmen wollte. Daß er aber nicht vollkommen befriedigt gewesen, konnte man ihm leicht ansehen, und die erste Anfrage im Consulat selber würde ihm Aufschluß gegeben haben.

Das durfte man nicht abwarten, und da Ibarra selber in seinen Freund drang, sein Leben nicht ganz nutz- und zwecklos

auf's Spiel zu setzen, so beschloß der junge Officier, ihn noch vor Tagesanbruch zu begleiten.

Um aber auch im Hause keinen weiteren Verdacht zu erregen, legte er den ungefähren Betrag seiner Rechnung auf den Tisch und schrieb ein paar Zeilen in französischer Sprache dazu, daß er mit der Fluth eine kleine Stromfahrt gemacht habe und in einigen Tagen zurückkehren werde. Der Wirth konnte dann denken, er habe mit der Morgendämmerung das Haus verlassen, denn in dem dunkeln Flur auf dem ersten Treppenabsatz schlief der Hausknecht, der zugleich als Portier diente, um spät eintreffenden oder früh ausgehenden Gästen die Thür zu öffnen. Diesen belästigten sie übrigens heute Morgen nicht, denn Fortunato warf sein weniges Gepäck auf den Rücken und folgte dem Freund, der ihn einen zwar sehr beschwerlichen, aber vollkommen sichern Weg über die Hofmauer hinweg in den nächsten Garten und von dort in seinen eigenen Versteck führte.

26.

Castilla's Botschaft.

Fortunato's Verdacht war nicht ganz grundlos gewesen. Der Polizeibeamte hatte sich noch Nachts im Bett, nach seiner erfolglosen Expedition, die Sache mit dem Secretär des französischen Consulats überlegt, von dem es ihm sonderbar vorkam, daß er in einem Hotel wohnen sollte, während der französische Consul selber ein großes, geräumiges Haus mit allen nur denkbaren Bequemlichkeiten besaß.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr, denn früher war der Herr nicht zu sprechen, begab er sich deshalb zu ihm, und erfuhr hier zu seiner Bestürzung, daß von den Beamten des Consulats keiner außer dem Hause wohne.

Monsieur St. Clair aber, wie sich der Fremde im Hotel

de France nannte, war nicht mehr zu finden, und der Wirth, dem selber daran lag, daß die Polizei nicht glauben solle, er beherberge verdächtige Personen oder stehe mit ihnen in Verbindung, ging vollständig auf Fortunato's Ausrede ein, indem er dem nachfragenden Beamten erklärte, der Herr habe nur eine Spazierfahrt den Fluß hinauf gemacht und werde jedenfalls morgen oder übermorgen wieder zurückkehren.

Indessen vergingen die nächsten Tage den Bewohnern von Guajaquil in Ungewißheit und Angst, denn mit der Unmasse von müßigen Soldaten in ihren Mauern sahen sie zu ihrem Schrecken, wie diese mit jedem Tag frecher und übermüthiger wurden, und Franco ihnen entweder nicht wehren konnte oder wollte.

Keine Frau und kein Mädchen konnte sich mehr ungeneckt und unbeleidigt auf der Straße sehen lassen, und wenn die geachtetsten Bürger Klage darüber beim General führten, so zuckte er nur mit den Achseln und meinte: die armen Teufel hätten noch viele Strapazen vor sich, man solle ihnen nur ein paar Tage aus dem Wege gehen; morgen schon oder spätestens übermorgen kämen sie fort, und könnten dann ihren Uebermuth an den Quitenern auslassen.

Einige zu eclatante Fälle mit Einbruch und Mißhandlung von Frauen mußte er freilich bestrafen, aber Niemand erfuhr wie — die Verbrecher wurden verhaftet — das war Alles, und man erzählte sich in der Stadt, daß man es ihnen im Gefängniß an nichts fehlen ließ, während der arme Zegado, auf einen bloßen Verdacht hin, noch immer in strengster Haft gehalten wurde.

Indessen schien aber auch Flores nicht müßig zu bleiben. Ausgesandte Spione hatten schon die Kunde gebracht, daß der unermüdliche General Mittel gefunden habe, gegen Guajaquil vorzurücken, und wenn er die Stadt auch nicht von der Wasserseite angreifen konnte, so schien es doch, als ob er sie vom Land aus einschließen und berennen wolle.

Das Terrain um Guajaquil kannte Franco aber ganz genau und fühlte sich gegen einen solchen verzweifelten Versuch ziemlich sicher.

Der untere Theil der Stadt war mit einem Bataillon, ja

beinahe mit einer einfachen Patrouille uneinnehmbar zu machen, selbst angenommen, daß Flores wirklich hätte mit seinen Truppen den zwar kleinen, aber gefährlichen und von fast undurchdringlichen Sümpfen umgebenen Saladofluß überschreiten können. An der andern Seite war die Stadt aber durch vortrefflich angelegte und reichlich besetzte Schanzen so gedeckt, daß ein Heer wie das quiteniſche, das noch dazu keine Kanonen hatte, wohl seine Mannschaft hätte in's Feuer jagen können, aber nie im Stande gewesen wäre, einen erfolgreichen Sturm zu versuchen.

So, mit der See und der Zufuhr von dort in unmittelbarer Verbindung, und inmitten einer reichen Stadt, auf der Flußseite noch dazu durch die peruaniſchen Dampfer geſchützt, konnte Franco in aller Ruhe die Ankunft einer günstigen Botschaft von Lima abwarten.

Mit Ungeduld erhoffte er immer noch den Dampfer vom Süden, der aber am nächsten Freitag fällig wurde und seine Zeit fast immer regelmäßig einhielt.

Es laufen auf dieser Linie schöne, bequem eingerichtete Dampfschiffe, die einer engliſchen Compagnie gehören und zu den verſchiedenen Küſtenſtaaten, welche ſie berühren, in gar keiner Abhängigkeit ſtehen. Sie haben aber mit ihnen Contracte wegen der Poſtſtücke und der Paſſagiererpedition, und ſind dadurch, wie auch durch ihr eigenes Intereſſe gezwungen, die beſtimmten Termine ihres An- und Ablaufens genau einzuhalten.

Gewöhnlich bleiben ſie auch zwölf Stunden, oft noch länger, in Guajaquil liegen, nur wenn ſie ſich, was ebenfalls manchmal geſchieht, verſpäten, brechen ſie ihren Aufenthalt kurz ab, ſchicken Poſt und Paſſagiere an's Land, während ſchon wieder das Zeichen zur Abfahrt gegeben wird, und dampfen kaum eine Stunde ſpäter mit dem, was ſie unterdeſſen an Bord bekommen, wieder den Strom hinab, in den Ocean hinein.

Der einzige wirklich thätige Mann in Guajaquil war zu dieſer Zeit Doctor Ruibarbo, der die Gelegenheit vortrefflich benutzt und das Eiſen geſchmiedet hatte, ſo lange es noch warm war.

Gegen Señora Entonza hielt er es nämlich für vortheil-

haft, kein Geheimniß aus der Rolle zu machen, die er wider die Verschwörer Zegado und Ibarra gespielt hatte, und während er ihr dadurch den deutlichsten Beweis gab, welches Interesse er an Franco's Wohl nehme — die Angst um sein zukünftiges Haus erwähnte er nicht — hatte er ihr geholfen, sich zu rächen, und das vergißt eine Südamerikanerin nie.

Kein Wunder also, daß mit des Doctors anderen schätzbaren Eigenschaften (denn er spielte sehr hübsch Guitarre, sang reizend und war als Doctor eine Standesperson) der Wittwe Herz nicht lange taub bleiben konnte, als er sie anflehte, den Tag seines Glückes zu beschleunigen, und so war denn der nächste Sonnabend zur Trauung festgesetzt.

Ruibarbo strich jetzt in einem schwarzen Frack und in einer sehr gehobenen Stimmung in der Stadt umher, um die verschiedenen Einladungen und noch eine Masse von Einkäufen zu besorgen. Credit hatte er ja überall, denn die Wittwe Entonza verfügte, außer über ihr Haus, wie man recht gut wußte, noch über ein Vermögen von mehr als hunderttausend ecuadorianischen Dollars, und der Doctor war jetzt ihr erklärter Bräutigam.

Natürlich hatte Franco die erste Einladung bekommen und eben so natürlich zugesagt, denn Celita sollte an dem Abend zum ersten Mal ein neues Kleid tragen, das er selber für sie von Lima verschrieben hatte, und das mit dem letzten Dampfer eingetroffen war.

Eine schwere Sorge machte dem Doctor aber, so überselig er sich sonst auch fühlte, die eingegangene Verpflichtung, für Franco Geld zu schaffen. Es hätte ihm jedenfalls nicht an Vorwänden gefehlt, die Sache hinaus zu schieben, denn eine solche Anleihe ist nicht in drei Tagen gemacht, und jedes Actienunternehmen erfordert Zeit. Franco jedoch erklärte ihm, daß er das Geld haben müsse und Guajaquil mit seinen Truppen nicht eher verlassen könne, bis er diesen den rückständigen Sold ausgezahlt habe. Aus besonderer Rücksicht für Señora Entonza wolle er bis nach ihrer Hochzeit warten, erhalte er aber am Sonntag früh nicht die erste Anzahlung von fünfzigtausend Dollars, so sehe er sich genöthigt, der Stadt Einquartierung zu geben, und da diese nach der Größe der Häuser

vertheilt würde, so möchte sich der Doctor nur darauf gefaßt machen, seine Flitterwochen mit einigen vierzig ecuadorianischen Kriegern unter einem Dache zu verleben.

Als dieser nun einwandte, daß er, im schlimmsten Fall, mit Vergnügen die Last tragen würde, um Sr. Excellenz eine Sorge abzunehmen, daß er aber sehr für die Bequemlichkeit der liebenswürdigen Familie Buscada besorgt wäre, entgegnete ihm Franco ganz kurz, für die Familie Buscada, die als Gast in Guajaquil sei, habe er selber schon Sorge getragen — sie würde so lange in das Regierungsgebäude, in seine eigene Wohnung, ziehen.

Jetzt wußte der Doctor, daß es Franco Ernst war, denn dieser hatte schon lange einer ihm lästig werdenden Ueberwachung im Hause der Señora Entonza ausweichen wollen; und daß sich der kleine Mulatte ein Vergnügen daraus machen würde, gerade *ihn* zu ärgern, darüber bestand für ihn eben so wenig ein Zweifel.

Der Doctor wußte, daß Franco ihn haßte, und dieses Gefühl ward ebenso erwidert. Beide hatten einander längst durchschaut, aber sie brauchten sich, und das genügte, um das anscheinend freundschaftlichste Verhältniß zwischen ihnen vorläufig bestehen zu lassen.

So erwarteten alle Parteien mit peinlicher Ungeduld die Ankunft des Dampfers vom Süden, der in Guajaquil anlegt und dann weiter nach Panama geht, um sich an die Linien nach Westindien und Europa über die Landenge, und andererseits an die nach San Francisco anzuschließen.

Am Freitag Nachmittag, wo er gewöhnlich zwischen ein und vier Uhr einlief, waren auch eine Menge Fernröhre auf den untern Strom gerichtet, um die erste kleine Rauchwolke, die sein Nahen verkünden sollte, zu erspähen und Sr. Excellenz gleich die gewünschte Meldung zu bringen. Aber er kam nicht; Stunde nach Stunde verging, tiefer und tiefer sank die Sonne, und wenn auch zahlreiche kleine weiße Segel über die Fläche des Stromes glitten, der schwarze Rauch ließ sich nirgends blicken.

So brach die Nacht ein und mit ihr zahlreiche Unruhen in der Stadt; denn die Erbitterung gegen das freche Soldaten-

volk, das zum großen Theil aus Mulatten und Negern bestand, wuchs von Stunde zu Stunde, und wenn sich Einzelne von ihnen in eins der kleinen Trinklocale wagten und da wie die Herren wirthschafteten, büßten sie ihr ruchloses Treiben nicht selten mit einem rasch geführten Messerstich oder Beilhieb — stand ja doch Leben gegen Leben in dieser Zeit auf dem Spiele, und auf einen Menschen mehr oder weniger kam nicht viel an. Der rasch vorbeigurgelnde Strom mit seinen gierigen Alligatoren verschlang Alles — und eben so rasch war es vergessen.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch waren schon wieder alle Ausgucker auf ihrem Posten, und während Doctor Ruibarbo, das ewig lächelnde Gesicht soviel als möglich in ernsthafte und ehrbare Falten zwingend, mit seiner keineswegs jugendlichen Braut in die Kathedrale fuhr, lief plötzlich der Schrei durch die Stadt: Der Dampfer kommt — er ist in Sicht — und eine größere Aufregung hatte noch nie seit der Entdeckung Ecuadors ein Boot hervorgerufen, denn Alle wußten ja, welch' entscheidenden Einfluß die Briefe haben mußten, die es jedenfalls von Castilla an ihren jetzigen Präsidenten und Dictator brachte.

Trotzdem dauerte es noch eine gute Weile, bis es gegen die während der Ebbe reißende Strömung des Guajaquilflusses seinen gewöhnlichen Ankergrund erreichte, und es war schon Mittag, als es sein Boot mit den Depeschen an Land schicken konnte. Aber Niemand dachte heut an sein Mittagessen; Schaaren von Menschen drängten sich an dem Landungsplatze hin und her, als ob sie schon den englischen Matrosen des Bootes ansehen könnten, was für Nachrichten sie mitbrächten.

Franco war indessen in fieberhafter Aufregung in seinem Zimmer auf- und abgegangen, denn er selber wußte am besten, wie viel für ihn von dem Briefe Castilla's abhing.

So verblendet er bis jetzt auch gewesen sein mochte, so konnte er sich doch nicht länger verhehlen, daß alle Schmeicheleien, mit denen seine Creaturen ihn überschüttet hatten, nichts als hohle Lügen waren, und daß er das Land sich nur mit Waffengewalt unterwerfen könne.

Wo waren die Züge jubelnder Menschen geblieben, die ihm entgegenjauchzen und ihn als ihren Befreier begrüßen sollten, sowie er nur das innere Land betreten würde? Wo die Tausende von Soldaten, die zu seinen Fahnen eilen würden? Nichts — nichts von Allem hatte sich erfüllt. — Kalten, verdrossenen Gehorsam, den die Furcht erzeugte, hatte er gefunden, und sein Verstand ließ ihn nur zu gut auch diejenigen durchschauen, die sich noch in Guajaquil seine „Freunde" nannten.

Aber selbst das kümmerte ihn wenig; denn er wollte seine Freunde nur als Diener ansehen. Deshalb war ihm auch Barbadoes so lieb gewesen, weil der nie einen höheren Anspruch gemacht hatte, und es schien ihm nun, daß er mit ihm den einzigen wirklichen Freund verloren habe.

Aber Celita? — sie war ihm gewiß noch treu, und wenn er auch wirklich die Macht in diesem Lande verliere, *sie* würde ihm folgen und das bescheidenste Loos mit ihm theilen — hatte sie ihm das nicht oft genug gesagt?

Doch warum sollte er sich trüben Gedanken hingeben? Noch besaß er ja die Macht — die Tausende hier in der Stadt gehorchten nur seinem Befehl, und gerade jetzt rasselte der Anker des lang ersehnten Fahrzeugs in die Tiefe, mit dem ihm sein mächtiger Verbündeter Hülfe und Unterstützung sandte.

Schon konnte er mit seinem Fernrohr den Officier erkennen, der im Heck des Bootes neben dem Beamten des Dampfers saß — richtig, es war ein Peruaner, ein Abgesandter von Castilla — aber das Boot hielt nicht direct auf das Land, sondern auf den größeren der beiden Kriegsdampfer zu — jedenfalls waren auch dort Depeschen abzugeben — aber warum gingen diese nicht durch seine Hände? War er nicht Oberbefehlshaber hier, und hatte Castilla nicht *ihm* die Dampfer zu voller Verfügung gestellt?

Franco ging mit raschen Schritten in seinem Gemache auf und ab. — Die Ungeduld verzehrte ihn fast und zog ihn immer wieder an das Fenster, um das Boot von dem Dampfer abstoßen zu sehen.

Endlich stieg der Officier von dem Dampfer herab und

wieder in sein Boot, und jetzt hielt der Bug des kleinen schwanken Fahrzeugs gerade auf das Regierungsgebäude zu. — Noch etwa zehn Minuten und es stieß an Land. Der Abgesandte sprang an's Ufer und schritt, von einer ihn erwartenden Ordonnanz empfangen, auf das Haus zu und die Treppe herauf.

„Ah, Señor," rief ihm Franco, die Thür öffnend, entgegen. „Ihr Boot ist lange ausgeblieben — wir haben Sie schon gestern erwartet — Entra — Entra — was bringen Sie uns Gutes?"

„Excellenz," sagte der Fremde mit militärischem Gruß, indem er einen Brief aus der Tasche nahm und ihn Franco reichte — „nichts als dieses Schreiben."

„Und hat Castilla —?" rief der Mulatte, indem er sich eben so rasch wieder unterbrach, um sich dem Boten gegenüber keine Blöße zu geben, denn mit dem Briefe Castilla's in der Hand hatte er ein Vorgefühl kommenden Unheils und fürchtete schon, dieser würde Ausflüchte machen und ihn hinzuhalten suchen. Endlich erbrach er das Schreiben und verschlang es mit einem Blick. Es enthielt nur die folgenden wenigen Zeilen:

„An General Franco in Ecuador.

Lieber General — hoffentlich sind Sie jetzt in Quito und schicken mir bald Nachricht, daß wir unsere Grenzen reguliren können. Was Ihren letzten Brief betrifft, so kann ich Ihnen weder mehr Geld noch Soldaten zu Hülfe schicken. Sie müssen sehen, wie Sie allein durchkommen. Castilla."

„Und weiter haben Sie mir nichts zu sagen?" fragte er jetzt den Officier, und gab sich dabei die größte Mühe, gleichgültig zu erscheinen.

„Nichts, Excellenz," erwiderte der junge Mann ruhig, „als daß einer der Dampfer hier zu Ihrer Verfügung bleibt. Der kleinere aber heizt schon und wird noch in dieser Nacht nach Payta abgehen und frische Kohlen einnehmen, um dann wieder hierher auf seine Station zurückzukehren."

Franco biß die Zähne zusammen und trat an's Fenster. — Vorbei — vorbei waren alle seine Pläne von Ruhm, Größe und Schätzen; zertrümmert alle die Hoffnungen, die er für sich und Andere aufgebaut hatte, und wie ein Karten-

haus von einem Lufthauch sah er sie alle vor dem einen Brief, vor dem kleinen erbärmlichen Stück Papier zusammenstürzen.

Daß er jetzt nicht mehr daran denken konnte, mit dem entmuthigten und unzufriedenen Rest seines Heeres nach Quito zu marschiren, wußte er gut genug. — Nicht einmal Guajaquil konnte er, wenigstens nicht von der Landseite aus, verlassen, und es galt daher zunächst sich und sein Eigenthum zu retten und frische Kräfte für einen neuen Versuch zu sammeln.

„Excellenz befehlen noch etwas?" fragte der Officier endlich, der jetzt wohl glauben mochte, er habe den General lange genug seinem Nachdenken überlassen.

„Ich? — nein," sagte Franco zerstreut — „und doch," setzte er rasch hinzu — „Castilla bittet mich hier, ihm einige Sachen zu schicken. Wollten Sie die Güte haben und die Besorgung derselben an Bord des größeren Dampfers übernehmen und sie dort der Obhut des Capitains empfehlen, bis ich selber hinkomme?"

„Mit Vergnügen, Excellenz. — Seine Excellenz der Präsident Castilla hat mir außerdem aufgetragen, Ihnen in Allem behülflich zu sein."

„Sehr gut; dann bitte ich Sie, in zwei Stunden etwa das Boot des Dampfers hier dem Hause gegenüber bereit zu halten; ich werde die Sachen indessen besorgen. — Ha! was ist das?" unterbrach er sich plötzlich, als sein Blick zufällig auf die Stromfläche fiel und er dort noch ein anderes, ziemlich nahe herangekommenes Räderboot entdeckte.

„Der Dampfer vom Norden, Excellenz," sagte der junge Officier, nachdem er einen Blick der Richtung zugeworfen. „Er hat die englische Flagge am Heck."

„Gut, gut," rief Franco, jetzt mit einem neuen Plan beschäftigt, „also Sie vergessen nicht — in zwei Stunden."

„Ich werde nicht ermangeln, pünktlich die Zeit einzuhalten," lautete die Antwort.

Der junge Officier verbeugte sich und verließ das Zimmer, indem er aber die Treppe hinunterstieg, murmelte er:

„Hat mir der kleine verdammte Mulatte auch nur ein Glas Wein angeboten? — Das muß ich erst nachholen. — Und

Castilla sollte sich Sachen von ihm schicken lassen? Wahrhaftig, in Lima sprach man von ganz anderen Dingen, die in dem Briefe ständen" — und raschen Schrittes eilte er die Treppe hinab, um erst seiner Neigung und seinem Durste und dann dem Befehl zu folgen.

Eine ganz eigene Thätigkeit war indessen über den General gekommen, und wie er früher von Uebermuth erfüllt gewesen, so hatte sich jetzt plötzlich und mit Einem Schlag eine solche Entmuthigung seiner bemächtigt, daß er in sein Schlafzimmer eilte und dort mit zitternden Händen ein paar chinesische Kästen oder Koffer von Kampherholz hervorzog und zu packen anfing.

Er schien dabei sehr besorgt vor Störungen zu sein, denn er hielt seine Thür fest verschlossen, und selbst sein Diener Juan, den er sonst Alles machen ließ, durfte ihm nicht helfen. Es mußten werthvolle Dinge sein, die er heimlich in die Kisten legte, denn er verließ sich, als er endlich fertig war, nicht einmal auf die Schlösser, sondern schnürte noch um jeden Koffer ein starkes Seil und versiegelte die Enden.

Während dieser Arbeit horchte er einmal hoch auf, als er das Abfeuern mehrerer Schüsse vernahm, aber er ließ sich dadurch nicht in seiner Beschäftigung stören, ja beschleunigte diese eher, als plötzlich an seine Thür geklopft wurde.

„Wer ist da?"

„Excellenz," sagte die Stimme, „ich habe Ihnen die Meldung zu machen, daß der Feind eben seine ersten Detachements vorgeschoben hat, Tirailleure, die auf unsere Vorposten ihr Feuer eröffneten."

„Wer sind Sie?"

„Lieutenant Villegas."

„Warten Sie einen Augenblick, ich öffne gleich."

Se. Excellenz war eben mit seiner Arbeit fertig geworden, und der Schweiß troff an ihm herunter. Die Zeit, die er dem peruanischen Officier bestimmt hatte, war fast abgelaufen, und als er aus dem Fenster sah, bemerkte er eben das bestellte Boot, das auf das Land zu ruderte.

Jetzt ging er zur Thür und öffnete diese, und Villegas schrak beinah zurück, als er die kleine, aufgedunsene, schwitzende

Gestalt des Mulatten in Hemdsärmeln, mit gerötheten und durch die ungewohnte Anstrengung geschwollenem Gesicht vor sich stehen sah.

Das war also der Präsident, das der Mann, vor dem sich eine ganze Nation beugen sollte, und der die Fackel des Bürgerkriegs in diese friedlichen Thäler geschleudert hatte — und freilich, wie er so da stand, glich er eher einem der niedrigsten Handlanger auf der Straße, und in diesen kleinen tückischen Augen, in dieser niedern Stirn, in diesen vorstehenden Backenknochen lag auch nicht ein Funke von Edelmuth oder Geist!

Alle diese Gedanken stürmten bei dem Anblick des kleinen Ungeheuers so lebhaft und rasch auf den in besseren Kreisen erzogenen jungen Mann ein, daß er den Blick nicht von ihm abwenden konnte und erst durch die barsche Frage Franco's: „Nun, was giebt's? was starren Sie mich an?" wieder zu sich gebracht wurde.

In militärischer Haltung stattete er jetzt einen ausführlichen Bericht über einen leichten Angriff ab, der vielleicht nur unternommen schien, um das Terrain zu recognosciren. Auf ihrer Seite war dabei Niemand verwundet worden und der Feind schien ebenfalls nicht gelitten zu haben, aber in der Ferne sah man größere Heereshaufen, und da es wahrscheinlich sei, daß der Feind heute einen größeren Angriff wagen wolle, so ließ der commandirende Major Se. Excellenz bitten, die Schanzen einmal zu besuchen.

„Und jetzt sind sie wieder zurückgewichen?"

„Ja, Excellenz, sie waren zu schwach, aber es ist möglich, daß sie rasch mit Verstärkung zurückkehren."

„Schön," sagte Franco nachdenklich, und dann zu seinem Waschtisch tretend und sich Hände und Gesicht reinigend, fuhr er fort: „Apropos, Villegas, haben Sie doch die Güte und lassen Sie mir diese beiden Kästen durch ein paar Leute draußen hinunter an's Ufer schaffen. Es liegt dort schon ein Boot, das darauf wartet, um sie an Bord des peruanischen Dampfers zu bringen."

„Die Kästen?"

„Ja," sagte Franco gleichgültig, „sie sind für Präsident

Castilla bestimmt — bleiben Sie aber selber dabei, bis sie sicher im Boot sind."

„Aber, Excellenz, der Major —"

„Lassen Sie mir nur erst die Kästen hinunter schaffen; das Andere ist ja alles gleichgültig," rief Franco; „ob die paar lumpigen Quitener ihre Gewehre abfeuern oder nicht, sie werden sich noch frühzeitig genug die Köpfe einrennen."

Villegas wollte noch eine Einwendung machen, denn er war von seinem Major mit dem directen Befehl zum General gesandt worden, augenblicklich mit dessen Bescheid zurückzukehren, und jetzt sollte er zu einem Dienst verwandt werden, den jeder Hausknecht eben so gut hätte besorgen können. Aber er durfte dem Höchstcommandirenden nicht widersprechen; er ging also hinaus, nahm vier Polizeisoldaten und ließ die beiden ziemlich schweren Kästen hinunter an's Ufer und in das bezeichnete Boot schaffen.

Franco stand am Fenster und sah dabei zu, bis das Boot wieder zurück zum Dampfer ruderte.

„Excellenz, Alles richtig besorgt," meldete Villegas wieder in der Thür. „Welche Antwort soll ich jetzt dem Major bringen?"

„Ich käme selber — den Augenblick," sagte Franco, der gerade beschäftigt war, sein Hemd zu wechseln. „Mein Maulthier soll gesattelt werden — heh, Juan! wo steckt der Schlingel denn wieder?"

Villegas hielt sich nicht weiter auf; denn er hatte keine Lust, sich von dem kleinen Mulatten auch noch zum Laufburschen verwenden zu lassen, und überließ es Juan, dafür zu sorgen, daß dem General sein Maulthier gebracht würde. Sich dann auf sein unten stehendes Pferd werfend, sprengte er zurück nach den Schanzen, um die erhaltene Antwort zu überbringen.

Franco folgte ihm bald — er mußte sich selber überzeugen, wie es mit seiner Vertheidigungslinie stand, und gerade als er dieselbe erreichte, rückte ein neuer Schwarm der feindlichen Tirailleure vor und eröffnete ein ziemlich lebhaftes Feuer.

In diesem Augenblick wurde aber von dem dieses Terrain

beherrschenden Hügel ein Geschütz abgefeuert, und wenn auch die Kugel über die Angreifer hinweg schlug, so hatte sie doch eine fast zauberhafte Wirkung, denn noch während sie etwa dreihundert Schritt hinter ihnen den Staub in einem langen hellen Streifen aufwirbelte, wandten sich die Tirailleure um und suchten, von dem Hurrahgeschrei der Vertheidiger verspottet, in eiliger Flucht den Schutz der Büsche.

„Bravo, mein alter Moreton," lachte der General vor sich hin. „Der alte Amerikaner da oben wird mir die Canaillen schon in Respect halten, denn an Kanonen sind sie nicht gewöhnt."

„Wenn wir vielleicht einmal einen Ausfall machten, General," meinte der commandirende Major, „um nur wenigstens zu sehen, mit wem wir es da vorn zu thun haben. Ich traue ihnen noch gar nicht und glaube beinahe, die ganze Geschichte ist Spiegelfechterei. Am Ende steht Flores mit seinen Leuten ganz wo anders, und wir jagen dann das Gesindel vor uns her und kommen ihm in die Flanke."

„Wo soll er denn stehen?" lachte Franco, „etwa im Sumpf? Da würden seine Soldaten bei lebendigem Leibe von den Mosquitos gefressen. Sie kennen den Sumpf nicht, Major. Nein, wenn er die Stadt haben will, muß er sie von dieser Seite nehmen."

„Er hat sie damals den Peruanern auch von der andern Seite abgenommen," bemerkte der Major trocken.

„Ja," nickte Franco, „aber er weiß recht gut, daß er nicht zweimal das nämliche Spiel treiben kann, noch dazu, da wir jetzt seine Schliche kennen. Damals glaubte kein Mensch, daß der Sumpf passirbar sei, und nicht ein einziger Posten stand dort, um Alarm zu geben; jetzt ist der einzige mögliche Paß besetzt, und vom trockenen Land aus schössen wir die wenigen Soldaten, die wahnsinnig genug wären, sich hinein zu wagen, wie Hirsche nieder."

„Wenn sie am hellen Tage kommen, ja."

„Und er mußte es damals wohl nicht am hellen Tage versuchen?" lachte Franco. „Kommen Sie einmal bei Nacht zwischen die Mangrovewurzeln, wo noch dazu eine Finsterniß herrscht, daß man die Hand nicht vor Augen sehen kann.

Nein, Amigo, hier will er diesmal herein, und zwar mit Gewalt, und scheint wahrscheinlich gar nicht zu wissen, daß wir die peruanischen Kanonen dort oben aufgepflanzt haben. So lassen Sie ihn denn nur kommen, wir haben Zeit, und erst wenn er sich mürbe gestürmt hat, dann brechen wir vor, und ich denke, das wird der Sache wohl die Entscheidung geben."

Es war indessen halb vier Uhr und fast Zeit zum Mittagessen geworden, und da Franco versprochen hatte, dieses bei dem „jungen Ehepaar" einzunehmen, so bestieg er sein Thier wieder und trabte in die Stadt zurück.

27.

Doctor Ruibarbo's Hochzeit.

Der General Franco verließ übrigens die Schanzen mit ganz anderen Gefühlen, als er sie betreten hatte; denn als er hinritt, war er noch gar nicht mit sich im Klaren, ob es nicht ein „Abschiedsbesuch" sei, den er seinen Soldaten abstatte, und ob er nicht am klügsten thue, da ihn Castilla im Stich gelassen, sich augenblicklich an Bord des Dampfers zu begeben und dem „undankbaren" Lande auf Nimmerwiedersehen den Rücken zu kehren. — Jetzt dachte er anders.

Alles, was er an Geld und Werthsachen besaß — und das Gerücht sprach von nicht unbeträchtlichen Summen — hatte er in Sicherheit gebracht, und er selbst konnte jeden Augenblick ungehindert folgen, wenn ihn die Umstände dazu nöthigten. Aber war das jetzt schon der Fall? — Hatte Castilla in der That seinen Landbesitz in Ecuador, seine Grenzregulirung, wie er es nannte, schon aufgegeben? und würde er die Hälfte eines herrlichen Reiches mit den fruchtbaren Districten an den Quellen des Amazonenstromes nicht für

einen zu lockenden Preis halten, um ein paar Hundert Soldaten und eine mit dem Werth des zu Erlangenden in gar keinem Verhältniß stehende Summe Geldes darauf zu verwenden?

Ein neuer Versuch mußte jedenfalls gemacht werden, und draußen lag ja noch der englische Dampfer, der Franco's Brief in fünf Tagen nach Lima bringen konnte. Neue Pläne durchkreuzten daher das Hirn des kleinen erfindungsreichen Mulatten.

Vierzehn Tage würde er sich mit leichter Mühe in Guajaquil gegen Flores halten, ja drei Wochen, wenn es sein mußte, und bis dahin konnte nicht allein Antwort, nein, auch Hülfe von Peru da sein. Castilla wußte gewiß nicht, daß er ohne diese gezwungen sein würde, jede Hoffnung für sich und Franco aufzugeben; er konnte es nicht wissen, er hätte ihm sonst nicht so leichthin geschrieben. Noch sah der General also eine Frist vor sich, sein Verhängniß hinaus zu schieben, und diese zu benutzen, war er fest entschlossen.

Allerdings hatte er seine Depeschen nach Peru schon geschrieben und an Bord gesandt, aber diese waren, wie gewöhnlich, voll eitler Hoffnung und Prahlerei, und er sah ein, daß er dadurch vielleicht selber Castilla dazu gebracht hatte, ihn seiner eigenen Kraft zu überlassen.

Das ging nicht mehr. Castilla mußte erfahren, daß alle bis jetzt errungenen und erhofften Vortheile für ihn selber rettungslos verloren waren, wenn er den Mulatten nicht augenblicklich und wirksam unterstützte. Selbst Geld reichte nicht mehr aus. Er mußte Mannschaft schicken, sonst wurde Franco gestürzt, und damit verschwand jede Hoffnung für Peru auf den ungeheuern Landbesitz in Ecuador.

Eine Viertelstunde später saß Franco wieder in seiner jetzt schon bald ausgeräumten Stube, um das entscheidende Document zu entwerfen. Es war auch die höchste Zeit, denn der Dampfer verließ ziemlich regelmäßig um vier Uhr die Stadt wieder, um seine Reise nach Callao anzutreten.

Mit kurzen Worten nun schilderte er Castilla seine Lage und den Zustand des Landes, bat dringend um die bis jetzt

versagte Hülfe und fügte neue Versprechungen hinzu, mit denen er überhaupt sehr freigebig war.

Aber noch während er schrieb, dröhnte vom Bord des Dampfers der erste Kanonenschuß, als Zeichen baldiger Abfahrt. Er mußte schließen, und doch fielen ihm immer noch neue Gründe ein, die den zähen Castilla bewegen sollten, seinen Vorschlägen zu folgen. Endlich war der Brief beendet, und ein Polizeidiener wurde beordert, das Regierungsboot zu nehmen und damit rasch an Bord zu fahren.

Da ertönte der zweite Schuß. Aber wenn der Dampfer die Flagge an Bord des Bootes wehen sah, mußte er warten, um die Regierungsdepeschen zu übernehmen. Der abgesandte Beamte sprang die Treppe hinab und eilte nach seinem Boot, die Leute waren jedoch nicht gleich da und mußten erst zusammengesucht werden.

Franco begann indessen seine Toilette zum Diner zu machen; da knatterte wieder von den Schanzen Gewehrfeuer herüber — die Quitener schienen einen neuen Angriff zu machen oder wenigstens eine neue Plänkelei zu beabsichtigen — und der General lächelte verächtlich und knüpfte sich seine Cravatte um.

Doch das Boot stieß noch immer nicht ab, und draußen arbeitete wahrhaftig der englische Dampfer schon mit seinen Rädern und rückte langsam den Strom hinauf, denn wo er geankert hatte, konnte er nicht wenden, weil ihm das eine peruanische Kriegsschiff im Wege lag. Er mußte also um dasselbe herumfahren.

Jetzt aber stieß endlich das Boot vom Land ab und nahm die Richtung nach einer Stelle, die der Engländer zu passiren hatte. Der im Heck des Bootes stehende Beamte schwenkte eine kleine Flagge. Franco sah mit seinem Glas hinüber und konnte den Capitain auf dem Quarterdeck des Dampfers erkennen. — Dieser mußte das Boot schon sehen können, aber noch immer trieb die Maschine den Dampf in regelmäßigen Stößen aus. Jetzt endlich ging an Bord Jemand zu ihm und zeigte mit der Hand nach dem Regierungsboot — man machte ihn jedenfalls darauf aufmerksam — er mußte ja die

Maschine anhalten — aber ununterbrochen stieg der weiße Qualm in die Höhe.

Der Beamte im Boot winkte und schrie — der Capitain auf dem Quarterdeck regte sich nicht. Was kümmerte ihn die ecuadorianische Regierung? Er hatte seine Post und seine Passagiere, und wenige Minuten später schaukelte das Regierungsboot im Fahrwasser des Dampfers und ward von den Wellen zurückgeworfen, während dieser den Strom hinab seinem Ziel entgegensteuerte.

Franco war außer sich — er wüthete und fluchte Gift und Tod auf alle Fremde — besonders auf alle Engländer — herab. Aber was half's? Der Dampfer war fort, und wie sollte er nun seine Depesche rasch nach Lima befördern, da erst in vierzehn Tagen der nächste Dampfer nach dem Süden Guajaquil anlief. Mit einem Segelschiff war es nicht möglich, das hätte, im allergünstigsten Falle, zu der Strecke, die der Dampfer in fünf Tagen durchlief, drei volle Wochen gebraucht, da Wind und Strömung unausgesetzt an dieser Küste von Süden nach Norden gehen.

Der General rannte in voller Wuth in seinem Zimmer auf und ab — er wollte den Capitain verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen lassen, sowie er von Callao zurückkehrte — er wollte sich bei der englischen Regierung wegen Contractbruchs beschweren — er wollte — er wußte selber nicht recht was.

Doch etwas mußte geschehen. Der eine peruanische Dampfer sollte am Abend nach Payta, dem nächsten peruanischen Hafenplatz, gehen, um dort frische Kohlen einzunehmen. Dieser könnte weiter bis Callao gehen und, wenn das nicht anging, von Payta einen Courier zu Lande nach Lima schicken. Alles mußte versucht werden, wo ein Reich auf dem Spiele stand. Aber den peruanischen Commodore traf Franco jetzt drüben bei Ruibarbo. Der Doctor hatte gesagt, daß er ihn ebenfalls eingeladen habe. Das war die einzige, letzte Hoffnung, und rasch beendete der General seine Toilette, um keinen Augenblick Zeit mehr zu versäumen.

Das Haus der „früheren Wittwe und jetzigen glücklichen Señora Ruibarbo" hatte heute ein Festgewand angelegt und

der Doctor wirklich keine Kosten gescheut, um es so freundlich als möglich auszuschmücken.

Er besaß nicht allein das Geld dazu, sondern auch Geschmack, und es schien beinahe, daß er den ganzen benachbarten Wald geplündert hatte, um tausend und aber tausend herrliche Blumen und Blüthen, gefiederte Farren und breitblätterige Wasserpflanzen aufzutreiben, die nun die Wohnung, unten vom Eingang an bis in die obersten Räume, in einen Garten verwandelten.

Und die Elite von Guajaquil war daselbst versammelt, denn die ganze Stadt wußte, daß das Fest eben so sehr zu Ehren Franco's als für das Brautpaar veranstaltet war. Alles wenigstens hatte sich eingefunden, was mit dem „Präsidenten" in irgend einer Beziehung stand oder zu stehen wünschte, und besonders glänzten die Damen in prachtvoller Toilette und unter ihnen Celita als Stern erster Größe.

Celita war wirklich schön, und wenn sie lächelte, was sie oft und gern that, hinreißend zu nennen. Zuweilen aber, in Augenblicken der Selbstvergessenheit, zuckte ein Etwas über ihre Züge, das man dämonisch hätte nennen können, so kalt verächtlich, so voll von bitterem Hohn und Haß blitzte dann ihr funkelndes Auge, indem sich, fast unwillkürlich, jedenfalls unbewußt, die hohe, schlanke Gestalt des Mädchens emporhob.

Heute freilich war nichts davon zu bemerken, denn nur Licht und Sonnenschein lag auf dem lieben Antlitz und funkelte in den lachenden Augen. Aber sie strahlte auch als die Königin des Festes, denn ein prachtvolles weißes Seidenkleid umschloß die schlanken Glieder, ein Brillantschmuck blitzte auf dem Schnee ihres Nackens und in den fein geschnittenen Ohren, und eine ächte kostbare Perlenschnur wand sich durch das volle, üppige kastanienbraune Haar, das besonders in der Sonne eine wunderschöne Färbung annahm.

Wie geblendet stand der kleine Mulatte vor ihr, als er das Zimmer betrat und in ihre leuchtenden Augen schaute, und unwillkürlich und deshalb ehrlich gemeint war der Ausruf, mit dem er sie begrüßte:

„Señora, wie schön sind Sie!"

Und mit welchem lieben Lächeln reichte sie ihm da ihre

Hand, die er begeistert an seine Lippen führte und wiederholt küßte, bis sie ihm dieselbe, mit dem Finger drohend, entzog.

Doch selbst dieser Zauber konnte ihn nicht lange fesseln; wenigstens nicht, bis er den Capitain des peruanischen Dampfers gesprochen hatte, und als sein suchender Blick auf diesen fiel, ging er auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und führte ihn abseits in ein Fenster, um dort mit ihm allein zu sprechen.

Während nun die „junge Frau" im Speisesaal beschäftigt war, um die Anordnungen der Festtafel zu überwachen, und Señora Buscada in einem Eckzimmer mit dem Polizeidirector Monte spielte, stand an dem Fenster des Nebenzimmers der Doctor mit Señor Mariano in eifrigem Gespräch.

Ruibarbo war eine männliche, stattliche Gestalt, der Agent überragte ihn aber dennoch reichlich um einen halben Kopf, und der Erstere mußte zu ihm aufsehen, wenn er mit ihm sprach.

Die Unterredung schien aber Beide für den Augenblick ganz in Anspruch zu nehmen, denn sie betraf nichts Geringeres, als die jetzige politische Lage, die mit dem vom Süden gekommenen Dampfer entschieden sein mußte und von welcher Beide, trotz aller Mühe die sie sich gegeben, noch so viel wie gar nichts wußten.

„Haben Sie gesehen, Doctor," sagte der Agent leise, „wie rasch Seine Excellenz auf den Peruaner zuging, und wie angelegentlich er mit ihm zu sprechen hatte? — Ich glaube fast, das ist ein gutes Zeichen. Meinen Sie nicht?"

Ruibarbo sah sinnend vor sich nieder.

„Der General gab ihm einen versiegelten Brief," sagte er endlich, „und der Capitain zuckte die Achseln — der Brief könnte nur nach Lima selber bestimmt sein. — In dem Falle begreife ich nur nicht, weshalb er ihn nicht dem heute abgegangenen Dampfer mitgegeben hat — wohin könnte er sonst schreiben?"

„Als ich hierher kam," erwiederte Mariano rasch, „ruderte ein Regierungsboot mit der Flagge auf den Dampfer zu, der Engländer nahm aber keine Notiz davon und hielt nicht mehr an."

„Caramba," rief der Doctor, erstaunt zu seinem langen Gefährten aufsehend — „dann ist auch irgend etwas nicht richtig. Haben Sie vielleicht bemerkt, ob Geld für Seine Excellenz angekommen ist? — Es konnte das nicht heimlich geschehen, denn die Peruaner haben nichts als halbe Dollarstücke."

„Ich habe nichts bemerkt," sagte Mariano, mit den Achseln zuckend, „mein Commis ist von dem Augenblick an, wo der Dampfer die Anker fallen ließ, nicht von seinem Posten gekommen. Nur Depeschen sind an Seine Excellenz abgeliefert."

Der Doctor nickte langsam mit dem Kopf, als ob er damit eine längst gehegte Befürchtung bestätigt fände.

„Verfluchte Geschichte," sagte er dann ganz in Gedanken, „und aus dem verdammten kleinen Mulatten wird nichts heraus zu bekommen sein."

„Aus Seiner Excellenz?" frug Mariano verwundert und wie bestürzt.

Der Doctor sah rasch, mit einem halb spöttischen Lächeln zu ihm auf.

„Ach, ich dachte an einen Andern; aber was soll daraus werden, wenn keine Hülfe von Peru kommt, und wir hier eingeschlossen und — ausgesogen werden? Denn wer sonst wird den Unterhalt der Truppen bezahlen müssen, als die einzige Stadt, die dem General treu geblieben ist?"

„Wenn nur die verwünschte Anleihe nicht wäre," sagte der Agent, „aber ich selber befinde mich in der furchtbarsten Verlegenheit, denn während ich Seiner Excellenz fortwährend alle Bedürfnisse liefern soll, will kein Mensch mehr sein Papiergeld haben — und woher nehmen und nicht stehlen?"

„Aber weshalb nicht stehlen, lieber Freund?" frug der Doctor mit seinem sterotypen, gemüthlichen Lächeln. — „Im Kriege gelten alle Vortheile."

„Wenn Sie mir einen Ort angeben könnten, wo etwas zu finden ist, mein bester Doctor," erwiderte Mariano, „so würde ich mich vielleicht auch darüber mit meinem Gewissen abzufinden suchen — aber ich weiß keinen."

Der Doctor nickte — er wußte auch keinen, sonst würde er selbst ihn schon längst ausgebeutet haben.

So standen die beiden Freunde einander rathlos gegen-

über, Beide entschlossen, ihr Geld zu opfern, wenn sie mußten, es aber auch zurückzuhalten, bis die Noth sie zwang, es herzugeben. Aber aus Freundschaft für den General? — wer schuldete ihm die, von wem verlangte er sie? Eine Saat nur sollte es sein für spätere Ernten, doch der Boden schien vor der Hand gar zu dürr dafür zu sein, und nur die eine Möglichkeit des Erfolgs hatten sie für sich, wenn der peruanische Präsident mit ihnen Hand in Hand ging. Ließ er sie im Stich, dann unterlag es auch nicht dem geringsten Zweifel mehr, daß Franco rettungslos verloren war, denn eine eigene Partei hatte er nirgends in der ganzen Republik.

Beide Herren waren auch über die Sache selber vollkommen einerlei Meinung, Beide scheuten sich aber auch, ihre Ansichten direct auszusprechen; denn gestaltete sich, wenn auch wider Erwarten, noch Alles zum Besten für Franco, so war Jeder vom Andern fest überzeugt, daß er irgend eine jetzt gefallene verdächtige Aeußerung beim Präsidenten später zu seinen eigenen Gunsten verwerthen würde.

Der Ruf „zu Tische" machte aber dem Gespräch ein Ende, während ein Theil der Gäste am offenen Fenster stand und auf das wieder beginnende Gewehrfeuer horchte. Franco hatte aber schon vorher seinen Juan nach den Schanzen hinaus geschickt, um Genaueres über den Verlauf der Dinge zu erfahren, und als dieser jetzt zurückkehrte und meldete, es sei nichts als eine Plänkelei, und die Quitener wagten sich nicht einmal in Schußweite, so wandte man sich auch wieder scherzend und lachend den Annehmlichkeiten des Festes zu, deren größte augenblicklich die mit Blumen und Delicatessen fast überladene Tafel bildete.

Franco nahm natürlich den Ehrenplatz ein; an seiner Rechten saß die Braut, an seiner Linken die reizende Celita, und um ihn gruppirten sich die übrigen Gäste, während Teresa am untern Theil der Tafel ihren Kreis von Anbetern um sich versammelte.

Und der Champagner floß in Strömen, denn Franco hatte heute allein drei Körbe, die er dem Agenten mit dessen Herzblut abgepreßt, hergeschickt, und der Doctor überbot sich selber durch die gute Laune und den liebenswürdigen Humor, von

dem er im wahren Sinne des Wortes übersprudelte. So erhob sich denn auch Ruibarbo, nachdem Franco einen Toast auf das junge Brautpaar ausgebracht hatte, und ließ die „eben so neue und junge" Republik Ecuador und die Vermählung derselben mit ihrem zukünftigen Präsidenten, dem „famoso, illustrisimo y galante General Franco" — dem Stolz seiner Unterthanen, dem Schrecken seiner Feinde, leben, und erging sich dabei in einem solchen Uebermaß von groben Schmeicheleien, daß selbst Franco erröthete und sich unbehaglich zu fühlen begann. — Es war vielleicht das erste Mal in seinem Leben, daß ihm so etwas passirte — möglicher Weise auch das letzte Mal.

Es gehörte freilich auch das beständig lächelnde Gesicht und die bodenlose Unverschämtheit eines Doctor Ruibarbo dazu, um den General in demselben Augenblick den „Schrecken seiner Feinde" zu nennen, wo ihn diese in die Stadt hinein gejagt hatten und schon seine Schanzen bestürmten. Aber Ruibarbo machte es trotzdem möglich, und da natürlich Militärmusik bei einer solchen Gelegenheit nicht fehlen durfte, und diese jetzt auf ein von Bustillos gegebenes Zeichen mit einem schmetternden Tusch einfiel, so ward alles Andere vorläufig übertäubt. — Aber mit dem Klingen der Gläser und dem Knallen der Champagnerpfropfen vernahm man zugleich von draußen her das Knattern des Kleingewehrfeuers.

Es war ein wunderliches Fest, und wurde etwa mit der nämlichen Sicherheit gegeben und empfangen, als ob die kleine Gesellschaft an dem unter ihr grollenden Krater des Kotopari gesessen hätte, von dem sie möglicher Weise im nächsten Augenblick mit einem Feuerregen überschüttet und mit Lava versengt werden konnte. Keinen von Allen, die an dem Tisch saßen, gab es, der nicht die Gefahr kannte, aber auch Keinen, der sich nicht die größte Mühe gegeben hätte, so zu thun, als ob er keine Ahnung davon hätte, und dadurch entstand endlich eine solche überreizte Lustigkeit, daß sie zuletzt beinahe bis an die Grenzen des Schicklichen streifte. Jedenfalls waren Alle darüber einig, noch nie im Leben einer so vergnügten und ausgelassenen Gesellschaft beigewohnt zu haben.

Die Tafel dehnte sich bis gegen zehn Uhr aus, und während

alle Fenster im Hause geöffnet waren, um der frischen Nachtluft vollen Durchzug zu gestatten, wurden die Tische bei Seite gerückt, aus denen der erfinderische Doctor eine Art von Orchester für die Musici baute, und der Tanz begann.

Und als die Mitternachtstunde schon vorüber war, standen noch immer die verschiedenen Paare einander in dem graziösen Tanze gegenüber, und wehten mit den Tüchern, und neigten und beugten, verfolgten und mieden sich, während einzelne die stille kühle Fensterbrüstung suchten und mit einander flüsterten und heimlich kos'ten.

Zu diesen gehörte Franco, der an dem Tanz selber natürlich keinen Theil nahm, wenn auch Celita anfangs mit allem Eifer sich ihm hingegeben. General Franco hatte sich einen Stuhl in die Fensterböschung gerückt, wo er durch eine der leichten Gardinen halb verdeckt wurde, und Celita stand jetzt neben ihm, ihre Hand in der seinen haltend, und lauschte mit niedergeschlagenen Augen den leidenschaftlichen Worten, die der kleine, vom Wein erhitzte Mulatte ihr zuflüsterte.

Das Gewehrfeuer draußen hatte schon seit zehn Uhr vollständig nachgelassen, und eine so friedliche Ruhe lag über der Stadt, daß, wenn die Musik im Saal einen Augenblick schwieg — das leise Gurgeln des rasch fließenden Stromes hörbar wurde.

Unten auf der menschenleeren Straße, die von den Patrouillen längst verlassen war, brannten in langer Reihe die Uferlaternen, und im Strome selber glühten wie feurige Cyklopenaugen die rothen Signallichter, die auf den Mastspitzen der peruanischen Dampfer als Zeichen für etwa ankommende Schiffe oder abwärts schwimmende Balsas befestigt waren.

Welch' einen stillen Frieden breitete die Nacht über dies Chaos von gährenden Leidenschaften aus, denn überall unter ihrer Decke glimmte der Funken, der im nächsten Augenblick emporlodern konnte. — Menschen lagen da mit brennender Lunte neben ihren Kanonen, die Verschwörung grub langsam aber sicher ihre geheimnißvollen Gänge, und selbst die schläfrigen Heizer an Bord der Dampfer griffen mit ein in dies heimliche, ungesehene Wirken und Schaffen.

Da fiel ein einzelner Schuß; klar und deutlich trug der Südwind den Schall herüber, und Franco fuhr, mitten aus seiner Schwärmerei aufschreckend, überrascht mit dem Kopf aus dem Fenster, denn das war der erste Schuß, der aus jener Richtung her an diesem Abend gefallen war.

Er konnte nicht bei den Schanzen abgefeuert sein; der Schall kam vom untern Theile der Stadt und klang fast, da kein zweiter darauf antwortete, wie ein Alarm.

Im Saale hatte man den Knall zwar gehört, da er viel deutlicher herüber drang als die früheren Schüsse, aber nicht weiter darauf geachtet, denn in demselben Augenblick begann die Musik wieder und ließ keinen trüben Gedanken aufkommen. Selbst der lange Agent war zu einer Marimba mit Teresa angetreten, und wenn ihn auch der reichlich genossene Champagner ein wenig unsicher auf den Füßen machte, so lächelte er doch seine Tänzerin süß und schmachtend an, und wehte mit seinem von Parfüm duftenden Tuch nach Herzenslust.

Der Doctor, der sich mit seiner jungen Frau noch nicht zurückgezogen hatte, saß ebenfalls an einem Fenster und klimperte, dem Tact des Tanzes folgend, eine vollkommen unhörbare Begleitung auf der Guitarre, als auch sein Ohr den Knall des abgefeuerten Gewehrs vernahm und er überrascht nach der neuen Richtung den Blick hinwandte. Er bog sich dabei aus dem Fenster und sah in dem Nebenfenster das ihm jetzt zugedrehte Gesicht des Generals.

„Wundervoller Abend heute, Excellenz," sagte er, „so kühl und frisch; es ist ein wahrer Genuß, aus dem Fenster zu sehen."

„Ja," lautete die etwas zerstreute Antwort, „sehr angenehm. Haben Sie den Schuß eben gehört, Doctor?"

„Einen Schuß? ja. Sie werden sich an den Schanzen noch ein Vergnügen machen wollen."

„Er kam von der andern Seite."

„In der That? — wahrscheinlich ist Einem der guten Leute ein Gewehr losgegangen. Die Meisten wissen viel besser mit einer Lanze, als mit einer Flinte umzugehen."

Ein fremdes Signal, das Franco aber eben so gut wie

der Doctor kannte, tönte jetzt, zwar aus weiter Ferne, aber trotzdem deutlich zu ihnen herüber.

„Was war das?" rief Franco emporschreckend.

„Dort unten werden einige Signale gegeben," sagte der Doctor und lächelte gezwungen, denn sein Athem stockte fast vor Schreck. Nur zu gut kannte er den Ton: das war das quitenische Signal zum Vorrücken an der rechten Flanke. „Excellenz, ich — weiß nicht, welche Signale Sie bei Ihrem Heere eingeführt haben, aber — aber General Flores hat ganz ähnliche."

„Verrath! Verrath!" schrie plötzlich eine Stimme auf der Straße, und ein einzelner Mann floh am Ufer entlang.

„Was ist da? — was geht da vor?" rief der General hinunter. „Ruhe mit der Musik, zum Teufel!" schrie er in das Zimmer zurück und stampfte mit dem Fuße.

Die Musik schwieg — die Damen wandten sich erschreckt dem General zu, der Agent stand, das eine Bein zierlich vorgestreckt, den rechten Arm mit dem wehenden Tuch emporhaltend, wie eine Bildsäule da.

„Die Quitener kommen!" lautete die Antwort von unten her, und die dunkle Gestalt verschwand in der Nacht.

Jetzt aber änderte sich die Scene. Nicht allein von den Schanzen her begann ein wildes, unregelmäßes Feuern, sondern auch am südlichen Theile der Stadt wurden Schüsse gewechselt, und immer deutlicher und näher tönten die fremden Signale und bliesen den Todesmarsch der Franco'schen Republik.

In diesem Augenblick glitt der kleine braune Diener Franco's ohne weitere Anmeldung in's Zimmer und auf den General zu, dessen Schulter er berührte.

„Heda, Juan! — was giebt es?"

„Flieht, Señor!" war aber Alles, was der vor Furcht bebende Knabe herausbringen konnte. „Flores ist in der Stadt!"

„Flores ist in der Stadt!" Und wenn ein Meduſenhaupt plötzlich mitten im Saal aufgetaucht wäre, es hätte die Gesellschaft nicht rascher können erstarren machen, als diese wenigen Worte des kleinen Burschen, die auf allen Lippen zuckten: „Flores ist in der Stadt!"

„Caracho, Du lügst!" schrie Franco, in Zorn und Schrecken auflodernd. „Kein Kanonenschuß ist gefallen — ein grundloser Lärm, Caballeros, weiter nichts!"

Unten auf der Straße ertönten indessen die Franco'schen Signale zum Sammeln — es war der ecuadorianische Generalmarsch.

Ein Mißverstehen war hier nicht mehr möglich, und mit Blitzesschnelle griffen die Musiker ihre Instrumente auf und sprangen der Thür zu. Draußen wurde es Ernst, und der General hielt sie nicht zurück.

„Wo ist mein Säbel, Juan?"

Der kleine gewandte Bursche hatte ihn im Nu aus einer Ecke hervorgeholt und brachte auch den mächtigen Federhut mit, den der General heute, zur Feier des Festes, trug.

„Meinen Damen, Sie entschuldigen," rief Franco, indem er den Hut aufsetzte. „Die Pflicht ruft mich — jedenfalls ist es nur ein blinder Lärm, ich bin gleich wieder da, lassen Sie sich nicht stören —" und fort war er.

„Lassen Sie sich nicht stören" — ein freundlicher Wunsch! während draußen die Signalhörner schmetterten und dunkle Soldatentrupps im Sturmschritt herbeiliefen und sich vor dem Regierungsgebäude sammelten.

„Juan," sagte Franco mit leiser Stimme zu dem kleinen Burschen, indem er mit ihm die Treppe hinunterstig — „eile in meine Wohnung, hole den kleinen Lederkoffer, der gepackt auf meinem Stuhl liegt, und bringe meinen Strohhut mit — vergiß auch die Hängematte nicht — Du brauchst sie nur auszuhaken — sei rasch — das Boot liegt doch an der bestimmten Stelle?"

„Si, Señor — Alles in Ordnung."

„Bueno — nur rasch — in fünf Minuten mußt Du wieder unten sein — nimm einen Polizeidiener zum Tragen mit."

Hinter ihnen stolperte Jemand die Treppe hinab. Es war der Polizeidirector Bustillos mit einem ganzen Paket Banknoten in der Hand, die er eben der Señora Buscada und dem Steuerdirector abgenommen und noch nicht Zeit gehabt hatte, in die Tasche zu stecken.

„Excellenz," rief er dem voraneilenden Franco bestürzt zu, „glauben Sie wirklich, daß —"

„Machen Sie, daß Sie auf Ihren Posten kommen, Bustillos," schnitt ihm aber der Mulatte das Wort ab. — „So viel kann ich Ihnen sagen — der Teufel ist los und heißt Flores. Das Einzige, was wir thun können, ist, daß wir ihn wieder fortjagen. Haben Sie Ihr Boot in Bereitschaft?"

„Excellenz befahlen mir heute —"

„Gut — wenn Alles verloren ist, machen Sie, daß Sie an Bord des Dampfers kommen," und damit war er aus der Thür und eilte dem Regierungsgebäude zu.

28.

Die Einnahme von Guajaquil.

In der dritten, mit dem Flusse parallel laufenden Straße von Guajaquil lagen eine Masse jener kleinen Pulperias, deren Eigenthümer, ein Mittelding zwischen Gemüsehöker und Branntweinschenken bildend, einen Handel mit Allerlei zu treiben schienen, und dadurch mit den verschiedenartigsten Leuten verkehrten. Wir haben schon mit einem derselben Bekanntschaft gemacht, und zwar mit dem nämlichen, in dessen oberem Stübchen wir jetzt zwei alte Bekannte finden.

Es war derselbe Laden, in dem Doctor Ruibarbo seine Tasse Chocolade getrunken und dem Gespräche der beiden zu dem peruanischen Kriegsschiff gehörenden Matrosen gelauscht hatte.

Unten in der kleinen Gaststube, in einer Temperatur, die einen Europäer zur Verzweiflung gebracht hätte, weil die Fenster der Polizeistunde wegen verschlossen und dicht verhangen waren, saßen noch eine Anzahl Gäste — braune wilde Gestalten mit Physiognomien, denen Mancher vielleicht nicht

gern allein an einem einsamen Ort begegnet wäre — aber sie tranken hier ruhig ihr Glas Tschitscha oder ihren Agua ardiente, flüsterten nur leise mit einander und horchten manchmal vorsichtig an der kleinen, in den obern Stock führenden Treppe.

Sonderbarer Weise trugen sie aber sämmtlich die Franco'sche Uniform und ihre Gewehre lehnten in der Ecke friedlich beisammen — aber das Haus war verschlossen, und wenn der langsame Schritt einer draußen vorbeimarschirenden Patrouille laut wurde, schwiegen sie nicht allein ganz still, sondern bedeckten auch noch die düster genug brennende Lampe mit der Hand, daß ihr matter Strahl nicht auf die vor das Fenster gehangenen Ponchos fallen konnte.

Oben in einem kleinen, fast eben so heißen und dumpfigen Gemach saßen zwei Männer an einem Tisch — ein Franco'scher Officier in seiner Uniform und unser alter Bekannter Ibarra, und vor ihnen stand ein halbnackter brauner Bursche, den kleinen grobgeflochtenen Panamahut zwischen den Händen herumdrehend und, während sich die Beiden unterhielten, sehnsüchtig nach einer Flasche Wein hinüberschielend.

Der Officier, der dann und wann den Blick zu ihm aufhob, bemerkte wohl den verlangenden Blick in seinen Zügen und sagte lachend:

„Bist Du durstig, Compañero?"

„Da Sie es gerade erwähnen, Señor," meinte der Mann — „ja; es war eine schlimme Geschichte, denn die eine Wache schöpfte Verdacht, und ich mußte wohl eine Stunde im Sumpf stecken bleiben, wo die Mosquitos wie rasend waren."

„Du hast einen gefährlichen Weg gemacht, mein Bursche," nickte der Officier, „und Deinen Schluck reichlich verdient — komm her und trink Dich satt" — und damit schüttete er ihm den Rest der Flasche in ein daneben stehendes großes Glas, das der Eingeborene gierig leerte.

„Mein lieber Fortunato," sagte Ibarra kopfschüttelnd — „Sie haben nachher einen noch viel gefährlicheren Gang zu thun — denn dieser hoffnungsvolle junge Mann konnte sich versteckt und außer Sicht halten, Sie aber wollen offen in einer in Belagerungszustand erklärten Stadt, die von Pa-

trouillen wimmelt, mit einem Trupp Soldaten über die Straße marschiren, und wenn Sie entdeckt werden —"

„Dann droht mir nicht mehr," lachte Fortunato leichtherzig, „als die nämliche Gefahr, der ich schon zweimal entgangen bin, während ich diesmal noch den Vortheil habe, mit den Waffen in der Hand sterben zu können; denn lebendig fangen sie mich nicht, Ibarra, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Aber ich bin fest entschlossen, dem verdammten kleinen Mulatten heute zurückzuzahlen, was er an mir und tausend Anderen verbrochen hat — ich bin entschlossen, den Fehler wieder gut zu machen, den ich begangen, indem ich, wenn auch nur kurze Zeit, mein Vaterland unterdrücken half. Ich will es jetzt dafür wieder befreien helfen, und wenn ich dabei untergehe — nun, dann hat Franco ein Menschenleben mehr auf dem Gewissen, doch die Welt wird nicht viel an mir verlieren. Kein Auge weint mir eine Thräne nach, kein Fuß wird meinen Grabhügel aufsuchen, und mein Name wird in wenigen Monaten schon vergessen sein."

„Keine traurigen Gedanken, Amigo," sagte Ibarra rasch, „wir brauchen jetzt kaltes Blut, um der nahenden Gefahr fest und trotzig die Stirn zu bieten. Aber Sie haben Recht: wir streben einem schönen Ziel entgegen, der Rettung, der Befreiung des Vaterlandes von Sclavenketten, und wie ich früher geholfen habe, den Brand vorzubereiten, den wir in das Heerlager des Usurpators schleudern wollen, so werde ich auch jetzt Ihre Gefahr im Straßenkampfe theilen."

„Sie, Ibarra?"

„Gewiß, Kamerad. Meine Uniform liegt schon dort in der Ecke, mein Gewehr steht unten im Hause; denn ebenso wie Sie habe auch ich dem Tyrannen eine Schuld abzuzahlen, die ich ihm gern heut Abend persönlich berichtigen möchte. Glauben Sie nicht, daß mein Arm zu schwach ist, einen gesunden Stoß zu führen. Wo der Wille vorhanden ist, kommt auch die Kraft. — Wie viel Uhr haben wir?"

„Zehn Minuten über Zwölf," sagte Fortunato, auf seine Uhr sehend.

„Dann wird es die höchste Zeit, daß wir uns rüsten — bitte, lesen Sie Flores' Brief noch einmal über — meine Augen

werden schwach, und bei dieser düstern Lampe kann ich kaum noch die Schriftzüge erkennen."

„Es ist Alles in Ordnung," sagte der junge Officier, das Papier ergreifend. „Mit dem Schlag halb ein Uhr fällt der Signalschuß am Eingange der dritten Straße. Dann ist es für uns an der Zeit, hervor zu brechen und die dort stationirten Truppen glauben zu machen, die Stadt sei überrumpelt und sie selber abgeschnitten. Dadurch allein sind wir im Stande, den vorrückenden Freunden Luft zu geben, bis sie aus dem Sumpf herauskommen und festen Boden unter den Füßen fühlen." „Unterdessen," schreibt der General weiter, „habe ich meine Leute bis zum Rand des Gebüsches vorgeschoben, und es gilt dann, das Terrain zu behaupten. Zu gleicher Zeit findet auf die Schanzen ein Scheinangriff statt."

„Kurz und bündig, wie immer," lachte Ibarra.

„Weil er mich in der Stadt weiß," rief Fortunato, „und er soll sich bei Gott nicht in mir getäuscht haben. Ein Glück für uns ist, daß Sie uns die Uniformen zu verschaffen wußten, denn wie hätten wir sonst unbelästigt den Sammelplatz erreichen wollen."

„Sie haben doch die Parole nicht vergessen?"

„Gott bewahre! — Das kleine gelbe Ungeheuer muß aber wahrhaft toll vor Liebe sein, den Namen seiner Angebeteten als Losungswort für sein Negergesindel auszugeben — Celita! — Mit welchem Ausdruck werde ich es der ersten Patrouille entgegenrufen!"

„Und wenn Sie erkannt werden?"

„Dann, beim Himmel!" rief der junge Mann, sich hoch emporrichtend, „wechseln wir das Feldgeschrei und der Name Flores soll ihnen in die Ohren donnern. Meinen Hals zum Pfande, wie Spreu stiebt die ganze Patrouille von einander, wenn ihr mitten in Guajaquil dieser Name von einem bewaffneten Trupp entgegen gerufen wird."

„Also vorwärts mit Gott!" rief Ibarra, seinen Rock abwerfend und die Uniform anziehend — auf die unteren Kleidungsstücke kam es ja nicht an, die Jeder in der Armee tragen konnte, wie er wollte — „bis wir gerüstet sind, vergeht die Zeit, denn das Haus dürfen wir doch nicht eher ver-

lassen, als bis wir die Straße einen Augenblick frei von Soldaten wissen."

„Mit Gott!" wiederholte Fortunato, seinen Säbel umschnallend, „ich hätte freilich nicht geglaubt, diese Uniform noch einmal zu tragen, aber zu diesem Zweck mag es sein."

„Wir müssen nur vorsichtig sein," warnte Ibarra, „denn Flores hat keine Ahnung von unserer Verkleidung, und seine Truppen werden Feuer auf uns geben."

„Dafür ist schon gesorgt," lachte Fortunato, der seinen alten Uebermuth wiedergewonnen hatte — „sowie der Tanz losgeht, reißen wir uns die Jacken vom Leibe. In Hemdsärmeln schlägt sich's auch besser in der warmen Nacht. Jetzt aber hüten wir uns, zu viel Lärm zu machen und uns vor der Zeit den Spaß zu verderben."

Und zugleich nahm er ein kleines Signalhorn, das an der Wand hing, und warf die daran befindliche Schnur über die Schulter.

„Was wollen Sie damit?" frug Ibarra verwundert.

„Nicht umsonst," lächelte Fortunato, „habe ich mir von unseren wackeren Truppen bei Tucumbo das Angriffssignal der Quitener eine ganze Stunde lang vorblasen lassen, und nicht das erste Mal wird es sein, daß ich dem Mulatten mit diesem Horn einen Streich spiele. Die Pest über den Halunken! Mein armer de Castro und der wackere Ferreira liegen wohl noch bei halbfaulem Wasser und schlechtem Schiffszwieback in einem dumpfen Loch, in das ich nicht einmal einen Neger sperren würde — aber halt —" unterbrach er sich rasch und leise — „da kommt wieder eine Patrouille — bedecken Sie das Licht, Ibarra — so — das genügt — die Burschen haben keine Ahnung von dem, was hier für sie vorbereitet wird, oder ihre Signalhörner riefen im Nu die Besatzung zusammen — dort ziehen sie vorüber."

Der schwere Schritt von einigen dreißig vorbeimarschirenden Soldaten drang bis zu ihnen — jetzt hatten sie das Haus passirt und verschwanden in der finstern Nacht. Fortunato schob leise die Ponchos zurück und öffnete das Fenster ein wenig, um zu horchen.

„Was ist denn das für eine lustige Musik, die vom Fluß

herüber tönt," sagte er endlich, als er wieder zurücktrat und den Poncho fallen ließ.

„Musik?" sagte Ibarra spöttisch — „wissen Sie denn nicht, daß heute Doctor Ruibarbo Hochzeit hält? Das ist ja das Fest, bei dem Franco zugegen sein wollte."

„Alle Teufel!" lachte Fortunato — „deshalb also ist die Parole heute Celita. Ei, ei, ob wir der holden Dame nicht vielleicht zwei oder drei Tänze verderben — und wie wird es morgen um ihre hochfliegenden Pläne stehen? Armer Espinoza, und für eine solche Kokette hast Du Deine Liebe geopfert. Kommen Sie, Ibarra, das Maß ist zum Ueberlaufen voll. Und jetzt hinaus in die frische Luft und zum fröhlichen Kampf; mir juckt es in den Fingern, einmal wieder dreinschlagen zu können." Und mit wenigen Sätzen war er die steile Treppe hinabgesprungen und stand in dem untern Raum.

Ein paar Worte genügten hier; die Leute standen schweigend auf und ergriffen ihre Waffen; der Wirth, der sich vorher selber überzeugt hatte, daß die Straße für den Augenblick frei sei, öffnete ihnen die Thür mit den leise und vorsichtig geflüsterten Worten: „Gott segne General Flores," und kaum eine Minute später rückte die Truppe, wie die anderen, die vorbei marschirt waren, mit festem Schritt die Straße hinab, die nach dem südlichen Ende der Stadt führte.

Hier begegneten sie aber keiner einzigen Patrouille weiter, denn wie sich später herausstellte, hatten sich die meisten nach dem Hause des Doctor Ruibarbo hingezogen, um dort die prachtvolle Musik mit anzuhören, die aus den weit geöffneten Fenstern tönte, und wenn irgend möglich — die in Glanz und Pracht an den Fenstern vorüberschwebenden Damen zu schauen.

Erst als die kleine verwegene Schaar, die es wagte, einem ganzen Heere in der feindlichen Stadt Trotz zu bieten, die letzten Häuser erreichte, gab Fortunato Befehl, zu halten. Er hatte voraus die glühenden Punkte brennender Cigarren bemerkt und trat an die nächste Ecke, um dort nach seiner Uhr zu sehen. —

Es war schon halb Eins vorüber — sollte sich Flores ver-

spätet haben? — ihre Lage wäre dann eine verzweifelte gewesen, und es blieb ihnen in der That nichts übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Da dröhnte der Signalschuß durch die stille Nacht, und zwar gar nicht weit von ihnen entfernt, etwas mehr nach dem Sumpfe zu. Die Patrouille, die sie vorhin gesehen, setzte sich schon in Bewegung, und kaum eine Minute später hörten sie eine andere die Straße in Sturmschritt heraufkommen, in der sie selber standen.

„Was machen wir jetzt?" frug Ibarra leise.

„Wir bleiben ruhig stehen," lautete die Antwort, „dann haben wir den Vortheil, daß wir anrufen können. In der Dunkelheit ist auch keine Gefahr, daß man Verdacht schöpft."

Eine weitere Unterhaltung war übrigens unmöglich, denn die Patrouille kam in fliegender Eile an.

„Halt! wer da!" schrie ihnen Fortunato entgegen.

„Amigos! Celita!" lautete die Antwort.

„Passirt," sagte der junge Officier eintönig.

„Wer hat da geschossen, Kamerad?" fragte der Franco'sche Officier, indem er einen Augenblick stehen blieb.

„Quien sabe," sagte Fortunato gleichgültig.

„Und kommt Ihr nicht mit?"

„Auf Posten hier."

„Buenas noches!"

„Buenas noches, companeros."

Die Patrouille eilte vorbei — da tönten die befreundeten Signale aus dem Wald herüber, und gleich darauf knatterte eine unregelmäßige Salve durch die Nacht.

Hier am Ende der Stadt war das Terrain ziemlich beengt, denn der Fluß machte da eine leise Biegung, während ein kleines, ziemlich tiefes Wasser ihm zufloß, über das nur eine schmale Holzbrücke führte. Auf der andern Seite des Wassers stand ein einzelnes hölzernes Gebäude, und die Brücke war nicht allein mit Militär, sondern auch mit einer Kanone besetzt. Rechts davon aber standen nur einzelne Posten, weil gleich dahinter der Sumpf begann und Franco einen Durchgang durch diesen in dunkler Nacht für unmöglich hielt.

Flores dagegen, der ein eigenes Talent besaß, seine Ope-

rationen in diesem schwer passirbaren Lande zu leiten, schien gar keine Terrainschwierigkeiten zu kennen. Er überschritt mitten in der Nacht — was Franco kaum glauben wollte, als er es später hörte — den Salado, schob an Truppen vor, was er möglicher Weise durch den Sumpf bringen konnte, und wußte dabei, daß er sich im schlimmsten Falle, wenn er den Ausgang gleich von Anfang an zu stark besetzt fand, nur wieder in die Büsche hineinzuwerfen brauchte, um gegen eine Verfolgung vollkommen gesichert zu sein, denn dort hinein würde Niemand gewagt haben, ihm zu folgen.

Um aber die Feinde irre zu führen, ließ er mit den ersten Truppen eine Anzahl Trompeter vorgehen, die er soviel als möglich zerstreute, indem einige sogar am äußersten Rand des Sumpfes, noch ehe der erste Schuß fiel, in die Bäume steigen mußten, von wo dann nachher die Töne so wunderlich herausschallten, daß die dort aufgestellten Truppen ganz irre und bestürzt gemacht wurden.

Trotzdem wäre der vortrefflich angelegte Plan doch vielleicht daran gescheitert, daß die nächsten Franco'schen Patrouillen sämmtlich, so rasch sie konnten, dem ersten Gewehrfeuer zueilten und so in kurzer Zeit wohl vier- oder fünfhundert Mann an die Stelle geworfen werden konnten, wo Flores seine Leute nur einzeln aus dem Sumpf herausführte. Wurden diese aber bei dem Uebergang entdeckt, so waren sie verloren. Fortunato jedoch kannte das Terrain ebenfalls, und jetzt galt es den Feind glauben zu machen, daß er umzingelt sei.

Wie er nun noch einen Trupp Militär im Sturmschritt die dritte Straße herabkommen hörte, dirigirte er seine kleine Schaar in eine Querstraße, die hinab zum Wasser führte. Bis sie das Ufer erreichten, war kein Wort gewechselt worden; jetzt aber commandirte er Halt.

„Kameraden," sagte er darauf mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme — „jetzt ist der Augenblick gekommen, dort naht wieder eine Patrouille vom Wasser herauf, dieser schließen wir uns an, denn unser Trupp ist zu klein; sowie Ihr aber von mir den Ruf hört: Flores und Quito! dann fallt über die Burschen her und macht so viel Lärm wie möglich."

„Alle Teufel, Compañero," sagte Ibarra erschrocken, „der Patrouille anschließen? und wenn wir entdeckt werden?"

„Es bleibt uns keine Wahl weiter — da sind sie schon. — Halt! wer da?" schrie er im nächsten Augenblick wieder die Feinde an.

„Celita!" lautete die Antwort. „Wo sind die Feinde?"

„Vorwärts! rasch, daß wir die Stadt retten!" rief Fortunato, und im nächsten Moment schon eilte er mit seiner kleinen verwegenen Schaar, von der Dunkelheit begünstigt, dicht neben der im Sturmschritt voranrückenden Patrouille hin, bis sie nach kaum hundert Schritten den kleinen dreieckigen Platz erreichten, wo die drei Straßen zusammenliefen.

Hier hatten sich indessen etwa hundertfünfzig Mann der Franco'schen Truppen eingefunden, denen aber ein tüchtiger Führer fehlte, denn nur die Patrouillenführer waren da, und durch die vielen Signale und das Schießen beirrt, wußten die Leute nicht recht, nach welcher Richtung sie sich eigentlich wenden sollten.

Da stürmte der Trupp, dem sich Fortunato angeschlossen hatte, die Straße herauf — waren es Freunde oder Feinde? Ein Theil machte Front gegen sie. „Halt! wer da!" lautete der Ruf. Ehe aber der commandirende Officier Antwort geben konnte, tönte das kurze herausfordernde Hornsignal der Quitener auch von dieser Seite.

„Flores und Quito!" schrie da Fortunato mit dröhnender Stimme und hieb mit flacher Klinge auf die ihm nächsten Soldaten der feindlichen Patrouille ein. „Flores und Quito!" brüllte die Schaar, und Schüsse fielen mitten zwischen die am Dreieck aufgestellten Truppen.

Die Wirkung dieser Kriegslist war aber zauberhaft. Die Soldaten, die neben ihnen marschirten, wußten nicht, woran sie waren. Der Officier schrie „Verrath!", aber seine Stimme wurde durch das Hurrah und Schlachtgeschrei der Floreſtiner übertäubt. Wieder stieß Fortunato in sein Signalhorn, und laut und fröhlich antworteten ihm von der andern Seite, vom Rande des Sumpfes her, die Hörner der Quitener, und die Franco'schen Soldaten, die sich natürlich hier abgeschnitten

und zwischen zwei Feuern wähnten, ergriff ein panischer Schrecken.

„Flores hat die Stadt besetzt!" rief man ängstlich durch die Reihen. „Sie sind vom Flusse her gelandet — die Schanzen sind genommen — wir sind verrathen — verloren!" Und in wilder Flucht rettete sich ein kleiner Theil über die Brücke, um in Nacht und Dunkelheit im Freien Schutz zu suchen, während die Uebrigen in die Straßen hineinstürmten, um sich in einzelnen, ihnen bekannten Häusern zu verbergen.

Und hinter ihnen knatterten die Schüsse und schmetterten die Signalhörner zum Angriff der Floreſtiner, die jetzt in immer dichteren Schaaren aus dem Sumpfe hervorbrachen.

Fortunato, der mit seinen Leuten die Uniform abgeworfen hatte, schloß sich den Freunden augenblicklich an, und trieb jetzt den Hauptmann Belconza, der diese Truppe führte, bis zum Eingang der dritten Straße vorzurücken, wo sie sich, an beiden Seiten durch die Häuser geschützt, viel leichter vertheidigen und nicht in der Flanke angegriffen werden konnten. Dort schallten auch ihre Trompetensignale weit lauter, und die Schreckenskunde ihres Nahens lief bald durch die ganze Stadt.

Draußen bei den Schanzen und auf dem stark mit Geschütz besetzten Hügel, auf dem ein alter weißhaariger Amerikaner commandirte, waren bis um zwölf Uhr die Wachen regelmäßig abgelöst und keine verdächtigen Bewegungen des Feindes bemerkt worden. Dicht am Fuße des Hügels hatte Mr. Moreton, wie der Commandant hieß, sein Quartier aufgeschlagen, und eine Postenkette hielt ihn in steter und rascher Verbindung mit der Bastion selbst.

Moreton lag auf seinem Feldbett, ein Glas Grog neben sich, rauchte eine Cigarre und las bei dem Licht von zwei Stearinkerzen die heute von Panama eingelaufenen amerikanischen Zeitungen, als eine Ordonnanz eintrat und meldete, die ausgesandten Spione hätten eine Bewegung unter den

Feinden bemerkt, und glaubten, daß sie einen Nachtangriff beabsichtigten.

„Nonsense," brummte der Alte vor sich hin, „sie können nicht so wahnsinnig sein, hier durchbrechen zu wollen, wo wir sie in dem einzigen Passe mit Kartätschen pfeffern würden. Wenn nur der General meinen Rath befolgt und die Südseite gut besetzt hat; denn wenn sie hier anklopfen, wollen sie dort herein. Wo sind die Vorposten?"

„Noch in ihrer Stellung, Señor. Nur zwei Mann wurden hineingeschickt, um die Meldung zu machen."

„Gut," sagte Moreton, indem er die Zeitung wieder aufnahm, „sobald etwas Weiteres bemerkt wird, ruft mich."

Die Ordonnanz verließ das Zimmer, und eine Viertelstunde etwa herrschte tiefe Ruhe darin. Plötzlich aber öffnete ein Soldat die Thür und meldete:

„Major — unten in der Stadt ist eben ein Schuß gefallen."

„Aha!" sagte der Alte, sich rasch emporrichtend, „zeigen sie die Zähne? Wenn aber die Leute dort nur halbwegs aufpassen, werden sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Jetzt können wir uns übrigens hier auch fertig machen, denn einen kleinen Tanz bekommen wir jedenfalls, und wenn's auch nur zum Spaß wäre."

Damit stand er auf, faltete seine Zeitung zusammen, trank seinen Grog aus, zündete sich eine frische Cigarre an, und stieg dann den Hügel hinauf, um zu inspiciren, ob Alles in Ordnung wäre. Es dauerte auch gar nicht lange, so blitzten aus der dunkeln Ebene einige Flintenschüsse herüber, aber aus einer solchen Entfernung, daß die Kugeln nicht einmal die Schanzen erreichten, wenigstens nicht den geringsten Schaden thaten, und Moreton hielt es vor der Hand nicht der Mühe werth, darauf zu antworten. Aber desto aufmerksamer horchte er nach der Südseite hinüber, von wo der Wind den Schall der Signalhörner ziemlich deutlich bis hier hinauf trug.

„Was zum Teufel sind denn das für Signale?" fragte er endlich einen neben ihm stehenden Unterofficier — „die kenn' ich ja gar nicht."

„Quitenische, Señor," sagte der Mann lakonisch.

„Den Henker auch!“ rief Moreton überrascht — „aus der Stadt heraus? Das ist gar nicht möglich. Wo steckt denn nur der General?“

„Auf dem Balle, Señor, bei Doctor Ruibarbo.“

„Er wäre, bei Gott, im Stande dazu!“ rief der alte Amerikaner; „auf dem Ball, und die Quitener in der Stadt! Nun, dann spielen sie ihm vielleicht etwas zum Tanze auf. Das Schießen wird heftiger.“

Der Soldat hatte ebenfalls unruhig gehorcht.

„Señor,“ sagte er endlich, „wenn die Quitener dort eingebrochen sind, können wir hier den Platz auch nicht halten, denn nach dieser Seite stehen keine Kanonen.“

„Aber unsere ganze Armee, mein Bursche,“ lachte der Alte; „wenn der General seine Schuldigkeit thut, werden sie dem quitenischen Gesindel gut in den Straßen einheizen. Aber da fangen sie wieder an zu schießen — beim Himmel, da schlägt ja eine Kugel dicht bei uns auf! Ei, Señores, wenn Ihr's nicht besser haben wollt, können wir gleichfalls mit etwas Blei dienen!“ Und rasch gab er seine Befehle, das Feuer zu erwidern und dem Feinde zu zeigen, daß sie auf dem Platz und gerüstet wären.

Vergebens wartete er aber auf ein Zeichen, daß irgendwo größere Truppentheile beisammen wären, um diesen wenigstens einen Kanonenschuß zuzuschicken. Alle die abgefeuerten Schüsse kamen von verschiedenen Seiten, fielen vereinzelt und schienen nur darauf berechnet, die Besatzung der Bastion zu alarmiren und vielleicht noch die zunächst liegenden Truppen aus Guajaquil dahin zu ziehen.

Immer näher rückten indessen die quitenischen Signale, und trotzdem fielen nur wenig Schüsse — da wurde es plötzlich unten am Hügel, nach der Stadt zu, laut, und Moreton begab sich rasch dahin. Als er aber sein Quartier kaum erreicht hatte, kam ihm schon ein Officier entgegengestürzt und rief:

„Major, wenn Sie uns nicht Hülfe schicken können, ist die Stadt verloren! Die Quitener sind schon in den Straßen und das Heer ist in Auflösung!“

„Und wo steckt der General?“ rief Moreton finster.

„Der hat sein Boot bestiegen und sich eben an Bord des Dampfers eingeschifft."

„Franco?" schrie der Amerikaner erstaunt.

„Schon heute Nachmittag," bestätigte der junge Officier, „mußte ich dafür sorgen, daß zwei schwere Koffer hinübergeschafft wurden. Er hatte sich also darauf vorbereitet. Lassen Sie uns nur die Stadt retten."

„Und für wen, Señor Villegas, wenn ich fragen darf?" erwiderte der Amerikaner trocken. „Sollen wir etwa unsere Haut für eine Sache zu Markte tragen, die von dem, den sie angeht, aufgegeben ist? Ist Franco geflüchtet, dann habe ich hier auch nichts mehr zu suchen und gehe ebenfalls an Bord."

„Aber Guajaquil — Ecuador!" rief der junge Mann.

„Bah!" rief der Amerikaner gleichgültig; „es ist mir in den letzten Wochen beinahe so vorgekommen, als ob wir Ecuador gerade keinen großen Schaden thun würden, wenn wir die Flinte in's Korn würfen. Ha, was ist das? Wohin wollt Ihr?"

Die Frage galt einem Theil der bei den Geschützen postirten Soldaten, die in wilder Hast den Berg hinunterstürzten; aber sie ließen sich nicht halten. „Guajaquil ist genommen!" schrieen sie, und setzten ihre Flucht in wilden Sprüngen fort.

„Da läuft das tapfere Heer," brummte der Amerikaner mit einem wilden Fluch in den Bart. „Aber die Burschen haben Recht. Keinen andern Sold als das lumpige Papiergeld, das sie für den halben Werth losschlagen müssen, um nur Branntwein zu bekommen; nicht einmal einen General mehr, für den sie sich schlagen könnten! Lauft, meine Jungen, lauft — es ist jedenfalls das Gescheidteste, was Ihr thun könnt."

„Und Sie, Major? Ich bin hergeschickt, um Verstärkung zu holen."

„Ihre Verstärkung ist schon unterwegs, wie Sie sehen," lachte der Alte. „Mein Boot liegt dort im Flusse — kommen Sie mit, Villegas. Sie sind noch jung und finden leicht ein anderes Vaterland."

„Ecuador verlassen? Nie!" rief der junge Mann, „und wenn ich das Land mit meinem Blute düngen müßte. Bleiben

Sie, Moreton, noch ist vielleicht nicht Alles verloren. Wir sammeln, was wir noch von Leuten finden."

„Wofür? Wollen Sie Präsident werden?" lachte der Alte. „Ich für meine Person verspüre nicht die geringste Lust dazu — aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Seht doch, was für bunte Laternen der Peruaner dort im Flusse aufzieht — wahrscheinlich zu Ehren Sr. Ex—cellenz, des Ex—präsidenten! Also auf Wiedersehen, Villegas, in Lima." — Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, trat er in die kleine Hütte hinein, die ihm bis jetzt zum Wohnort gedient hatte, griff die Zeitungen auf, die er in eine unter dem Bett liegende Satteltasche schob, welche sein ganzes Eigenthum enthielt, warf die letztere über den Arm und verließ sein Quartier, ohne nur die Lichter darin auszulöschen.

29.

Franco's Flucht.

Indessen hatte sich ein panischer Schrecken des Franco'schen Militärs bemächtigt; denn da Niemand da war, der die Masse durch ruhig gegebene und bestimmte Befehle zusammengehalten hätte, und die einzelnen Trupps, als sie endlich wieder von einigen Officieren angeführt wurden, die Gegner von Minute zu Minute wachsen sahen und die quitenischen Signale jetzt fast von allen Seiten ertönten, so drängten sich die Meisten auf das Regierungsgebäude zurück und riefen nach dem General.

Doch wo war Franco?

Seinen Burschen hatte er, sowie er die Straße erreichte und seine schlimmste Furcht bestätigt fand, noch einmal nach Hause geschickt, um das Letzte von seinen Habseligkeiten abzuholen und ihn dann unten bei dem Boot zu erwarten. Er fühlte, daß er verrathen und verlassen war, und nun, seit er

die Macht verloren, auch auf die früheren, sehr zweideutigen Freunde nicht mehr rechnen konnte.

Nur ein Herz in Guajaquil schlug noch für ihn und würde sich so wenig von dem einfachen Franco wie von dem Dictator der Republik abwenden — nur ein Paar süße Lippen waren es, die ihm vor kaum einer Stunde das holde Geständniß ihrer Liebe abgelegt hatten, und die Reize dieser zärtlichen Freundin ließen ihn für den Augenblick selbst die Gefahr verachten, der er sich aussetzte, wenn er seinen Todfeinden in die Hände fiele.

Celita — sie durfte er nicht zurücklassen zwischen den Verräthern — sie selber hatte ihr Geschick an das seine gekettet, und diesen Preis wollte er wenigstens aus Ecuador entführen, bis er im Stande wäre zurückzukehren, und Rache, furchtbare Rache an dem Lande zu nehmen.

Mit raschen Schritten eilte er nach dem Ballsaal zurück und fand das Haus noch offen; doch seine davor aufgestellten Wachen hatten ihren Posten im Stich gelassen. Noch waren sogar die Gäste bei einander, mit Ausnahme derer, welche ihre „Pflicht" abgerufen hatte, oder die sich fürchteten, bei längerem Verweilen in Flores' Hände zu fallen, und der Doctor Ruibarbo, der sich den Boden unter den Füßen schwinden sah und sich nach Rettung umschaute, hatte eben den Agenten auf's Aeußerste in Erstaunen gesetzt, als er ihn plötzlich an einem Knopf zum Fenster zog und triumphirend sagte:

„Nun, Mariano, hatte ich nicht Recht? — war es nicht für uns das einzige Mittel, den kleinen, gelben Tyrannen unschädlich zu machen, indem wir ihm das Geld verweigerten, seine Soldaten zu bezahlen?"

„Aber, bester Doctor," stammelte der lange Agent, der noch keineswegs mit sich im Reinen war, ob „Se. Excellenz" unschädlich wäre, und, wenn dem so wäre, ob er solche Ursache habe, darüber zu frohlocken. „Bester Doctor, ich begreife nicht — Sie wollen doch nicht sagen, daß wir —"

„Ihm das Geld hätte geben sollen? Gott bewahre!" rief der Doctor triumphirend aus, „denn er würde damit nur neue Ketten für die Republik geschmiedet haben, und wir sind ein freies Volk und wollen es bleiben."

Dem Agenten dämmerte eine Ahnung auf von dem, was der Doctor eigentlich meinte, wenn seine viel schwerfälligeren geistigen Fähigkeiten auch nicht mit einer solchen Elasticität von einem Extrem zum andern überspringen konnten.

„Das sind wir in der That — gewiß — das sind wir," stammelte er, „aber, lieber Doctor, Sie nehmen mir das nicht übel — wir — wir wissen ja noch gar nicht recht, was da draußen vorgeht, und ehe wir nicht die vollständige Gewißheit haben, daß Se. Excellenz — doch, beim Himmel, da ist er!"

Der Doctor erschrak selber etwas. Die Thür war aufgegangen, und Franco, ohne seinen Generalshut, erhitzt, hellgelb vor Wuth, mit stieren Blicken, stand auf der Schwelle, sah sich dann im Zimmer um und schritt in das Gemach, wo er Celita vorher verlassen hatte.

Er fand sie auch jetzt noch dort, und zwar mit ihrer Mutter, die schon früher ein paar flüchtige, aber inhaltschwere Worte mit dem Doctor gewechselt hatte. Sie durchschaute diesen vollkommen, aber sie vertraute auch seinem Scharfsinn, und Alles, was er ihr gesagt hatte, wurde durch Franco's jetzige Erscheinung bestätigt.

Dieser aber, ohne die Señora Buscada auch nur zu beachten, schritt auf Celita zu, und ihre Hand ergreifend, sagte er leidenschaftlich:

„Señorita, der Augenblick, wo Sie mir das bestätigen können, was Sie mir vorhin sagten, ist rascher gekommen, als ich vermuthete. Durch Verrätherei hat Flores die Stadt genommen, und um mich für die Republik zu retten, muß ich mich vor der Hand in den Schutz des peruanischen Dampfers begeben. Aber nicht allein will ich von Guajaquil gehen, um mir nachher nicht Vorwürfe machen zu müssen, ein Herz verlassen zu haben, das an mir hing, das mir treu blieb, wo Tausende mich verriethen. Kommen Sie, Celita, folgen Sie mir — die Zeit drängt — Ihre Sachen kann Ihre Mutter uns nachschicken — jeder Augenblick bedroht mein Leben, das ich auf das Spiel setzte, um noch einmal hierher zu eilen, und glauben Sie mir —"

„Excellenz," sagte die junge Dame, aber keineswegs mit

der Wärme, die er erwartet haben mochte, „ich bedaure aufrichtig Ihr Mißgeschick — aber Sie werden einsehen, daß ich, als junges Mädchen — mögen die Gefühle meines Herzens sein, welche sie wollen, nicht die Schicklichkeit so weit außer Augen setzen kann, um Ihnen bei Nacht und Nebel in die Welt zu folgen."

„Celita!"

„Bitte, Excellenz," mischte sich jetzt auch die alte Dame in das Gespräch, „nehmen Sie mir das nicht übel, das ist doch eine etwas zu starke Zumuthung für meine Tochter —"

„Und haben Sie nicht selber Ihre Einwilligung zu unserer Verlobung gegeben?" — rief Franco gereizt — „wollen Sie das jetzt leugnen?"

„Als Mutter muß ich für mein Kind sorgen," erwiderte die alte Dame vollkommen kaltblütig. „Damals waren Sie Präsident — oder schienen es wenigstens zu sein; jetzt hat sich das Blatt gewendet, und wenn der einfache Señor Franco um meine Tochter werben will, dann muß er am hellen Tage kommen, damit man sich die Sache ruhig überlegen kann, und darüber ließe sich dann später reden. Jetzt ist es Schlafenszeit."

„Celita!" rief der kleine Mulatte, durch den Widerstand nur noch mehr gereizt — „und stimmen Sie Ihrer Mutter bei? Sagen Sie nein — sagen Sie, daß Sie mir folgen wollen, und ein glänzendes Loos soll Ihrer warten, Niemand soll Sie hier zurückhalten dürfen, denn noch habe ich die Macht, und meine Leute sollen Sie gegen jeden Zwang schützen."

„Bitte, lassen Sie mich los, Excellenz," sagte Celita kalt, indem sie ihren Arm von ihm frei machte. — „Ich stimme ganz mit meiner Mutter überein."

„Wirklich?" fragte Franco mit einem boshaften, tückischen Lächeln — „also Sie stimmen mit Ihrer Mutter überein? — und Sie auch vielleicht, Doctor?" fügte er hinzu, als er, den Kopf wendend, diesen in der offenen Thür erblickte.

„Excellenz," stammelte der Doctor in peinlichster Verlegenheit — „ich maße mir kein Urtheil an. Herzensangelegen-

heiten sind eine eigene Sache, in die sich kein Dritter mischen kann."

„Herzensangelegenheiten? so glauben Sie also wirklich, daß hier von Herzensangelegenheiten die Rede wäre? — Aber wissen Sie nicht, mein verehrter Herr Doctor, welche Macht ich noch in Händen habe, selbst wenn ich an Bord des peruanischen Dampfers meine Zuflucht vor verrätherischen Schuften suchen muß? — Wissen Sie auch, daß die ganze Stadt Guajaquil in meinen Händen liegt, und können Sie sich vielleicht denken, welche kleine Annehmlichkeit ich ihr noch vom Fluß aus in der nächsten Stunde bereiten werde?"

„Excellenz," rief der Doctor bestürzt. „Sie denken doch sicher nicht daran, Ihre treuesten Anhänger für das zu bestrafen, was schändlicher Verrath an Ihnen gesündigt hat?"

„Denke ich nicht daran?" lachte Franco; „aber meine Zeit ist gemessen. Noch einmal, Celita, wollen Sie mir folgen, oder soll ich die Stadt in einen Trümmerhaufen schießen lassen?"

Ein grelles, gellendes Trompetensignal schallte von der Straße herauf — Franco kannte es nur zu gut, es waren die quitenischen Hörner — und wild verlangend blickte er nach Celita hinüber. Aber es blieb ihm keine Zeit mehr, einen vielleicht verzweifelten Plan auszuführen und sie gewaltsam zu entführen. Die Mutter war zwischen ihn und die Tochter gesprungen, und mit den Zähnen knirschend warf er noch einmal den Blick im Zimmer umher und floh dann, ohne ein Abschiedswort, in raschen Sätzen die Treppe hinunter.

Und es war in der That die höchste Zeit für ihn, denn nach der Flucht seiner Soldaten, die den südlichen Theil der Stadt vollkommen den andrängenden Quitenern preisgegeben hatten, rückten diese, mehr und mehr Verstärkungen an sich ziehend, und ohne nun einen Schuß abzufeuern, in den Straßen vor.

Die gegen die Schanzen tiraillirenden Truppen konnten aber ebenfalls vollkommen ungestraft weiter vordringen, und fanden endlich, daß der Feind sogar diese feste Stellung ohne den geringsten Widerstand geräumt habe. So nun, während Boten zurückliefen, um die Meldung zu machen, ergossen sie

sich auch von dieser Seite in die völlig vertheidigungslose Stadt.

Gerade in diesem Moment verließ Franco, Haß, Rache und Ingrimm im Herzen, das Haus des Doctor Ruibarbo; aber alle die Gefühle verschwanden in dem Augenblick, wo er die Straße betrat, vor der Sorge für seine eigene Sicherheit, denn eine grenzenlose Verwirrung schien am Ufer zu herrschen, und eiskalt überlief es ihn, wenn er sich die Möglichkeit dachte, daß sein Boot den Anlegeplatz verlassen haben könnte.

Einen scheuen Blick warf er nach rechts und links über den menschengefüllten Weg; aber jede Verzögerung war verderblich. Nur seine großen goldenen Epaulettes, auf die er bis jetzt nicht wenig stolz gewesen, riß er sich rasch von den Achseln und nahm sie unter den Arm — er konnte sich selbst in diesem Augenblick nicht dazu entschließen, sie fortzuwerfen — und floh dann raschen Laufes schräg über die breite Uferstrecke der Stelle zu, wo er sein Boot vermuthete.

Aber so rasch er auch floh, so hatten ihn doch Einige erkannt, und zwar Bewohner Guajaquils, von denen ein Theil, mit den Waffen in der Hand, auf die Straße geeilt war, um mit zu helfen, den „Mulatten" fortzujagen.

„Dort läuft Franco!" schrie plötzlich eine Stimme. „Das ist der Schuft, der unser Land verrathen und an den Peruaner verschachert hat. Das ist der Hund! Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!" und hinter ihm her stürmte die Menge. — Schon hatte er den obern Uferrand erreicht, von dem ein schräg gepflasterter Damm ziemlich steil zum Wasser hinablief. Unten lag das Boot und die Leute standen darin, ihre Ruder in der Hand und jeden Augenblick bereit, vom Ufer abzustoßen.

„Das Boot heran!" rief er, den Arm emporstreckend, als ein junger Bursche von kaum fünfzehn Jahren mit einer Lanze auf ihn zusprang und schrie:

„Das ist die Canaille, die meinen Bruder hat erschießen lassen," und dabei holte er mit der Waffe aus und führte einen Stoß nach dem Mulatten, der vielleicht verderblich geworden, wäre nicht in dem entscheidenden Moment eine andere, eben so jugendliche Gestalt dazwischen gesprungen.

Es war Juan, der, Franco's kleinen Koffer in der linken, die zusammengerollte Hängematte in der rechten Hand, die letztere in Todesangst gegen die Lanze werfend, schrie:

„Pero, muchacho!"

Franco bog sich zugleich erschreckt zurück, der Stoß war aber mit solcher Wuth geführt worden, daß er dem General noch die Kleider an der rechten Seite aufriß und die Hüfte streifte. Er wartete indeß keinen zweiten ab, sondern flog mehr als er lief den steilen Damm hinunter und warf sich in das Boot.

„Fort! fort! es gilt Euer Leben!"

Juan behielt kaum noch Zeit, die Hängematte wieder aufzugreifen und ihm zu folgen, als die Leute schon mit voller Kraft vom Ufer abstießen und das schwankende Boot in den Fluß hinausschoben.

Und mit welchem guten Willen legten sich die Burschen jetzt in die Ruder, um das kleine Fahrzeug rasch vorwärts zu bringen, denn sie trauten ihrer Fracht gar nicht und fürchteten jeden Augenblick, daß ihnen ein Bleigruß vom Lande nachgeschickt würde; aber Niemand dachte daran.

Ob die Leute gerade keine geladenen Gewehre bei der Hand hatten, oder ob es ihnen genügte, den frechen Usurpator los zu sein und unschädlich gemacht zu haben, genug, kein Schuß fiel; doch hohnlachend und fluchend standen die Männer am Strande und folgten mit ihren Blicken dem Boot, das einen Menschen trug, der schon unsagbares Leid über das Land gebracht hatte und dessen Niederlage und Flucht den furchtbaren, verheerenden Bürgerkrieg doch endlich unterbrach.

Hinten im Heck des kleinen Bootes, während sein treuer Juan scheu zu seinen Füßen kauerte, stand indeß der verjagte Präsident des Reiches — der heer- und machtlose General Franco, wie er sich von jetzt an nannte, und starrte mit finster zusammengezogenen Brauen nach der blinkenden Laternenreihe hinüber. Hätte er in diesem Augenblick den unterirdischen Mächten gebieten können, nicht fünf Minuten länger würde das verrätherische Guajaquil zum Sternenhimmel hinaufgeschaut haben.

Aber noch blieb ihm ein anderes Mittel, sich zu rächen,

und seine kleinen, zusammengekniffenen Augen funkelten, als er sich im Geist ausmalte, wie die Kugeln des peruanischen Dampfers ihr Ziel suchen und die Stadt in eine feurige Lohe verwandeln würden, die so frech gewesen war das Joch abzuschütteln, das seine Hand ihr aufgelegt hatte. Kaum konnte er die Zeit erwarten, bis sein Fuß das Deck des schützenden Dampfers betrat, und kaum berührte der Bug des Bootes die niedergelassene Fallreepstreppe, als er in wilder Hast an Bord kletterte und mit seinen Blicken das Deck überflog, um den Capitain zu finden.

Dieser, der Doctor Ruibarbo's Haus schon gleich nach dem Diner verlassen hatte, um einen Auftrag Franco's auszuführen, und dann nicht wieder an Land zurückgekehrt war, weil seine dort stationirten Leute ihm Meldung brachten, daß irgend etwas in Guajaquil im Werke sei und sie vielleicht eine unruhige Nacht erwarten dürften, kam, als er den General hinaufklettern sah, ihm entgegen und sagte freundlich:

„Excellenz, ich freue mich aufrichtig, Sie noch bei mir an Bord begrüßen zu können. Sie zögerten so lange, daß ich schon das Schlimmste fürchtete."

„Commodore," sagte Franco mit vor innerer Erregung ganz heiserer Stimme, „Sie wissen am besten, daß ein Führer seinen Posten nur im letzten Augenblick, und wenn er sieht, daß keine weitere Rettung mehr möglich ist — verlassen darf. — Das habe ich gethan, aber nur erst als schändlicher, niederträchtiger Verrath Gesetz und Ordnung gewaltsam über den Haufen warf. Aber Gott sei Dank, noch haben wir die Macht, jenes Gesindel, das wir an seiner ruchlosen That nicht verhindern konnten, wenigstens zu züchtigen, und ich ersuche Sie jetzt, im Namen des Präsidenten Castilla, Ihres Vorgesetzten und meines Freundes, die verrätherische Stadt ohne Weiteres in Brand zu schießen. Als erstes Ziel bitte ich Sie dabei, mir zu Gefallen, jenes hellerleuchtete Haus zu wählen, in welchem die Verräther in diesem Augenblick versammelt sind, und dann werfen Sie Brandraketen und Granaten in die Stadt, bis kein einziges Haus mehr stehen bleibt, das einem der verdammten Rebellen Schutz gegen Sonne oder Regen bieten könnte."

„Excellenz," entgegnete der Seemann verbindlich — „ich stelle Ihnen mein ganzes Schiff zur Disposition, so weit es die Bequemlichkeit Ihrer selbst oder die Richtung Ihrer Reise betrifft, aber diesem Befehl darf ich nicht gehorchen."

„Castilla selber hat mir die Vollmacht gegeben," rief Franco rasch, „die Stadt bombardiren zu lassen."

„Erst heute Morgen, Excellenz, habe ich von meiner Regierung, und zwar vom Präsidenten Castilla selber unterzeichnet, ganz bestimmte Ordre erhalten, bei der gar kein Mißverständniß möglich ist, und diese lautet, hier noch vor der Hand zu Ihrem Schutze liegen zu bleiben, mich aber bei einem Angriff auf die Stadt vollkommen neutral zu verhalten und keinen Schuß abzufeuern, bis ich nicht selber angegriffen würde oder sonst weitere Befehle von Lima direct erhielte."

„Commodore," rief Franco fast außer sich, „ich mache Sie für alle Folgen verantwortlich, wenn Sie sich jetzt weigern, die Rebellen zu züchtigen, wo wir es noch in der Gewalt haben. Wenn dadurch mein alter Freund Castilla seine Ansprüche verliert, so seien Sie versichert, daß er —"

„Es thut mir leid, Excellenz," unterbrach ihn achselzuckend der Peruaner, „Ihren Wünschen hier nicht entsprechen zu können. Die Verantwortlichkeit dafür, dem Präsidenten Castilla gegenüber, trage ich natürlich ganz allein. Aber wollen Sie sich nicht in die Kajüte hinunter bemühen? Sie werden dort eine große Anzahl Ihrer Freunde treffen. Excellenz befehlen doch nach Callao gebracht zu werden, nicht wahr?"

Franco biß sich auf die Lippen. Seine ganze Macht war mit Einem Schlag gebrochen und er selbst nichts als ein gewöhnlicher Passagier auf dem Dampfer. Ein letzter Blick noch fiel nach Guajaquil hinüber und suchte unwillkürlich das Haus, welches am meisten seinen Haß und Ingrimm erweckte. Dann wandte er sich ab und sagte zu dem Capitain:

„Lassen Sie mir meine Kajüte anweisen, Señor, und so rasch Sie können, Ihre Kessel heizen. Jede Stunde, die ich noch länger hier weile, verzögert meine Rückkehr. Ich muß nach Lima, um mit Castilla selber zu sprechen."

„Ihre Wünsche sollen augenblicklich befolgt werden, Excellenz. Hier, Pedro, führe den Herrn in den für ihn be-

stimmten Salon. Du stehst mir dafür, daß es Seiner Excellenz an nichts fehle. Wie ich die übrigen Herren alle bequem unterbringen werde, weiß ich freilich noch nicht, aber sie müssen sich für die kurze Zeit, so gut es eben gehen will, einrichten."

Franco schwieg. Was lag ihm an seiner Bequemlichkeit, wo ihn Höllenqualen von tausend zertretenen Hoffnungen und Plänen, von unbefriedigter Rache, von Haß und Eifersucht folterten. Mit raschen Schritten folgte er dem Kajütenwärter nach der für ihn bestimmten Kajüte, in welcher er schon seine beiden vorausgeschickten Koffer fand. Dann befahl er seinem Juan, ihn unter keiner Bedingung zu stören, riegelte die Thür hinter sich zu und warf sich, eine Welt voll Haß und Ingrimm im Herzen, auf sein schmales Lager.

Eine Stunde später waren die Kessel geheizt. Vor etwa einer halben Stunde war der andere Dampfer nach Payta abgefahren, und jetzt fing auch hier die Maschine an zu arbeiten, der Anker hob sich, und das Schiff schwankte in den Strom hinaus und glitt still und geräuschlos über die glatte Fläche.

Auf dem Verdeck aber stand der Capitain und schaute staunend nach Guajaquil hinüber, das so ruhig dalag, als ob es nie einen Bürgerkrieg in seinen Mauern gehabt hätte.

War das eine, vor kaum einer Stunde vom Feind genommene Stadt? Kein Schuß, kein Geschrei ward gehört; kein Haus sandte die rothe Lohe in die Nacht hinein. Einzelne Fenster glänzten noch hell erleuchtet, ja in dem einen — er ließ sich rasch sein Nachtglas bringen, weil er seinem Auge nicht trauen wollte — in Ruibarbo's Hause wurde sogar noch getanzt, denn deutlich konnte er die an den Fenstern vorbeiwirbelnden Paare bemerken.

Kopfschüttelnd schob er sein Glas wieder zusammen. Die Leute hatten entweder von dem Umsturz der bisherigen Regierung noch gar nichts erfahren oder — tanzten von einer in die andere hinüber, und selbst der an Revolutionen gewöhnte Peruaner fand das außerordentlich.

Aber immer undeutlicher wurde das Bild, je mehr der Dampfer sich von der Stadt entfernte. Schon bildeten die Uferlaternen mit ihren glänzenden Punkten nur einen schmalen

hellen Streifen — jetzt verschwanden sie ganz. Das Schiff, das Franco aus Ecuador trug, hatte die nächste Biegung des Stromes umfahren und eilte jetzt schäumend und keuchend der Mündung des Guajaquil entgegen.

30.

Der erste Morgen.

Mit weniger Mannschaft und weniger Geräusch ist vielleicht noch keine Stadt der Welt im Sturm genommen worden, als Guajaquil im September 1860 durch Flores' Schaaren, denn es ist Thatsache, daß der größte Theil der Bewohner erst am andern Morgen beim Frühstück erfuhr, Franco habe die Stadt verlassen und Flores sie besetzt.

Das Gewehrfeuer und die Signale hatten wohl Viele gehört, aber nicht weiter darauf geachtet, denn Jeder glaubte, daß der eigentliche Angriff nur vom Norden her stattfinden könne, und da von den dort aufgepflanzten Kanonen kein einziger Schuß fiel, so hielt man das, was man hörte, nur für eine gewöhnliche Plänkelei. Auch verloren nur wenige Menschen in diesem Kampf das Leben. Zwar wurden durch vereinzelte Schüsse einige verwundet und getödtet, aber es kam zu keinem eigentlichen Gefecht.

Die Quitener rückten, wie sie Verstärkung erhielten, langsam vor, und die Franco'schen Soldaten zogen sich, vergebens auf bestimmte Befehle wartend, vorsichtig zurück.

Viele von diesen flüchteten allerdings in bekannte Häuser, um sich dort für die Nacht zu verstecken und am nächsten Morgen als harmlose Arbeiter aufzutauchen, die mit der ganzen Sache nichts zu thun gehabt hätten. Nur von den Leuten des Amerikaners machte ein Theil — aus Angst, den Quitenern in die Hände zu fallen — den unglücklichen Versuch,

durch Schwimmen eins der im Fluß ankernden Fahrzeuge zu erreichen.

Der Guajaquil hat aber eine furchtbar rasche und gefährliche Strömung, mit einer Masse von Wirbeln, die an manchen Stellen förmliche Trichter bilden. Und so ertranken viele von den Schwimmern, wenn auch einige von den Booten der Schiffe aufgefischt wurden.

Die armen Teufel hätten übrigens keine solche Furcht zu hegen gebraucht, denn Flores dachte gar nicht daran, sie ihre erzwungene Treue gegen Franco entgelten zu lassen. Seine Soldaten hatten deshalb auch strengen Befehl, die Gefangenen zu schonen, und diese waren selber größtentheils von Herzen froh, aus einer Lage befreit zu werden, der sie meistens nur widerwillig sich unterzogen hatten. Wie deshalb das Gerücht durch die Reihen lief, Franco sei mit allen oberen Officieren geflohen, warfen die meisten ihre Waffen weg und ließen sich ruhig und widerstandlos in den Hof des Regierungsgebäudes führen, wo sie den übrigen Theil der Nacht unter Bewachung gehalten werden sollten.

Ein eigentlicher Zusammenstoß hatte nur am südlichen Theil der dritten Straße stattgefunden, wo ein junger Officier mit einigen hundert Mann einen ziemlich stürmischen Angriff auf die eindringenden Quitener gemacht zu haben schien, denn es lagen dort etwa elf oder zwölf Todte und einige schwer Verwundete — aber er war zu spät gekommen.

Flores' Truppen hatten bis dahin schon Zeit gehabt, genügende Kräfte in die Stadt zu werfen, um selbst einen stärkeren Anprall abzuhalten, und dieser wurde darum rasch und entschieden abgeschlagen, ohne die Sieger in ihrem Vordringen aufzuhalten. Als der Führer fiel, wandten sich die Soldaten zur Flucht und von da an fand kein Widerstand mehr statt.

Fortunato hatte hier die Quitener angeführt und die Angreifer zurückgeworfen. Weil er aber den Befehl erhalten hatte, diesen Punkt zwar zu behaupten, jedoch nicht weiter vorzurücken, bis sich die nachrückenden Truppen hinter ihm gesammelt hätten, so ließ er ein in der Nähe befindliches Schenklocal, dessen Wirth er von früher her kannte, öffnen, um die Verwuntenden dort vorläufig unterzubringen und einen Arzt für

sie herbei zu schaffen. Auch der Officier verrieth noch Leben und wurde ebenfalls hineingetragen.

Fortunato war eingetreten, um selber mit dem Wirth zu sprechen und ihm die Versicherung zu geben, daß er Mühe und Auslagen vergütet bekommen sollte, als man den jungen, stark blutenden Officier in das untere Zimmer schaffte. Das matte Licht der einzigen dort befindlichen Lampe fiel aber kaum auf seine Züge, als Fortunato erschreckt ausrief:

„Villegas, mein armer Villegas! Oh, dieser schändliche Bürgerkrieg, der Brüder gegen Brüder treibt!"

Der Verwundete öffnete die Augen, und ein mattes Lächeln glitt über sein todtenbleiches Antlitz; dann schloß er sie wieder, denn er war ohnmächtig geworden, und sank in die Arme der Umstehenden.

Aber Fortunato konnte nicht bei ihm bleiben. Die Pflicht rief ihn wieder hinaus zu den Seinen, und nachdem er den verwundeten Freund dem Wirth noch auf die Seele gebunden und ihm reichliche Bezahlung für dessen Pflege versprochen hatte, sprang er wieder auf die Straße, denn eben ertönten auf's Neue die Signale zum Vorrücken, und wie im Parademarsch zogen die Soldaten die vollkommen menschenleere Straße entlang.

Der Capitain des peruanischen Dampfers hatte wirklich recht gesehen, denn in Doctor Ruibarbo's Hause war der Tanz zwar für kurze Zeit gestört, aber keineswegs durch diese Katastrophe beendet worden.

Der Doctor selber befand sich allerdings in peinlicher Angst, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Franco den festen Willen habe, die Stadt zu beschießen, und bat seine „junge Frau" dringend, die Gesellschaft zu entlassen und die Lichter auszulöschen, um den Kanonen des Peruaners nicht ein deutliches, kaum zu verfehlendes Ziel zu geben. Die jetzige Señora Ruibarbo aber wies diese Zumuthung mit Entrüstung zurück.

Franco sollte ihr Haus beschießen! schon der Gedanke war Sünde. Zwar hatte der Präsident selbst vergessen von ihr Abschied zu nehmen, aber sein theures Leben stand ja auf dem Spiel, und das mußte er für die Nation erhalten; aber

nie würde er eine Kugel in das Haus geschleudert haben, das, wie er wußte, sie einschloß.

Celita selber unterstützte ihren Wunsch, den Ball fortzusetzen, wenn auch aus einem andern Grunde. Bei ihr war es Trotz. Sie wollte dem vertriebenen Mulatten zeigen, daß sie seine Drohung nicht fürchte, und weil das Musikcorps fortgegangen war, setzte sie sich selber an das Instrument und spielte, bis sie die Gäste in Bewegung brachte.

Aber es war doch nur eine gekünstelte, erzwungene, ja beinahe verzweifelte Fröhlichkeit, mit der sich die Zurückgebliebenen über die Gefahr hinweg zu setzen suchten — es lag kein rechter Trieb darin, keine wahre Lust, und Celita hatte sich zu viel zugetraut.

Sie war müde und abgespannt, und der Kopf that ihr weh vom vielen Nachdenken über den raschen Wechsel ihres eigenen Geschicks, und wenn auch die Zuneigung, die sie dem Mulatten geheuchelt hatte, nur das sorgsam gepflegte Werk ihrer Mutter gewesen war, ja wenn sie im Herzen vielleicht frohlockte, der lästigen Fessel los und ledig zu sein, so brach damit doch ein stattliches Luftschloß zusammen, das sie aus den Trümmern der Republik aufgebaut und als dessen Herrin sie sich schon betrachtet.

Die Straßen waren indessen so ruhig geworden, als ob der Friede in dieser Nacht durch nichts gestört gewesen wäre, und die einzelnen Gäste drängte es, ihre Familien aufzusuchen und zu beruhigen. Einer nach dem andern verließ leise den Saal — das junge Ehepaar hatte sich schon zurückgezogen, und bald darauf verlöschten auch die Lichter — die Nacht verlangte ihr Recht.

Aber welche Veränderung zeigte am nächsten Morgen die Stadt, als die Bewohner staunend aus ihren Häusern kamen und kaum das Werk von wenigen Stunden begreifen konnten.

Verschwunden waren die peruanischen Dampfer, verschwunden die alten Flaggen von Ecuador; denn die quitenische Regierung hatte sich — wenigstens mit der Flagge — der alten Union der columbischen Republik wieder angeschlossen, welche die Staaten Venezuela, Neu-Granada und Ecuador umfaßte und eine gemeinschaftliche Flagge: gelb, blau und roth in horizon-

talen Streifen, führte. Verschwunden waren die Franco'schen Uniformen, wenn auch die quitenischen Soldaten genau so malerisch und abgerissen, so wild und sonnverbrannt und undisciplinirt aussahen, wie die früheren Truppen, und genau dieselbe Leidenschaft für Lanzen, an Stelle der Gewehre, zu haben schienen.

Besonders war vor dem Regierungsgebäude ein wunderlich gemischter Trupp Lanciers aufgestellt, die, barfuß, mit gestreiften, carrirten, braunen, weißen oder schwarzen Hosen — alle gleich schmutzig — kleine Fähnchen an ihren Lanzen führten, auf denen ein weißer Todtenkopf schrecklich anzuschauen war.

Es schien eine Art Leibgarde zu sein, und sie unterschied sich nur dadurch auffallend von einer ähnlichen Garde Franco's, daß fast gar keine Neger oder Mulatten darunter waren. Ueberall aber zogen noch Patrouillen durch die Stadt, und zwar mit Musik, um die verschiedenen Schenklocale nach versteckten Soldaten zu visitiren. Es geschah diesen aber weiter nichts, als daß man ihnen ihre Waffen abnahm — wenn sie dieselben nicht schon früher weggeworfen hatten — und sie in ihre Heimath schickte, wozu eine Anzahl von der Regierung gemietheter Balsas verwandt wurden. Die armen Teufel waren froh, so gut wegzukommen.

Aber auch die zahlreichen politischen Gefangenen hatte man vor Tagesanbruch befreit, und Fortunato selber Ferreira und de Castro jubelnd aus ihrer Haft geholt. Unter den anderen war auch Zegado, der gleich darauf mit Ibarra eine geheime und sehr angelegentliche Unterredung hielt, welche keinen Geringeren als den Doctor Ruibarbo betraf, denn Beide bezweifelten keinen Augenblick, daß er allein sie damals verrathen habe. Zu beweisen war es freilich nicht mehr, aber sie beschlossen wenigstens ihren Verdacht Flores mitzutheilen — vielleicht tauchten dann noch andere Sachen auf, die ein Licht auf des Doctors bisherige Thätigkeit werfen konnten.

Flores bezog, bis die Regierungsgebäude nach dem Wirrwarr der letzten wilden Wirthschaft geordnet wären, ein Privatlogis, und war schon als einer der Ersten an diesem Morgen durch die Straßen der Stadt geritten, um die verschiedenen

Posten zu inspiciren und selber darauf zu sehen, daß Ordnung gehalten würde. Wo er sich aber blicken ließ, wurde er enthusiastisch von den Bewohnern begrüßt, die ihm überall entgegen jubelten.

Und wahrlich mit Recht; denn hatte er nicht mit einem kühnen Streich dem ganzen verheerenden Bürgerkrieg ein Ende gemacht? Was die Stellenjäger „fürchteten", daß er selbst sich der Regierung bemächtigen und das Franco'sche Regiment fortsetzen werde, das glaubte der einfache Ecuadorianer nicht. Kannten sie doch den Mann von früher her; wußten sie doch, daß sein Ehrgeiz in dem Glück des Vaterlandes lag, und die Zukunft bewies, daß ihr Vertrauen gerechtfertigt war.

An diesem Morgen gab es übrigens viel für ihn zu thun, denn das Staatsschiff trieb ohne Steuer durch ein bewegtes Meer. Mit Franco hatten auch die meisten seiner Beamten das Weite gesucht, weil sie nicht gern über verschiedene Dinge Rechenschaft ablegen mochten, und Bustillos besonders schien es für gerathen zu halten, noch vor seinem Herrn und Meister den Schutz des peruanischen Dampfers zu suchen, mit dem er jetzt auf den blauen Wogen schaukelte.

Flores setzte sogleich Andere an ihre Stelle, und Ibarra bekam vor der Hand Bustillos' Posten, den er schon früher einmal, vor Ausbruch der Revolution, bekleidet hatte, und mit dessen Functionen er genau bekannt war.

Gefangene gab es aber nur sehr wenige in Guajaquil, denn die gemeinen Verbrecher hatte Franco immer, anstatt sie einzusperren, zu Soldaten gemacht, und die jetzt gefangenen Officiere, wenn sie nicht in Flores' Heer eintreten wollten, wurden ohne Weiteres auf ihr Ehrenwort entlassen.

Nur einige eingefangene Spione hatte Flores mitgebracht, und unter diesen bekam Señor Malveca eine besondere Zelle, um am nächsten Morgen vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Malveca aber, eng befreundet und verwandt mit Doctor Ruibarbo, hatte Mittel gefunden, diesen wissen zu lassen, unter welchen Umständen er gefangen gehalten wurde, und der Doctor, da den Wachen überhaupt kein Befehl gegeben war,

die in Haft Gehaltenen von jedem Verkehr abzusperren, seinen unglücklichen Neffen am ersten Morgen in aller Frühe besucht.

Es war etwa elf Uhr, als er sich bei General Flores, der eben einer Conferenz präsidirt hatte, melden ließ, worauf er auch bald angenommen wurde; er fand den General allein in seinem Zimmer.

General Flores war ein großer, schlanker Mann mit regelmäßigen, edlen Gesichtszügen und vollkommen europäischem Typus. Er ging heute, wie er von seinem Ritt zurückgekehrt war, einfach in Civil gekleidet und stand, als der Doctor das Zimmer betrat, an einem großen, mit einer Masse von Papieren überstreuten Tisch.

„Excellenz," begann der Doctor, sowie er in die Thür trat, mit seinem gewinnendsten Lächeln, indem er auf den General zuging und ihm die Hand entgegen streckte, „Sie glauben nicht, wie glücklich ich mich fühle, Sie vor so vielen Anderen endlich in Guajaquil zu begrüßen, und Ihnen im Namen der Stadt und der Bürgerschaft den innigsten Dank für unsere Befreiung zu Füßen legen zu können. Sie sind der Retter Ecuadors, und auf seinen Händen sollte Sie das Volk durch das ganze Land bis in die Hauptstadt tragen."

„Sie sind sehr freundlich, lieber Doctor," entgegnete der General, ohne aber die gebotene Hand zu ergreifen, indem er that, als hätte er die Bewegung gar nicht bemerkt. „Vor allen Dingen erlauben Sie mir aber, Ihnen zu bemerken, daß ich noch immer General Flores bin, also nicht auf den Titel eines Präsidenten Anspruch machen kann."

„General," rief der Doctor, in einiger Verlegenheit, da er nicht gleich wußte, was er mit der ausgestreckten Hand anfangen sollte — „Ihre Bescheidenheit —"

„Ich entschuldige Sie vollkommen," fuhr Flores mit einem leichten, kaum bemerkbaren Lächeln fort, denn der Titel „Excellenz" wird Ihnen in der letzten Zeit, in der steten Gesellschaft jener hohen Person, die ihn zu führen für gut fand, und die jetzt leider auf Reisen gegangen ist, wohl so geläufig geworden sein, daß Sie sich schwer davon trennen können — aber ich muß dennoch darauf verzichten."

„General," stotterte der Doctor bestürzt, „ich — ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nur einige Male gezwungen —"

„Bitte, lassen wir das, lieber Doctor, ich bin, wie Sie wohl denken können, außerordentlich beschäftigt heute Morgen, und möchte Sie ersuchen zur Sache zu kommen. Welcher Ursache verdanke ich das Vergnügen Ihres Besuches? Womit kann ich Ihnen dienen?"

Die Worte waren verbindlich, aber es lag eine so kalte, formelle Höflichkeit in dem Ton derselben, daß der Doctor, dem es nicht an Menschenkenntniß fehlte, rasch wußte, wie Flores, für jetzt wenigstens, gegen ihn gesinnt war. Das durfte ihn freilich nicht überraschen, denn seine bisherige Verbindung mit Franco konnte kein Geheimniß geblieben sein; aber es machte ihm auch keine zu große Sorge, weil ein wirklicher Beweis gegen ihn nirgends vorlag. Er hatte Franco nur mit Worten oder so zweideutigen Handlungen gedient, daß er keinen Moment daran zweifelte, in ganz kurzer Zeit wieder eben so befreundet mit der siegenden Partei zu sein, wie er es mit der unterlegenen gewesen. Es war nur eine Sache der Zeit, weiter nichts, und je unbefangener er sich jetzt zeigte, je gewissenfreier, desto mehr mußte er auch die Ueberzeugung bei Anderen erwecken, daß er eben nicht schuldig sein könne.

Außerdem zwangen ihn aber noch wichtige verwandtschaftliche Rücksichten, jede Empfindlichkeit über einen eben nicht freundschaftlichen Empfang fallen zu lassen. Er brauchte Flores, und dieser hatte dafür die volle Freiheit, ihn zu behandeln, wie er gerade für gut fand. Mit dem liebenswürdigen Lächeln, das ihm schon zur andern Natur geworden, antwortete er deshalb, die halbe Abweisung in der Frage des Generals vollständig ignorirend:

„Es betrifft meinen Neffen, General Flores, den jungen Malveca, der auf einen unwürdigen Verdacht hin gefangen gehalten wird und doch nur durch eine Verkettung unglücklicher Zufälligkeiten das Schicksal gehabt hat, Ihr Vertrauen, was ihm als sein Leben gilt, zu verlieren."

„In der That? und wodurch sind Sie mit den Verhältnissen so genau bekannt geworden, wenn ich fragen darf?"

„Ich habe ihn heute Morgen gesprochen," lautete die ruhige Antwort, „und da ich meinen Neffen von Kindesbeinen auf kenne und weiß, daß er unfähig ist eine Lüge zu sagen, so möchte ich Sie freundlich ersuchen, General, die Sache, noch ehe sie öffentlich gemacht wird und einen Makel auf sein ganzes künftiges Leben wirft, vorher selber zu prüfen, und ich stehe dafür, daß ich Ihnen genügende Zeugen von der Unschuld des jungen Mannes stelle."

„Sie sprechen ziemlich zuversichtlich, Doctor."

„Weil ich die Gewißheit habe, General."

„Sie wissen dann auch, daß ein Blatt Papier in unsere Hände fiel — ein verrätherischer Brief, der die Handschrift Ihres Neffen trug —"

„Darf ich diesen Brief sehen?"

„Gott weiß, wo er hingerathen ist," sprach Flores ärgerlich; „ich steckte ihn zu mir, aber, beim Himmel, die letzten Tage nahmen meine Aufmerksamkeit viel zu sehr in Anspruch, um auf einen solchen Wisch zu achten. Es ist aber auch ganz unwesentlich, ob sich jener Brief, den ich schon eine halbe Stunde vergebens gesucht habe, wieder vorfindet oder nicht. Einer meiner Officiere kannte seine Handschrift; außerdem aber lieferte seine gleich darauf folgende Flucht aus Guaranda den stärksten und untrüglichsten Beweis gegen ihn. Lassen wir das also, Doctor; die Sache geht ihren rechtlichen Weg, wobei Ihr Neffe jeden erlaubten und möglichen Schutz genießen soll, und ich kann dem Rechtsgange nicht vorgreifen — habe auch, aufrichtig gestanden, nicht die mindeste Lust dazu."

Der Doctor zuckte die Achseln und meinte:

„Wenn einer Ihrer Officiere ihn angeklagt hat, General, dann freilich muß ich gestehen, daß das ein böses Licht auf meinen Neffen wirft. Ich halte sie alle für ehrenwerthe wackere Leute, und nur einer, der es aber schwerlich gewesen ist, der Zufall müßte denn sein Spiel wunderlich getrieben haben, hätte ein Interesse, meinen Neffen zu beseitigen, und hat allerdings auch schon früher, von seiner Familie redlich dabei unterstützt, sein Möglichstes dazu gethan."

„Und der heißt?"

„Es ist der junge Espinoza," erwiderte mit der unschuldigsten Miene der Doctor, „aber so viel ich weiß, war derselbe gerade in jener Zeit bei Franco in Bodegas."

„In der That," sagte Flores nachdenkend, „und glauben Sie wirklich, daß bei Espinoza persönlicher Groll —"

„Ich will doch nicht hoffen, daß er es wieder war, der meinen Neffen eines Verbrechens geziehen hat?" rief der Doctor rasch und wie erschrocken.

„Lassen wir das," entgegnete Flores ausweichend — „der aufgefundene Brief bleibt immer Nebensache, denn das offenbare Dienstvergehen, das er sich hat zu Schulden kommen lassen, seine Desertion zu Franco, wird den Hauptpunkt der Anklage bilden, und ich fürchte fast, er kann sich darüber nicht rechtfertigen."

„General," bemerkte der Doctor, „wie der Zufall oft ein Verbrechen an den Tag bringt, so hilft er auch manchmal dem Unschuldigen. Zufälliger Weise war ein früherer Diener von mir unter den Truppen des Usurpators, der diese Nacht mit gefangen und heute Morgen entlassen wurde, wonach er mich augenblicklich aufsuchte, um wieder bei mir in Dienst zu treten. Von diesem erfuhr ich, daß er mit unter den vorgeschobenen Posten gewesen war, die Franco ausgeschickt hatte, Ihre Stellung zu recognosciren, und daß sie den jungen Officier — meinen Neffen nämlich, langsam hätten heranreiten sehen und sich dann auf der Höhe, wo er hielt, um das Terrain zu überschauen, in den Hinterhalt gelegt hätten. Sie sprangen dort auf ihn zu, schlugen ihn vom Pferd herunter und brachten ihn gebunden in Franco's Lager, und ich dächte, schon die brutale Art und Weise, mit welcher der Mulatte meinen Neffen behandelt hat, sollte Ihnen beweisen, daß dieser Ihrem Feinde keinen Dienst erwiesen haben konnte."

Flores sah den Doctor scharf an. Er selber hatte die feste Ueberzeugung, daß Malveca schuldig sei, und jetzt trat ihm der Mann, dem er nicht ohne Grund mißtraute, mit dem zuversichtlichen und ewig lächelnden Gesicht entgegen, und behauptete nicht allein die Unschuld des Gefangenen, sondern erbot sich auch, während er die Anklage Espinoza's verdächtigte, genügende Zeugen für den Deserteur zu stellen. Wie

konnte Ruibarbo wissen, daß Espinoza als Zeuge gegen seinen Neffen aufgetreten sei? Malveca war nicht dabei gewesen; aber Flores hatte von der Schlauheit und Durchtriebenheit des Doctors schon früher genügende Beweise gehabt, um sich hier, nur auf dessen Wort hin, irre leiten zu lassen, und sagte deshalb nach einem kurzen Nachsinnen:

„Gut, Señor, — verschaffen Sie sich jedes mögliche Licht in dieser Sache — mir liegt selber daran, keinen Unschuldigen zu verdammen. — Stellen Sie uns Ihre Zeugen, aber verlangen Sie nicht, daß ich von dem gewöhnlichen Verfahren abweiche, Ihnen oder Ihrem Neffen zu Liebe. Das Verhör findet um neun Uhr im Saale des Regierungsgebäudes öffentlich statt, und kann sich Malveca reinigen, so wird sich Niemand mehr darüber freuen, wie ich selber, denn ich würde einen Verräther nicht allein unter meinen Truppen, sondern sogar unter meinen Officieren gehabt haben. Kann er es aber nicht, dann gebe ich Ihnen mein Wort, daß ihn auch nichts vor seiner Strafe schützt."

„Ich verlange nur Gerechtigkeit, General," lächelte Ruibarbo, „und ich bin überzeugt, daß Sie diese mir und meinem Neffen angedeihen lassen."

„Gewiß, Señor," erwiderte Flores und warf einen forschenden Blick auf den Doctor. Die Züge Ruibarbo's waren jedoch kein Spiegel seiner Seele. In seinem Innern mochte es kochen und gähren, aber keine Blase stieg empor, um die glatte, glänzende Oberfläche zu trüben, und wie eine gemalte Landschaft — ewig und unveränderlich im Sonnenlicht — so trug sein Antlitz den nie wechselnden Stempel innern Behagens und äußerer Zuversicht.

Aber er hatte noch nicht alle Proben überstanden, denn noch eine Ueberraschung stand ihm bevor. Flores kannte ihn zu genau, um sich so leicht von ihm täuschen zu lassen, und fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Gerechtigkeit soll Ihnen werden, denn mit Gottes Hülfe hat die Willkürherrschaft in Ecuador ein Ende genommen. Uebrigens habe ich da drinnen noch ein paar Freunde von Ihnen, Doctor, die mir ebenfalls ganz merkwürdige Dinge mitgetheilt haben. Es wird Ihnen gewiß interessant sein, sie

zu sprechen, und vielleicht sind Sie im Stande, sich dann über Manches aufzuklären" — und zugleich die Thür des Nebenzimmers öffnend, rief er hinein: „Dürfte ich die Herren vielleicht bitten, für einen Augenblick einzutreten."

Zegado — noch bleich von der Haft in einem schwülen, ungesunden Loch — stand auf der Schwelle, und hinter ihm Ibarra. Der Doctor hatte aber kaum den Ersteren erkannt, als er mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu eilte, seine Hand — ob Zegado wollte oder nicht — ergriff, sie auf das Herzlichste schüttelte und rief:

„Zegado — Don Basilio! wie glücklich mich das macht, Sie, lieber, alter Herzensfreund, endlich wieder frei zu sehen. Der verdammte kleine Mulatte hat viel auf seinem Gewissen, aber daß er einen solchen Ehrenmann einkerkern konnte, ist doch wahrlich von allen Schlechtigkeiten, die er verübt hat, die größte."

„Sie sind ein wunderbarer Mann, Ruibarbo," sagte da mit lächelnder Miene Ibarra, der jetzt ebenfalls in das Zimmer getreten war.

„Wunderbar, bester Ibarra?"

„Alles hat sich in Guajaquil verändert; Alles ist überhaupt wandelbar auf der Welt — nur Sie nicht."

„Das ist das größte Compliment, das Sie mir sagen können, bester Freund."

„Und wenn morgen Castilla hier einrückte," fuhr Zegado fort, „und die peruanische Flagge in Ecuador aufpflanzte, so dürfte er sich Ihrer unwandelbaren Theilnahme eben so gewiß versichert halten."

„Aber, Don Basilio, auch nicht einmal im Scherz sollten Sie einem alten Freund einen so ungerechten Vorwurf machen," erwiderte der Doctor mit seinem mildesten Lächeln. „Doch ich darf es Ihnen nicht übel nehmen, denn die nichtswürdige Behandlung, die Sie erleiden mußten, hat Sie gereizt und unbillig gemacht. Wüßten Sie, wie ich für Sie gekämpft, was ich Ihretwegen ertragen habe, ja welcher Gefahr ich mich selber dabei aussetzte, als ich dem kleinen Tyrannen vorwarf, daß er der ganzen Nation in's Gesicht schlage, indem er Sie gefangen halte, Sie würden anders urtheilen."

„Wirklich, Doctor?"

„Bedarf es da noch einer Versicherung? — Aber Ihre Haft hätte auch keinen Tag länger gedauert, wenn nur Ibarra zu finden gewesen wäre; denn so weit hatte ich den Mulatten schon überzeugt, daß er Ihnen Unrecht thue, aber Ibarra's Zeugniß, auf das ich mich berief, fehlte und konnte nicht beigebracht werden. Wo in aller Welt können Sie nur die ganze Zeit gesteckt haben, bester Freund? Wie eine Stecknadel sind Sie gesucht worden, aber immer vergeblich."

„Daß es der Doctor sich hat Mühe kosten lassen, mich aufzufinden, General, kann ich ihm selber bezeugen," sprach Ibarra jetzt, „denn sogar die Polizei wurde aufgeboten, um mich eines Nachts im Hotel de France aufzuheben, wo Fortunato und ich ein Zimmer inne hatten. Nur Fortunato's Geistesgegenwart gelang es, den strohköpfigen Beamten zu täuschen."

„Aber, bester Ibarra," rief der Doctor, „Sie wollen doch nicht behaupten, daß ich —"

„Lassen wir das," unterbrach ihn Flores, mit der Hand winkend, „unsere Zeit ist zu sehr in Anspruch genommen, um uns jetzt mit einem solchen kleinen Guerillakrieg zu befassen, und Sie, Doctor, werden ebenfalls beschäftigt genug sein, Ihre Zeugen herbei zu schaffen, denn ich bin fest entschlossen, den Deserteur morgen früh um neun Uhr vor Gericht zu stellen."

„General Flores!" rief Ruibarbo, herzlich froh, einer ihm nichts weniger als angenehmen Unterredung enthoben zu sein. „Ich kann Ihnen nur, im Namen meines Neffen, dankbar sein, wenn Sie die Sache so rasch als möglich erledigen wollen, denn daß ich im Stande bin, seine Unschuld darzuthun, davon halte ich mich überzeugt. Also Señores, hasta luego! ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

„Das ist der abgefeimteste Halunke," meinte Ibarra, als der Doctor die Thür hinter sich zugezogen hatte, „der mir je vorgekommen ist, und ich bin neugierig, welche Ausflüchte er ersinnen wird, um seinem würdigen Neffen durchzuhelfen."

„Aber er ist dem Staate nicht gefährlich," entgegnete Flores, „denn er schwimmt mit der Macht, und es würde

ihm nie einfallen, gegen irgend eine bestehende Regierung zu agiren."

„Warum nicht, wenn er seinen Nutzen dabei zu finden glaubte," warf Zegado ein, „denn sein Gewissen macht ihm keine Schwierigkeiten. Jedenfalls hat er unter Franco Schaden genug gethan."

„Das weiß Gott," bestätigte Ibarra. „Heute Morgen sprach ich zum Beispiel einen Landmann aus Derecha bei Bodegas, der mir erzählte, daß sich die dortigen Einwohner Franco's Eingriffen nie gutwillig gefügt haben würden, wenn Ruibarbo nicht mit seiner öligen Zunge die Sache vermittelt und so geholfen hätte, die armen Leute zu prellen."

„Er hat noch Schlimmeres gethan," fügte Zegado mit ernster Miene hinzu. „Ich bin jetzt einem Falle auf der Spur, wo er das Vermögen einer quitenischen Familie in der nichtswürdigsten Weise eben diesem nämlichen Neffen zugewandt und jene Unglücklichen dadurch fast an den Bettelstab gebracht hat."

„Espinozas?" fragte Ibarra.

„Allerdings!"

„Espinoza? so?" sagte der General, aufmerksam werdend. „Ei, das ist interessant und erklärt Manches. Die Sache müssen Sie mir erzählen, Zegado. — Kommen Sie mit zum Frühstück, meine Herren, ich werde indessen den Major Fortunato beauftragen, auch für uns bis morgen früh alle etwa nöthigen Zeugen in Bereitschaft zu halten."

Während dessen ging Doctor Ruibarbo in tiefem Nachdenken die Straße hinab. Er hatte seine Brieftasche in der Hand und nahm ein fein zusammengefaltetes Zettelchen heraus, dann steckte er die Brieftasche wieder ein und zerpflückte das kleine Papier, während er weiter schritt, in Atome.

31.

Das Verhör.

„Sehen Sie, caro amigo," rief Fortunato, als er am Abend des nämlichen Tages, seinen Arm in den des Freundes gelegt, mit Espinoza und de Castro am luftigen Ufer des Stromes herumwandelte — sie kamen eben von dem jungen Villegas, den sie schon wieder außer Gefahr und nur noch vom Blutverlust erschöpft vorgefunden hatten — „sehen Sie, daß ich damals Recht hatte, als ich Ihnen sagte, ich führte meinen Namen mit Recht, wo es sich um Andere handle, ich wäre aber nichts weniger als glücklich in meinen eigenen Angelegenheiten."

„Aber so ganz Recht haben Sie doch nicht," lachte Espinoza, „denn Ihre Flucht aus Franco's Gewalt in das Bananengebüsch hinein macht doch eine glänzende Ausnahme."

„Und ebenso der rasch erworbene Majorsrang," fügte de Castro hinzu.

„Bah," erwiderte Fortunato, „Ihr habt gut reden; meine Flucht gelang nur, damit ich Flores mit zum Sieg verhelfen sollte, und mein Majorsrang — was hilft mir der, wenn der Krieg zu Ende ist. Allerdings klingt er schön, aber das ist auch Alles, und was hab' ich davon, wenn ich in Friedenszeiten einen Haufen roher Rekruten einexerciren und mich mit den holzköpfigen Kerlen abärgern kann. — Aber wie Gott will, und vielleicht finde ich auch noch eine andere Beschäftigung, daß ich den Soldatenstand ganz an den Nagel hängen kann. Apropos — was habt Ihr Beide denn heute den ganzen Tag getrieben?"

Espinoza seufzte tief auf.

„Vergebens ein Wesen gesucht," sagte er, „dem ich in meinem ganzen Leben kaum das wieder gut machen kann, was ich an ihr gesündigt habe."

„Jacinta?"

„Sie ist in Guajaquil," fuhr Espinoza fort, „de Castro

hat sie heute Morgen gesehen und wieder erkannt, aber umsonst haben wir Beide alle Winkel und Ecken der ganzen Stadt abgesucht. Entweder hält sie sich absichtlich verborgen, oder sie hat vielleicht Guajaquil, um der wilden Soldatenwirthschaft zu entgehen, wieder auf irgend einer Balsa verlassen."

„Heute?" sprach Fortunato kopfschüttelnd, „wo alle Balsas von entlassenen Franco'schen Soldaten in Beschlag genommen sind? — nimmermehr. — Aber der Teufel," rief er plötzlich und faßte des Freundes Arm — „jetzt fällt mir wieder etwas ein, worüber ich mir schon den ganzen Morgen den Kopf zerbrochen habe. Es war wahrhaftig der Bursche aus Derecha."

„Welcher Bursche?"

„Jacinta's Pflegevater," rief Fortunato. „Wie ich heute Morgen einen Augenblick bei Ibarra gewesen war, und ihn gerade verließ, begegnete mir auf der Treppe ein Ecuadorianer, dessen Gesicht mir merkwürdig bekannt vorkam; aber ich hatte andere Dinge im Kopf — bis ich mich nachher darauf besann, wo ich den Menschen eigentlich schon gesehen hätte — und jetzt weiß ich's — der war's und kein Anderer, und wenn Ibarra ihn kannte, so haben wir seine Spur, Amigo!"

„Meine arme Jacinta," rief der junge Mann, „blutige Thränen möchte ich weinen, wenn ich daran denke, wie treu sie an mir hing, während ich in blinder, toller Leidenschaft jenem kalten, herzlosen Geschöpf zu Füßen lag, die in derselben Zeit mit dem Mulatten kokettirte, nur weil sie hoffte, daß er ihr Rang und Schätze verschaffen könnte."

„Seien Sie froh, daß Sie so billig losgekommen sind," lachte Fortunato, „viel schlimmer wäre es für Sie gewesen, wenn Ihnen Ihre himmlische Celita Herz und Hand und eine Schwiegermutter und eine Schwägerin geschenkt hätte, denn wer *sie* heirathet, muß die anderen Beiden mit in den Kauf nehmen."

„Geht da drüben nicht der Doctor Ruibarbo?" fragte de Castro, mit der Hand über die Straße deutend.

„Wahrhaftig, das ist er — und in was für ruppiger Gesellschaft," erwiderte Fortunato — „wo er die beiden Knechte nur aufgetrieben hat, und wie angelegentlich er sich mit ihnen unterhält. Er sieht *uns* nicht einmal. Der hat

jetzt alle Hände voll zu thun und scheint mit der neuen Regierung schon so gut zu stehen und sich so wohl darunter zu befinden, wie unter der alten. Er ist doch wahrhaftig mit allen Hunden gehetzt und in allen Sätteln gerecht."

„So leicht wird er seinen saubern Neffen aber nicht morgen durchbringen," warf Espinoza ein. „Die Beweise gegen ihn sind doch zu schlagend, und ich begreife überhaupt nicht, was sich für ihn sagen ließe."

„Dafür lasse nur Doctor Ruibarbo sorgen," lachte de Castro — „wenn irgend etwas aufzutreiben ist, der treibt's auf, und wo er mit der Zunge fechten kann, bleibt er fast immer Sieger. Das Einzige, was ich nicht begreifen kann, ist die Ursache von Malveca's Desertion und Flores zu verlassen, um sich diesem schuftigen Mulatten zuzuwenden. Seine Familie lebt in Quito — alle seine Interessen liegen dort."

„Seine Interessen liegen eben nicht dort," sagte Espinoza bitter, „sondern in und um Guajaquil, und zwar in Folge eines nichtswürdigen Processes, mit dem er unsere Familie fast um Alles, was wir besaßen, ein Haus in Guajaquil, eine sehr bedeutende Cacaoplantage in der Nachbarschaft und eine Besitzung, nahe bei Daule — gebracht hat. Nur unser kleines Haus in Quito mußten sie uns lassen. In der quitenischen Armee war die Sache auch allbekannt, und keiner seiner Kameraden wollte mehr recht freundschaftlich mit ihm verkehren. Das aber wurde noch ärger, als er in Bodegas einst jenes arme Mädchen, die Jacinta, auf eine freche Weise beleidigte und meine Herausforderung nachher — ein Gelübde vorschützend — nicht annahm. Damit war dem Faß der Boden ausgestoßen. Hatte man ihn früher, wo das anständiger Weise ging, gemieden, so wurde dadurch seine Stellung vollkommen unhaltbar, und es ist deshalb leicht erklärlich, daß er Franco's Waffen den Sieg wünschte und endlich selber zu ihm überging. Mich hat er aber um Alles gebracht, was ich einst mein nennen konnte, und Alles, was ich jetzt im Stande bin der armen Jacinta zu bieten, ist ein reuiges, aber treues Herz."

„Und was verlangen Sie mehr in Ecuador?" rief Fortunato. „Sie sind jung und kräftig, und unser schönes Vater-

land bietet wahrlich Hülfsmittel genug, um mit bescheidenen Ansprüchen ein Leben zu beginnen. Schätze birgt unser Boden wie vielleicht kein anderes Land der Welt, und haben wir nur ein Herz, das an uns hängt und Leid und Freude mit uns theilen mag, so darf das Andere uns keine Sorge machen. Ich wollte, ich hätte ein solches Herz, dann würde ich arbeiten wie ein Sclave, und mich stolz und selig dabei fühlen. Aber es schadet nichts" — brach er lachend ab — „vor der Hand hätte ich nicht einmal Zeit, mich damit zu befassen. Jetzt muß ich vor allen Dingen Ihre Jacinta — es ist ein allerliebster Name — aufzufinden suchen; denn da ich eigentlich die Schuld trage, daß Sie der menschlichen Gesellschaft, der Franco Sie gern entreißen wollte, noch angehören, so habe ich damit auch die moralische Verpflichtung übernommen, Ihnen das Leben so angenehm als möglich zu machen."

„Ich würde Ihnen ewig dankbar dafür sein, wenn Sie Jacinta finden."

„Ewig?" sagte achselzuckend Fortunato, „das ist ein merkwürdiges Wort mit einem außerordentlich elastischen Begriff. Celita schwor mir ewige Treue, und die ganze Geschichte dauerte keine vierzehn Tage. — Aber da wären wir gerade vor dem Hause der vielfach Angebeteten. — Apropos, de Castro, haben Sie ihr nie den Hof gemacht?"

„Ich bedauere, es nicht eingestehen zu können."

„Schade," fuhr Fortunato fort, „sonst wären wir hier ein merkwürdiges Trifolium. Aber was sagen Sie, Espinoza, wollen wir nicht hinaufgehen und den Damen unsern Besuch machen?"

„Aber, Fortunato!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir auf das Liebenswürdigste empfangen würden. Wahrhaftig, wenn Celita ihre früheren Anbeter nicht mehr sehen wollte, so müßte sie jeden Verkehr mit der civilisirten Welt abbrechen. Aber es ist vielleicht schon etwas zu spät; — so gehen wir denn lieber schlafen. Ich muß doch morgen bei Zeiten auf dem Platz sein, um zu sehen, ob Villegas bei dem Verhör erscheinen kann, denn sein Zeugniß ist wichtig und wird dem Herrn Doctor Ruibarbo zu schaffen machen. Also gute Nacht, Compañeros,

und wenn nicht früher, sehen wir uns jedenfalls in der Gerichtssitzung wieder."

Daß an dem nächsten Morgen ein höchst interessanter Fall öffentlich verhandelt werden sollte, war rasch in der ganzen Stadt bekannt geworden, und da Malveca's Name häufig bei dem früheren Processe mit den pikantesten Nebenumständen bekannt war, so fand sich die „gute Gesellschaft" Guajaquils zu der Verhandlung so zahlreich ein, daß die im Saal vorhandenen Stühle fast nur von den Damen besetzt wurden und nicht einmal für diese ausreichten.

Das Gericht war zur Hälfte ein Kriegs-, zur Hälfte ein Civilgericht, denn da sich die Stadt noch im Belagerungszustand befand, präsidirte der General, von seinen höheren Officieren umgeben, während die Civilrichter, die früher von Franco entfernt, von Flores aber schon wieder eingesetzt waren, sich um diese gruppirten und so das Tribunal vervollständigten.

Um gute Plätze zu bekommen, hatten sich die Zuschauer schon lange vor der Zeit eingefunden, und auch Señora Ruibarbo mit ihrer Schwester und ihren beiden Töchtern fehlte nicht. Der Doctor hatte ihnen so glänzende Zusicherungen von den Beweisen gegeben, die er für die Unschuld seines Neffen beibringen würde, daß die Familie doch bei einem solchen Triumph nicht fehlen durfte. Außerdem wünschte aber Señora Buscada nichts sehnlicher, als daß Flores ihre Tochter Celita sehen sollte; denn daß er sie in ihrem eigenen Hause aufsuchen würde, hatte Ruibarbo selber für sehr zweifelhaft gehalten, und sie wußte es so einzurichten, daß die kleine Gesellschaft so nahe als irgend möglich dem präsidirenden General gegenüber zu sitzen kam.

Mit dem Schlage neun Uhr erschien Flores, von seinen Officieren gefolgt, von denen ein Theil neben und hinter ihm Platz nahm, während sich die Uebrigen im Saal, so gut es ging, vertheilten. Nur Fortunato kam später, und zwar in Begleitung eines jungen Mädchens und eines älteren Eingeborenen, für die er noch mühsam einen Platz erkämpfte. Aber Niemand beachtete ihn, denn in diesem Augenblick gerade wurde der Gefangene hereingeführt, der, noch in quitenischer

Officiersuniform, von Doctor Ruibarbo gefolgt, mit großer Zuversicht durch die ihm Raum gebende Menge schritt und einzelne junge Damen seiner Bekanntschaft dadurch in nicht geringe Verlegenheit setzte, daß er ihnen auf das Freundlichste und Vertraulichste zunickte. Ja, wenn er sich erst von seiner Anklage gereinigt haben würde, wäre er der Held des Tages gewesen, und seine Bekanntschaft würde gesucht und geschätzt worden sein. Noch aber wußte man ja nicht, wie sich Alles gestalten konnte, und man durfte sich doch nicht vorschnell compromittiren.

Es dauerte einige Zeit, bis sich im Saal Alles beruhigt hatte, und Fortunato schritt indessen, um zu seinem Platz zu gelangen, quer hindurch, wo in der Mitte ein freier Raum für den Angeklagten, seinen Vertheidiger und die Zeugen gelassen war. Dort mußte er dicht an Señora Buscada vorüber, die allerdings that, als ob sie ihn nicht sähe. Fortunato war aber nicht der Mann, sich eine Gelegenheit entgehen zu lassen, die Señora Buscada zu ärgern, was er, wie er recht gut wußte, am besten durch seine Begrüßung und Anrede erreichte, und mit der freundlichsten Miene von der Welt sagte er daher, indem er vor ihr stehen blieb:

„Ah, Señorita, Ihr Anblick thut kranken Augen wohl. Nun, haben Sie sich auch eingefunden, um Zeuge des Triumphes Ihres Neffen zu sein? Donna Celita — Donna Teresa, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu Füßen zu legen."

„Señor Fortunato!" rief Señora Buscada wie erstaunt. „Das ist ja eine Ueberraschung. Wie mir scheint, wechseln Sie die Uniformen je nach Umständen."

„Ich war in einer zu guten Schule, um das nicht gelernt zu haben, Señora, und da unser gemeinschaftlicher Freund — Seine Excellenz, Sie wissen schon — das Weite gesucht hat, setzen wir Beide das Geschäft in der alten Weise fort."

„Señor, ich muß Sie dringend bitten —"

„Wir Beide brauchen uns ja auch nicht zu verstellen, Señora — aber, Donna Celita, wie blühend und wunderschön Sie aussehen. Man sollte wahrhaftig nicht glauben, daß erst in der vorletzten Nacht alle Ihre Hoffnungen und Träume geknickt wurden."

„Señor Fortunato," erwiderte Celita, sich auf die Lippen beißend, indem sie nach einer ganz andern Richtung hinübersah. „Sie sind — unausstehlich — wie gewöhnlich —"

„Und Sie selbst in Ihrem Zorn schön. — Ah, Señora Ruibarbo, noch habe ich ja gar nicht Gelegenheit gehabt, Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche zu Füßen zu legen. Aber so sehr ich auch Doctor Ruibarbo's Glück erkenne, Señora — Neid ist meinem Herzen fern."

„Señor Fortunato," sagte die Dame kalt — „ich hatte wenigstens geglaubt, daß Sie keinen Staat mit dem raschen Wechsel Ihrer Uniform machen würden."

„Thu' ich auch nicht, Señora, wunderbar nur ist, daß ich mich der vorigen nicht schämte. Ich habe aber wenigstens alles in meinen Kräften Stehende gethan, um den früheren Fehler gut zu machen, denn durch eine von mir erdachte Kriegslist wurde der kleine Mulatte bei Tucumbo geschlagen; auch kann ich von mir behaupten, daß ich neulich Abends durch in der Stadt geblasene falsche Signale nicht unwesentlich dazu beigetragen habe, den Einzug des General Flores zu erleichtern. Außerdem schoß ich im ehrlichen Kampf den dicken Major vom Pferde — Sie sehen daraus, daß ich meine früher begangenen Fehler, so viel ich konnte, zu verbessern suchte."

Señora Ruibarbo war vor innerer Aufregung todtenbleich geworden, aber die Klingel des Richters machte jede Fortsetzung des Gesprächs unmöglich. Fortunato mußte seinen Platz einnehmen, was er nach einer tiefen — aber leider unerwiderten Verbeugung gegen die Damen that, um sich dicht hinter Flores zu stellen, wo er, so lange das Verhör dauerte, blieb.

„Wer waren die Damen, mit denen Sie sich eben unterhielten?" frug ihn Flores, sein Gesicht ihm halb zukehrend.

„Die junge Frau des Doctor Ruibarbo — oder die alte Wittwe Entonza — und die hübsche Sirene Celita Buscada, die ihre Netze nur nach Goldfischen auswirft — vor einigen Tagen noch die halberklärte Braut Franco's. Es sind ein paar höchst interessante Damen, die freilich mit dem Sturz des Usurpators auf so lange Zeit Alles eingebüßt haben, bis

sie das Verlorene — mit der neuen Regierung wieder ersetzen können."

„In der That?" lächelte Flores und warf einen Blick nach den Damen hinüber, der Señora Buscada's Herz mit Gift und bitterer Galle füllte. Hätte sie den Verräther Fortunato noch mehr hassen können, als es schon der Fall war — diesem Blick würde er es verdankt haben.

Das Verhör begann aber jetzt und nahm die Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch. Die Anklageacte wurde nämlich durch einen der Beamten verlesen und Malveca der Desertion und des Verraths an dem quitenischen Heer angeklagt, keine Silbe aber dabei von dem aufgefangenen Brief erwähnt, der eigentlich die Ursache der Flucht des Gefangenen gewesen war.

Doctor Ruibarbo, in allen Sätteln gerecht, hatte seinen Neffen übrigens vermocht, ihm die Vertheidigung zu überlassen, und so trat er denn gleich nach Beendigung der Verlesung auf und frug, weshalb die wichtigste Anklage gegen Señor Malveca, der sich von der Beschuldigung der Desertion leicht reinigen könne, fallen gelassen sei. Er fordere vor Allem die Vorlegung jenes Briefes, der die erste Ursache zu einem so schmählichen und unwürdigen Verdacht gegeben habe, und wie er Gerechtigkeit für seinen Clienten verlange, so wolle er auch, daß nicht ein Makel später an ihm haften bliebe.

Doctor Ruibarbo glaubte nämlich, daß das Papier, nach dem was ihm Flores gestern mitgetheilt hatte, verlegt und nicht wieder aufgefunden sei; der General erhob sich aber und sagte mit ruhiger Stimme:

„Ich habe, um die Sache abzukürzen, eine Anklage dieses Schriftstücks wegen fallen lassen, da die Handschrift jedenfalls verstellt ist und ein Beweis schwer zu führen sein wird. Wenn es aber der Vertheidiger wünscht und verlangt, so können wir ihm auch damit dienen. Das Papier hat sich nämlich wiedergefunden, Señor Ruibarbo, und Señor Malveca steht also unter der doppelten Anklage eines beabsichtigten und ausgeführten Verrathes."

Dem Doctor war das nichts weniger als angenehm, aber er wußte seinen Verdruß vortrefflich zu bemänteln und rief:

„Desto besser, desto besser, dann wird es auch leicht werden, den Beweis des Gegentheils zu führen. — Sie erlauben mir wohl, jenes Schriftstück einmal anzusehen."

„Gewiß — wollen Sie nur an den Tisch treten."

Der Doctor folgte der Aufforderung und frug dann, nachdem er einen flüchtigen Blick darauf geworfen —

„Und wagt irgend Jemand zu behaupten, daß dies hier meines Neffen Handschrift sei?"

Fortunato bog sich zu Flores hinüber und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. — Der General wandte sich fragend zurück und Jener nickte mit dem Kopf. Señora Buscada war dies kurze Zwischenspiel nicht entgangen.

„Nun," sagte der General, „wir wollen diesen Punkt bis nachher lassen, und ich werde dann Señor Malveca ersuchen, Einiges in seiner gewöhnlichen Handschrift niederzuschreiben."

„Ich habe einige Briefe von ihm bei mir," warf Doctor Ruibarbo ein.

„Dürfte ich Sie bitten, mir dieselben zum Vergleich zu lassen?"

„Mit Vergnügen, General — sie waren nur zu dem Zweck mitgebracht."

„Gut — legen Sie dieselben nur dort auf den Tisch, und nun, Señor Malveca, bitte ich Sie, sich von der Anklage zu reinigen, daß Sie an jenem Tage von unserer Armee desertirt und absichtlich zu dem in Waffen stehenden Rebellenheer übergegangen sind. Welche Beweise haben Sie, um uns zu überzeugen, daß Ihre Flucht nicht freiwillig war; ja, welche Ursache können Sie überhaupt angeben, weshalb Sie sich aus der Stadt entfernten?"

„Die Sache ist zu einfach," entgegnete Malveca, „um vieler Worte zu bedürfen. Als ich über die Plaza Guarandas schritt, von der aus man einen Theil des nach Tucumbo führenden und alten Weges übersehen kann, glaubte ich eine Gestalt zu bemerken, die sich in den Gebüschen versteckt hielt. Einen Franco'schen Spion vermuthend, bestieg ich mein schon gesattelt stehendes Pferd und ritt rasch dahin, als plötzlich etwa

ein Dutzend Burschen aus dem Busch sprangen, meinem Pferd in die Zügel fielen und mich aus dem Sattel rissen. Weiter weiß ich mich auf nichts zu besinnen, denn ein Schlag betäubte mich, und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich gebunden in des Feindes Gewalt."

„Gebunden?"

„Allerdings; erst später ließ man mich auch — natürlich unter Bewachung — frei umhergehen, aber bald darauf wurde ich wieder, Gott weiß aus welchem Grunde, gefesselt, mißhandelt und in ein dumpfes Loch geworfen, wo unsere Truppen mich nachher gefunden haben. Wie das ein Beweis sein kann, daß ich meine eigenen Kameraden verrathen hätte, vermag ich nicht zu begreifen."

Es wurden jetzt der Hauptmann Belconza und einige quitenische Soldaten als Zeugen aufgerufen, welche die näheren Umstände der Flucht des Gefangenen an jenem Morgen angeben sollten. Da Malveca aber selber schon zugestanden hatte, daß er fortgeritten sei, um rasch jenen vermutheten Spion einzuholen, so konnte nichts Neues durch ihre Aussagen ermittelt werden. Doctor Ruibarbo ersah den Vortheil und begann deshalb mit seinem freundlichsten Lächeln:

„Erlauben Sie mir, verehrte Herren, Ihnen zu bemerken, daß wir bis jetzt nur Leute vernommen haben, die nichts von der Sache wissen. Ich dagegen bin im Stande, Ihnen einen Theil jenes Streifcorps, das den Señor Malveca gefangen nahm, zu stellen. Alle waren freilich nicht mehr aufzutreiben, denn viele sind geblieben, andere geflüchtet. Kommt nur her, meine Burschen," rief er sodann, sich umdrehend, und drei Franco'sche Soldaten, in abgerissenen, schmutzigen Uniformen, mit Gesichtern, als ob sie eben vom Galgen geschnitten wären, traten augenscheinlich verlegen, sich hier in so anständiger Gesellschaft zu befinden — vor, um dem Ruf Folge zu leisten.

Dem Doctor selber mochte ihre Erscheinung früher nicht so ganz trostlos vorgekommen sein, wie sie ihm in diesem Augenblick erschienen, denn er wurde sichtlich ein wenig befangen. Aber es war nicht von langer Dauer, und mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit blickte er gleich darauf freund-

lich auf die Leute und bat sie, hier „frei und ohne Furcht" zu erzählen, was sie über die Gefangennahme des Herrn da wüßten. General Flores habe ihnen ihre volle Freiheit zugesichert, und sie würden deshalb nach abgelegtem Zeugniß ruhig ihrer Wege gehen können.

„Ja, meine Burschen," unterbrach ihn Flores mit seiner metallreichen Stimme, „der Herr da hat vollkommen Recht. Wenn Ihr hier die Wahrheit sagt, was Ihr auch persönlich gethan haben mögt, so soll Euch nichts geschehen und Ihr könnt unbelästigt in Eure Heimath zurückkehren; stellt sich aber später heraus" — fuhr er mit erhobener Stimme fort — „daß Ihr aus irgend einem Grund einen falschen Bericht gegeben habt, dann möchte ich gerade nicht in Eurer Haut stecken, und was dann mit Euch geschieht, hängt von den Umständen ab."

So ruhig die Worte gesprochen waren, machten sie doch einen bemerkbaren Eindruck, und es schien fast, als ob sogar der Doctor einen Moment die Farbe wechselte. Jedoch schon im nächsten wandte er sich wieder lächelnd zu den Leuten mit den Worten:

„Ihr seht, Kinder, der General selber bestätigt mein Versprechen, und nun seid so gut und erzählt uns so kurz als möglich das Zusammentreffen an jenem Morgen mit dem Herrn da."

Die drei Burschen flüsterten einen Augenblick mit einander, dann trat der eine von ihnen einen Schritt vor und berichtete, ohne jedoch dabei die Augen aufzuschlagen, die Gefangennahme Malveca's ungefähr so, wie sie dieser selber vorher angegeben hatte. Der General forderte ihn endlich auf, ihn dabei anzusehen, was dem Zeugen jedoch erst nach einiger Anstrengung gelang.

Einer der Beisitzer richtete nun ein paar Kreuzfragen an ihn, aber ohne ihn irre machen oder zu einer verschiedenen Aussage bringen zu können. Auch die anderen Beiden wurden befragt, aber auch sie widersprachen sich nicht ein einziges Mal und blieben fest und hartnäckig bei dem einen Punkte stehen, daß sie auf der Streifpatrouille gewesen wären und den Officier vom Pferde geschlagen und gefangen hätten.

Fortunato war, gleich nachdem das Verhör begann, von seinem Platze verschwunden, um hinter den Zuschauern die nächste Thür zu erreichen. In dieser erschien er nun mit einem jungen bleichen Manne, der den Kopf verbunden und auch den Arm in einer Binde trug, und machte ihm freundlich Bahn bis zu einer Stelle, wo ein Durchgang nach dem innern Kreis offen gelassen war und wo ein Polizeisoldat auf Wache stand. Von dort hörten Beide die Aussagen der Soldaten an.

„Kennen Sie Keinen der Leute?" flüsterte Fortunato seinem Begleiter zu.

Villegas lächelte.

„Ich glaube, ich bin zu rechter Zeit gekommen, und wäre es auch nur, um dem Doctor Ruibarbo einen Strich durch die Rechnung zu machen. Aber warten Sie noch etwas — lassen Sie die Schufte nur erst zu Ende kommen, nachher werde ich mir erlauben, eine Frage an einen von ihnen zu richten."

„Nicht wahr, sie lügen?"

„Kein Wort ist wahr von dem, was sie erzählen — aber ruhig, damit ich sie verstehen kann."

Der erste Zeuge hatte sich eben dazu bekannt, selber derjenige gewesen zu sein, der den Officier vom Pferde geschlagen habe, weil sie gefürchtet hätten, er würde in die Stadt zurücksprengen und sie verrathen, als Villegas Fortunato's Arm ergriff und ihm zuflüsterte:

„Jetzt, Compañero — jetzt ist es Zeit," und langsam vortretend, ohne weder den General noch den Doctor weiter zu beachten, ging er auf den Soldaten zu, bis er dicht vor ihm stand, und sagte:

„So, Lorenzo? Du bist also mit auf der Streifpatrouille gewesen, die den Officier da eingebracht hat? Und hast Du ganz vergessen, daß Du gerade mein Pferd futtertest, als der Herr da mit zwei Begleitern, aber nicht gebunden, nach Camino real hereingesprengt kam, und daß Du zu mir in's Haus tratest und mir meldetest, es wäre eben ein Ueberläufer, ein Officier von Flores angekommen?"

„Señor, ich — ich weiß nicht," stammelte der Unglückliche und bekam eine vollkommen aschgraue Färbung.

„Señor Villegas!“ rief zugleich der Doctor erschreckt, denn jetzt zum ersten Mal verließ ihn seine Geistesgegenwart. Ein dumpfes, unheilverkündendes Murmeln durchlief die Versammlung, als Flores' helle Stimme den Lärm übertönte:

„Doctor Ruibarbo,“ — und ein leichtes spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen — „Ihre Zeugen scheinen nicht so ganz tactfest zu sein. — Ibarra, Sie haben wohl die Freundlichkeit, dafür zu sorgen, daß die drei wackeren Burschen in Gewahrsam bleiben. Dürfte ich nun wohl Herrn Malveca ersuchen, ein paar Worte, die ich ihm dictiren werde, nachzuschreiben.“

„Herr General,“ rief der Doctor in sichtbarer Aufregung — „ich muß gegen ein Verfahren protestiren, das —“

„Ihnen den Hals kosten kann, wenn Sie sich noch weiter compromittiren, Doctor Ruibarbo,“ unterbrach ihn Flores — „weigern Sie sich zu schreiben, Señor?“

„Gewiß nicht, General,“ antwortete Malveca ruhig — „welche Intrigue auch gegen mich gespielt wird, ich werde sie mit meinem guten Recht zu Schanden machen.“ — Und mit festen Schritten ging er zu dem Tisch und nahm die Feder auf.

„Dürfte ich Sie um das Papier bitten, Major,“ sagte Flores darauf zu Fortunato, und dieser reichte ihm einen nicht mehr sehr reinlichen Brief, der so aussah, als ob er irgendwo unter einer Dachtraufe gelegen hätte. Flores faltete ihn langsam und vorsichtig auseinander, überlas ihn, wobei er leise und nachdenkend mit dem Kopf nickte, und sagte dann: „Malveca, sind Sie bereit?“

„Ja wohl, Señor.“

„Nun gut, dann schreiben Sie, bitte, die folgenden Worte: „„General — meinem Versprechen gemäß erhalten Sie hier eine wichtige Nachricht““ — haben Sie Nachricht?“

„Ja,“ und Malveca sah scheu zu dem General empor.

„„„Wir liegen hier in Guaranda,““ fuhr Flores dictirend fort, „„„aber nur mit fünfzig Mann, die nicht im Stande sind, den offenen Platz zu vertheidigen. Espinoza, den Sie zum Tode verurtheilt haben, ist leider entflohen. Er kam hier durch und wurde von unserem Hauptmann direct nach Quito gesandt, um von dort Verstärkung herbeizuholen. Rücken Sie

schnell auf Guaranda, so können Sie reiche Beute machen, denn das ganze Nest steckt voll von Waaren. Zögern Sie mit dem Angriff, so verlieren Sie Alles, und finden außerdem die Höhen zwischen hier und Bodegas besetzt. Der Bote ist zuverlässig — schicken Sie mir Antwort. Ihr getreuer""" — aber Sie schreiben ja gar nicht mehr? — hier im Brief steht weiter nichts mehr als die Unterschrift — ,,,,Malveca"""" —

Todtenstille herrschte im weiten Saale — Niemand regte sich, selbst der Doctor war leichenblaß geworden, und Señora Ruibarbo zog ein Riechfläschen hervor, um ihre Nerven zu stärken.

„Es ist falsch!" schrie Malveca, indem er die Feder hinwarf, mit heiserer, fast tonloser Stimme — „eine schändliche, nichtswürdige Intrigue — der Brief ist nachgemacht."

„Doctor, dürfte ich Sie vielleicht bitten, hierher zu treten und dieses Schreiben mit den von Ihnen gebrachten Briefen zu vergleichen," sagte Flores, der die beiden Schriftstücke neben einander in der Hand gehalten hatte.

Der Doctor behielt kaum so viel Fassung, der Aufforderung zu folgen, und sagte zögernd:

„Aber ich begreife nicht, General, woher auf einmal ein Brief kommt, der gar nicht in der Anklage enthalten ist."

„Major, haben Sie Ihren Zeugen zur Hand?"

„Zu Befehl, Herr General," erwiderte Fortunato, indem er durch den Saal schritt, zwischen die Zuschauer trat und dort die Hand eines jungen Mädchens ergriff, das scheu zurückzuweichen schien. Ein paar Worte genügten jedoch, ihr Vertrauen einzuflößen, und Fortunato, ihren Arm in den seinen ziehend, führte sie jetzt dicht an Señora Buscada und Celita vorüber, die gerade aufstanden und ihre Sitze verlassen wollten.

„Jacinta!" rief da eine Stimme, und des Mädchens Wangen färbten sich purpurroth; Fortunato aber wandte sich lächelnd an die alte Señora und Celita mit den freundlichen Worten:

„Bitte, bleiben Sie noch, meine Damen, Sie versäumen sonst eine höchst interessante Scene." Beide Damen schienen

aber genug gesehen zu haben, und von Teresa gefolgt — Señora Ruibarbo hielt die Angst um ihren Gatten noch zurück — verließen sie gleich darauf den Saal, ohne daß sich Jemand um sie bekümmert hätte.

„Und Sie, Señorita," fragte Flores, freundlich auf die zitternde Gestalt der Jungfrau blickend, „sollen uns also Auskunft über diesen Brief geben? Bitte, fürchten Sie sich nicht, Sie stehen hier unter unser Aller Schutz. Wie kam er in Ihre Hände?"

„Es war," flüsterte Jacinta, „an jenem Morgen —"

„Lauter, mein Kind, ich selber verstehe kaum, was Sie sagen, und die anderen Herren können kein Wort davon hören. Fassen Sie Muth, Sie sind unter Freunden."

Jacinta schwieg einen Augenblick. Sie mußte sich erst sammeln, um die Scheu zu überwinden, vor einer so großen Versammlung, in der Aller Augen auf sie gerichtet waren, zu reden. Der gefundene Brief, sowie die von Ruibarbo gebrachten gingen indessen unter den Richtern und den Officieren von Hand zu Hand. Endlich hatte das junge Mädchen ihre augenblickliche Schwäche bezwungen und erzählte jetzt mit ziemlich lauter und fester Stimme die Vorgänge jenes Morgens, von denen der neben ihr stehende Fortunato zum Theil Zeuge gewesen war. Sie hatte gefürchtet, daß der Brief, den sie zufällig entdeckt hatte, Verrath gegen die quiteniſche Regierung, gegen ihr Vaterland bezweckte, da er an den Erzfeind des Landes gerichtet war, und hatte ihn deshalb an sich genommen. Später habe sie ihren Verdacht bestätigt gefunden und den Brief bewahrt, bis an diesem Morgen der Officier, der sich schon früher freundlich gegen sie gezeigt habe, sie aufgefunden und von ihr das Schreiben erhalten habe. Derselbe habe sie dann hierher geführt. Weiter wisse sie nichts.

Ihre Erzählung war so schlicht und einfach gewesen, daß auch kein Mensch im Saal an ihren Worten zweifelte, die Fortunato jetzt selber noch bestätigen und ergänzen konnte. Wäre das aber auch nicht der Fall gewesen, so würde das Aussehen des Verbrechers selber als Zeuge für sie aufgetreten sein.

Malveca war todtenbleich geworden, seine Kniee zitterten, seine ganze Gestalt bebte, und er mußte sich an dem nächsten Stuhl halten, um nicht umzusinken.

„Verräther!" rief Flores, und seine Stimme drang bis in die entferntesten Theile des Saales — „berufst Du Dich noch auf Deine falschen Zeugen? Gut denn! Major Fortunato sagt mir eben," fuhr er, sich an Villegas wendend, fort, „daß Sie im Stande sind, genaue Auskunft über dieses Menschen Ankunft in Camino real, wie über die Vorschläge zu geben, die er Franco gemacht hat — ich ersuche Sie —"

„Gnade!" — stammelte jetzt der Verbrecher — „ich bin schuldig." —

„Señor Ibarra, ich bitte Sie, den Doctor Ruibarbo wegen versuchter Zeugenfälschung zu verhaften. Außerdem liegt noch eine andere schwere Anklage gegen ihn vor, nämlich in einem Processe, der zu Gunsten dieses Malveca entschieden wurde, eine ähnliche Rolle gespielt zu haben."

„Herr General!" rief Ruibarbo bestürzt — und Señora Ruibarbo hielt den Moment für passend, in Ohnmacht zu fallen. —

„Lassen Sie ihn abführen, wir brauchen ihn nicht mehr — und auch seine drei Helfershelfer. Jetzt wollen wir erst den Bericht hören, den Señor Villegas, der Franco'sche Officier, über jenen Vorfall giebt."

Es entstand ein kleiner Tumult, bis der Doctor unter dem Bravorufen der Umstehenden abgeführt werden konnte. Einige Damen nahmen sich indessen seiner Frau an, die man in ein Seitenzimmer trug. Villegas erzählte dann die Vorgänge in Camino real, die keinen Zweifel mehr ließen, daß Franco, auf Malveca's Rath, Guaranda überraschen und Flores hatte gefangen nehmen wollen, als der Brief von Flores sein Mißtrauen erweckte und ihn in der Ausführung so lange zögern ließ, bis es eben zu spät war.

Malveca widersprach nicht mehr, er war völlig gebrochen, und Alles jetzt gestehend, bat er nur um sein Leben. Alles auch wolle er herausgeben, was er ungerecht erworben, nur sein Leben — sein Leben solle man ihm schenken.

Flores wandte sich in Ekel von der feigen Todesfurcht

des Elenden ab, und die Richter zogen sich zurück, um über den Fall zu berathen.

Jacinta selber wollte für ihn bitten, aber Fortunato hielt sie zurück. Diesen Verbrechen gegenüber mußte die Gerechtigkeit ihren Lauf haben, was dann die Gnade thun konnte, bestimmte doch der General. Ihn drängte es auch von hier fort, von diesem Bild des Jammers, und Espinoza heranwinkend, führte er die beiden glücklichen jungen Leute hinaus aus dem Saal, in dem der Verbrecher noch immer mit bangem Herzklopfen sein Urtheil erwartete, und über die Straße hinüber in Ibarra's Garten.

Dort, im Schatten breitblättriger Blüthenbüsche, Hand in Hand, Auge in Auge mit der Geliebten, saß Espinoza, klagte sich selber an, bat die lieben Augen, denen er schon so viel Thränen entlockt hatte, um Verzeihung, und versprach mit Hand und Mund, den begangenen Fehler durch ein ganzes Leben voll Liebe und Treue zu sühnen.

Indessen kehrten die Richter von ihrer Berathung in den Gerichtssaal zurück, und das Urtheil war einstimmig von ihnen gefällt worden. Eine solche, wiederholte Verrätherei verdiente nur den Tod, und Malveca brach leichenblaß in die Kniee, als er das furchtbare Wort aussprechen hörte.

Flores aber wollte nicht den ersten Tag seines Sieges mit Blut beflecken und milderte das gesprochene Urtheil in ewige Verbannung aus Ecuador — aber Tod durch Henkers Hand, sobald der Schuldige die vaterländische Küste je wieder heimlich oder offen betreten würde.

Zur Vollziehung dieses Urtheils, für das der Verbrecher mit Thränen in den Augen dankte, und das für ihn kaum eine Strafe war, denn was lag dem Elenden an seinem Vaterland, fand sich noch an dem nämlichen Abend Gelegenheit. Mit der beginnenden Ebbe ging ein chilenisches Segelschiff in See. Der Capitain zeigte sich — da die Regierung die Passage bezahlte — bereit, einen Passagier mitzunehmen, und durch ein Polizeiboot wurde Malveca an Bord gebracht.

Das Boot verließ ihn aber hier noch nicht, sondern begleitete die Brig, mit sechs Bewaffneten darin, den Strom

hinab, bis sie weit draußen in der Mündung die Insel El Muerto passirt und den Ankergrund weit hinter sich hatte. Erst dann kehrte es nach Guajaquil zurück.

32.

Fortunato in Quito.

Drei Wochen waren nach den oben beschriebenen Vorfällen verflossen, als ein junges Paar, von einem Arriero und noch einem Saumthier begleitet, in einem kleinen Dorfe unfern Quito anhielt, um den Maulthieren ein paar Bündel Yerba zu geben und sie ein wenig rasten zu lassen.

Es war Espinoza mit seiner jungen Gattin, die er seinen Eltern bringen wollte, und Jacinta, jetzt nicht mehr in ihrer ärmlichen Kleidung, sondern in einem Reitkleid von dunkelm Tuch, das ihre zarte schlanke Gestalt dicht umschloß, ein Federhütchen auf dem Kopfe, und Glück und Liebe in den großen treuen Augen, die in ihrer Jugend schon so viel Schmerz gesehen, so viel bittere Thränen geweint hatten, schritt an des Gatten Arm einer kleinen Erhöhung zu, von der aus man beide Seiten des Weges überschauen konnte und einen vollen Ueberblick auf das wahrhaft wundervolle Panorama gewann, welches dieses Thal umgab.

Aber Beider Blicke flogen zuerst den Weg zurück, den sie gekommen waren, und Jacinta sagte fast traurig:

„Er kommt noch nicht, und ich hatte mich so darauf gefreut, daß gerade er uns Deinen Eltern zuführen sollte."

„Wenn er es hätte möglich machen können, mein Herz," entgegnete der junge Officier freundlich, „wäre er sicher schon da; aber wir wissen ja nicht, wie ihn sein Dienst in Anspruch nimmt. Keinenfalls läßt er in Quito lange auf sich warten, dessen kannst Du versichert sein. — Aber sieh dort hinüber —

siehst Du an jener Stelle, wo der Pichincha seine scharfen Hänge dem Thale zuneigt, den dünnen Rauch lagern und den dunkeln Fleck darunter? Das ist Quito mit seinen Ziegeldächern, und wenn uns unser gutes Recht in Guajaquil nicht wird, so gründen wir dort unsere stille, bescheidene Heimath. Fortunato hat Recht, Ecuador ist ein so reiches und glückliches Land, daß wir um unsern Lebensunterhalt nicht zu sorgen brauchen. Dort will ich suchen, Du treues Herz, Dir Alles, Alles zu vergüten, was Du durch mich gelitten hast — Deinen Pfad will ich so eben machen, wie er bis jetzt hart und rauh gewesen ist, und jeder Tag soll Dir ein neues Zeugniß geben, daß ich die Liebe verdiene, die Du mir bewahrt hast."

Und Jacinta war glücklich; an der Schulter des Gatten, der sie mit seinem Arm umschlungen hielt, lehnte ihr liebes Haupt, und während Gottes Sonne im hellsten Glanz auf sie herabschien, grollte der alte grimmige Kotopaxi seinen Segen dazu und schwenkte die riesige Nebelkappe um den Scheitel.

Lange hatten sie so gestanden, in ihr eigenes Glück und in die Wunder der herrlichen Natur vertieft, bis es endlich Zeit wurde, den Weg fortzusetzen. Kaum aber waren sie wieder im Sattel, als ein Reiter in kurzem Galopp die Straße heraufgesprengt kam und schon von Weitem seinen Gruß mit dem Hut entgegenwinkte.

„Hurrah, doch noch eingeholt," rief Fortunato, als er sie erreichte und auf das Herzlichste von ihnen begrüßt wurde. „Ich habe wahrhaftig kein Gras unter den Hufen meines alten Braunen wachsen lassen."

„Aber Sie reiten ja einen Schimmel," bemerkte lächelnd Jacinta.

„Das ist ein frisches Thier, das ich mir vorhin in Machache genommen habe, um mein eigenes Pferd zu schonen. — Aber nun vorwärts, denn mich drängt es, Quito wieder zu sehen, und unterwegs habe ich Ihnen viel zu erzählen."

„Aber weshalb sind Sie so lange geblieben?" fragte Espinoza, während sie das kleine Dorf wieder verließen und den breiten ebenen Weg nach Quito einschlugen; „Flores hatte

Ihnen ja doch Ihren Urlaub schon bewilligt. Wir haben einen vollen Tag länger in Latacumpo gewartet, als ausgemacht war."

„Weil neulich Morgens," erzählte Fortunato, „ganz Guajaquil in die furchtbarste Aufregung gerieth und wir Alle schon glaubten, der kleine Mulattengeneral kehre mit peruanischer Hülfe zurück, um die Stadt in Grund und Boden zu schießen — ja man befürchtete sogar eine Landung der Truppen, denn zwei peruanische Kriegsschiffe kamen wieder den Strom heraufgedampft und legten sich auf ihren alten Ankerplatz — wo sie noch bis diese Stunde liegen —"

„Und zu welchem Zweck?"

„Gott weiß es. Ob es eine Demonstration des alten Haudegen Castilla gegen die neue Regierung sein soll, und er, was das Wahrscheinlichste ist, unter dem Druck seiner Geschütze von der jetzigen Regierung durch Verträge herauspressen will, was ihm Franco als Beutetheil zugesichert hatte — genug, wir sind nicht recht klug daraus geworden. Daß aber alle nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, einen etwa landenden Feind auf das Nachdrücklichste zu empfangen, können Sie sich denken. Die ganze Stadt war in einer fieberhaften Aufregung, und hätten die Peruaner nur die geringste Feindseligkeit versucht, sie wären mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Garcia Morena, dessen Candidatur zur nächsten Präsidentschaft vollständig gesichert scheint, ist fest entschlossen, keinen Fuß breit ecuadorianischen Bodens an Peru abzugeben, und wagen die peruanischen Dampfer einen einzigen Schuß auf die Stadt, so sind Maßregeln getroffen, daß sie nie wieder blau Wasser zu sehen bekommen, denn oberhalb Puna wird schon an einem Fort tüchtig gearbeitet, das ihnen Respect vor ecuadorianischen Kanonen einflößen soll. — Aber zum Henker mit der Politik," brach er kurz ab — „ich habe Ihnen Besseres und Freudigeres mitzutheilen. Señorita, erlauben Sie, daß ich der Erste bin, der Ihnen seine Glückwünsche zu Füßen legt. Ihr Proceß ist gewonnen, Espinoza."

„Gewonnen?" rief der junge Mann rasch und freudig aus.

„Flores macht nicht viel Umstände," rief Espinoza lachend, „Ibarra und Zegado interessirten sich ebenfalls warm für die

Sache, Verdachtgründe lagen überhaupt genug vor, daß der Proceß unter dem Einfluß Franco'scher Beamten auf das Willkürlichste und Widerrechtlichste gehandhabt sei, und da bei einer Haussuchung bei Doctor Ruibarbo höchst interessante und wichtige Papiere zum Vorschein kamen, so erledigte sich der Fall weit rascher, als man hätte erwarten können."

„Und der Doctor? — welche Strafe wird er jetzt bekommen? Hat er nicht die Verbannung wenigstens eben so verdient, wie sein Neffe?"

„Da kennen Sie unsere ecuadorianischen Verhältnisse doch noch zu wenig," erwiderte Fortunato. „Doctor Ruibarbo ist wieder auf freien Füßen und giebt eine Gesellschaft nach der andern, zu denen er, freilich bis jetzt vergeblich, die Spitzen der gegenwärtigen Regierung heranzuziehen versucht."

„Und ungestraft soll er das Alles verübt haben?"

„Nicht so ganz; man wußte ihn, oder vielmehr Señora Ruibarbo an ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen, und da der junge Staat gegenwärtig sehr viel Geld braucht, so wurde dem Doctor die Wahl zwischen Verbannung und einer Buße von zwanzigtausend Dollars gelassen, worauf er denn nach einigen vergeblichen Versuchen, noch etwas von der Summe herunter zu handeln, das baare Geld seufzend an die Regierungskasse ablieferte."

„Und Donna Celita?" frug Jacinta mit einem schelmischen Blick auf ihren Gatten, der diesem das Blut in die Schläfe trieb.

„Ist gegenwärtig vollkommen Florestinisch oder quitenisch gesinnt, und hat schon wieder einen Schwarm von Anbetern um sich gesammelt, die nicht versäumen werden, trotz aller früheren Warnungen sich die Flügel zu verbrennen. Sie regiert Ruibarbo's Haus, der es nur mit dieser Hülfe möglich machte, wieder populär — wenigstens gesucht zu werden. Doch lassen wir diese Leute — dort liegt Quito mit seinen zahlreichen Kirchen, seinem alten Pichincha als Wächter, und mit seinem lebenslustigen und frohen Volk. Wie die Straße sich wieder belebt hat, seitdem der Verkehr wieder frei geworden ist!"

Noch während er sprach, hörten sie laute Hufschläge hinter

sich, und als sie den Kopf wandten, sahen sie einen Reiter die Straße heraufkommen.

„Ein Courier," rief Fortunato und zügelte sein Thier, während der Reiter, als er die Florestinische Uniform erkannte, sein Roß anhielt.

„Holla, Compañero," rief ihn der junge Mann an, „etwas vorgefallen in Guajaquil? — haben die Dampfer gefeuert?"

„Nein, Señor," sagte der Bursche ehrerbietig. „Alles ruhig dort unten — ich trage nur Privatdepeschen —" und seinem Thier wieder die Sporen gebend, sprengte er der Stadt zu. Aber es war jetzt nicht so leicht, weiter zu kommen, denn dichte Caravanen beladener Esel, Maulthiere, Lamas und Ochsen versperrten den Weg zu Zeiten so, daß man nur Schritt reiten konnte, um nicht überall anzurennen.

Unzählige Eselszüge wurden von Indianern getrieben, um Waaren und Früchte nach Quito zu bringen. Und zu den Lastthieren konnte man auch die Indianerinnen rechnen, die mit einem Packen auf dem Rücken, ein Kind vorn in ihrem Poncho eingewickelt, die Esel dabei antreibend und außerdem noch eine Spindel in der hochgehobenen linken Hand haltend, während sie mit der rechten den Faden drehten, auf der Straße hinschritten und scheu und ehrerbietig den Pferden der Weißen auswichen.

Hunderte von leeren Maulthieren kamen aber ebenso die Straße herab, um die lange aufgespeicherten Güter von Guaranda und Bodegas abzuholen, und die halbe Provinz Imbaburru hatte dazu ihre Thiere liefern müssen. Es herrschte ein Leben in der Nähe der Hauptstadt, als ob der halbe District unterwegs wäre, und kein Wunder. Nicht allein, daß diese einzige Pulsader des ganzen Verkehrs mit dem Innern für lange Monate unterbunden gewesen, nein, die Regenzeit war auch noch außerdem vor der Thür, um keinen Augenblick unbenutzt zu lassen, das Versäumte nachzuholen.

In Quito selber schien dieses Leben und Treiben aber seinen Culminationspunkt zu erreichen, denn wie unsere Reisenden in die erste und dadurch Hauptstraße der Stadt einbogen, zeigte sich diese im festlichen Schmuck von zahllosen Fahnen, die von den Häusern, selbst den ärmsten, herabwehten,

und bald erfuhren sie, daß an diesem und an den nächsten zwei Tagen das Siegesfest über die Rebellen gefeiert werde. —

In allen Kirchen läuteten die Glocken, und eine feierliche Procession bewegte sich durch die Straßen der Stadt, von den Spitzen der Geistlichkeit geführt und von dem nachdrängenden Volk begleitet. Mit Mühe und Noth erreichten sie endlich die Plaza, die heute von den Verkäufern geräumt und an den Ecken der vier in sie einmündenden Straßen mit hohen Ehrenpforten und grünem Laubwerk reich verziert war. Fortunato jedoch, der auf dem Herwege beinahe ausgelassen lustig gewesen war, versank hier in ein so ernstes Nachdenken, daß es seinen Begleitern nicht entgehen konnte.

„Was haben Sie, Amigo?" frug daher Espinoza, als der junge Mann auf der Plaza sein Pferd zügelte und den Blick auf die fröhlichen Schaaren, auf die geschmückten Straßen, auf die bewimpelten Häuser und Kirchen warf, „suchen Sie Jemand?"

Fortunato schüttelte mit dem Kopf, indem er etwas kleinlaut entgegnete:

„Mir fiel in diesem Augenblick ein, daß ich vor einiger Zeit gewünscht hatte, anders hier einzuziehen, und zwar als Sieger und Eroberer unter der Führung des schurkischen Mulatten, und ich fange an mich aufrichtig der Rolle zu schämen, die ich damals gespielt habe."

„Lieber, bester Freund —"

„Es ist wunderbar," fuhr aber Fortunato fort, ohne auf den Einwurf zu achten, „wohin Leidenschaft und Ehrgeiz einen Menschen führen können. — Daß der verblendete Mulatte glauben konnte, sich ein Reich zu unterwerfen, läßt sich wohl noch begreifen; daß er aber weiße Officiere finden konnte, die ihm dabei behülflich waren und nicht vielmehr nach den ersten acht Tagen den frechen, sinnlichen Burschen durchschauten und in Ekel seine Fahne verließen, ist eins jener Räthsel, von denen wir nicht wissen, was wir damit anfangen sollen. — Eigentlich dürft' ich mich vor gar keinem Quitener mehr sehen lassen, und mir ist zu Muthe, als ob die Straßenjungen rufen müßten — heh! heh! da ist Einer von der Franco'schen Bande, der Quito mit erobern wollte."

Espinoza lachte. „Doch gerade Sie," tröstete er den Freund, „haben mehr gethan als die meisten Quitener, um unser Vaterland von einem großen Unglück zu bewahren. Mit Aufopferung aller Ihrer Kräfte —"

„Weil ich nicht gehangen sein wollte," unterbrach ihn Fortunato trocken.

„Haben Sie ganz besonders den Sturz des Tyrannen herbeigeführt. Sie liefen mehr Gefahr dabei, als Sie sich nach Guajaquil hineinwarfen, wie jeder Andere, denn die furchtbarste Rache hätte Sie erreicht, wenn Sie damals entdeckt und gefangen worden wären."

„Das weiß Gott," entgegnete Fortunato — „viel Umstände würde er nicht mit mir gemacht haben. — Aber was zum Henker giebt es denn hier?" fuhr er plötzlich fort, als gerade aus der Straße, in welche sie eben einbiegen wollten, ein Menschenschwarm theils schreiend und lachend, theils mit Zeichen der Angst hervorstürzte, auf der Plaza auseinanderstob und sich zum Theil hinter die dicken Quaderpfeiler der Colonnaden flüchtete.

„Der Stier! der Stier!" schrieen einzelne Stimmen, und es blieb unseren Freunden kaum Zeit, ihre Pferde herum zu werfen und auf die Plaza, wo sie mehr Raum zu freier Bewegung hatten, zurück zu flüchten, als ein wilder Stier, mit einem nachschleifenden langen Lasso an den Hörnern, aus der Straße hervorstürzte und Alles vor sich herjagte. Er hätte leicht ein Unglück anrichten können, denn nicht Alle waren im Stande, ihm mit der nöthigen Geschwindigkeit auszuweichen, aber es schien, als ob er die Feindseligkeiten noch nicht für eröffnet hielt, denn er lief bis mitten auf die Plaza, blieb dort stehen, hob den dicken Kopf und blickte herausfordernd im Kreise umher.

„Jetzt müssen wir machen, daß wir fortkommen," rief Espinoza, „denn die Procession scheint vorüber und die Festlichkeiten beginnen."

„Und gehört der losgelassene Stier mit zu den Festlichkeiten?" fragte Fortunato.

„Er wird an diesem Nachmittag die Hauptperson sein," versicherte Espinoza, „und jetzt von dem Volk so lange umher-

gehetzt und so lange geneckt, bis er zum Tode ermattet nicht mehr weiter kann. Dann erst und gegen Abend führen sie ihn fort, schlachten ihn und verkaufen das blutunterlaufene Fleisch als Delicatesse. — Aber kommen Sie — die Straße ist frei, und jetzt finden wir die Eltern noch zu Hause; denn wenn der Stier los ist, der bei keinem quitenischen Feste fehlen darf, verläßt keine Dame ihre Wohnung."

Espinoza hatte Recht — die Straße war durch den Stier vollständig gesäubert worden, und bald hielten sie vor dem kleinen, freundlichen Hause Espinoza's. — Hier aber wollte Fortunato sich von ihnen trennen.

„Ein Fremder," sagte er, „gehört nicht beim ersten Wiedersehen in einen Familienkreis; er stört nur und zerstreut. — Die erste Stunde muß Euch und Euren Lieben gehören."

„Und sind Sie denn ein Fremder, Fortunato?" rief Espinoza vorwurfsvoll — „hätt' ich der Eltern Haus im Leben wieder betreten können, ohne Sie? sind Sie es nicht gewesen, der mir —"

„Benito! Benito!" riefen aber jetzt jubelnde Stimmen aus dem Hause, und Espinoza's Schwester sprang heraus und auf den Bruder zu. Fortunato hatte sein Pferd schon abgelenkt und wollte eben, seinem Wort getreu, der ersten Begrüßung aus dem Wege gehen, als sein Blick auf Ana's schlanke Gestalt und liebe Züge fiel und er überrascht, fast erschrocken, seinem Thier in den Zügel griff. Aber allen Bedenklichkeiten wurde bald ein Ende gemacht, denn Benito's Vater warf schon das Thor auf, um die Pferde in den inneren Hof zu lassen, und rief den Nahenden ein so herzliches Willkommen entgegen, und zog dann Fortunato mit so freundlicher Gewalt aus dem Sattel und in seine Arme, daß an ein Zurückweichen gar nicht mehr zu denken war.

Wie viel hatten sich die Glücklichen nun zu erzählen, und wie lieb und herzlich wurde die arme Jacinta von Espinoza's Eltern, die sie schon als Kind gekannt hatten, empfangen. Während aber Benito's Mutter Fortunato's Hand gefaßt hielt, und ihm immer von Neuem für die Rettung des einzigen Sohnes dankte und Gottes Segen auf sein Haupt herabflehte, suchte dieser Ana's Augen zu begegnen, die wohl

zuweilen auf ihm hafteten, sich aber immer wieder, während die Wangen errötheten, vor ihm senkten. Endlich aber hielt er es nicht länger aus; er wußte seinen Zweifeln ein Ende machen, und rasch zu Ana tretend, sagte er, wenn auch immer noch ein wenig befangen:

„Señorita — entweder täuscht mich eine merkwürdige Aehnlichkeit, oder — wir sind uns — es mögen nun drei Jahre sein — schon einmal begegnet."

Ana war purpurroth geworden, bis sie endlich verlegen lächelnd antwortete:

„Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie sich meiner noch erinnerten."

„Also doch," rief Fortunato freudig aus, indem er auf sie zusprang und ihre Hand ergriff — „aber wenn Sie auch damals meinen Dank verschmähten, jetzt darf ich ihn doch bringen?"

„Und wofür Dank?"

„Sie haben Recht; viel war es nicht, was Sie damals retteten, höchstens das Leben eines Menschen, der bis dahin, und auch noch eine ganze Weile nachher, sich nur höchst zwecklos im Lande umhergetrieben hatte. Aber es war doch das Kostbarste, was ich besaß und, wenn ich aufrichtig sein will, zu dieser Stunde noch besitze."

„Aber was bedeutet das Alles?" fragte die Mutter erstaunt.

„Als wir vor drei Jahren den Spazierritt auf den Pichincha machten," sagte Ana erröthend, „hatte der junge Malveca ein Pistol mitgenommen und hielt es so unvorsichtig auf diesen Señor zu, daß ich es in die Höhe schlug. Wahrscheinlich trage ich selber die Schuld, daß es sich dabei entlud."

„Und die Kugel pfiff mir dicht über dem Kopf weg," rief Fortunato lachend. — „Also das war Malveca. Es ist doch eigen, wie sich unser Schicksal oft durch eine Kleinigkeit verändert. Wie manchen seiner Pläne hätte dieser Señor Malveca erreicht, wenn seine Kugel mich, statt die leere Luft getroffen hätte. Seine Familie lebt hier, nicht wahr?"

„Seine Mutter, ja," sagte Benito's Vater, „und was sie uns die ganze Zeit an Herzeleid anthun konnte, hat sie red-

lich gethan. Nur seitdem die Botschaft von ihres Sohnes Gefangennahme hierherkam, scheint sie still geworden zu sein. Ihr Haus stößt an das unsere."

Ein wilder, gellender Schrei tönte in diesem Augenblick aus dem Nachbarhause herüber und Alle horchten erschreckt dem unheimlichen Laut, dem aber schon Todtenstille gefolgt war.

Benito erzählte jetzt den Eltern die Nachricht, die Fortunato aus Guajaquil gebracht hatte, daß die Regierung nach den bei Ruibarbo aufgefundenen Papieren den Proceß Malveca's gegen sie noch einmal aufgenommen und einen schändlichen Betrug entdeckt habe, als eins der Mädchen mit dem Ausruf Ave Maria purisima und schreckensbleichen Zügen in's Zimmer stürzte.

Señora Malveca hatte durch einen Courier von Guajaquil einen Brief erhalten, ihn erbrochen und gelesen, und war dann mit einem einzigen Schrei todt von ihrem Stuhl gefallen.

Und während draußen das Volk jubelte und schrie und musicirte und Fahnen schwenkte und am Abend illuminirte und Feuerwerke abbrannte, zur Feier des Sieges über die Rebellen, lag die alte Frau in ihrem dunkeln Hause, unbeweint, ja selbst von ihren Dienstleuten verlassen, starr und kalt auf ihrem Todtenbette, bis sie am zweiten Tage mitten durch das Festgedränge jubelnder Menschen zu ihrem letzten Ruheplatz hinausgetragen wurde.

Zwei Monate später aber hielt wieder eine kleine buntgekleidete Cavalcade vor Espinoza's Haus und mit jeder Minute kamen noch mehr Reiter und Reiterinnen hinzu, um den Zug zu begleiten.

Es war Fortunato, der mit seiner geliebten Ana, jetzt seiner jungen Frau, nach Süden zog, um Besitz von seiner reizenden Hacienda bei Daule zu nehmen. Und als nun Espinoza neben ihm im Sattel hielt, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte scherzend:

„Nun, Amigo, behaupten Sie noch, daß Sie Ihren Namen nur dann mit Recht führen, wenn es den Nutzen Anderer gilt?"

„Nein, wahrlich nicht!" rief Fortunato, seines lieblichen Weibes Hand ergreifend und drückend — „ich bin so glücklich,

Benito, daß mir der Name nicht einmal genügt, und von jetzt an nenn' ich mich Fortunadisimo."

Die Revolution in Ecuador war beendet. Noch herrschte eine kurze Zeit das aus drei Männern bestehende Directorium in Quito, bis eine gültige Wahl durch die ganze Republik stattfinden konnte, aus der — allen Befürchtungen zum Trotz, daß General Flores die Zügel der Regierung mit Gewalt, und von seinem Heer unterstützt, ergreifen könnte, der allgeliebte und verehrte Garcia Morena als Präsident von Ecuador hervorging.

Die peruanischen Kriegsschiffe blieben allerdings noch drohend eine lange Zeit vor Guajaquil liegen, aber auch das war nur eine nutzlose Demonstration und hatte keine weitere Bedeutung. Doctor Ruibarbo aber lebt noch, theils in Guajaquil, theils in Quito, und ist einer der geehrtesten Bürger — weil er eben einer der reichsten ist.

33.

Nachwort.

Hat sich der Leser für die vorstehende Schilderung ecuadorianischer Zustände interessirt, so wird es ihm willkommen sein, etwas Näheres über die Verhältnisse jenes, uns Deutschen so fern liegenden und so unbekannten Landes zu hören. Es konnte aber in die Erzählung nicht gut eingeflochten werden, da es dieselbe zu sehr ausgedehnt hätte, und mag hier theils als Vervollständigung des Vorangegangenen, theils als Einleitung des zweiten Theiles, der peruanischen Zustände, dienen.

Wenn wir die Karte von Südamerika betrachten, so haben

wir da oben in dem breiten Theil des ungeheuern Continents eine Menge von Republiken und einzelnen Staaten, deren genaue Grenzbestimmungen den dortigen Regierungen nicht einmal genau bekannt sind — viel weniger uns.

Früher bestand dort oben an der Nord- und Westküste eine einzige große Republik, Columbien, die aber vor noch nicht so langen Jahren in die drei Republiken: Neu-Granada, Venezuela und Ecuador aufgelöst wurde — und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Columbien zu groß war und nicht von einem Regierungssitz aus regiert werden konnte.

Allerdings ist Brasilien im Süden ein noch viel größeres Reich, was das Terrain betrifft, aber Brasilien ist auch nur dem Namen nach in seinem ganzen Umfang dem Kaiser unterworfen. Der größte Theil desselben liegt noch, von wilden, ungebändigten Indianerhorden bewohnt, frei und unbelästigt von allen Weißen, und nur wohin diese mit ihren Wagen, oder auf den Strömen mit ihren Schiffen und Dampfern bringen konnten, sind sie die Herren.

Anders ist es im Norden, wo allerdings noch eine Menge Indianerstämme leben, die aber den Weißen völlig unterworfen sind und theils für sie arbeiten, theils harmlos von Fischfang und Jagd leben, nie aber die Weißen in ihrem Vordringen und ihren Ansiedelungen zu stören wagen.

Die nördlichen Republiken sind übrigens ihrer ewigen Revolutionen und Contrerevolutionen wegen berühmt, oder vielmehr berüchtigt, und eben das schwierige Terrain begünstigt diese, da sich in einem tropischen Lande, das eine fast permanente Regenzeit hat, Verbindungswege nur mit außerordentlichen Kosten anlegen und unterhalten lassen. Ist es doch selbst auf der Panama-Eisenbahn eine der größten Arbeiten, nur die Vegetation der wieder und wieder abgehauenen und gestörten Wurzeln so weit zurück zu halten, daß sie nicht alle Augenblicke die Schwellen und Schienen aus ihrem Lager heben, und dadurch die Züge gefährden.

Neu-Granada und Venezuela haben dabei wohl mit den größten Terrainschwierigkeiten zu kämpfen, und selbst in den Gebirgen ist in der Regenzeit der Grund so aufgeweicht, daß viele Europäer auf Reisen und Wegen, auf denen nicht ein-

mal ein Maulthier im Stande ist fortzukommen, sich von zu dem Zweck gemietheten Negern und Indianern tragen lassen.

Ecuador hat es insofern besser, als gerade der niedere Theil seines Landes keinen zu großen Flächenraum umfaßt; nichtsdestoweniger ist seine Hauptstadt Quito, die weit im Innern in den Cordilleren liegt, noch bis zu diesem Tage genöthigt, all' ihre Bedürfnisse aus der südlichsten und sehr weit entlegenen Hafenstadt Guajaquil zu ziehen, weil es mit dem viel bequemer und näher gelegenen nördlichen Hafen Pailon noch keinen Verbindungsweg durch den Wald herstellen konnte.

Aus eben dem Grund liegen auch noch jene ungeheuern Strecken Landes am östlichen Hang der Cordilleren völlig unbenutzt, und nur das wichtige Chinin und Gummi elasticum wird von dort, mit größtmöglichster Verwüstung der Bäume, ausgeführt. Ja, um den Gummi zu erhalten, fällt man ganz einfach jene mächtigen Waldriesen und läßt sie, nachdem sie nur einmal ihren Ertrag gegeben haben, im Wald verfaulen.

Wäre nun Ecuador im Stande gewesen, diese weiten, kaum erst, und noch nicht einmal genau durchforschten Strecken auch nur zum Theil anzubauen, so würde es damit seinen Besitz über das Land schon angetreten haben. So aber waren die Grenzen im Süden und Osten noch nicht einmal genau regulirt, da Ecuador vor der Hand kein dringendes Interesse dabei hatte, besonders mit seinem östlichen Nachbar Brasilien, große und weitläufige Unterhandlungen über einen Flächenraum zu halten, der von beiden Theilen noch nicht verwerthet werden konnte, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch in den nächsten fünfzig Jahren noch nicht in Angriff kam.

Das benutzte damals der ehrgeizige Nachbar im Süden, Castilla, der peruanische Präsident; denn für Peru war auch das östlich von den Cordilleren liegende Gebiet viel werthvoller als für Ecuador, da Peru etwa unter dem zehnten Breitengrad schon einen Hafen an den Zuflüssen des Amazonenstromes in Mairo hatte, bis wohin Dampfer vorgedrungen waren, und mit welchem Platz sie von Zeit zu Zeit verkehrten.

Peru konnte deshalb die östlich jener ungeheuern Gebirgskette gezogenen Producte nicht allein viel besser verwerthen, sondern war auch eher im Stande, dort Colonien anzulegen, die ihre Bedürfnisse dann durch peruanische, den Amazonenstrom befahrende Dampfer vom Atlantischen Ocean her erhalten konnten. Und in der That stand Castilla damals mit Brasilien der Schifffahrt auf dem Amazonenstrom wegen in Unterhandlung.

Castilla beanspruchte zu gleicher Zeit das ganze südöstliche Gebiet Ecuadors, beinahe ein Drittheil der ganzen Republik, und da sich die quitenische Regierung weigerte darauf einzugehen, unterstützte er eine von seinen Creaturen, diesen kleinen intriguirenden Franco, mit Geld und Schiffen, um die Regierung in Quito zu stürzen und diesem dann seine Bedingungen in Betreff des Amazonengebietes vorschreiben zu können.

Der Erfolg zeigte aber, daß er sich in seinen Hoffnungen auf Franco vollständig geirrt, und wie er das merkte, ließ er ihn auch fallen, um später seine Zeit besser abzupassen, und doch noch vielleicht seinen Zweck zu erreichen.

Glücklich für Ecuador fielen aber gerade in diese Zeit einzelne andere Umstände, die Castilla's Aufmerksamkeit von Ecuador ablenken mußten, denn er hatte an anderen Orten die Hände voll zu thun. In Bolivia regte sich zugleich ein Geist der Revolution gegen den ihnen ebenfalls von Peru octroyirten Präsidenten, und zwar machte jener Staat Miene, sich des schmalen Landstreifens zu bemächtigen, der, von Peru besetzt, die Verbindung mit ihren werthvollsten Provinzen unterhielt und in welchem der Haupthafen des Landes, Arica, lag.

Allerdings stößt Bolivia weiter südlich direct an das Meer, aber in einer furchtbar öden und dürren Gegend der Wüste Atacama, und der Landweg von dort nach Potosi war mit den größten Schwierigkeiten verknüpft.

Zu gleicher Zeit lief bald die Frist ab, in welcher Castilla, den peruanischen Gesetzen nach, als Präsident über das Land herrschen konnte — denn die Präsidenten jener sogenannten Republiken sind in der That, so lange sie sich behaupten, unumschränkte Herrscher ihres Territoriums, da von einem wirk-

lichen Volkswillen nicht die Rede sein kann. So bekam denn Ecuador eine Zeit lang Ruhe, und in Garcia Morena, dem tüchtigen Gelehrten und weisen Staatsmann, einen so wackern Präsidenten, wie sich eine solche Republik nur wünschen kann. Der Frieden dauerte auch so lange, bis vom Norden her der erste Anstoß wieder kam, und zwar durch Mosquera, den jetzigen Präsidenten von Neu-Granada, der zu gleicher Zeit, und ebenfalls von Castilla unterstützt, die Fahne der Empörung gegen die Regierung in Panama aufpflanzte, aber glücklicher darin war, als sein südlicher Nachbar Franco, und Stadt nach Stadt eroberte, bis er sein Ziel erreichte.

Der Krieg hatte aber nicht allein ihm selber viel Geld gekostet, sondern seine Unterthanen wurden furchtbar dadurch gebrandschatzt, und diesen einige Erleichterung zu schaffen und wieder frisches Geld zu bekommen, unternahm er eigentlich nur den Streifzug nach Ecuador, der zuletzt in einen förmlichen Raubzug ausartete, und wirklich auch keinen andern Zweck zu haben schien, als einen Theil der reichen ecuadorianischen Klöster und Kirchen zu plündern und soviel Schätze als möglich mit fortzuschleppen.

Ein anderer, nur einigermaßen glaubhafter Grund für den Friedensbruch ist in der That auch nie bekannt geworden, und als Mosquera seinen Zweck erreicht hatte, zog er sich wieder zurück, während die gemachte reiche Beute unter Die vertheilt wurde, die der Krieg am meisten geschädigt.

Wie lange jetzt Ecuador in Frieden leben wird, kann kein Mensch vorhersagen, denn es hängt nur von der Willkür seiner beiden Nachbarn im Norden und Süden ab — die Unruhe des eigenen Volksstammes noch nicht einmal gerechnet. Einen Schritt hat es aber vor allen übrigen benachbarten Republiken vorausgethan, und zwar dadurch, daß es eine fremde europäische Nation mit bei seiner Wohlfahrt interessirte: England.

Als Columbien nämlich damals in drei Republiken zerfiel, theilten sich auch die drei verschiedenen Republiken Venezuela, Neu-Granada und Ecuador in die Schuld, die England noch an sie zu fordern hatte. Der ecuadorianische Antheil dieser Schuldenlast belief sich auf 550,000 Pfd. St., und Ecuador trat dafür an England eine entsprechende Landstrecke ab, die

ihm in verschiedenen Theilen des Landes zur Disposition gestellt wurde. Ein hinübergeschickter Agent wählte darunter jenen Punkt aus, in dem der nördliche Hafen Ecuadors, der Pailon liegt, und eine englische Gesellschaft, die Ecuador land Company, übernahm von der englischen Regierung durch Ankauf die Bebauung und Bevölkerung jener Strecken.

Leider verfügt diese Gesellschaft noch nicht über hinreichende Mittel, um den Bau eines Weges vom Pailon bis Quito zu unternehmen, und die ecuadorianische Regierung — auch nicht recht zur Ruhe gekommen — hat bis jetzt noch nicht bewogen werden können, diesen wichtigen Bau zu unterstützen. Freilich wird er viel Geld kosten, aber dann auch Millionen Acker des herrlichsten Waldes, der jetzt vollkommen nutzlos wächst und fault, dem Verkehr und der Arbeit öffnen.

Es giebt kaum ein herrlicheres Land als Ecuador auf der weiten Welt, und die Natur hat ihre Gaben in verschwenderischem Maß darüber ausgestreut. Vom Ufer des Meeres aus ist es dabei mit dem herrlichsten Wald bedeckt, den irgend ein Boden der Erde trägt, und der bis hoch hinauf an den Hängen seiner Riesenberge, wo die fetten Weiden beginnen, reicht. — Und ein Klima hat es für alle Producte der Welt, vom Buchweizen, Hafer und der Kartoffel (deren Vaterland die Nähe von Quito ist), bis zu der Banane und Ananas, bis zum Cacao und zur Vanille, die beide in den Niederungen wild wachsen. Ecuador ist dabei die Heimath des China- und Gummibaums, und besitzt außerdem einen fast unerforschten Reichthum an edlen Metallen. Millionen Ackerlandes liegen außerdem dessen gewärtig, der sie bebauen wird, und es scheint keiner Frage unterworfen, daß das Land, welche Zeit auch noch darüber hingehen mag, eine große Zukunft vor sich hat.

Dem störend entgegen tritt aber der indolente Charakter der spanischen Race, die eben so wenig wie der Indianer einen Begriff von der Zeit und ihrem Werth zu haben scheint.

Es ist ein ganz wunderliches Volk, diese Abkömmlinge der alten spanischen Freibeuter und Eroberer, und dermaßen aus der Art geschlagen, daß man sie wahrlich nur an ihrer Sprache wiedererkennt. Nichts von dem alten ritterlichen Geist, der doch wenigstens hier und da diese kühnen Männer beseelte,

die in kleinen Trupps die Unterjochung von Millionen ermöglichten — nichts von jener Ausdauer und Zähigkeit, von der Entsagung jeder Bequemlichkeit, von der Ertragung jeder Beschwerde ist geblieben, und wir sehen es hier wiederum recht deutlich, wie es uns in allen anderen heißen Ländern der Erde entgegentritt, daß der in einem gemäßigten Klima Geborene seine Energie und Thatkraft nur so lange behält, als die Kraft ausreicht, die er aus der kälteren Zone mitgebracht, und daß er erschlafft, sobald diese verbraucht ist.

Nirgends in all' diesen heißen, von der romanischen Race bewohnten Ländern — nur vielleicht die Hochebenen wie Quito ausgenommen, die ein vollkommen europäisches Klima haben, finden wir, daß das Volk aus sich heraus etwas schaffe und leiste, und die Einzigen, die irgend eine Thätigkeit unter sie bringen und in einzelnen Fällen zum Nacheifern anreizen, sind immer nur Fremde aus einem kalten Land — Nordamerikaner, Engländer, Franzosen oder Deutsche.

Ein ächter Südamerikaner, der sich von der Geburt an für einen Señor hält, würde es mit seiner Ehre nicht verträglich halten, irgend eine Handarbeit zu thun; aber auf einem Ladentisch den ganzen Tag die Arme abzureiben und seine Cigarette zu rauchen, oder Monat nach Monat allen möglichen Leuten das Haus einzulaufen, um eine Anstellung bei der Regierung — und dabei die Erlaubniß zu ungestraftem Betrug zu erhalten — hält er für keine Schande.

Das ist auch kein Volk für eine wirkliche Republik oder für das, was ein vernünftiger Mensch unter einer Republik versteht: eine Regierung, die aus dem Volkswillen hervorgeht und durch den Volkswillen gehalten wird. Es giebt eben kein Volk in den Staaten, und die Masse der Bewohner besteht eben nur aus Caballeros, wie sich die Müßiggänger sämmtlich nennen, und Peons oder Dienern, und diese letzteren haben noch weniger Urtheilsfähigkeit in Allem was Politik betrifft, als ein deutscher Bauer, und damit, glaube ich, ist das Aeußerste gesagt.

Ein anderer Fluch dieser Staaten, der mit der Regierungsform in genauester Verbindung steht, ist der von dem Wechsel der Regierung (wenn die verfassungsmäßige Zeit abgelaufen)

unzertrennbare Systemwechsel, der es tausend und abertausend Stellenjägern gestattet, wenigstens auf eine Reihe von Jahren einen fetten Posten zu erhaschen, für den sie schon Jahre lang auf der Lauer gelegen und indessen herumgelungert sind und Schulden gemacht haben.

Tritt eine solche Präsidentenwahl ein, dann ist die Wahl selber einzig und allein in die Hände der Caballeros gegeben, die ihre Peons oder Arbeiter dahin schicken, wohin sie sie brauchen, und durch eben solche Machinationen wird auch ein Präsident gestürzt. Volkswohl — das Wort selbst ist unbekannt, und nur das Wohl der bevorzugten Klassen kommt in Betracht.

Die Bevölkerung selber in allen diesen Staaten ist eine entsetzlich gemischte in der Farbe, denn sie entspringt aus allen nur erdenklichen Verbindungen der kaukasischen mit der amerikanischen, und aus späteren Zeiten selbst mit der äthiopischen Race. Am meisten finden sich aber doch die sogenannten Cholos — die man an der Ostküste Amerikas Mestizen nennen würde, oder Abkömmlinge von Weißen und Indianern vertreten, aber auch diese wieder in allen nur erdenklichen Schattirungen und Abstufungen, bis kaum ein Tropfen weißen Blutes noch zu erkennen ist. Es fragt sich freilich immer noch, welcher Stamm die Race veredelt hat, das weiße oder rothe Blut, und ob sie überhaupt veredelt ist und von jenem Gesindel, das nach der Entdeckung Amerikas jene Küsten überschwemmte, veredelt werden konnte.

Der eigentliche Cholo ist allerdings verschmitzter wie der Indianer von reinem Blut; er verkehrt auch mehr und lieber mit den Weißen, auf deren Abstammung er sich etwas zu Gute thut, aber er ist in seltenen Fällen so ehrlich und schlicht wie der Ureinwohner, und wird von diesem, den er selber verachtet, selten geliebt.

Ich möchte hier auch die wunderbare Thatsache nicht unerwähnt lassen, daß die eingeborenen und unvermischten Ureinwohner dieser Länder, und selbst solche, die das flache und niedere, also dadurch auch so viel heißere Land bewohnen, durchgehends eine viel lichtere Färbung haben, als ihre Stammverwandten im hohen Norden und hohen Süden des

amerikanischen Continents, oder in den kalten Zonen dieses Welttheils.

Die Patagonier und Feuerländer im Süden, ja schon viele der Pampasstämme, ebenso wie die Siour und Blackfeet, Osagen und Kickapoos im Norden sind von entschieden kupferbrauner Farbe, obgleich sie ihre Haut der Tropensonne nie ausgesetzt, während die Cajapas und andere Stämme in Ecuador fast ganz licht, ja selbst von hellerer Färbung sind, als die Gebirgsbewohner dieses Landes. Die Cajapas besonders, die an der Westküste größtentheils von Fischfang und von Muschelthieren leben, gleichen merkwürdig in Gestalt und Gesichtsbildung — die übrigens eine fast vollständig kaukasische ist — den ihnen nächsten Bewohnern der Südsee-Inseln, und hauptsächlich denen der Gesellschaftsinseln, und nichts ist wahrscheinlicher, als daß gerade diese Inseln auch von ihren Pflanzensamen von dem amerikanischen Festland erhielten.

Die Cajapas bauen ganz vortreffliche Canoes — die sie bis hinauf nach Neu-Granada verkaufen, und wagen sich oft weite Strecken mit diesen in See hinaus; Wind und Strömung setzen aber, nur etwas von der Küste entfernt, entschieden nach Westen, und einzelne dorthin verschlagene Canoes konnten recht gut die ersten Menschen zu den schon früher von angespülten Cocosnüssen bewaldeten Inseln tragen.

Wie dem auch sei, diese Indianer sind ein schöner, herrlicher Menschenschlag, edel, gebildet, kräftig und intelligent, und kein Cholo hält einen Vergleich mit ihnen aus, wenn er sie auch zehnmal im Handel betrügen und übervortheilen mag.

Die niederen Klassen all' dieser „altspanischen" Besitzungen sind vollständig ungebildet; nur wenige von ihnen können lesen, noch weniger schreiben, und es hält oft in einem von diesen Dörfern oder kleinen Städten entsetzlich schwer, Jemanden zu finden, der den Posten eines Alcalden ausfüllen könnte, weil er da selbstverständlich auch in einzelnen Fällen die Feder führen muß.

Darum sind ihnen die von der weißen Race Abstammenden jedenfalls überlegen, und üben diese Kunst auch mehr, während sie dem eigentlichen Cholo aber wieder sehr in Energie und Ausdauer, ja auch an kräftiger Gestalt und Ge-

wandtheit nachstehen. Die stete Abspannung aller Sehnen durch das ewige Nichtsthun muß allerdings auch zuletzt den Körper erschlaffen.

Der tüchtigste und kräftigste Menschenschlag in allen jenen Ländern sind jedenfalls die Arrieros oder Maulthiertreiber, Cholos und Weiße, die in einem Lande, wo man eine Fahrstraße und ein Fuhrwerk kaum dem Namen nach kennt, allerdings eine nicht unbedeutende Gilde bilden.

Außerordentlich große Aehnlichkeit mit der ecuadorianischen Bevölkerung hat das benachbarte Peru — nicht so das Land selber, denn zwei verschiedenere Küstenstriche ist es unmöglich sich zu denken, als die dieser beiden, doch einander dicht begrenzenden Länder.

Die ganze Küste von Panama bis zu der Südgrenze von Ecuador — etwa 4 Gr. Süder-Br., besteht aus dichtem, oft undurchdringlichem Wald, mit hellgrünen Manglaren oder Mangroven bestanden, so weit die Fluth des Meeres reicht und deren Wurzeln mit Salzwasser bespülen kann. Nur hier und da öffnet sich, wenn man an der Küste herauffährt, diese fest in einander greifende Mauer eines wilden Laubwalles, um irgend einen Strom, der aus dem Innern kommt, hindurch zu lassen, und draußen im Meer schwimmt dann niedergeschwemmtes Holz, schwimmen abgerissene Zweige und Früchte, die eine Sturzfluth mit hinausgenommen.

Sowie man aber, nach Süden fahrend, die Mündung des Guajaquilstromes verläßt und nur noch ein kurze, sehr kurze Strecke zurückgelegt hat, so sieht man, wie Uferbäume zu Uferbüschen zusammenschrumpfen. Immer niedriger werden diese, immer häufiger bemerkt man lichte und hellgelb schimmernde Blößen dazwischen, und jetzt plötzlich, mit der factischen Grenze von Peru, hören auch diese auf, und kahl und brach liegen die nackten Uferberge in der Sonne und strömen eine erstickende Hitze aus.

Und solcher Art ist die ganze peruanische Küste, mit jenem kleinen Strich von Bolivia und immer weiter hinunter das Nämliche, bis weit, weit an Chile hinauf. Ja, erst im araukanischen Lande, oder wenigstens kurz vorher, in der Nähe

von Concepcion, den Weingärten Chiles, beginnen die Berge sich wieder bewaldet zu zeigen, beginnen freundliche Höhenzüge.

Bis tief nach Chile reicht aber auch jener regenlose Strich, der nie mit einem frischen Gewitterschauer die Erde tränkt. Das wenige Gras, was in der sogenannten Regenzeit an den Hängen wächst, ist kaum genügend, ihnen einen mattgrünen Schein zu geben, und nährt sich auch nur von dem starken Thau oder Niederschlag, der über Nacht fällt. Es giebt kaum eine trostlosere Küste auf der Welt, als die peruanische, und während man hier mit der schwersten Arbeit und größten Mühe Alles künstlich bewässern muß, was man ziehen will, weiß man in dem benachbarten Ecuador, kaum wie man des Wassers Herr werden soll, und ist nicht im Stande das Wachsthum der Pflanzen nieder zu halten. Treibt doch die Banane dort in sieben bis acht Monaten aus dem Keim heraus einen zwölf Fuß hohen und acht bis neun Zoll im Durchmesser haltenden saftigen Schaft, und bringt in vierzehn ihre Riesenfrucht zur Reife.

Gerade das Land östlich von den Cordilleren in Peru ist aber das fruchtbare und wetteifert in jeder Hinsicht mit den gesegnetsten Himmelsstrichen der Erde. Aber weite Strecken und zwei mächtige Cordillerenrücken, der Paß des einen sechzehn-, der des andern zwölftausend Fuß über der Meeresfläche, erschweren den Weg dorthin und machen den Transport der weniger kostbaren Producte ganz unmöglich. So kommt es, daß Peru, mit all' seinen Hülfsquellen im Innern, doch fast alle die Producte, die es selber ziehen könnte, aus anderen Ländern einführen und seine eigenen Ländereien brach sehen muß.

Dem könnte freilich abgeholfen werden, denn Quellen und kleine Ströme sind genug da, und mit künstlicher Bewässerung ließe sich Alles erzwingen, aber es fehlt an Arbeitskräften. Die weißen Eingeborenen selber arbeiten nicht, oder doch wenigstens nicht mehr, als um sich am Leben zu erhalten, die Neger sind nach der Befreiung vom spanischen Joch — was die Caballeros jetzt sehr bedauern — ebenfalls frei gegeben, und seit Jahren schon zerbrechen sich Leute darüber den Kopf, wo sie Arbeiter herbekommen wollen.

Man hat Versuche mit deutscher Einwanderung gemacht, und sie sind zum Theil gelungen, aber zu den Erdarbeiten auf dem tropischen Boden konnte man die an ein kaltes Klima gewöhnten Deutschen doch nicht verwenden, wenigstens dort nicht halten.

Ein weiterer Versuch wurde mit Chinesen gemacht. Diese sind aber ein allerdings sehr fleißiges und thätiges, aber sonst auch ein vollkommen nichtsnutziges Volk, das eben noch gefehlt hatte, den so schon darum gar nicht verlegenen Südamerikanern neue Schlechtigkeiten zu bringen, und sobald sie ihre Arbeitszeit abgedient, überschwemmten sie das Land mit ihren Lastern.

Der Kulihandel war noch nicht versucht worden, und die Südsee-Inseln mit einer zahlreichen Bevölkerung hatte man so noch, aber bis jetzt freilich auch immer gehört, daß diese harmlosen Menschen, die im Nichtsthun nah mit den Südamerikanern wetteiferten, zu keiner Arbeit zu bringen wären, bis endlich einige peruanische Schiffe, die den Versuch gemacht hatten Arbeiter anzuwerben, und ihn — wenn auch mit Gewalt, durchführten, die ersten Kulitransporte nach Peru brachten und dadurch eine neue Aera für den Ackerbau zu eröffnen schienen.

Der Präsident stand aber diesem Kulihandel fern, ja, hatte keine Ahnung, in welcher nichtswürdigen Art er betrieben worden.

Damit beginnt die zweite Abtheilung, Señor Aguila. —

Die Erzählung dieser beiden Romane spielt in den Jahren 60 und 61. — Jetzt haben sich die Verhältnisse dort wieder geändert. In Ecuador ist der wackere General Flores, und zwar erst vor ganz kurzer Zeit, gestorben, in Peru ein neuer Präsident gewählt, Peru selber aber auch in Streitigkeiten mit Spanien verwickelt worden, die das letztere Land veranlassen, die Hand auf die Chincha-Inseln zu legen.

Diese Chincha-Inseln sind aber die Schatzkammer des ganzen Landes, da sie jährlich einen ungefähren Reingewinn von zwanzig Millionen Dollars abwerfen, und liegen freilich für eine Schatzkammer ein wenig exponirt in offener See und außer Schußweite vom festen Land.

Aber in diese späte Zeit, die ihrer Entwickelung noch in diesem Augenblick entgegensieht, reicht unsere Erzählung nicht. Sie umfaßt nur den Zeitraum von Franco's Flucht aus Guajaquil, wonach sich der Expräsident ja nach Lima wandte, um Castilla noch einmal gegen Ecuador aufzustacheln, bis nach dem Mordversuch, der damals in ziemlich räthselhafter und verworrener Weise auf den Präsidenten gemacht wurde, und ich will es wenigstens versuchen, darin dem Leser ein treues und, wenn möglich, anschauliches Bild der dortigen Zustände zu geben.

Ende der ersten Abtheilung.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Familie Buscada	1
2.	Die Execution	11
3.	In Bodegas	26
4.	Der quitenische Officier	35
5.	Ein Familienabend	44
6.	In Quito	62
7.	Auf dem Lande	74
8.	Doctor Ruibarbo	82
9.	Der Bote	95
10.	In Guajaquil	105
11.	Juan Ibarra	119
12.	Verschiedenes Schicksal	133
13.	Der Marsch gen Quito	139
14.	In der Branntweinbrennerei	158
15.	Das Souper	171
16.	Der Ausmarsch der Quitener	185
17.	Die Begegnung	196
18.	Nach Camino real	214
19.	Sennor Malveca	225
20.	Flores' Brief	239
21.	Am Chimborazo	253
22.	Die Schlacht von Tucumbo	266
23.	Die Verfolgung	281
24.	Franco in Guajaquil	291
25.	Das Hotel de France	305

Seite

26. Castilla's Botschaft 322
27. Doctor Ruibarbo's Hochzeit 335
28. Die Einnahme von Guajaquil 348
29. Franco's Flucht 361
30. Der erste Morgen 371
31. Das Verhör 385
32. Fortunato in Quito 402
33. Nachwort 412

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

22

23
24
25

467032

LG Gerstäcker, Friedrich
G383mu Eine Mutter.

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

PLUMMER
BINDER
DAVENPORT
IOWA